

175. GEBURTSTAG FERDINAND RAIMUND



AUSTRIA/AUTRICHE



ÖSTERREICH





15'00

15'00



Ferdinand Raimund.

Roman
aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von
Otto Horn.

Erster Band.

Wien, 1855.
Verlag von Eduard Hügel,
Herrngasse Nr. 251.

Druck von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

1.

Ich bitte Dich, Fanni, verlasse das Fenster und sieh mir nicht immer nach dem blonden Menschen da drüben am Kaffeehause, sonst lasse ich mich, so wahr ich den heutigen Tag überleben will, von Dir scheiden.

Fanni verließ das Fenster.

Der Mann, welcher mit Fanni, seiner Frau also sprach, war der reiche Lebzelter Franz Trur, einer der angesehensten Bürger und Hausbesitzer in der Josefstadt in der Kaiserstraße; ein Mann ungefähr sechs und sechzig Jahre alt; Fanni war seine zweite Frau, eine Frau kaum im zwanzigsten Jahre.

Nicht genug, fuhr Herr Trur fort, daß der verwünschte Komödiant Deine ältere Schwester ganz verrückt gemacht hat, so daß sie Vater und Mutter verlassen, ohne Talent zu besitzen, dem Theater sich widmete und dem Possenreißer nachzog, so bist auch Du nahe daran, den Verstand zu verlieren, Du Theaternärrin, Du Schauspielervergötterin, Du Wahnsinnige aus Koulissenwuth.

Nenn' den Raimund keinen Komödianten und Possenreißer, versetzte die Frau. — Wer den Franz Moor so darstellt, daß selbst der berühmte Schauspieler Ochsenheimer von ihm rühmt, Raimund kopiere Ochsenheimer in allen seinen Nüancen, der

ist ein Künstler, und ein Künstler ist er auch, das sagen Dir alle Josefstädter, die ihn schon jetzt zu ihrem Liebling erheben.

Ein sauberer Künstler, welcher kopiert!

Mit Nachahmung berühmter Meister fangt man an, sagt unser Gerichtsschreiber, der doch viel vom Theater versteht, weil er jedes neue Stück „in der Burg" sieht. Kopiertest Du nur Deine lebzeltenen Husaren nach den lebendigen in der Reiterkaserne so getreu, wie der Raimund den Ochsenheimer, so würdest Du Dich unsterblich machen. Da steht er wieder vor dem Kaffeehause! rief Frau Franziska, nachdem sie einen Blick aus dem Fenster geworfen, aus. Ein völliges Buch von einer Rolle hat er in der Hand, und diese Rolle muß er bis Samstag auswendig lernen! So ein großer Wust von Worten muß in zwei Tagen in das kleine Köpferl hinein; ob ein solcher Theaterdirektor ein Einsehen hat, daß er einen Menschen auf so grausame Art zu maltraitiren vermag! Solche Rollen sollte die Censur streichen, nicht die Stücke, in welchen sie vorkommen, das wäre viel gescheidter!

Fanni öffnete das Fenster und grüßte auf die Straße.

Was thust Du denn, Unbesonnene? fragte ihr Gatte.

Du siehst es ja, den Raimund grüß' ich. Grüße ihn auch, er ist doch gar so artig.

Der Lebzelter grüßte unwillkürlich.

Herr von Raimund, fragte die Frau aus dem Fenster des ersten Stockes, ist das Ihre neue Rolle, welche Sie in der Hand haben?

Ja, antwortete Raimund.

Die ist ja so dick wie ein ganzes Stück.

Nicht viel geringer, versetzte Raimund. Ich komme fast nicht vom Theater, aber die Rolle ist

gut, ist komisch, ich werde sie mit Lust spielen. Ich stelle einen alten, eifersüchtigen Narren vor, den sein junges Weib zum besten hat; kommen Sie übermorgen ins Theater, ich hoffe Sie zu unterhalten.

Hörst Du, sagte die Lebzelterin zu ihrem Manne, einen eifersüchtigen, alten Narren stellt er vor, den sein junges Weib zum besten hat! Ei, da müssen wir ins Theater. Herr von Raimund, bestellen Sie uns die Sperrsitze „Eins und Zwei" gleich hinter dem Orchester, damit wir recht nahe bei Ihnen sind.

Ich werde es besorgen, versetzte Raimund, empfahl sich und ging.

Fanni machte das Fenster zu.

Herr Trur sank auf einen Stuhl, biß die Zähne übereinander, und konnte nicht sprechen vor Wuth und Aerger.

Was hast Du denn, fragte ihn seine Frau, Du bist ja ganz dunkelroth im Gesichte!

Soll ich vielleicht lachen, wenn mich dieser Hanswurst aufs Theater bringt?

Dich? Wie denn Dich?

Nun, wer soll denn der eifersüchtige, alte Narr sonst sein, als ich? —

Bist Du denn eifersüchtig?

Nun, das wirst Du doch wohl schon bemerkt haben!

Und Du gestehst es?

Muß ich nicht, wenn ich solche Sachen höre?

O wehe! da werden wir bald zum Gespötte der ganzen Josefstadt werden! Sei doch klug! Raimund denkt so wenig an mich, als an meine Schwester. —

Aber Du bist eben so verliebt in ihn, wie diese.

O nein. In seine Kunst bin ich verliebt, nicht in ihn. — Dabei ist es mir nicht ein Mal recht, wenn

er eine komische Rolle spielt. Zum Beispiele, als Pachter Feldkümmel verklebt er sich das ganze Gesicht, und trägt eine falsche Nase, falsche Wangen! — Ein Gesicht, wie vom Pachter Feldkümmel, ist ein Mittel gegen die Liebe.

Sage, was Du willst, in das Stück bringst Du mich nicht auf den Samstag, und Du darfst auch nicht ins Theater. Dieser Komödiant ist im Stande und kleidet sich wie ich; dann zeigen die Leute mit Fingern nach mir.

Gut, wenn Du nicht ins Theater gehst und mich auch nicht dahin läßt, so bleiben wir zu Hause, und warten ab, was uns die Leute von dem neuen Stücke erzählen. Kommt nichts vor gegen uns, so können wir es später ansehen.

Du bist doch ein gutes Weib!

Das will ich meinen! — Da ich weiß, daß Du eifersüchtig bist, so will ich keine Veranlassung dazu geben.

Ich danke Dir herzlich, liebe Fanni, Du wälzest mir einen Stein vom Herzen.

Es wurde an der Thüre geklopft.

Herr Trur sprach: „Herein!"

Der Logenmeister des Josefstädter Theaters erschien vor dem Ehepaar und verneigte sich.

Ehe wir den Logenmeister noch sprechen lassen, müssen wir unsere Leser erst mit ihm bekannt machen.

Er hieß Wallner. — Aeltere Leser werden sich an ihn noch erinnern.

Wallner war ein komischer Patron.

Wenn ich mehr gelernt, sagte er, hätte ich besser zum Dramaturgen und zum Theatersekretär gepaßt als zum Logenmeister! — Er kümmerte sich mehr um die Stücke und Schauspieler, als um das Publikum.

Da er im Josefstädter-Theater alt geworden, und unter Karl Meyers Direktion schon Logenmeister

war, unter welcher Direktion größten Theils Ritter- und Räuber-Stücke gegeben wurden, so schwärmte er nur für diese.

Häufig sprach er sich folgendermaßen aus: Wir leben in einer abgeschmackten Zeit! — Der Iffland und der Kotzebue haben das Theater verdorben! — Jetzt gibt man Geschichten, wie sie in allen möglichen Privathäusern vorgehen. Wenn ich zu dem ersten Bürger ins Haus komme, so sehe ich den Bruderzwist, so sehe ich Menschenhaß und Reue, die Mündel, Bewußtsein, und wie die Langweiligkeiten alle heißen! Nicht wie die Welt ist, nein, wie sie war will ich sehen! — Barbarei und Größe, Mathilde von Gießbach, die Pilger, Hans Dollinger, das heimliche Blutgericht, Sarmäts Feuerbär, Rinaldo Rinaldini, das sind Stücke, die haben Mark und Bein, und lebte der Seefeld noch, so hätte das Publikum Genüsse, welche es nicht für Tausende zu hoch erkaufte!

Als er bei dem Lebzelter eintrat, fiel es dem Ehepaar erst ein, daß es zwei Sperrsitze bestellt hatte. Es sah sich gegenseitig an, gleichsam fragend, was jetzt zu machen.

Eine Empfehlung von Herrn von Raimund, sagte der Logenmeister. Hier sendet er den Theaterzettel und die bestellten Sperrsitze.

Es ist wahr! versetzte der Lebzelter; meine Frau bestellte sie.

Das Benefiz des Herrn von Raimund wird stark besucht werden, bemerkte der Logenmeister. Nur mit Mühe konnte ich Nr. 1 und 2 zurückerobern. Der Seifensieder Weger hatte sie bereits in Empfang genommen, doch zum Glücke wurde noch rechtzeitig die Frau und zwar mit Zwillingen entbunden, und so bleiben Herr und Frau und die zwei Kinder zu Hause.

Frau Trur las mittlerweile den Komödienzettel.

Richtig! sagte sie, ein neues Stück und zum Benefiz des Herrn Ferdinand Raimund, „die Musikanten auf dem Hohenmarkt," Posse mit Gesang in drei Acten von Joseph Alois Gleich. — Adam Kratzerl, ein Musikant, Herr Raimund, las die Frau Lebzelterin weiter. Ist es möglich! einen Musikanten mit dem gemeinen Namen Adam Kratzerl spielt dieser Künstler! Das ist doch sehr traurig!

Und so Etwas soll lustig sein, erwiederte der Logenmeister. Ich habe ihm genug zugesprochen, daß er als ein Mann, der den „Koke" in der „Parteiwuth" so außerordentlich schön darstellt, sich nicht als ordinärer Musikant auf dem Hohenmarkt herumtummeln soll — nichts hat es genützt! — Er spielt den Kratzerl und singt auch, ja kratzt sogar die Violine, daß es eine Schande ist!

Wie, er geigt auch? fragte der Lebzelter.

So, daß Einem die Zähne lang werden, die Haare gegen Berg stehen und die Augen übergehen. — „Ich will dem Publikum zeigen, daß ich auch im „Lokalkomischen" zu verwenden bin," antwortete mir Raimund, und so nahm er dieses Stück zu seiner Einnahme an. Ich weiß es aber, warum Raimund den Adam Kratzerl zum Benefiz wählte! Er will eine ausgiebige Einnahme machen, das gelingt in der Josefstadt nur durch gemeine Possen. — Schulden hat Raimund auch in Oedenburg und Raab zurückgelassen; als ehrlicher Mann will er diese bezahlen, und so gibt er denn dieses Stück, das ihm Geld bringen soll.

Was hat denn dieses Stück für einen Inhalt?

Einen dummen! Haben Sie „die Fiaker in Wien" gesehen? „Adam Kratzerl" hat dieselbe Geschichte! In den „Fiakern" führt ein Fiaker sein Weib in einer Maske in die Redoute und kennt sie nicht; hier geigt

ein Musikant auf einem Balle, während sein Weib tanzt, und kennt sein Weib nicht.

Also keine Anspielungen auf einen Josefstädter Bürger? fragte Herr Trur ziemlich beruhigt.

Keine Idee! versetzte der Logenmeister, Bürger, die so dumm sind, wie Adam Kratzerl, gibts in der ganzen Welt nicht, am wenigsten in der Josefstadt.

Ei da gehen wir ins Theater! versetzte der Lebzelter, nahm einen zehn Gulden-Einlösungsschein aus der Brieftasche und sagte: Hier für die Sperrsitze zehn Gulden. Ich lasse höflich danken für die Aufmerksamkeit und hier, Herr Logenmeister, folgt ein Gulden für Ihre Mühe.

Der Logenmeister dankte verbindlich.

Und nun, fragte Frau Trur, wie geht es denn sonst im Theater!

Seitdem der Raimund engagirt ist, vortrefflich, erwiederte Wallner. Es geht um Raimund zu auf und außer der Bühne, daß er zwölf Füße haben müßte, um allen den Einladungen nachzukommen, die an ihn gelangen. Nächsten Samstag sind alle Logen von Damen genommen, die alle in ihn verliebt sind.

Verliebt! betonte die Lebzelterin.

Ja, ja verliebt, wiederholte der Logenmeister, man kann es schon so sagen. In der Jägerzeile besitzt er sogar eine Gräfin.

Eine Gräfin?

Oder Marquisin oder Lordin; ich bin noch nicht darauf gekommen, was sie für eine Landsmännin ist, ob eine Deutsche, eine Französin oder eine Engländerin. — Aber sie liebt ihn türkisch! — So oft sie in unser Theater kommt, hat sie stets die Loge Nr. 1. Raimund muß dann die ganze Komödie fast für sie allein spielen, seine Augen sind stets in Nr. 1, seine Mimik gehört nur für diese Loge und was er

spricht fliegt der Gräfin zu.—Mir ist es recht, aber wenn es einmal seine eigentliche Geliebte erfährt.—

Eine eigentliche Geliebte hat er auch! fragte die Lebzelterin.

Das will ich meinen, und was für eine! — die erste Heldin und Liebhaberin in Temeswar. Er war mit ihr in Oedenburg engagirt, und wie er behauptet, könne er sie nicht vergessen. Es scheint aber doch, daß er sie vergißt, denn die Gräfin ——— ich habe die Ehre mich zu empfehlen.

Herr Logenmeister, rief Frau Fanni; nur Eines noch, ist die Gräfin jung? ist sie schön?

Ist sie so schön und so jung wie meine Frau? fragte der Lebzelter etwas pikirt. —

Wie die Frau von Trur? da könnte die Gräfin von Glück sagen! die Frau von Trur ist eine Fürstin gegen sie! — Sagen Sie mir: Ist eine kleine Schönheit, — eine Schönheit! Ist eine brünnette Schönheit eine Schönheit! — Ist eine dicke Schönheit eine Schönheit! Nie!

Wie alt? wie alt? Herr Wallner.

Mit der Schminke 24 Jahre, ohne Schminke 32 Jahre!

Da haben Sie noch einen Gulden, sagte der Lebzelter. Meine Frau wird heute Nacht ruhig schlafen.

Der Logenmeister lachte und empfahl sich.

Wirklich war Raimund in seinen jüngeren Jahren ein Liebling der Frauen und Mädchen. Er brauchte es nicht darauf anzulegen, ihnen zu gefallen; er gefiel ihnen, ohne es zu wollen.

Sein blondes, schön gelocktes Haar, seine seelenvollen Augen, seine edlen Züge, seine Jugendfrische und Lebendigkeit gewannen ihm alle Herzen.

Hätte er nicht mit Vorliebe Rollen von komischen

Alten gespielt, und wäre er z. B. wie im „lustigen Fritz," immer in seiner natürlichen Gestalt auf der Bühne erschienen, so hätte er noch mehr Glück bei den Damen gemacht; er aber fühlte keinen großen Hang zu Liebeleien; er verliebte sich wol einige Male so recht wie ein junger Mann sich zu verlieben pflegt, er liebte aber bis auf Eine, die ihm bis zum Tode treu ergeben war, und noch jetzt seiner mit warmer Neigung gedenkt, stets unglücklich. Sein Charakter blieb immer untadelhaft in der Liebe wie in der Freundschaft, aber Liebe und Freundschaft erfreuten ihn nur wenig.

Das Theater in der Josefstadt wurde, als Raimund im Jahre 1813 bei demselben engagirt war, von einem Herrn Josef Huber dirigirt. Er war einst Apotheker, und glaubte auch das Rezept, wie mar ein Theater dirigirt, bereiten zu können. — Josef Huber war der Bruder des Leopold Huber, der in derselben Zeit das Theater in der Leopoldstadt gepachtet hatte. — Die beiden Brüder bildeten sich nicht wenig darauf ein, daß Josef — die Josefstadt und Leopold — die Leopoldstadt mit ihrer Bühnenleitung erfreute. Wir sind geboren worden für diese Vorstädte, pflegte der Apotheker zu sagen. Sterben wir einst, wird es der Welt vorkommen, als wenn diese Vorstädte Witwen geworden wären; die Namen werden ihnen bleiben, aber ihre „Männer" sind todt.

2.

Raimund fühlte sich sehr glücklich in seinem Engagement am Josefstädter-Theater. Nur die Kritiker in der „Theaterzeitung" und im „Sammler" ärgerten ihn. Beide Journale tadelten, daß er Ochsenheimer

kopire; er aber bildete sich hierauf nicht wenig ein. — Wie tief er in sein Vorbild eingedrungen, beweist die Beurtheilung seiner Darstellung als Franz Moor, über welche in der „Theaterzeitung" Folgendes zu lesen war:

„Herr Raimund kopirte Herrn Ochsenheimer als Franz Moor, und wir müssen bekennen, daß wir noch nie einen Schauspieler sein Musterbild so genau, in jeder Nüance so getreu, ja ängstlich copieren sahen als Raimund. Alles was Raimund bringt, jede Fingerbewegung, jede Geberde, das Augenspiel, selbst das Athemholen u. s. w. ist Herrn Ochsenheimer abgelauscht. Herr Raimund ist ein so getreues Echo seines Vorbildes, daß man dieses zu sehen und zu hören glaubt. Der Gang, der Mantelwurf, das Ausbreiten der Arme, das immer wiederkehrende Vor- und Rückwärtstreten, das bei Ochsenheimer sogar unangenehm auffällt und wiederholt scharf getadelt wurde, alles hat Raimund Herrn Ochsenheimer abgeborgt. Man könnte versucht werden, ein solches Kopiren zu loben, und Raimund das glänzendste Zeugniß für seine feine Beobachtungsgabe und für sein genaues Studiren jener Muster, welche er für gut hält, auszustellen, wenn man nicht befürchten müßte, dem jungen Schauspieler einen schlechten Dienst zu erweisen, denn der Kunstjünger, welcher Andere kopirt und nicht aus sich selbst zu schöpfen vermag, bleibt immer ein untergeordnetes Mitglied des Theaters. — Man rief Herrn Raimund am Schlusse des Trauerspiels, wofür er wieder in Ochsenheimers Weise dankte, ja sogar dieselben Worte sprach, welche Ochsenheimer als Franz Moor dem Publikum in Wien vortrug und zwar: „Ich bin häufig in der Lage, Gefühle zu äußern, die ich nicht habe, heute bin ich aber in der schönen Verlegenheit, ein Gefühl zu ha-

ben, das ich nicht äußern kann!" — Das nennt man doch copiren!"

Als der Lebzelter diese Rüge in der Theaterzeitung im Kaffeehause las, stahl er das Blatt, in welchem sie enthalten war, und brachte dasselbe seiner Frau nach Hause.

Da hast Du es, Schwarz auf Weiß, daß Raimund kein Künstler ist, sprach der Lebzelter. Siehst Du, daß ich recht hatte, wenn ich sagte: „Ein sauberer Künstler, welcher kopirt!" —

Ich habe es schon gelesen, das dumme Rezensenten-Gefasel! versetzte die Frau. Raimund war bei mir, und hat mir es selbst mitgetheilt.

So? Er besucht Dich, wenn ich nicht zu Hause bin?

Muß er nicht, um sich zu rechtfertigen. Er besucht alle seine Gönner in der Josefstadt und spricht über diese hämische Kritik. —

Und wie rechtfertigt er sich denn?

Er sagt, die Stimme des Publikums gehe ihm über Alles, und diese sei so laut und günstig, daß er die Stimme der Kritik leicht überhören könne; aber er werde nicht ruhen, bis die Stimme des Publikums wie die der Kritik gleich vortheilhaft für ihn lauten würden.

Das wäre sehr hübsch, indeß soll er auch auf meine Stimme hören, und diese ruft ihm zu: Meine Schwelle nicht mehr zu betreten, sonst könnte es ihn ein Mal gelüsten, mich, wie ich noch den Liebhaber bei Dir spielte, zu kopiren und da würde ich ihn dann auf eine Art applaudiren, an die er ewig denken müßte!

Du bleibst doch immer ordinär!

Aber originell. Wie man einen zudringlichen Menschen, der ein junges Weib in der Abwesenheit ihres Mannes besucht, zu behandeln hat, das treff ich ohne Ochsenheimer mit dem Ochsenziemer!

Sapperment! Du wirst sogar witzig!

Alles aus Wuth über Dich!

Wenn Dein Witz mir nur nicht gefährlich wird.

Dir füge ich kein Leid zu, aber der Blondin soll meinen Witz noch fühlen. Das kannst Du ihm ausrichten!

Dann erlaube mir, daß ich sogleich zu ihm hinüber gehe, sonst kommt er heute noch ein Mal!

Wie? Was? Du willst sogar zu ihm hinüber? —

Wenn ich ihm Etwas ausrichten soll!

Da bleibst Du sitzen und rührst Dich nicht vom Flecke! — Hast Du nichts zu thun? — Die Gesellen haben drei Dutzend große lebzeltene Kinder gebracht, und keines ist noch aufgeputzt. Da, nimm die rosenfarbnen Bänder und garnire die Kinder und mache kleine Maschen auf ihre Häubchen und „fasche" sie mit Gallonen ein.

O ich unglückliches Weib! Mit lebzeltenen Kindern muß ich mich befassen, indeß alle meine bekannten Frauen sich mit ihren eigenen Kindern unterhalten!

Verwünschtes Weib! Mit ihren entsetzlichen Anspielungen! — Doch nur Geduld! —

Nun, wenn ich mit Dir keine Geduld habe, so —

Es wurde wieder geklopft.

Herein! brüllte der Lebzelter voll Wuth.

Der Schauspieler Kindler trat ein.

Schon wieder ein Komödiant! brummte Herr Trur für sich, und wieder ein junger! Am Ende kommt das gesammte Theatervolk zu mir, und hält hier seine Proben.

Ach Gott! sagte Kindler, haben Sie das „Herein!" mit solcher Wuth ausgesprochen, daß es beinahe wie „Hinaus!" geklungen hat.

Ei willkommen! Herr von Kindler, sprach Frau Trur, was verschafft uns denn die Ehre?

Ich komme von der Probe von den „Musikanten auf dem Hohenmarkt.“ Sie wissen, heute Abend ist die Vorstellung. Unser Theaterschneider ist mit einem geblümten Schlafrock nicht fertig geworden, und so muß ich denn einen auftreiben! — Ich erfuhr von Raimund, daß Sie, Herr Trur, einen solchen besitzen. — Er und der Direktor Huber bitten Sie nun, diesen Schlafrock für heute herzuleihen. Es geschieht nichts daran, wir bedürfen des Schlafrockes nur für heute Abend. —

Dafür werde ich mich hüten! grollte der Lebzelter, ich brauche meinen Schlafrock selbst.

Die dritthalb Stunden während der Vorstellung gewiß nicht, erwiederte Kindler. Sie gehen ja selbst ins Theater. — Ehe noch das Stück zu Ende, schicke ich Ihnen den Schlafrock durch den Garderobier mit Dank zurück. —

Da ist der Schlafrock, erwiederte die Frau geschäftig. Halten Sie ihn für geeignet, auf dem Theater zu erscheinen?

Kindler besah ihn, dann sagte er:

Scharmant ist er. So recht spaßig! Der altmodische Schnitt und die lächerlichen Farben! Der Schlafrock wird sich prächtig ausnehmen!

Erlauben Sie, ich find' an meinem Schlafrock nichts Lächerliches. —

Aber wenn der gefoppte Ehemann ihn anlegt, und seinem Weibe eine Sittenpredigt darin hält. —

So? Also wird ihn Raimund tragen?

Versteht sich!

Ich gebe meinen Schlafrock nicht her.

Gut, ich werde es melden.

Aber Tobias! bat die Frau. —

Das Maul halte! wüthete Herr Trur.

Darf ich fragen, fuhr Kindler fort, in welcher Gasse Herr Ellauer wohnt?

Mein Kollega, der Lebzelter zum silbernen Schiff?

Ja.

Der wohnt in der Langengasse. Was wollen Sie bei diesem?

Der soll auch einen ähnlichen Schlafrock besitzen; ich will nun zu diesem. Auch muß ich einen Zentner Wachs für den Direktor bestellen und dort das Wachs kaufen, wo uns die Gefälligkeit mit dem Schlafrocke erwiesen wird. —

Zu was brauchen Sie denn das Wachs?

Für's Theater! Wir handeln Kerzen dafür ein, und kommen wohlfeiler dazu.

Und bezahlen das Wachs gleich bar?

Das versteht sich! Ich habe das Geld bei mir.

Erlauben Sie! Ein Geschäft geht Allem vor. — Da ist mein Schlafrock, ich befehle auf der Stelle meinem Hausknecht, den Zentner Wachs ins Theater zu bringen. — Ich bin sogleich wieder da!

Der Lebzelter ging.

Als die beiden jungen Personen allein waren, lief Kindler auf die Frau hin, umarmte sie und sagte: Ach, Fanni!

Ach, Karl! lispelte sie.

Du bist unglücklich verheiratet!

Sehr unglücklich!

Deine Eltern opferten Dich dem Gelde dieses alten, grämlichen Mannes, mich wiesen sie aus dem Hause, weil ich ein armer Teufel bin und nur von meiner Gage lebe!

Ach, Karl, Du hast keinen Begriff was ich leide! — Mein Mann eifert mit Raimund. —

Ich eifere auch mit ihm. Ich habe schon erfahren, wie hoch Raimund in Deiner Gunst steht. —

Ich liebe jeden Künstler.

Auch unsern alten Neukäufler?

Ach, der sieht meinem Manne doch gar zu ähnlich!

Stille! Dein Tyrann kommt!

Herr Trur erschien wieder.

Das Wachs ist expedirt, sagte er, ich bitte um das Geld. —

Hier ist es. Ich bitte um den Schlafrock, der Garderobier steht im Vorhause. Erlauben Sie, daß ich ihm dieses Kleidungsstück übergebe!

Es darf mir aber nichts daran geschehen!

Nicht eine Falte soll verdorben werden.

Haben Sie heute Abend eine gute Rolle, Herr von Kindler? fragte der Lebzelter.

Die Liebhaber in der Josefstadt sind alle entsetzlich! — In ernsten Stücken werden sie ausgelacht, in komischen haben sie nicht sechs gesunde Worte zu sagen! Heute muß ich eine ganze Scene hindurch von einer Fanni fantasiren, die nicht ein Mal vorkommt. Wenn nicht eine Fanni im Parterre sich meiner erbarmt, so bin ich trostlos.

Meine Frau heißt Fanni!

Das hab' ich nicht gewußt! — da bitte ich tausend Mal um Verzeihung, daß ich diesen Scherz gewagt.

Muß die Fanni heißen, die nämlich, von der Sie fantasiren?

Gott bewahre! Ich fantasire auch von einer „Lenorl" mir ist das einerlei!

Sie erweisen mir eine Gefälligkeit, wenn Sie „Lenorl" sagen. —

Ihnen zu Liebe Alles.

Sie sind ein charmanter Mann! Apropos, wollen Sie morgen bei mir speisen! — Ich höre, es sei jetzt Sitte bei den Bürgern in der Josefstadt, daß solide Schauspieler bei ihnen zu Tische gebeten werden.

Ja, der Kaufmann bei der „Schlange" traktirt all
Sonntage zwei andere Künstler. Raimund hat auc
schon bei diesem Kaufmanne gespeist.

Nun, wissen Sie, der Kaufmann bei der Schlang
mag sich eine Schlange im Busen erziehen; ich abe
bin kein Liebhaber hievon. — Doch Sie, Her
von Kindler, scheinen mir sehr reell zu sein! Ic
habe Sie neulich mit der Saukräutlerische
(Sauerkräutlerischen) auf dem Liniengraben begegnet
— Sie haben schon ihren Theil! Eine Bürgerstochter
die dereinst das Haus zum „goldenen Brunn" erbt
Ich gratulire Ihnen. —

Ihnen entgeht doch nichts, Herr Trur, erwiedert
Kindler. Sie sind ein feiner Beobachter! Ich werd
morgen die Ehre haben, bei Ihnen zu erscheinen; z
welcher Stunde wird gespeist?

Schlag zwölf Uhr! Kommen Sie ja nicht später.

Kindler empfahl sich kaum von Frau Trur, um
armte aber ihren Gatten und eilte zur Thüre hinaus.

Das ist ein Mann! sagte Herr Trur. So sollte
alle Schauspieler sein! Welch ein honneter Mensch i
er in „Armuth und Edelsinn!" Alle Menschen glau
ben, er habe eine goldene Dose gestohlen! Sie glaube
es um so mehr, weil er sich die Taschen nicht visitire
läßt; endlich muß er doch seine Taschen umkehren! Wa
hat er in seinen Taschen? — Ein Stück Brot! — I
das ein Edelsinn bei solcher Armuth! Es ge
nichts über Herrn Kindler. Einen Zentner Wach
hat er mir auch abgekauft. Er ist mein Liebling!

* *
*

Kindler war ein Schauspieler des Josefstädte
Theaters, der wirklich in allen Bürgershäusern belie
war. Wenn er nicht bei Proben beschäftigt war, lief
in allen Häusern umher und machte den Bewohne

Visiten. Er zollte ihnen jede Aufmerksamkeit, und verstand sich einzuschmeicheln auf alle mögliche Weise. — Als Schauspieler produzirte er die größte Unnatur. Wenn er nur sechs Worte zu sagen hatte, so zerhackte er diese in drei Theile; nach jedem Absatze holte er hörbar Athem und glaubte, wenn er wie Einer, welcher den Dampf hat, spräche, so sei er unwiderstehlich. Dabei tänzelte er in Einem fort, zupfte sich nach jedem Komma seiner Rede am „Jabot" und spielte nie einen Liebhaber in Possen und Konversationsstücken, ohne einen weißen Hut und ein Foulard in der Hand. — Er wurde häufig ausgelacht, aber nie von einem Bewohner der Josefstadt, größtentheils von den Theaterbesuchern aus der Stadt. — Wenn aber die Josefstädter einen jener abscheulichen Menschen ertappten, der *ihrem* Kindler nicht wohl wollte, so war es um ihn geschehen. Er mußte aus dem Theater hinaus; die Josefstädter ruhten nicht eher.

Kindler wurde mit Raimund zu gleicher Zeit engagirt, und trat mit ihm auch an einem Abende in der „Parteiwuth" auf. —

Kindler war der Jugendfreund Raimunds, ihm verdankte Raimund sein Engament in Wien, was er auch nie vergaß, und stets dankbar Kindlers gedachte. — Oft äußerte Raimund, wie Reibersdorfer in Vogls „Morgenblatt" erzält, in Gegenwart vieler Personen, daß er Kindler allein sein Glück zuzuschreiben habe. — Ein schöner Zug seines dankbaren, auch im Glücke unwandelbaren Herzens, und zugleich ein unverwerflicher Zeuge seiner seltenen Bescheidenheit. Kindler lehnte jederzeit das Lob des Freundes ab, behauptete, daß Raimund doch nur sich selbst Alles zu verdanken habe, dann schmollte Raimund nach seiner kindlichen, arglosen Weise, und meinte, was er gesagt, sei buchstäblich

wahr, und es müsse ihn ärgern, wenn man ihm wider-
spräche!

Es that Raimund weh, wenn er irgendwo einen
Tadel über Kindler gedruckt las. — „Ich weiß es
nur zu gut,“ sagte Raimund, „daß Kindler eine
Weise angenommen hat, welche unnatürlich ist; ich
würde viel darum geben, vermöchte ich, ihm seine Art
zu sprechen, seine Unruhe auf dem Theater, seine fie-
berhaften Zuckungen abzugewöhnen; ich habe ihn schon
auf diese Fehler aufmerksam machen wollen; wenn ich
ihm aber die dringendsten Vorstellungen gegen seine
„Grimmassen“ zu machen Willens war, so fehlte mir
immer der Muth dazu; ich fürchtete, ihm wehe zu thun;
ich schwieg, und dachte mir, den Josefstädtern gefällt
er, was die Kritik von ihm sagt, hält er für grundlos, so
mag er fortspielen in seiner Weise. Ich bin ihm Dank
schuldig, und werde ihn, den herzensguten Menschen,
nie betrüben.“

Der Abend der Einnahme Raimunds rückte
heran.

Das Josefstädter Theater war seit Jahren nicht
so voll.

Um vier Uhr war der Eingang zu dem Theater mit
Menschen, welche sich im wahren Sinne des Wortes um
Plätze schlugen, schon so besetzt, daß kaum die Wachen
zur Kasse gelangen konnten, um Ordnung zu halten.
Ein Drittheil der Sperrsitz-Besitzer mußte über das
Theater und über die Brüstung des Orchesters ins
Parterre klettern.

Der Lebzelter und seine Frau befanden sich unter den
Unglücklichen, welche nur durch Uebersteigen der Bänke
auf ihre Sitze gelangen konnten.

Die junge Frau voltigirte leicht, und der Pöbel auf
der letzten Gallerie fand keinen Anlaß zu Spott und
Hohn.

Als aber der Lebzelter kam, der dicke, unbeholfene Mann, gekannt von der halben Josefstadt, als er, ängstlich, bald den einen Fuß, bald den andern über die Brüstung brachte, und wieder, wegen Mangel an einem festen Boden, zurück zog; als er zuerst den Hut, dann die Perrücke verlor, und den mit Angstschweis bedeckten Kahlkopf producirte; als er endlich zu springen versuchte, und in die erste Reihe der Sperrsitze kollerte, dabei ein paar Kinder schier erdrückte, die jämmerlich zu schreien anfingen, — da brach ein Halloh im vollen Hause aus, daß der Lebzelter beinahe ohnmächtig wurde.

Seine Frau reichte ihm die Perrücke und den Hut, und beschwor ihn, doch endlich sich niederzusetzen.

Der Lebzelter fluchte.

Die letzte Gallerie höhnte noch mehr.

Bagasch'! rief der Lebzelter einem Troſſe von Kerlen zu, welche in Hemdärmeln auf den ersten Bänken im letzten Stockwerke lümmelten, und vor ihnen ein Glas Gemischtes in den Händen hielten.

Bagasch' da droben!

Das Wort „Bagasche" drang zu den Ohren derjenigen, welche damit gemeint waren, und schon wollten sich diese Luft machen, und einen Hagel von Schimpfwörtern niederfallen lassen, da betrat der Kapellmeister das Orchester.

Stad! Ruwich! (Stille, ruhig) brüllten die Schüsterjungen und Wäschermädchen aus der Lerchenfelderstraße.

Das Orchester spielte die Ouverture.

Der Lebzelter sprach während der Musik mit seiner Frau. Während einer leisen Passage hörte man ihn sagen:

„Mein Uhrstöckel hab' ich auch verloren!"

Neues Gelächter im Theater.

Die arme Frau drohte zu versinken vor Verlegenheit.

3.

Endlich rollte der Vorhang in die Höhe.

Raimund erschien in der sechsten Scene.

Es währte fünf Minuten bis er sprechen konnte.

Das Publikum applaudirte seinem Liebling so enthusiastisch entgegen, daß er unaufhörlich sich verneigen mußte und vor Freude und Rührung nicht wußte, wie ihm geschah.

Noch stürmischer wurde sein Lied beklatscht, das er selbst mit der Violine begleitete.

Dem Publikum war es neu, daß Raimund die Geige spiele, und sie so gut spiele.

Der Logenmeister behauptete zwar, Raimund spiele schlecht, aber es war Verläumdung. Raimund war recht geschickt und die Walzer, welche er vortrug, waren so einladend zum Tanze, daß sie auf allen Bällen, unter dem Titel „Raimund-Walzer" beliebt waren.

Als der erste Akt der „Musikanten auf dem Hohenmarkte" zu Ende war, wurde Raimund drei Mal gerufen.

Hinter einer der ersten Koulissen wartete ein Fremder auf ihn. Der Theaterfeldwebel meldete denselben.

Ich komme, redete der Fremde Raimund an, Ihnen den Platz auf dem Theater zu bezahlen, den ich im ersten Akte eingenommen. Es war mir unmöglich, in das Parterre zu gelangen; ich wollte Sie jedoch sehen, daher drängte ich mich hinter die Koulissen. — Gestatten Sie mir, Ihnen diesen Beitrag zu Ihrem Benefice einzuhändigen.

Der Fremde wollte Raimund eine zierlich gestickte Brieftasche übergeben.

Raimund wies das Geschenk zurück.

Für Plätze hinter den Koulissen, sagte er, nehme ich kein Geld an. Aus den Koulissen betrachtet, macht der Schauspieler keinen guten Eindruck, und für einen schlechten Eindruck kann ich mich nicht bezahlen lassen.

Sie bereiten mir Genüsse, wo ich Sie immer sehe. Vom Schnürboden betrachtet, würden Sie mir ebenfalls gefallen.

Sie sind gar zu gütig.

Nur dankbar für Ihr schönes Spiel. Sie dürfen daher den kleinen Beweis meiner Dankbarkeit nicht verschmähen.

Mit diesen Worten wußte der Fremde Raimund in die weiten Falten seines Musikantenmantels die Brieftasche zu bringen.

Ehe noch Raimund dies zu verhindern vermochte, war der Fremde verschwunden.

Raimund suchte ihn vergebens auf der Bühne.

Niemand wußte, wohin er gekommen war.

Ein sonderbarer Mensch! sagte Raimund, und betrachtete die Brieftasche. Wenn ich nur wüßte, wer er ist! —

Fräulein Gleich, die Tochter des Dichters und nach zehn Jahren Raimunds Gattin, im Stücke das Weib Kratzerls, trat auf Raimund zu und neckte ihn:

Gewiß ein Geschenk von einer Geliebten, bemerkte sie.

Warum nicht gar! erwiederte Raimund. Von einem Unbekannten rührt die Brieftasche her. Ich wollte sie nicht annehmen; er drang sie mir auf, und nun ist er fort!

Gewiß wird sein Name oder eigentlich ihr Name,

der Verehrerin Name nämlich, in der Brieftasche zu lesen sein. —

Ueber die Neugierde der Damen! versetzte Raimund. Jetzt öffne ich die Brieftasche auf keinen Fall; wenn ich nach Hause komme, werde ich ihren Inhalt schon kennen lernen.

Mir recht! versetzte Louise. Mir können Ihre Geheimnisse gleichgiltig sein!

Der zweite Akt begann.

In diesem Akte wird die Handlung albern; eben so schlecht ist die Handlung im dritten Akte. Raimunds wirksames Spiel rettete beide.

In der Scene, in welcher Adam Kratzerls Unwillen, über seine unglückliche Heirat, den höchsten Grad erreicht, und er seinem leichtsinnigen Weibe (Fräulein Gleich) zuruft:

„Ein solches Geschöpf wie Du bist, hätte ich nie heiraten sollen; Du hast kein Herz, kein Gemüth, kein Gewissen; Du bist nur auf die Welt gekommen, mich unglücklich zu machen!"

und dann von der Bühne fortstürzt in wilder Verzweiflung, applaudirte das ganze Haus, und Raimund wurde stürmisch gerufen.

Als er in die Kouliſſe kam, stand der Unbekannte wieder vor ihm.

Bravo! rief er; diese Scene war wieder meisterhaft. Sie spielten sie mit großer Wahrheit. Möge sie nie zur Wahrheit werden.

Als Raimund dem Fremden Etwas erwiedern wollte, war dieser schon wieder verschwunden.

Ein wahrer Herenmeister! sagte Raimund. Er kommt, man weiß nicht woher; er geht, man weiß nicht wohin. Ich glaube, er ist ein guter Freund vom

Theatermaschinisten, und dieser läßt ihn durch die Versenkung herauf und hinunter nach Gefallen.

Das Stück wurde zu Ende gespielt.

Raimund wurde nach demselben noch drei Mal gerufen.

Als er nach Hause kam, gedachte er wieder des Fremden.

Wenn ich nur wüßte, wer dieser Mann ist! Er hat so etwas Geheimnißvolles! — Da habe ich noch seine Brieftasche! — Vielleicht ertheilt mir diese einige Auskunft über ihn!

Er öffnete sie.

Eine „Hundert Gulden-Note“ lag darin.

Sapperment! sagte Raimund, der ist freigebig.

Raimund visitirte die Brieftasche genauer.

Ah! Hier ein Zettel!

Raimund las:

„Ein solches Geschöpf wie Du bist, hätte ich nie heiraten sollen; Du hast kein Gemüth, kein Gewissen; Du bist nur auf die Welt gekommen, mich unglücklich zu machen!“

„Mögen diese Worte nie zur Wahrheit werden!“

Ei das sind ja dieselben Worte, sagte Raimund, die ich auf dem Theater meinem Weibe zurief und worüber sie mich dann boshaft verhöhnt, welches die Gleich vortrefflich machte. — Wie kommt der Fremde zu dieser Stelle aus meiner Rolle, noch ehe er sie gehört? Die Brieftasche gab er mir ja schon nach dem ersten Akte! — Und was will er damit sagen! — Glaubt Er, ich könnte mich einst unglücklich verheiraten! — da irrt er sehr! — Ich heirate nie. —

Der Theater-Kassier erschien bei Raimund.

Er brachte den Ertrag des Abends.

Herr Raimund, sagte er, ein solches Benefice

habe ich im Josefstädter Theater noch nicht erlebt. In dem kleinen Hause ist größtentheils in einer ganzen Woche nicht eingegangen, was Sie an einem Abende eingenommen. Für die Logen des Grafen Czernin, des Baron Rothschild, der Baronin Geymüller, des Grafen Czaky, des Grafen Palffy, erhielten Sie für jede Ein Hundert Gulden; für die andern 60, 50 und für keine weniger als 40 Gulden.

Se. kais. Hoheit Erzherzog Anton, welcher sich sehr unterhielt, ließ den Betrag für die Hofloge versiegelt abgeben. Kein Sperrsitz ging unter 5 Gulden ab. — Sie haben nach meiner Berechnung 1600 Gulden eingenommen.

Ich kann es schon brauchen! bemerkte Raimund.

Hier noch ein kleines Packet! sagte der Logenmeister, vielleicht von einer Dame. Es fühlt sich so an, als wenn eine Brieftasche darin enthalten wäre.

Raimund öffnet das Packet.

Es lag wirklich eine Brieftasche darin, ganz so wie jene, welche Raimund auf dem Theater erhielt.

Er blickte hinein.

Es lag im ersten Fache eine Hundert-Gulden-Note, im zweiten Fache derselbe Zettel, mit denselben Worten wie in der ersten Brieftasche.

Zum Teufel! sagte er. Jetzt wird es mir schon zu dick! — Will mich denn Jemand mistificiren!

Herr Forscher, redete Raimund den Kassier an, vermögen Sie sich nicht zu erinnern, wie der Mann aussah, welcher Ihnen dieses Packet übergab, oder kennen Sie ihn etwa?

Ich habe ihn niemals gesehen! versetzte der Kassier. — Ich bemerkte an dem Manne nichts Auffälliges, als daß er klein und kräftig ist, einen schwarzen starken Bart trägt und Augen besitzt, welche Einen zu durchbohren scheinen.

Derselbe! derselbe! der auf dem Theater zu mir kam, rief Raimund. Ich werde doch noch dahinter kommen, wer er ist!

Auf jeden Fall ein guter Freund.

Gewiß! gewiß ein sehr guter Freund, aber ein guter Freund, der mich ängstigt!

Er wünscht Ihnen vielleicht besonders aufzufallen.

Er hat mir nun 200 fl. für einen Platz hinter den Koulissen bezahlt. So etwas fällt einem armen Schauspieler auf, auch ohne daß der Mäcen noch wie ein „Zauberer" auftritt.

Herr Forscher, nehmen Sie hier 25 fl. für Ihre Mühe! sprach Raimund. Dann gebe ich Ihnen hier 20 fl. für den armen Choristen Bezeck, der vorgestern gepfändet wurde, und 30 fl für den Theatermeister und seine Leute; ich habe sie bei den Proben gar sehr ausgezankt, aber es mußte sein!

Wenn Sie Ihr Geld verschenken, Herr Raimund, was bleibt Ihnen dann?

Ich kann nicht viel verschenken, Freund; ich habe Schulden zu bezahlen, welche mich drängen. Ich habe von Oedenburg und von Raab Abschied genommen, ohne meinen Gläubigern etwas Anderes, als eine Karte mit den Worten pour prendre congé zu hinterlassen; die Gläubiger waren gutmüthig genug, mir bis zu meinem Benefice Zeit zu lassen. Das Benefice ist da; jetzt heißt es Wort halten. — Eine Sache drängt mich besonders. — Ich bin von Raab fort, und hatte an eine arme Frau, bei der ich wohnte, noch 12 fl. für das Zimmer zu entrichten, das sie mir einräumte. — Meine ganze Barschaft bestand bei der Abreise in 12 fl. — Hätte ich diese hingegeben, so hätte ich von Raab bis Wien mit dem Hut in der Hand fechten gehen können. Das wollte die gute Alte nicht. Sie begnügte sich mit einem alten Kaput als Pfand; aber dieser alte Kaput

ist nicht 12 Groschen werth; es müßte ihn nur eins ein Engländer kaufen, der eine Sammlung merkwür diger Oelflecke von der Theaterbeleuchtung in Raab in Schauspielerröcken anlegt. — Diese 12 fl. werden zuerst bezahlt. — Der braven Frau sende ich morgen 50 fl., damit sie sieht, daß ich ein ehrlicher und dankbarer Mensch bin. —

Sie wollen 38 fl. mehr geben, als Sie schuldig sind? Solche Interessen verlangt kein Wucherer! —

Meine Dankbarkeit legt mir wucherische Interessen auf. Madame Sauer, Salzverschleißerswitwe in Raab, blutarm und kreuzbrav, erhält morgen mittelst Postwagen franco 50 fl. und ein Schreiben so herzlich und warm, als wenn ein Sohn seiner Mutter schriebe.

Sie sind ein edler Mensch! Gott segne Sie.

Mit diesen Worten entfernte sich der Kassier.

Kaum war er fort, und Raimund mit dem Ueberzählen seiner „Einnahme" beschäftigt, so ging die Thüre auf, und der bekannte Schauspieler Reitzenberg trat ein.

Da komme ich zur glücklichen Stunde, sagte Reitzenberg. Die Lais muß man an der Toilette, den Lukull beim Mahle, den Krösus beim Geldzählen überraschen. Guten Abend, Herr Raimund!

Gehorsamer Diener! erwiederte Raimund. Ich bin ein Schauspieler des Josefstädter-Theaters, also kein Krösus. — Mit wem hab ich die Ehre, um halb eilf Uhr in der Nacht zu sprechen?

Raimund raffte sein Geld zusammen, verschloß dasselbe in seinen Kasten und steckte den Schlüssel zu sich.

Halt! fuhr Reitzenberg auf. So haben wir nicht gewettet. — Ohne Geld kein Schweizer!

Sie sind vielleicht der Schweizer in den Räubern?

Mehr, viel mehr! Herr Raimund. Ich bin Karl

Moor. — Sie müssen mich ja kennen; ich bin Reitzenberg, der Ungenirte, bin Karl Moor, Abällino, der Straßenräuber aus Kindesliebe, bin —

Und wollen bei mir eine Gastrolle spielen?

Ja, Herr Raimund, aber das Honorar verlange ich sogleich. Mit fünfzig Gulden können Sie mich los bekommen. —

Raimund holte einen Stock hervor.

Erlauben Sie; ich hoffe dies wohlfeiler zu richten!

Herr Raimund, sagte Reitzenberg, so verfährt man nicht mit einem Kollegen. —

Ein Kollega, welcher wie ein Räuber zur Nachtzeit in mein Zimmer dringt, erkenne ich nicht als solchen.

Zur Nachtzeit! Bei mir fängt jetzt der Tag erst an. — Ich war hier neben an, im Kaffeehause, verspielte 30 fl. — Da zog mir ein Spieler den Ueberrock aus, weil ich die 30 fl. ihm nicht bezahlen konnte; dem Marqueur war ich seit einigen Tagen 8 fl. für Punsch schuldig, der griff nach meinem Hut und Frack. — Das kränkte mich zwar wenig; ich bin dergleichen schon gewohnt, aber daß man Sie, Herr Raimund, unaufhörlich lobte, und Sie als soliden Schauspieler pries, indeß ich als Lump geschildert wurde; dies ging mir nahe, und da die Gäste des Kaffeehauses erzählten, Sie hätten heute ein Tausend Thaler eingenommen, so dachte ich, das Musterbild der Solidität muß Etwas von seinem Benefice herausgeben! — Finden Sie dies nicht natürlich?

Natürlich nicht, aber unverschämt! — Ich ersuche Sie, sich zu entfernen. —

Herr Raimund, geben Sie 50 fl. einem armen Kollegen. Gegen 38 fl. will ich Ueberrock, Frack und Hut auslösen und den Ueberrest für Punsch verwen-

den. Hol' mich der Teufel, ich will auf Ihre Gesun'
heit trinken.

Ich bitte Sie dies besser zu machen, indem Sie sich en
fernen, sonst werde ich vor Aerger krank.

Sie geben mir nichts?

Keinen Heller! — Ihre Weise ist nicht die, u
von mir Etwas zu erhalten. — Wenn Sie zu m
gekommen wären, und mich ersucht hätten, da S
auch Schauspieler und in Geldverlegenheit sind, S
mit einem Betrage zu unterstützen — Herr, ich wei
nur zu gut, was Noth ist, — so würde ich gewiß nic
ohne Theilnahme für Sie gehandelt haben. —

Erlauben Sie mir, derlei kann ich mir auch einstu
diren; — also hören Sie, Herr Raimund, ich geh
auf Ihr Ansinnen ein.

Er ging aus dem Zimmer, und klopfte an.

Raimund rief: „Herein!"

Reitzenberg trat demüthig vor, und begann gan
zerknirscht und mit scheinbar unterdrücktem Schmerze

Edler Mann! — Der Ruf, den Sie sich als Künst
ler und Mensch erwarben, veranlaßt mich, Sie zu bit
ten, da Sie heute eine enorme Einnahme gemach
haben, mir mittelst eines bedeutenden Betrage
aus meiner unverschuldeten Noth zu helfen.

Schon gut! erwiederte Raimund.

Er sperrte seinen Kasten auf, und gab Reitzen
berg 20 fl.

Hier, Herr Reitzenberg, sagte er, nehmen Si
diese 20 fl. Beitrag von mir, Ihrem Kollegen. — Ic
sitze selbst noch nicht im Rohre, ich habe Schulden un
zwanzig Gläubiger drängen mich, aber ich will Ihne
doch gefällig sein. Ich wünsche, daß jeder Kollege —

O weh! sagte Reitzenberg, nur zwanzig Gulden
und ich spielte Ihnen da eine Komödie vor, trat in de
Rolle eines Demüthigen auf, die ich auf dem Thea

ter nicht für 100 fl. übernehme. — Nein, nein, mein Lieber, das ist nichts! da müssen Sie noch 30 fl. zulegen. — Schnell, schnell, ehe Sie die „Spinde" verschließen! — Schnell, sonst wird das verdammte Kaffeehaus zugesperrt, und ich kann in diesem Schneegestöber in Hemdärmeln nach Hause gehen.

Ich gebe Ihnen nicht mehr. Auf Ehre!

Wenn ich Ihnen einen noch kriechenderen Heuchler vorspiele, auch nicht?

Auch nicht.

Geben Sie her! — Und nun sagt Ihnen Reitzenberg noch ein par Worte! Ihr Schmutz, Ihre Knickerei soll Ihnen vergolten werden! Sie sollen daran denken, mich auf eine so schmähliche Weise behandelt zu haben! — Sie Bänkelsänger, Sie Hüttenkomödiant! Sie Affe Ochsenheimers! — Wenn Sie wieder den Franz Moor spielen, pfeife ich Sie aus, Sie erbärmlicher Kopierer! — Hol' Sie der Teufel, Sie Stümper, welcher nur in Wien, in der Josefstädter Theater-Boutique gefallen kann, sonst aber überall ausgepocht wird! Im kleinsten Städtchen Norddeutschlands, wenn Sie sich erfrechen sollten, dort spielen zu wollen, werden Sie mit Aepfeln und Eiern geworfen. Gute Nacht, Herr Schund ohne Talent!

Raimund war wie versteinert.

Wohl kannte er Reitzenberg von seinem Renommé aus. Raimund wußte, daß dieser entsetzliche Vagabund noch Jedem seiner Kollegen, besonders aber seinen Direktoren, arg mitgespielt, ja, daß er in Leipzig und Berlin selbst dem Publikum die frechsten Beleidigungen ins Gesicht geschleudert, Raimund wußte auch, daß Reitzenberg aus zwanzig Städten fortgewiesen und von zwanzig Städten durchgegangen war, aber daß er in solcher Weise eine Wohlthat, und

zwar das Geschenk noch in der Hand haltend, mit Hohn, Schimpf und Beleidigungen vergelten würde, darauf war der gute Raimund nicht gefaßt. —

Er wurde ganz kleinmüthig und betäubt über diese schändliche Behandlung.

Reitzenberg war damals im Theater an der Wien engagirt.

Wenn er eine Rolle im nüchternen Zustande spielte, war er vortrefflich. Seine Befähigung als Schauspieler war entschieden, aber im Leben war er die verworfenste Personage, die je gelebt.

Einmal kam Reitzenberg betrunken auf die Bühne an der Wien. Es sollte „Graf Waltron" gegeben werden, und Reitzenberg den Waltron spielen.

Das Haus war außerordentlich voll.

Reitzenberg konnte weder gehen noch stehen. Seine Zunge war so schwer, daß er nur zu lallen vermochte.

Der Regisseur Scholz (Vater des beliebten Komikers) stellte Reitzenberg zu Rede.

Hol' Euch alle der Teufel! lallte Reitzenberg. Gebt ein anderes Stück! Ich bin besoffen und spiele nicht! —

Graf Palffy ist außer sich, sagte Scholz. Es ist halb acht Uhr, das Publikum tobt, und will, daß das Stück beginne!

Der Graf Palffy — soll selbst — den Waltron — spielen! Ich spiele nicht! — He, Palffy, rief er, alter Excellenzer! spielt einmal selbst Komödie, und dirigirt nicht blos! — Requisiteur, eine Matratze in jenes Zelt, (das Theater stellte ein Lager vor) Reitzenberg wird seinen Rausch ausschlafen!

Ein anderer Schauspieler übernahm schnell die Rolle Waltrons.

Am andern Tage echappirte Reitzenberg, blieb

der Theaterkassa 800 fl. Vorschuß schuldig, und prellte den Wirth Precht, im sogenannten Unterkammerhause nächst dem Theater, um 200 fl.; anderer Schulden nicht zu gedenken.

Oft erzählte Raimund die Scene mit Reitzenberg nach seinem Benefice im Josefstädter-Theater, und immer setzte er bei:

Ein solches Talent, wie Reitzenberg, ein wahrer Künstler, wenn es keine Wirths- und Kaffeehäuser gebe, und eine so verwilderte Natur! Ich könnte weinen um ihn, wie um eine verlorne Seele!

4.

Am andern Tage schrieb Raimund mehrere Briefe an seine Gläubiger. Diejenigen, welche sich in Oedenburg und Raab befanden, erhielten ihr Geld durch die Post, die, welche in Wien lebten, bezahlte er selbst, und einen Schneider in der Josefstadt, Keilmeyer hieß er, vor allen.

Die Geschichte mit dem Schneider war folgende: Als Raimund nach Wien kam, war seine Garderobe in einem so kläglichen Zustande, daß ihm der Theaterdirektor Huber einen Kaput leihen mußte, daß Raimund doch einigermaßen anständig auf der Probe erscheinen könne. Hubert war korpulent, Raimund mager; der Rock hing an ihm, wie an einem Kleiderstocke.

Raimund zog drei Nachtleibchen, einen Frack, einen Spenser an, und dann erst den Kaput, und sah noch immer aus, wie Einer, welcher im Spitalkittel herumläuft. —

Raimund ging zu zwanzig Schneidern in der Josefstadt. Keiner wollte auf Kredit einen ganzen An-

zug anfertigen. Da wanderte Raimund auch ins Lerchenfeld. Dort entdeckte er auf einer verwitterten schwarzen Tafel den Namen Keilmeyer und die Worte: Herrenschneider. Raimund faßte ein Herz. Er ging zu Keilmeyer, der Schneider zeigte sich willig, wenn Raimund über die Farbe des Kaputs nicht wählig sei. —

Alles eins! antwortete Raimund, meinetwegen blitzblau!

Nein, semmelgelb, versetzte der Schneider.

Raimund griff zu.

Wissen Sie, Herr Keilmeyer, sagte Raimund, was ich thue, wenn dieser Rock gar zu närrisch aussieht, dann laß ich ihn grün färben! Aber einen schwarzen Frack, schwarze Beinkleider und eine schwarze Weste machen Sie mir doch auch?

Mit Vergnügen, Herr von Raimund, versetzte der Schneider, Alles meinem Weibe zu Liebe, welche Sie gar so gerne spielen sieht.

Die Kleider wurden fertig, aber welch ein Schnitt!

Der gute Schneider aus dem Lerchenfelde bekümmerte sich wenig um die letzte Wiener Mode.

Wie er vor zehn und fünfzehn Jahren seine Röcke zugeschnitten hatte, so schnitt er sie noch immer zu.

Raimund sah aus, wie ein Stutzer aus dem Jahre 1800, aber daran lag ihm nichts.

Keilmeyer sorgte für neue Garderobe; um diesen Preis ließ sich Raimund Alles gefallen.

Keilmeyer verpflichtete Raimund durch neue Garderobe so sehr, daß er ihm auch eine treue Kundschaft blieb, als er zu Wohlstand gelangte.

Als Raimund den lustigen Fritz spielte, einen flotten Menschen, der nach dem letzten Journal sich kleiden muß, war es wieder Keilmeyer, welcher den Frack u. s. w. lieferte.

Aber, lieber Raimund, äußerte sich einst der Verfasser dieses Romans, Du siehst ja aus wie ein Tanzmeister aus den neunziger Jahren!

„Das seh ich nicht ein, versetzte Raimund. Ich habe meinem Schneider meine Rolle vorgelesen und er paßte mir genau das Kostume an!"

Vielleicht erinnern sich noch manche Leser an den „lustigen Fritz" und an den granatfarbnen breiten Frack à la Robespierre mit stahlblauen Knöpfen, an die kurzen weißen Hosen mit sehr langen, weißen Knieschleifen aus Seidenbändern; Alles nach der Fantasie Keilmeyers und aus Raimund's Dankbarkeit für ihn!

* * *

An demselben Morgen, an welchem Raimund so geschäftig war, seine Schulden zu bezahlen, kam Josef Huber, sein Direktor, zu ihm.

Josef Huber war ein sehr einfacher und bornirter Mann, sprach ein Deutsch, welches noch unter dem Wienerdialekt stand und hatte sich lange Jahre in Nikolsburg als Apotheker aufgehalten. Seine Bildung stand auf der untersten Stufe.

Vom Theater verstand er so wenig als ein Schornsteinfeger von der Astronomie, aber er hatte seines Bruders Theaterstücke gelesen und gesehen, „die Sternenkönigin," „die Teufelsmühle am Wienerberge," „der Teufelsstein von Mödling" u. s. w., lauter Stücke, die eigentlich Hensler schrieb, welche aber mit der Firma Leopold Huber aufgeführt wurden, und welche Stücke Josef Huber für das Höchste hielt, welches je die dramatische Dichtkunst hervorgebracht.

Theaterdirektor war Leopold Huber, Theaterdirector war Josef Huber; ersterer war Dichter, — was

war natürlicher, als daß letzterer ebenfalls Dichter sein wollte!

Gut ist es gegangen, lieber Raimund, redete Huber, Raimund an. „Die Musikanten auf dem Hohenmarkt“ können durch einen ganzen Monat alle Tage bei vollem Hause gegeben werden; — wir müssen aber doch auf eine neue Piece denken, eine Piece, in welcher Sie wieder eine Hauptrolle haben. Hier habe ich eine, lesen Sie sie, und sagen Sie mir Ihre Meinung.

Wie heißt sie denn diese Piece! fragte Raimund.

„Die Sesselträger in Wien.“

Von wem ist sie denn!

Das ist noch ein Geheimniß.

Ist sie gut?

Ich darf nichts sagen. —

Herr Direktor, versetzte Raimund mit einigem Schrecken, Sie werden doch nicht selbst der Verfasser sein!

Und wenn ich es wäre?

Herr Direktor, erwiederte Raimund, dann wäre mir leid, ich könnte aber in diesem Stücke nicht spielen. Sie haben mir einmal eine Posse in einem Akt aus Ihrer Feder, unter dem Titel: „Das Rendezvous auf der Bettlerstiege“ vorgelesen, Herr Direktor, ich bin nicht im Stande in Stücken zu spielen, welche —

Was Sie gelesen haben, war ein Stück in einem Akte; in diesem konnte ich meinem Witze nicht die Zügel schießen lassen, aber in den „Sesselträgern,“ welche drei Akte haben, setzte ich meinem Humor keine Schranken.

Ich will das Stück lesen, erwiederte Raimund. Lassen Sie es mir hier.

Und nur noch eine Bitte. — Sie wissen recht gut,

wie kurz mich mein Bruder hält. Das Josefstädter-Theater behandelt er nur als eine Filialanstalt des Theaters in der Leopoldstadt, und da er mir Geld vorgestreckt und mich als Direktor hier eingesetzt hat, so glaubt mein Bruder, er könne mit meinen Mitgliedern schalten und walten, wie es ihm beliebt. So hat er mir meine beste Sängerin und Schauspielerin, Fräulein Schätzl, weggenommen; diese tritt schon Montag im Leopoldstädter-Theater als „Donauweibchen" auf. — Die nächste Acquisition sollen Sie sein, um dem Ignaz Schuster, der täglich mehr in der Gunst des Publikums und in seinen Gagen-Forderungen steigt, einen tüchtigen Rivalen an die Seite zu setzen; — lieber Raimund, ich beschwöre Sie, widerstehen Sie den Lockungen meines Bruders! —

Widerstehen Sie, wenn Sie mich behalten wollen, versetzte Raimund, Sie haben ja einen Kontrakt mit mir abgeschlossen. —

Meinem Bruder gegenüber gilt kein Kontrakt mit den Josefstädter Schauspielern. Er ist wie der Napoleon; er sagt: ich will, und es geschieht! — Ich beschwöre Sie nur, daß Sie seinem Wunsche sich nicht fügen! Thun Sie dies den Josefstädtern zu Liebe, deren entschiedener Liebling Sie sind! — Wer weiß, was Sie in der Leopoldstadt für ein Schicksal haben würden. —

Ich glaube, ich würde nicht mißfallen, erwiederte Raimund. Es kommen ja dieselben Personen, welche das Josefstädter-Theater besuchen, auch in die Leopoldstadt!

Sie also könnten undankbar an mir handeln?

Nein, nie. Aber meine künstlerische Ehre fordert einige Rücksicht. Ich verspreche, daß ich meinen Kontrakt mit Ihnen nicht breche; trägt mir aber Ihr Herr

Bruder Gastrollen an, so gestatten Sie, daß ich diese auf dem Theater in der Leopoldstadt spielen dürfe

Gut, dies gehe ich ein!

Der Theaterdiener trat nun ein und meldete Frau Schandel vom Temeswarer Theater.

Frau Schandel hat ausdrücklich nach Ihnen gefragt, berichtete der Bühnen-Galoppin. Sie folgt mir auf dem Fuße.

Herr Raimund ließ Frau Schandel eintreten

Raimund prallte zurück.

Frau Schandel war seine frühere Geliebte, aber jetzt verheiratet, und wie Raimund bemerkte, war sie auf dem Punkte, bald Mutter zu werden.

Wie? sagte Raimund, Afanasia, Du bist Frau Schandel?

Ja, ich bin die Unglückselige, antwortete Afanasia. Seit Oedenburg, seit anderthalb Jahren sahen wir uns nicht; ich ging nach Temeswar, lernte dort den Heldenspieler Schandel kennen; er bestürmte mich mit seiner Liebe; Du warst ferne; ich widerstand ihm nicht; — ach, er schmeichelte so süß; er spielte so meisterlich den Benjowsky. — Ich ward sein Weib! — Nach drei Monaten verließ er mich und befindet sich jetzt in Peterwardein, vielleicht gar in Belgrad. — Als eine Betrogene, Verlassene komm ich zu Dir! — Ferdinand; — gedenke Deiner Schwüre nimm mich bei Dir auf!

Als Gattin eines Andern? Afanasia, entgegnete Raimund, was muthest Du mir zu? —

Ach, Du weißt, wie die Ehen bei dem Theater sind! — Es kostet Dich ein Wort, und ich bin Madame Raimund.

Ich bedanke mich höflich! Nein, gute Afanasia das ist nichts! — Wärest Du wie Du warst, wer weiß, was ich gethan hätte, um meine Schwüre z

lösen; allein, Du hast sie gebrochen. Wir sind getrennt für immer! — Doch setze Dich, arme Betrogene, ich finde Dich ganz erschöpft, — ich kann Dich in diesem Zustande nicht vor mir stehen sehen!

Madame Schandel setzte sich.

Die muß einmal schön gewesen sein! lispelte Huber dem Raimund zu.

Einmal, sagte Raimund, vor etwa zwei Jahren!

Ich habe mich auf der Reise ganz ausgegeben, fuhr Madame Schandel fort. Zwölf Tage war ich unterwegs; mit dreißig Gulden machte ich mich auf; diese brauchte ich für meinen Unterhalt in den Wirthshäusern. Ein Fruchthändler nahm mich in seinem Wagen mit. Er verlangt 20 fl. für den Platz, den er mir anwies. Ferdinand, der Fruchthändler wartet auf mich bei den „drei Hackeln" neben an! Ferdinand, sende dem Manne die 20 fl. durch den Theaterdiener, damit er mir meinen Koffer ausfolgen lasse!

Das will ich wohl thun, erwiederte Raimund, und gab das Geld dem Diener.

Und nun, sagte Frau Schandel, laß mich bei Dir wohnen, bis ich ein Engagement finde.

Du bei mir wohnen? — In Deiner Verfassung? Eine Frau, jeden Moment eine Vermehrung der menschlichen Gesellschaft erwartend, bei einem ledigen Manne?

Mich genirt das nicht.

Aber mich!

Mein Gott! mir erbarmt die Aermste! versetzte Huber; wie wäre es, wenn wir sie, bis die Katastrofe vorüber, indeß bei der Frau Kreisterin einquartierten; Frau Kreisterin hat ja mehrere solche Damen in Kost und Wohnung.

Gott lohne es Ihnen, edler Mann! rief Afanasia. Sie sind gewiß Kollega meines Ferdinands? — Spielen vielleicht zärtliche Väter?

Zuweilen, versetzte Huber, eigentlich bin ich Direktor in der Josefstadt. —

Herr Huber junior? O ich habe von Ihnen gelesen. Sie geben Einnahmen den Armen, o, geben Sie mir auch ein Benefice! — Ich beschwöre Sie.

Madame, sagte Huber, davon ein ander Mal! — Sagen Sie mir, wann Sie wieder die Bühne betreten zu können, in der Lage sein werden?

Morgen schon könnten Sie „die Indianer in England" auf das Repertoire bringen, in welchen ich als Gurli unwiderstehlich bin; — fragen Sie Raimund. —

Nein, nein, das wäre unmöglich, erwiederte Huber, aber vielleicht in sechs Wochen. Jetzt wünschte ich, daß Sie es sich in Wien bequem machten.

Trachten Sie, daß Sie sie hier fortbringen, bat Raimund leise.

Kommen Sie, Madame Schandel, sagte Huber; ich selbst führe Sie zu Madame Kreisterin.

Und wer bezahlt für mich die Kreisterin? fragte Afanasia.

Die Direktion! rief Raimund. Solche Dinge bestreitet immer die Direktion; diese kann auch gelegentlich den Konto für gehabte Auslagen an den Uibelthäter nach Peterwardein oder Belgrad senden!

Huber lachte herzlich über Raimund, nahm Afanasia an den Arm und führte sie fort.

Adieu, Ferdinand! rief Madame Schandel, und schleppte sich aus der Stube.

Gehorsamer Diener! erwiederte Raimund.

Als Afanasia fort war, sagte er:

Der Gouverneur im Benjowski, Herr Loser, hat mich vor dieser Afanasia gewarnt, aber ich leichtgläubiger, junger Mensch glaubte ihm nicht. — Sie denkt nun, ich wäre noch so albern wie vor anderthalb

Jahren, und ging dreist hieher, mich wieder zu gängeln. — Das wäre eine hübsche Geschichte! da könnte man zu einer Familie kommen, man wüßte nicht wie! — Wie sie nun losbringen? — Der dumme Direktor engagirt zuletzt noch Ammen, wenn sie nur hübsch sind!! — — Die saubere Afanasia kann mich noch Geld kosten, damit ich sie nur von Wien wegbringe. —

Der Unbekannte, den die Leser aus Raimunds Benefice kennen, stand plötzlich wieder vor Raimund.

Entschuldigen Sie meinen Besuch, sprach er. Ich komme hieher, Sie zu warnen. Damit Ihnen Ihr gutes Herz bei der unerwarteten Visite aus Temesvar keinen unangenehmen Streich spiele, komme ich. — Diese Madame Schandel ist schon acht Tage in Wien, und wartete nur Ihr Benefice ab. — Sie wohnte auf der Wieden im Gasthofe zur „Ente." Das Nähere können Sie von dem dortigen Wirthe erfahren. — Herr Raimund, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich mich manchmal in Ihre Angelegenheiten mische, allein einem Freunde, wenn auch sein Name Ihnen ein Geheimniß bleibt, müssen Sie Etwas zu Gute halten. —

Mein Herr, Sie beschämen mich! sagte Raimund. Sie überhäufen mich mit Beweisen von Wohlwollen und Güte — Ihre Großmuth bei meinem Benefice. —

Sprechen Sie doch nicht von Dingen, die so unbedeutend sind. —

Nehmen Sie meinen innigsten Dank an; — wenn ich Ihren Namen nicht wissen darf, so weiß ich doch —

Noch Eins! unterbrach ihn der Fremde. Trachten Sie Ihr Geld, bevor diese Nacht heran kommt, aus dem Hause zu bringen. — Der Direktor des Leopoldstädter Theaters ladet Sie heute noch zu einem Souper

nach dem Theater ein. Er sendet Ihnen seinen Wagen
Sie finden bei ihm viele Freunde. Vor zwei Uhr Mor-
gens werden Sie nicht nach Hause kommen, diese Zei
will Jemand benützen. —

Und mich berauben? Ei, da eile ich ja augenblick-
lich zur Polizei. —

Thun Sie dies nicht! Sie würden einen armen Fa-
milienvater unglücklich machen, der, wenn er kein Geld
bei Ihnen findet, sich augenblicklich aus Ihrer Woh-
nung entfernt. —

So will ich dem armen Teufel Etwas schenken, dami
er nicht ans Stehlen denken darf. — Wer ist e
denn?

Das darf ich nicht sagen! — Leben Sie wohl!

Der Fremde eilte fort.

Der Mensch kommt mir vor, wie Waldraf de
Wandler! Es wird mir völlig unheimlich in seine
Nähe, und doch zieht es mich zu ihm hin! — Soll ic
denn nie erfahren können, wer sich meiner mit solche
Liebe annimmt!

5.

Wie der räthselhafte Unbekannte voraus gesagt, s
geschah es auch. Raimund erhielt eine Einladung
um nach dem Theater einem Souper bei dem Direkto
des Leopoldstädter-Theaters, Leopold Huber, bei-
zuwohnen.

Ist das Eine wahr, dachte Raimund, so wird da
Andere ebenfalls wahr werden. Ich sehe schon de
Dieb während meiner Abwesenheit hier einbrechen; e
soll sich aber gewaltig irren, mein Geld wird er nich
im Hause finden. — Die Beträge, welche Diejenige
erhalten, denen ich schuldig bin, sind bereits auf di

Seite geschafft; mir bleiben noch 475 fl. und die zwanzig Ducaten, welche mir Erzherzog Anton für die Loge zu senden so huldreich war; ich bin ein reicher Mann, denn so viel Geld habe ich, so lange ich auf der Welt bin, nicht gehabt. Dieses Geld übergebe ich dem Theater-Kassier, der ist ein braver Mann, der soll es mir so lange aufbewahren, bis ich es benöthige, so bin ich geborgen, und der Dieb bekommt nichts, als meine alte Einrichtung und einen abgetragenen Gehrock; das Andere habe ich alles auf dem Leibe!

Raimund warf noch einen Blick auf Hubers Einladung und las:

„Eine Gesellschaft von Freunden, die Sie schätzt, „und meine liebsten Theatermitglieder, erwarten „Sie heute um zehn Uhr Abends in meiner Woh„nung. Der Fiaker Nr. 378 wird Sie nach beendigter „Vorstellung in der Josefstadt, Piaristengasse, ab„holen und nach dem Souper wieder nach Hause „bringen. Sollten Sie dieser Einladung keine Folge „zu geben gedenken, so verständigen Sie hievon

Ihren ergebenen

Leopold Huber,

wohnhaft in der Rothen-Thurmstraße,

im eigenen Hause."

Eine Gesellschaft von Freunden, welche Sie schätzt, und meine liebsten Theatermitglieder! — wiederholte Raimund. — Seine liebsten Theatermitglieder! Welche sind ihm denn seine liebsten? — Man behauptet, daß ihm diejenigen am wenigsten behagen, welche dem Publikum am meisten gefallen! — Ignaz Schuster und Lippert sind wahre Zierden seines Theaters, Sartory, Ziegelhauser, Neuwirth und Swoboda sind gute Schauspieler, aber Leopold Huber kann sie nicht ausstehen! — Ihm gefallen Rosenau, Stein, Dorfmeister! — Nach der

Bekanntschaft dieser Herren sehne ich mich nicht! Ich will jedoch hoffen, er werde die besten an seine Tafel ziehen, und zu dem Ende will ich mich herausputzen, so gut ich kann! — Zum Geier! da fällt mir Etwas ein! — Ich besitze keine Uhr! — Eine Uhr muß ich mir sogleich kaufen, eine goldene Repetiruhr muß ich haben! — Eine goldene Kette dazu! — Doch Uhr und Kette werden hoch kommen, da muß ich von den 475 fl. wenigstens 200 fl. wegnehmen! Gleichviel! Die ersten Mitglieder des Leopoldstädter - Theaters haben gewiß alle goldene Uhren; ich darf nicht unter ihnen stehen!

Und nun noch Eins! fuhr Raimund in seinem Monologe fort. — Ich möchte doch gar zu gerne wissen, wer der Kerl ist, der mich heute bestehlen will. — Man muß die Leute kennen lernen, die lange Finger haben; man muß sich vor ihnen in Acht zu nehmen wissen, denn stehlen sie heute nicht, so stehlen sie morgen! Ich weiß schon, was ich thue.

Raimund öffnete die Thür seiner Wohnung und rief seinem Nachbar.

Herr Kautzner, rief er, kommen Sie einen Augenblick zu mir herüber.

Herr Kautzner kam.

Herr Kautzner, sprach ihn Raimund an, sagen Sie mir vor Allem, wie es Ihnen geht. Wie befindet sich Ihre Frau? Was machen Ihre Kinder? — Die beiden jüngsten waren krank. — Sind sie schon wieder gesund?

Die beiden jüngsten liegen noch im Scharlach, und heute Nacht hat dieselbe unglückselige Krankheit auch meine Mali und meine Line ergriffen.

Sie Aermster! da haben Sie ja ein ganzes Spital im Hause! — Sind Sie noch ohne Aussicht auf irgend ein Engagement?

Wer kann einen Mann beim Theater verwenden, der in einem solchen Anzuge, wie ich, bei einem Direktor sich producirt.

Mein Gott, mein Gott! erwiederte Raimund, wie traurig ist dies? — Ich hörte jedoch, Ihre Frau hätte einiges Vermögen, und Sie besäßen reiche Verwandte in Wien.

Ach, lieber Herr Raimund, meine Frau erbte wol vor zwei Jahren 800 fl. von ihrer Mutter, aber dieses Geld haben wir längst zugesetzt. — Was meine reichen Verwandten betrifft, so schämen sich diese meines Standes, oder eigentlich der niedern Stufe, die ich als Schauspieler einnehme.

Wenn Sie nichts von Ihren Verwandten zu erwarten haben, warum sind Sie nicht längst von Wien abgereist?

Wie wäre dies möglich gewesen? Seit einem Jahre liegt meine Frau an einem Zehrfieber darnieder, dann erhielt ich selbst von dem kleinsten Theater abschlägige Antworten. — Bis heute lebe ich von den Kollekten, welche die fünf Theater Wiens für mich einleiteten, aber auf diesem Wege kann ich auch nichts mehr erhalten, ich bin den freigebigsten Künstlern schon lästig geworden!

Sie armer Mann! Nun hören Sie, mir sind Sie nicht lästig! — Ich schenke Ihnen hier 20 fl. —

Großer Gott!

Ich gebe Ihnen noch 10 fl., aber Sie müssen mir einen Dienst erweisen. —

Großmüthiger Mann! Sprechen Sie — befehlen Sie, was soll ich thun?

Können Sie sich heute Abend, während ich auf dem Theater zu thun habe, und auch noch später, für mehrere Stunden frei machen?

Eine ganze Nacht, und noch viele Nächte will ich Ihnen widmen. —

Das ist nicht nothwendig! Nur heute nehme ich Sie in Anspruch.

Ich bin zu Allem bereit. —

Ich habe eigentlich eine sonderbare Kommission für Sie. —

Kein Auftrag soll mir zu schwer sein. —

Der Fall ist folgender: Es soll heute Abend oder in der Nacht bei mir eingebrochen werden. — Ein Freund hat mir dies mitgetheilt. Irgend ein Gauner will mir die Summe stehlen, die ich durch mein Benefice erhalten; mein Warner wünscht jedoch nicht, daß ich die Polizei zu Hilfe rufe; mein Freund wünscht nicht, daß der Unglückliche in die Hände der Gerechtigkeit falle, ich wünsche es auch nicht; ich würde mir die Haare ausraufen, wenn durch mich Jemand, ins — Zuchthaus käme!

Da habe ich mir nun Folgendes ausgesonnen. Es muß sich Jemand in meiner Wohnung verbergen und dieser Jemand müssen Sie sein! Ich habe hier einen großen Garderobekasten. Er sieht aus, als ob er voll Kleider wäre. — Raimund lachte — aber zur Zeit fuhr er fort, ist nichts darin als — ein alter Gehrock! — Sie bleiben hier im Zimmer bis Sie den Dieb an der Thüre hören, der vielleicht mit einem Hauptschlüssel oder einem Dietriche aufsperrt — dann huschen Sie in diesen Kasten. Der Dieb wird ins Zimmer kommen und wahrscheinlich diesen Schrank aufsperren oder aufsprengen; darauf lassen Sie es ankommen. In demselben Momente, in welchem er die Schublade herauszieht, treten Sie vor, packen ihn und —

Raimund sah zufällig seinem Nachbar ins Gesicht und bemerkte, daß er heftig zitterte und blaß wie eine Leiche ward.

Sie fürchten sich! fragte Raimund, Sie fürchten, daß er Ihnen einen Messerstich beibringen könne! — Fürchten Sie nicht! Der Dieb wird durch Ihr plötzliches Hervortreten allen Muth verlieren. — Wenn Sie ihm dann zurufen: „Herr, ich will nicht Ihr Unglück, aber Sie dürfen keinen Versuch zu entkommen wagen. Ich muß Sie hier behalten; Raimund muß Sie kennen lernen; er will Denjenigen ganz nahe betrachten, der im Stande ist, ihm sein sauer erworbenes Eigenthum, auf so schmähliche Art zu entreißen. —

Der Nachbar hörte diese Worte nur halb; bei den Worten: „Er will Denjenigen ganz nahe betrachten," brach er zusammen und stürzte zu Raimunds Füßen nieder.

Um Gottes willen! schrie Raimund, was haben Sie! — Heiliger Himmel! Sie sind ja völlig außer sich! —

Betrachten Sie Denjenigen ganz nahe, der Sie berauben wollte — stammelte der Nachbar; ich bin es; ich wollte meine ruchlose Hand nach Ihrer Habe ausstrecken! Herr des Himmels! verzeihe mir diesen Frevel, aber in meiner Verzweiflung, in meinem bodenlosen Elende, faßte ich den entsetzlichen Entschluß.

Der Unglückliche stürzte zu Boden.

Raimund war nicht weniger ergriffen als der Mann, der wie ein Todter vor ihm lag.

Wie Sie? Sie? Doch was frage ich viel! — Um aller Heiligen willen! Kommen Sie zu sich! — Wenn Sie ein Schlagfluß rührt, so habe ich keine ruhigen Tage mehr! — Stehen Sie auf, wenn ich nicht um Hilfe rufen soll. —

Ich vermag es nicht, versetzte Kautzner. Ich bin nicht im Stande, Ihren Blick zu ertragen! — Ich fühle

meine Verworfenheit zu sehr, und bin nicht würdig, Ihr Mitleid zu verdienen.

Raimund unterstützte den Nachbar, daß er sich aufraffen und einen Stuhl erreichen konnte, auf den er sich setzte.

Warten Sie, sagte Raimund, ich habe ein Riechfläschchen in meinem Schranke. — Die Schauspielerin Schätzl hat es mir einmal verehrt. — Wenn es nicht „ausgeraucht" ist — wo habe ich es denn?

Raimund fand es und hielt es dem armen Manne hin.

Kautzner sog den starken Geruch ein.

Er schlug die Augen auf.

Gott sei Dank! rief Raimund. Und nun nichts mehr von dieser Geschichte! Ihre Gesundheit ist die Hauptsache, und daß Ihre kranke Frau ja nichts von Ihrem Unfalle erfährt! — Hören Sie; Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie Ihrer armen kranken Frau kein Wort erzälen, was unter uns vorgefallen!

Kautzner saß regungslos auf dem Stuhle.

Sie sind auch schon zu lange bei mir! sagte Raimund. Die Ihrigen werden den Vater vermissen; die kranke Frau, die kranken Kinder, den Gatten und Vater! — Ich habe Ihnen noch 10 fl. versprochen, ich gebe Ihnen 20 fl.! — Drüben in Ihre Krankenstube sollen vielleicht noch Arzneien gebracht werden! — Eilen Sie zu Ihrer Familie! — Sie werden gewiß schon vermißt!

Ich kann kein Geld von Ihnen nehmen.

So? Und Sie wollten doch? — Nein, nein, nichts davon! Kein Wort, das Sie kränken könnte! — Ich habe Alles vergessen, vergessen Sie es auch, und nun begeben Sie sich zu den Ihrigen! — Ich beschwöre Sie!

Kautzner raffte sich auf.

Raimund führte ihn zur Thüre.

Kautzner wollte sprechen.

Raimund rief ihm zu: Keine Silbe mehr! Aber diese 20 fl. nehmen Sie noch, ich bitte Sie darum. —

Raimund schob ihm die 20 fl. in die Tasche.

Vorwärts! Freund! Zu Frau und Kinder! sagte Raimund.

Lassen Sie sich aus dem Gasthofe ein stärkendes Mahl holen; reichen Sie Ihrer Frau eine kräftige Suppe!

Während dieser Worte brachte Raimund den Nachbar in seine Wohnung.

Er öffnete die Thür zur Krankenstube.

Frau Kautzner, rief er in die Stube; Sie müssen mir nicht grollen, daß ich den Gatten so lange aufgehalten. Wir haben ein Theater-Engagement ausgemacht. Einer der beiden Direktoren Huber, ob Josef oder Leopold, das weiß ich noch nicht, muß Herrn Kautzner Brot geben. Den Vorschuß habe ich indeß geleistet, und sollten Sie noch Etwas nöthig haben, — sei es bei Tag oder in der Nacht, so klopfen Sie bei Ferdinand Raimund an!

Raimund kehrte in sein Zimmer zurück.

Ich habe dem Teufel einen Menschen entrissen! Unser Herr Gott wird nicht böse darüber sein! — Jetzt will ich nach der Stadt, meine Schulden zahlen, ein par Visiten machen, dann „zur Belohnung des Fleißes und der guten Sitten“ will ich mir eine Uhr kaufen. Ich fühle es selbst, heute habe ich ein Prämium verdient.

Raimund verschloß seine Wohnung und eilte, seine dringenden Geschäfte zu verrichten.

* * *

Zuweilen, versetzte Huber, eigentlich bin ich Direktor in der Josefstadt. —

Herr Huber junior? O ich habe von Ihnen gelesen. Sie geben Einnahmen den Armen, o, geben Sie mir auch ein Benefice! — Ich beschwöre Sie.

Madame, sagte Huber, davon ein ander Mal! — Sagen Sie mir, wann Sie wieder die Bühne betreten zu können, in der Lage sein werden?

Morgen schon könnten Sie „die Indianer in England" auf das Repertoire bringen, in welchen ich als Gurli unwiderstehlich bin; — fragen Sie Raimund. —

Nein, nein, das wäre unmöglich, erwiederte Huber, aber vielleicht in sechs Wochen. Jetzt wünschte ich, daß Sie es sich in Wien bequem machten.

Trachten Sie, daß Sie sie hier fortbringen, bat Raimund leise.

Kommen Sie, Madame Schandel, sagte Huber; ich selbst führe Sie zu Madame Kreisterin.

Und wer bezahlt für mich die Kreisterin? fragte Afanasia.

Die Direktion! rief Raimund. Solche Dinge bestreitet immer die Direktion; diese kann auch gelegentlich den Konto für gehabte Auslagen an den Uibelthäter nach Peterwardein oder Belgrad senden!

Huber lachte herzlich über Raimund, nahm Afanasia an den Arm und führte sie fort.

Adieu, Ferdinand! rief Madame Schandel, und schleppte sich aus der Stube.

Gehorsamer Diener! erwiederte Raimund.

Als Afanasia fort war, sagte er:

Der Gouverneur im Benjowski, Herr Loser, hat mich vor dieser Afanasia gewarnt, aber ich leichtgläubiger, junger Mensch glaubte ihm nicht. — Sie denkt nun, ich wäre noch so albern wie vor anderthalb

stern konnte ich Sie nicht sehen, denn wir gaben die „Bürger in Wien" und ich hatte zu thun. Aber heute bin ich frei. Ich habe mir schon zwei Sperrsitze bringen lassen. Meine Frau und ich freuen uns, Sie zu sehen.

Sartory fragte hochmüthig: Ist das Herr Raimund?

Ja, ich bin Raimund, Herr Sartory.

Herr Sartory, dachte der dünkelhafte Regisseur, nicht Herr von Sartory? — Warte Bürschchen, Du sollst sogleich Eins hinauf bekommen! — —

Ei! sagte Sartory ich kenne Sie ja, Herr Raimund. — Sind Sie nicht derselbe, welcher in unserer Theaterkredenz seine Laufbahn begann und vor einigen Jahren noch Zuckerbäcker-Lehrjunge war? — Ein blonder Bursche damals?

Blond bin ich noch! erwiederte Raimund und lachte.

Sie haben mir manches Glas Punsch auf das Theater bringen müssen.

Nicht ohne Angst, Herr Sartory. Sie tranken den Punsch wie Wasser.

O nicht wie Wasser! versetzte Schuster; da hätte er wohl kein halbes Glas getrunken, wohl aber wie Wein, sechs, acht Gläser nach einander.

Und ich mußte den Punsch als Zuckerbäcker-Lehrjunge immer sehr stark machen, stark wie Gift, bemerkte Raimund, deshalb hatte ich Angst für Sie. — Als Rinaldini tranken Sie ein Mal so viel, daß Sie in eine ganz andere Rolle geriethen, und die Worte des Zwirnhändlers von Oberösterreich sprachen.

Das muß eine hübsche Vorstellung gewesen sein! versetzte Schuster.

Die ganze Tischgesellschaft lachte.

nach dem Theater ein. Er sendet Ihnen seinen Wagen. Sie finden bei ihm viele Freunde. Vor zwei Uhr Morgens werden Sie nicht nach Hause kommen, diese Zeit will Jemand benützen. —

Und mich berauben? Ei, da eile ich ja augenblicklich zur Polizei. —

Thun Sie dies nicht! Sie würden einen armen Familienvater unglücklich machen, der, wenn er kein Geld bei Ihnen findet, sich augenblicklich aus Ihrer Wohnung entfernt. —

So will ich dem armen Teufel Etwas schenken, damit er nicht ans Stehlen denken darf. — Wer ist es denn?

Das darf ich nicht sagen! — Leben Sie wohl!

Der Fremde eilte fort.

Der Mensch kommt mir vor, wie Waldraf der Wandler! Es wird mir völlig unheimlich in seiner Nähe, und doch zieht es mich zu ihm hin! — Soll ich denn nie erfahren können, wer sich meiner mit solcher Liebe annimmt!

5.

Wie der räthselhafte Unbekannte voraus gesagt, so geschah es auch. Raimund erhielt eine Einladung, um nach dem Theater einem Souper bei dem Direktor des Leopoldstädter-Theaters, Leopold Huber, beizuwohnen.

Ist das Eine wahr, dachte Raimund, so wird das Andere ebenfalls wahr werden. Ich sehe schon den Dieb während meiner Abwesenheit hier einbrechen; er soll sich aber gewaltig irren, mein Geld wird er nicht im Hause finden. — Die Beträge, welche Diejenigen erhalten, denen ich schuldig bin, sind bereits auf die

Seite geschafft; mir bleiben noch 475 fl. und die zwanzig Ducaten, welche mir Erzherzog Anton für die Loge zu senden so huldreich war; ich bin ein reicher Mann, denn so viel Geld habe ich, so lange ich auf der Welt bin, nicht gehabt. Dieses Geld übergebe ich dem Theater-Kassier, der ist ein braver Mann, der soll es mir so lange aufbewahren, bis ich es benöthige, so bin ich geborgen, und der Dieb bekommt nichts, als meine alte Einrichtung und einen abgetragenen Gehrock; das Andere habe ich alles auf dem Leibe!

Raimund warf noch einen Blick auf Hubers Einladung und las:

„Eine Gesellschaft von Freunden, die Sie schätzt,
„und meine liebsten Theatermitglieder, erwarten
„Sie heute um zehn Uhr Abends in meiner Woh-
„nung. Der Fiaker Nr. 378 wird Sie nach beendigter
„Vorstellung in der Josefstadt, Piaristengasse, ab-
„holen und nach dem Souper wieder nach Hause
„bringen. Sollten Sie dieser Einladung keine Folge
„zu geben gedenken, so verständigen Sie hievon

Ihren ergebenen
Leopold Huber,
wohnhaft in der Rothen-Thurmstraße,
im eigenen Hause."

Eine Gesellschaft von Freunden, welche Sie schätzt, und meine liebsten Theatermitglieder! — wiederholte Raimund. — Seine liebsten Theatermitglieder! Welche sind ihm denn seine liebsten? — Man behauptet, daß ihm diejenigen am wenigsten behagen, welche dem Publikum am meisten gefallen! — Ignaz Schuster und Lippert sind wahre Zierden seines Theaters, Sartory, Ziegelhauser, Neuwirth und Swoboda sind gute Schauspieler, aber Leopold Huber kann sie nicht ausstehen! — Ihm gefallen Rosenau, Stein, Dorfmeister! — Nach der

lers, der damals das Leopoldstädter Theater dirigirte, empfahl, erschien ich vor Herrn Jung mit Thränen in den Augen.

Warum weint denn der Bube? fragte Jung meinen Vater.

Weil er kein Zuckerbäcker werden will, antwortete dieser.

Weswege denn nicht?!

Schauspieler, versetzte mein Vater, will er werden. Er kennt sonst nichts als das Theater, lauft wenn er kann und darf ins Theater, liest Theaterstücke und spielt Theater auf unserm Hausboden, deklamirt im Keller, in meiner Werkstatt, in meinem Drechslergewölbe! Ich habe ihm schon die Theaterlust herausprügeln wollen; es ging nicht! —

Nun, wenn er ein solcher Theaternarr ist, erwiederte Herr Jung, kann er gerade bei mir seiner Passion recht genügen; ich geb ihn in die Kredenz in das Leopoldstädter-Theater; da kann er in jedem freien Augenblick ins Parterre hineingucken, das wird ihm seine Lehrzeit als Zuckerbäckerjunge angenehm machen.

Wenn das ist, antwortete ich, so will ich Zuckerbäcker werden.

Ich ward es.

Allein meinen Erwartungen wurde nicht entsprochen. Herr Jung war noch ärger als mein Vater. — Wenn er in die Kredenz kam und ich war nicht zugegen, so wüthete er; fand er mich manchmal im Parterre, so zog er mich bei den Ohren hinaus. Ich klagte dies einmal dem Komiker Anton Baumann, der mich sehr gut leiden mochte, dem ich meinen Wunsch, Schauspieler zu werden, mittheilte, der mein Ideal war und den ich sehr glücklich kopirte, was ihm unendlich Freude machte. — Laß den dummen Schwaben „schwätze," sagte Baumann, ich werde ihm nächstens den Kopf zu-

recht setzen, und wenn er Dich nicht ins Theater läßt, so komme zu uns aufs Theater; bringe mir täglich um zwei Groschen „Zuckerzelteln;" bleibst Du ihm dann zu lange aus, so schieb alle Schuld auf mich; mir wird er nichts darüber sagen.

Allein mit Herrn Jung war so wenig etwas anzufangen als mit meinem Vater. Herr Jung ließ mich nicht mehr aus der Kredenz und ich fühlte mich beispiellos unglücklich.

Da lernte ich Kindler kennen. Auch ihn wollte sein Vater nicht Schauspieler werden lassen.

Weißt Du, was wir thun? sagte Kindler, wir gehen unsern Eltern durch. Ich habe von meinem „Göden" (Pathen) sechs Zwanziger bekommen; von meiner Mutter ebenfalls drei Zwanziger; wir gehen zu Fuß nach Korneuburg, dort ist ein Theater; dort lassen wir uns engagiren. Die ersten acht Tage spielen wir ohne Gage, damit der Direktor uns kennen lernt und dann muß er uns honoriren, weniger als 2 Gulden für die Woche nehmen wir nicht. —

Ich bin dabei, sagte ich. Ich habe 4 Gulden, damit können wir schon eine Weile auskommen.

Wir liefen nach Korneuburg.

Um sechs Uhr Abends trafen wir ein.

Das Theater wurde gerade ausgetrommelt.

Dies gefiel mir nicht, allein Kindler bemerkte: „Ländlich, sittlich!" Wir eilten ins Theater.

Es wurde „Agnes Bernauerin" aufgeführt. Die Direktrice, eine Frau von 60 Jahren, spielte die Agnes; den Albrecht ein junger Bursche von 18 Jahren. — Es war eine entsetzliche Vorstellung, aber das Publikum rief alle Schauspieler heraus. Dies freute uns sehr.

Am andern Morgen gingen wir in die Direktionskanzlei, die sich in einer Branntweinschenke befand.

Der Direktor saß mit seinen Mitgliedern bei der Schnappsflasche. Ich ging beherzt auf ihn zu. —

Verlangen die Herren vielleicht Sperrsitze? fragte der Direktor. Wir führen heute den „alten Uiberall und Nirgends“ auf.

Nein, sagte ich. Wir wollen bei Ihrer Bühne engagirt werden; wir sind junge Schauspieler. Wir wollen acht Tage umsonst spielen.

Und dann? fragte der Direktor.

Wollen wir Gage!

Wahnsinnig! versetzte der Direktor. Ich bezahle nie Gage, im Winter am wenigsten und im Sommer gar nicht. Was bei meinem Theater eingeht, muß mir gehören! Für was gäbe es denn sonst Dilettanten! —

Sie haben Recht! erwiederte Kindler. Wir wollen 14 Tage Dilettanten sein!

Und was spielen die Herren für Rollen? fragte der Direktor.

Ich? war meine Antwort, tragische.

Tragische? versetzte der Direktor. Sie haben ja einen Sprachfehler!

Und Sie? fragte er Kindler.

Liebhaber, versetzte dieser, Liebhaber im Trauerspiel, im Drama, Lustspiel und in der Posse.

Ueber Liebhaber entscheide ich nie, erwiederte der Direktor, welcher Zeisel hieß. Ueber dieses Fach hat sich meine Frau die Stimme vorbehalten; wenn diese Sie als Liebhaber anerkennt, so können Sie auch die Kost bei uns erhalten; Mittagskost ist bei uns die höchste Gage.

Und ich? sagte ich, soll ich auch zur Frau Direktorin gehen?

Nein, antwortete Zeisel. Mit Ihnen ist es auf keinen Fall Etwas; ich und meine Frau können die blonden Leute nicht ausstehen.

Ich stand ganz zerknirscht da.

Ein Mittel gibt es, unser Vorurtheil gegen die Blonden zu besiegen. Es scheint, daß Sie ein entlaufener Bürgerssohn aus Wien sind. Der Vater ist wahrscheinlich gegen Ihre Neigung fürs Theater; die Mutter unterstützt Sie. Die Mutter hat dem Lieblinge gewiß die Taschen mit Zwanziger vollgestopft. Bleiben Sie hier; gehen Sie täglich für Ihr Geld in unser Schauspielhaus. (Es war ein Heustadel.) Im Parterre hat es nichts zu sagen, wenn ein Blonder erscheint. Schreiben Sie Ihrer Mutter, Sie möchte Sie als Aktionär bei meiner Bühne einkaufen. Die Aktie beträgt 5 fl. — Will die Mutter 10 fl. einlegen, so können Sie mein Kompagnon werden. Dann lass' ich Sie den Hamlet spielen.

Und wie viel Gage bekomme ich dann?

Gage nie, aber eine halbe Einnahme in den Sommermonaten, auf der Schwechat, wo wir alle Jahre im Mai zu spielen anfangen.

Kindler, welcher sich indeß zur Frau Direktorin verfügt hatte, kam athemlos zurück.

Es ist nichts! sagte er; komm, wir gehen wieder nach Wien.

Was spricht denn Agnes Bernauer? fragte ich.

Komm nur, rief Kindler. Ich werde Dir Alles sagen. —

Er nahm mich am Arme und riß mich fort.

Als wir uns auf der Straße allein sahen, hub Kindler an: Das infame alte Weib wollte, — ich möchte mich bei ihr als ersten Liebhaber engagiren lassen.

Pfui Teufel! erwiederte ich.

Ich sprach kaum zwei Worte mit ihr, so umarmte sie mich. Ich riß mich los. Sie stürzte auf mich zu wie eine Tigerin auf ihre Beute. — Ich nahm die Flucht und eilte zu Dir.

Da fällt mir Etwas ein! Du bist ja auch blond wie ich, und der Direktor sagte mir, daß weder er noch sein Weib die blonden Leute ausstehen könnten.

Sein Weib nimmt einen Kakerlaken! versetzte Kindler. Nie werde ich das Gesicht des schändlichen Weibes vergessen, als sie mich umarmte. — Jetzt bemerke ich, daß ich mein Schnupftuch bei ihr zurückgelassen habe. —

Immer besser als den Mantel, wie Josef, sagte ich. In dieser Jahreszeit ohne Mantel; es wäre entsetzlich!

Als Kindler und ich nach Wien zurückkehrten, waren wir trostlos.

Der erste Ausflug war so abschreckend, daß ich all meinen Muth verloren habe, bemerkte Kindler.

Den Muth verliere ich, was das Theater betrifft, nie, erwiederte ich, aber was meinen Vater und Herrn Jung anlangt, da möcht' ich verzweifeln. — Mein Vater ist jähzornig. Es ist nothwendig, daß ich heim komme, wenn er nicht zu Hause ist und ihm Alles aus dem Zimmer räume, was einem Stocke, einem Pfeifenrohr und einem — Scheckel gleichsieht. Findet er nichts zum Zuschlagen, so verraucht sein Zorn bald, kommt er aber einmal ins Prügeln, so prügelt er fort bis er müde ist. — Und Herr Jung, der hätte statt Zuckerbäcker, Friseur werden sollen. Seine größte Passion sind meine Haare! —

Gehe nicht zu Deinem Vater und nicht zu Herrn Jung. —

Wohin denn?

In Stockerau ist auch ein Theater!

Nichts mehr von solchen Kreuzerbuden! entgegnete ich; soll meine Leidenschaft für die Bühne mit Prügeln und „Schopfbeuteln" belohnt werden, so sei es der Mühe werth. — Ich werde trachten, bei einem ordentli-

chen Theater unter zu kommen; in dem Hause des Herrn Jung in der Leopoldstadt, zum Schwan, wohnt der Intendant des Preßburger Theaters, Graf Palffy, der muß mich engagiren.

Und ich, soll ich mich nicht auch an ihn wenden? fragte Kindler.

Laß mich zuerst ankommen, dann rekommandire ich Dich.

Es sei, versetzte Kindler, doch müssig kann ich einstweilen nicht bleiben. Ich werde Gastrollen in Stockerau geben.

Kindler ging wirklich nach Stockerau. Ich zu meinem Vater zurück. Ich werde nicht erzählen, wie er mich aufnahm.

Vater, sagte ich, bringen Sie mich um, aber zu Herrn Jung kehre ich nicht zurück. Vater, flehte ich, lassen Sie mich Schauspieler werden, oder lassen Sie mich sterben unter Ihren Händen.

Mein Vater, welcher gerade wieder einen neuen Hieb nach mir führen wollte, warf sich plötzlich ganz erschöpft in seinen Schlafsessel und rief:

Werde Komödiant, verfluchter Bube! Ich gebe Dich auf! Wenn Du aber auch in die bitterste Noth geräthst, mir darfst Du nicht kommen.

Ich küßte meines Vaters Hände, dankte ihm für die Erlaubniß, daß ich Schauspieler werden dürfe, gelobte, ihn nie um Unterstützung angehen zu wollen und setzte bei:

„Sie mißachten den Stand der Bühnenmitglieder, weil Viele darunter schlechte Sujets sind; ich schwöre Ihnen aber, daß wenn ich auch beim Theater nie reussiren sollte, ein schlechter Mensch werde ich nie werden, Ihrem Namen werde ich keine Schande machen!

Ich ging zu Herrn Jung, dankte ihm für das, was

er mir Gutes erwiesen, theilte ihm meinen Entschluß und die Zustimmung zu demselben von Seite meines Vaters mit, und eilte hierauf zu dem Grafen Palffy, bei welchem ich mich als Schauspieler melden ließ.

Der Graf ließ mich vor.

Sein erstes Wort war:

Spielen Sie das Hasenhuthsche Fach?

Ja, sagte ich. Ich hätte auch das Fach der Madame Rousseul vom Burgtheater übernommen, wenn ich nur Schauspieler geworden wäre, Schauspieler um jeden Preis.

Singen Sie auch?

„Infam" hätte ich gerne geantwortet, aber ich besann mich und antwortete: So gut, als Herr Hasenhuth singt, vermag ich es auch.

Gut, sagte der Graf, hier steht ein Klavier, ich werde akkompagniren; wir wollen doch sogleich hören, wie es um Ihren Gesang steht.

Ich mußte singen, was mir einfiel.

Ich stimmte alle komischen Lieder an, die ich von Baumann, Lessel, von Hasenhuth je gehört hatte.

Der Graf war ausnehmend zufrieden, ja, um mich recht zu encouragiren, lud er mich zum Souper ein, und bot mir auf, mich auf recht viele komische Vorträge vorzubereiten; es würden Damen und Kavaliere bei ihm speisen, und ich müßte durch meine Lieder die ganze Gesellschaft unterhalten.

Das war mir recht.

Ich fand mich pünktlich ein.

Die Gesellschaft war sehr gespannt auf mich.

Statt um 9 Uhr wäre ich schon um 6 Uhr bei dem Grafen eingetreten, aber ich konnte keinen schwarzen Anzug auftreiben; erst um halb neun Uhr erhielt ich

einen solchen durch einen Freund; ich mußte aber sechs Zwanziger für das Ausleihen bezahlen.

Ich trat bei dem Grafen ein.

Kapellmeister Kauer war ebenfalls geladen. Er begleitete mich am Klaviere.

Ich sang zwei Thaddädl-Lieder von Hasenhuth. — Das eine aus dem „eisernen Manne," in welchem eine Katze nachgeahmt wird, mußte ich drei Mal singen. Ich wurde außerordentlich applaudirt. Ich sang in Einem fort. Ich gefiel sehr, und eine alte Dame sagte:

Graf Palffy, diesen jungen Mann müssen Sie für Preßburg engagiren, er wird Furore machen!

Endlich begann das Souper und ich hatte das Glück, neben meiner Gönnerin, der alten, aber höchst liebenswürdigen Gräfin placirt zu werden. Sie überhäufte mich mit Güte.

Nach dem Souper drückte mir Graf Palffy acht Dukaten für meine Liedervorträge in die Hand, beschied mich für den nächsten Tag zu seinem Sekretär, der mir 30 fl. Reisegeld auszubezahlen, angewiesen wurde.

Ich war der glücklichste Mensch auf der Welt.

Die Nacht, welche auf das Souper folgte, werde ich nie vergessen. Ich legte mich zu Bette und stand wieder auf; ich legte mich wieder nieder und stand wieder auf. So trieb ich es bis vier Uhr Morgens. Ich sang alle meine Lieder noch ein Mal.

Die alte Köchin in meines Vaters Hause, weckte meinen Vater und sagte ihm mit aller Bestimmtheit, ich sei närrisch geworden! — Mein Vater kam, horchte eine Weile an meiner Thüre, endlich hörte ich ihn nach einem Gesellen aus der Werkstatt rufen: Bamberger! sagte mein Vater, suche Er einen Fiaker

aufzutreiben; der Ferdinand ist wahnsinnig geworden; ich schicke ihn augenblicklich in den Narrenthurm.

Ich öffnete die Thüre und bat meinen Vater, doch dergleichen Dinge nicht zu glauben. Er kam zu mir in die Stube. Ich erzälte ihm von dem Glücke, das ich im Graf Palffyschen Hause gemacht. — Ich zeigte ihm die acht Dukaten, die ich meinem kleinen Talente verdankte. — Mein Vater antwortete:

„Das ist das Handgeld der Hölle!“

Endlich ging er in sein Zimmer zurück. Vom Narrenthurme war nicht weiter die Rede.

Ich will nur schnell auf mein erstes Debut in Preßburg kommen. Ich trat im „politischen Zinngießer“ auf, wurde vom Publikum mit Applaus begrüßt, — und als es mich spielen sah — ausgepfiffen!

Ausgepfiffen? — Weshalb? fragte Schuster.

Weil ich wirklich wie ein Stümper spielte. Ich dachte mir die Sache so leicht. Ich meinte, ich wäre bereits ein gemachter Schauspieler, und mir fehlte Alles hiezu. Ach, auf welche schmerzliche Weise lernte ich erkennen, daß ein großer Unterschied sei, zwischen einzelnen Liedervorträgen und der Durchführung einer ganzen Rolle! — —

Ich hatte mir in dem Gasthofe in Preßburg, in welchem ich speiste, einige Freunde gesammelt. Ich suchte diese auf, um ihr Urtheil über mich zu vernehmen. — Als ich eintrat, wendeten sich alle ab von mir. Ich setzte mich nicht zu ihnen. — Endlich kam der „Bretzelbub“ vom Theater an meinen Tisch, derselbe, der auf der letzten Gallerie „Würstel, Bretzel und Bier“ ausschreit. — Ei! dachte ich; dieser Bub war im Theater, wenn er auch kein eigenes Urtheil hat, so hörte er doch das Urtheil des Publikums.

„Hast Du mich gesehen?“ fragte ich ihn.

„Ein wenig!“ versetzte der Bube.

„Ein wenig?" — Was soll das heißen?

„Ich habe größtentheils auf die Seite gesehen."

„Warum denn?"

„Ach, Herr Raimund! Sie haben „grauslich" g'spielt!"

Diese einfache, aber deutliche Kritik genügte, meinen letzten schwachen Hoffnungsstrahl zu vernichten. Ich eilte aus dem Gasthofe.

Tags darauf übersendete mir Graf Palffy „Einhundert Gulden," mit den Worten: „Glückliche Reise!"

Ich wendete mich nun an den, unter allen Schauspieldirektoren der Welt, als der lächerlichste, verschrieenen Scherzer, in Wiener Neustadt. Dieser Mann war das größte Original. Er dirigirte seine Anstalt wie ein schlechter Wirth ein Bierhaus, und nur Schauspieler, welche ein Engagement bei ihm dem Hungertode vorzogen, wendeten sich an ihn.

Bei Scherzer, dachte ich, kann ich tragische Rollen spielen. Gollo in der „Genofeva" soll mir die Neustädter gewinnen! —

Ich trat bei Scherzer ein.

Ich brachte ihm mein Anliegen vor.

„Haben Sie eine schwarze Hose?" redete mich Scherzer an.

Ja, sagte ich, und noch dazu eine ganz neue. Ich habe sie mir erst gestern in Wien gekauft.

Haben Sie „Bandelschuhe" oder „Schnallenschuhe"?

Beide Gattungen.

Können Sie die Worte: „Guten Morgen!" auf viererlei Art, als König, als Bettler, als Intriguant und als Tugendhafter deklamiren?

Ich sprach sie auf viererlei Art aus.

Bravo! rief Scherzer. Sie sind engagirt, „Verstengens mi, wanns g'fallen!"

Wie viel bezahlen Sie mir Gage, wenn ich mich für das „intriguante Fach" ausschließend engagiren lasse?

Ausschließend? — Glauben Sie, Wiener-Neustadt hat ein Hoftheater? Bei meinem Theater gibt es kein ausschließendes Fach. — Wer heute den Peter Czar in den „Strelitzen" spielt, muß morgen den Peter in „Menschenhaß und Reue" darstellen. Peter bleibt Peter. Heute müssen Sie Rochus Pumpernickel und morgen König Lear sein. So ist es bei mir. Ein ausschließendes Fach hat bei mir Niemand als der Kassier, und der muß nebstbei Rollen abschreiben und die Hunde meiner Frau spazieren führen.

Ich füge mich, sagte ich; nur lassen Sie mich zuerst als Gollo in der „Genofeva" auftreten.

In der „Genofeva?" Höchst ungern! Unsere Bürgermeisterin heißt Genofeva, und die könnte glauben, man wolle sie aufs Theater bringen.

Aber, Herr Direktor, versetzte ich, dieses Stück wurde ja erst vor 14 Tagen in Neustadt aufgeführt. Madame Ipsel vom Leopoldstädter-Theater trat darin auf.

So, das weiß ich nicht mehr. Ich werde an jenem Tage in meinem Weinkeller gewesen sein. Gut! gut! Verstengens mi, meintwegen spielens die Genofeva.

Nein, den Gollo in der „Genofeva."

Das ist mir alles Eins!

Und morgen schon?

Ja, morgen! Was ist denn für ein Tag?

Lichtmeß.

Schön! Am Lichtmeß weinen die Neustädter gerne.

Ich spielte Tags darauf wirklich den Gollo.

Und wurden wieder ausgepfiffen? fragte Sartory.

O mir widerfuhr noch etwas weit Schlimmeres; ich wurde ausgehöhnt, ausgelacht, ausgegähnt!

Dacht' ich's doch! bemerkte Sartory.

Beschämt erschien ich am andern Tage vor meinem Prinzipal Scherzer.

Das war ein Glück, daß ich Ihnen noch keine Gage antrug, redete er mich an. Hören Sie, Sie können ja nichts! Verstengens mi, Sie haben ein Hölzl im Maul; Verstengens mi, werden's was Anders! Vielleicht ein Zettelträger, der ist auch beim Theater, hat aber nichts zu reden!

Ich wollte Etwas einwenden.

Reden Sie nichts! Verstengens mi, ich muß eine Reis' machen, welches mit andern Worten heißt: ich muß mich nach einem andern Schauspieler umsehen.

Ich kehrte voll Verzweiflung nach Wien zurück. Als ich meines Vaters Haus betrat, trug man mir ihn als Leiche entgegen. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Daß ich damals nicht wahnwitzig wurde, vermag ich mir heute noch nicht zu erklären.

Ich besaß noch fünfzig Gulden von dem Betrage, den ich in Preßburg als Reisegeld erhalten.

Davon lebte ich, und zwar so, daß ich 10 fl. als für meinen Unterhalt für 30 Tage verwendete, und 40 fl. als Reisegeld und für meinen Aufenthalt in Oedenburg zurecht legte, denn nach Oedenburg mußte ich. Ich war dem Schauspieldirektor Kunz empfohlen.

Kunz war ein rauher, barscher Mann, aber rechtlich und offen. Er war früher Major und übernahm die Oedenburger Bühne nicht aus Gewinnsucht, sondern um der Stadt, in welcher er so viele glückliche Tage verlebte, eine ordentliche, honnette Bühne zu gründen, und sie von der Schmach herumziehender Komödianten zu befreien.

Am 4. März 1809 traf ich in Oedenburg ein.

Den Monat, den ich in Wien verlebte, benützte ich täglich die Theater zu besuchen. Der bekannte Theater-

freund Dermer, ein Silberarbeiter, (Onkel der Schauspielerin Condorussi) versah mich mit Freibillets in alle fünf Theater Wiens. In das Hoftheater nächst der Burg kam ich fast jeden zweiten Tag.

Als ich vor Kunz erschien, fragte er: Was spielen Sie?

Fest entschlossen, mich dem tragischen Fache zu widmen, antwortete ich: Erste Intriguants- und Charakter-Rollen.

Das ist leicht gesagt, versetzte Kunz. Haben Sie denn auch Studien gemacht? Oder sind Sie auch Einer von den Dutzend-Schauspielern, welche ihre Rollen geistlos plappern, sich von der Rolle tragen lassen und nicht für einen Heller aus Eigenem schöpfen?

Ich sprach mich über Ochsenheimer aus, bewies, daß ich keine seiner Leistungen gesehen, ohne sie tief begriffen zu haben, und setzte bei, daß ich Lessing, Engel, Schink studirt und sehr gut wisse, was das Wesen eines eigentlichen Schauspielers ausmache.

Kunz schien mit meinen Aeußerungen zufrieden. Er engagirte mich sogleich für das erste intriguante und Charakterfach und lud mich ein, mit ihm nach Wien zu reisen, wo er noch mehrere Mitglieder für seine Bühne finden wolle.

Ich reiste mit ihm ab.

Erst im April eröffnete Kunz das Theater in Oedenburg. Ich hatte daher noch einen ganzen Monat Zeit, Studien im Burgtheater zu machen. Ich versäumte sie nicht.

Plötzlich erhielt ich eine Einladung zu Kunz, der, wie er mir schrieb, „ein ernstes Wörtchen“ mit mir zu sprechen hätte.

Ich gerieth in eine wahre Todesangst. Ich eilte zu ihm. Ich klopfte mit pochendem Herzen an seine Thüre.

An dem Tone, mit welchem er das Wort „Herein!“ aussprach, entnahm ich, wie unwirsch er war.

An seinen Schreibtisch gelehnt, mit verschränkten Armen und echtem militärischen Ernste empfing er mich.

Der Teufel soll Sie holen! redete er mich an. Sie sind ein Unverschämter! Sie sagten mir, Sie seien ein Schauspieler, nun höre ich aber von allen Bühnenmitgliedern, die zu mir kommen, daß sie ein Stümper, ein talentloser Anfänger sind, der in Preßburg und selbst in Neustadt ausgepfiffen wurde. — Glauben Sie, daß ich die Bewohner Oedenburgs, welchen ich tüchtige Schauspieler versprochen, mit einem solchen Laffen traktiren werde!

Das war deutsch! jubelte Sartory. So muß man sprechen, wenn die Arroganz sich zum Theater drängt.

Ignaz Schuster warf dem Kollegen Sartory einen bedeutungsvollen Blick zu.

Wie Sie Anfänger waren, sagte Schuster, ist Ihnen wohl kein solcher Direktor vorgekommen?

Raimund fuhr fort:

Ich vertheidigte mich so gut ich es vermochte, allein ich erbitterte den erzürnten Direktor immer mehr. Endlich sagte ich:

Ja ich bin noch ein Anfänger, ich bin aber ein junger Anfänger. Ich kann noch viel lernen und werde viel lernen. Ich habe den Willen, die Kraft und die nöthige Begeisterung für meinen Beruf. — Mir kann wohl Routine fehlen, mir fehlt aber —

Kunz ließ mich nicht aussprechen.

Nun gut, Bursche! rief er, Du sollst Deine Schwingen versuchen; wehe Dir aber, wenn Du stürzest! — In vier Wochen erwarte ich Dich in Oedenburg. Früher als in Oedenburg, laß Dich nicht vor mir sehen!

Ich ging wie Einer dem man ankündigte, daß er nächstens hundert Stockprügel bekommen werde, aber

ich verlor den Muth nicht. Ich hatte früher Ochsenheimers Bekanntschaft gemacht. Er ging mehrere seiner Rollen mit mir durch. Er war es auch, der mich auf meinen Sprachfehler, den ich in der That besaß, aufmerksam machte und mir rieth, auf welche Weise ich ihn ablegen könne. Ich folgte seinem Rathe und sprach nach vier Wochen schon ganz gut. — Endlich beseitigte ich diesen Fehler ganz.

Der Tag, an welchem ich in Oedenburg eintreffen sollte, rückte heran. Ich reiste von Wien ab, und erschien vor Herrn Kunz.

Er war nicht mehr so rauh wie in Wien.

Das Theater in Oedenburg war bereits eröffnet. Der „Intriguant," auf den Herr Kunz große Stücke hielt, war bereits in den „Räubern" als Franz Moor aufgetreten und fürchterlich durchgefallen; dies stimmte Herrn Kunz etwas milder gegen mich.

Sind Sie wol im Stande, fragte er mich, schon morgen als Koke in der „Partheiwuth" aufzutreten?

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, so sehr erfreute mich diese Frage.

O ja! erwiederte ich.

Gut, wir wollen sehen.

Die Vorstellung begann. Ich kann nicht so unbescheiden sein, und selbst schildern, wie ich gefiel. Ich wurde sechs Mal gerufen.

Endlich! sagte Sartory.

Direktor Kunz kam zu mir auf's Theater. Er umarmte mich; er wünschte mir Glück.

Zwei Tage darauf spielte ich, da der Komiker plötzlich erkrankte, aus Gefälligkeit für den Direktor, da ich für komische Rollen kontraktlich nicht engagirt war, den Rochus Pumpernickel. Da nannten mich die

Oedenburger einen Wundermann, der in jeder Rolle exzellire. Mein Glück war gemacht.

Ihr Glück? fragte Sartory. Ich hörte ja, daß Sie manchen Tag nichts zu essen hatten?

Leider! Leider! Ich hatte in der ersten Zeit bei Herrn Kunz monatlich nur 8 fl. Gage. Da essen Sie sich satt, Herr Sartory.

Zum Teufel! versetzte dieser, ich brauche fast alle Wochen 12 fl. für meinen Trunk! Freilich, freilich! Mit 8 fl. monatlich, machen 16 kr. täglich, und „Wasch," Kleider, Wohnung braucht der Mensch auch, da kann man keine Sprünge machen! — Darf ich Ihnen mit etwas Niernbraten aufwarten, Herr Raimund?

Ich danke, sagte dieser. Jetzt habe ich monatlich 120 fl. und freies Quartier! und gestern habe ich gegen 1700 fl. eingenommen. Jetzt hungere ich nicht mehr.

Und von Oedenburg und Raab kamen Sie nach Wien? fragte Schuster.

Ja, beide Theater gehörten Herrn Kunz, bei welchem ich vier Jahre engagirt war.

Ich habe heute eine Einladung zu einem Souper zu Herrn Leopold Huber erhalten, begann Raimund; darf ich fragen, ob ich so glücklich sein werde, die beiden Herren Regisseure ebenfalls dort zu finden.

Allerdings, erwiederte Schuster.

Es sind alle ersten Mitglieder geladen.

Auch die Damen?

Nein, versetzte Sartory. Die Frau Direktorin ist eine Weiberfeindin.

Also kann sie sich selbst nicht leiden? meinte Raimund.

O, bei ihr macht sie eine Ausnahme! entgegnete Schuster. Wollen Sie sich bei Frau Justine einschmeicheln, so küssen Sie Ihr nach jeder dargereichten Speise die Hand!

Man pfiff aus allen Tonarten.

Perinet verneigte sich tief.

Abbitten! schrie das Parterre.

Stad! Röden lassen! befahl die Gallerie.

Perinet gewann das Wort.

Er sprach in Knittelreimen in derselben Weise, in welcher er seine „Pumphia“ geschrieben.

»Daß ich so lange gezögert ist es eben!
»Aber ich war bei dem Kässtecher daneben
»Und hab' ihm mein heut'ges Manuskript zum
Aufheben gegeben!

Das ganze Haus brach in ein lautes Gelächter aus, und war versöhnt.

Perinet schrieb mehr als hundert Stücke für das Leopoldstädter Theater. Am meisten gefielen: „die Schwestern von Prag,“ „das neue Sonntagskind,“ „das lustige Beilager,“ „Evakathel und Schnudi.“ Jede dieser Piecen wurde vielleicht ein Paar Hundert Mal aufgeführt.

Perinet machte die Theaterdirektoren reich. Er selbst lebte und starb in der bittersten Noth.

Das Souper, welchem er bei Leopold Huber mit Raimund beiwohnte, war sein letztes heiteres Fest.

Er litt an der Brustwassersucht. Er hatte die dürftigste Kleidung im heftigsten Winter; kein Stückchen Holz zum Heitzen, keine warme Suppe.

So hatte noch kein Dichter gedarbt wie er.

Hensler und Huber kannten seine Noth aber sie gaben ihm nichts als seine Gage. Monatlich bezog er 50 fl., davon nahmen die Wucherer 40 fl. Mit 10 fl. sollte der alte kranke Mann leben und sich pflegen.

Sein sogenannter „Hausherr“ war der größte Tirann. Perinet war ihm, wie der Hausherr behauptete, einen Vierteljahrszins von 18 fl. schuldig. Der Haus-

herr, Herr Rodler, ein Holzhändler, kam täglich drei Mal zu Perinet und quälte ihn bis aufs Blut.

Perinet war bereits so elend, daß er im Bette kaum aufrecht zu sitzen vermochte.

Hausherr, lassen Sie mich ruhig sterben, flehte Perinet.

Da müßte ich ein Narr sein! versetzte der Holzhändler. Erst den Vierteljahrszins zahlen, dann sterben, das ist meine Ansicht!

Hausherr, Sie sind reich! sehr reich! Ich bin arm, sehr arm. —

Ei, Sie sind nicht arm. Sie haben einen guten Kopf. Schreiben Sie ein Stück! Geben Sie das Stück mir! Ich verkaufe es an die Josefstadt, weil die Leopoldstadt Ihnen kein „Extra-Honorar" bezahlt.

Ich vermag keine Feder zu halten!

Diktiren Sie! Ich schreibe.

Sie können ja Ihren Namen nicht richtig schreiben. Wenzl schreiben Sie mit tz!

Diktiren Sie halt nichts von einem Wenzl!

Hausherr, lassen Sie mir nur 24 Stunden Ruhe.

Haha! Damit Sie sich hinlegen und sterben könnten? Nichts da! — Sie müssen dichten — und trachten, daß ich bezahlt werde.

Diesem Gespräche machten Bäuerle und Ignaz Schuster ein Ende. Sie besuchten den armen Perinet.

Perinet erzählte ihnen, was der „harte Holzhändler" ihm zufüge.

Was höre ich! versetzte Schuster. Ich habe Ihnen ja den Zinsbetrag von 18 fl. für Herrn Perinet bezahlt. Ich besitze die Quittung. Was wollen Sie denn noch?

Noch 18 fl. für das nächste Vierteljahr. Wenn Herr Perinet stirbt, zieht er aus. Mir aber zieht

nicht augenblicklich jemand Anderer hier ein. Ich muß für ein Vierteljahr gedeckt sein!

Dem Holzhändler wurden nun alle möglichen Grobheiten gesagt. Erst als ihm gedroht wurde, er werde auf das Theater gebracht und mit allen seinen Nichtswürdigkeiten dargestellt, verließ er den Kranken, den er, als er wenig Tage hierauf starb, als Leiche nicht eher aus dem Hause lassen wollte, bis die geforderten 18 fl. bezahlt worden, welches noch viele Personen aus der Leopoldstadt, die damals Zeuge von dem Skandal waren, und dem nur die Behörde ein Ende machte, bestätigen können.

Als Bäuerle und Ignaz Schuster, die den armen Poeten nicht ohne Unterstützung ließen, von ihm schieden, improvisirte er Folgendes:

„Dank Euch für den Besuch!
„Ihr seht mich reif zur Bahre;
„Ich lebe, sagt mein Arzt,
„Kaum mehr noch hundert Jahre.
„Der Tod bleibt Keinem aus,
„Ich muß mich wohl ergeben —
„So hoff' ich denn wohl auch,
„Den Tod noch zu erleben.
„Die Mode kommt nicht ab,
„Es ist wahrhaftig dumm, —
„Weil Alles sterben muß,
„So bringts mich auch nicht um!

Tags darauf starb Perinet.

Also dieser Perinet war ebenfalls zu dem Souper, zu Raimunds Ehre, eingeladen, und Raimund leerte ein Glas auf des Dichters Wohl.

Ob von Leopold Huber angestiftet, oder aus eigenem Antriebe, improvisirte Perinet:

„Daß Prinzen reisen, ist eine alte Geschichte.
„Als „Prinz Schnudi" kamst von Raab nach Wien
„Mach' nun zur Wahrheit die dunklen Gerüchte,
„Und ziehe von Josef zu Leopold hin!

„Hier, in der Leopoldstadt fand noch Jeder sein Heil,
„Ich schreib dann vom Prinz Schnudi den zweiten Theil.

Raimund antwortete rasch:

„Hier bei Leopoldus. ein froher Gast,
„Will ferner als Gast ich nur gelten,
„Die Josefstadt ist jetzt mein Heimathland
„Und soll mich nicht undankbar schelten.
„Doch verstößt mich einst Josef, und Leopold
„Wird wieder als Huber mein Vater,
„Dann schließ ich mich fest an Euren Kreis
„Im Leben wie auf dem Theater!

Man kann sich den Anklang denken, welchen diese freundlichen Worte fanden. Leopold Huber zog Raimund sogleich in ein Nebenzimmer, und vorläufig wurde festgesetzt, daß Raimund zwölf Gastrollen, wofür er zwölf hundert Gulden erhalten solle, auf dem Leopoldstädter Theater spielen müsse. Dies gestand Raimund zu, da er für ein Gastspiel auch Josefs Zustimmung erhalten hatte.

Diese Gastrollen waren der Zweck des Soupers. Als diese festgesetzt, ersuchte Frau Justine, Leopold Hubers Gattin, sich zurück ziehen zu dürfen. Die Gesellschaft betrachtete dies als einen Wink, ebenfalls aufzubrechen.

Raimunds Fiaker brachte ihn nach der Josefstadt. Es war zwei Uhr Morgens.

Josef Huber wartete, so spät oder so früh es geworden, auf seinen Liebling und empfing ihn mit großer Seelenangst.

Hat Sie mein Bruder mir entrissen? fragte er ihn. Verhehlen Sie mir nichts; ich kenne meinen rücksichtslosen Leopold. —

Ein Engagement habe ich nicht angenommen, versetzte Raimund. Es war nicht hievon die Rede, aber

da Sie mir die Gastrollen in der Leopoldstadt zu geben gewährten, so schloß ich für zwölf Rollen ab. —

Für zwölf Rollen? — Mich trifft der Schlag!

Erst im Mai. —

Aber der Mai ist für mich der gefährlichste Monat! Wenn die Bäume ausschlagen, schlägt nichts mehr im Theater ein.

Sie zu entschädigen, will ich von heute an, bis zum Mai täglich spielen. Am 16. Mai will ich in der Fortsetzung des Adam Kratzerl: „Adam Kratzerl und sein Pudel" spielen. Sie werden sich überzeugen, daß dieses Stück mit dem trefflich dressirten Hunde, dann das Stück „Der Pudel als Kindsweib" noch drei Mal mehr, als die „Musikanten am Hohen Markt," einbringen werden. Beruhigen Sie sich nur. An vollen Häusern soll es nicht fehlen!

Josef Huber schied mit leichterem Herzen.

Als Raimund einen Blick auf seinen Schreibtisch warf, fand er einen Brief.

Er erbrach ihn und las:

„Dein Benehmen ist entsetzlich! Hast Du Deine „Schwüre vergessen? — Daß ich Schandel ehe„lichte, habe ich bereut. — Ich that Unrecht. Ich „bitte Dich um Verzeihung, beschwöre Dich aber, „kehre zu mir zurück. — Solltest Du in Dei„nem Hasse gegen mich beharren, so schwöre ich Dir, „daß ich mich furchtbar an Dir rächen werde."

„Afanasia!"

— Rächen an mir? furchtbar rächen? — sagte Raimund, was will sie mir denn thun? — Ich will doch gleich morgen zu dem Wirthe zur „rothen Ente" auf die Wieden, da mir mein geheimnißvoller Freund mittheilte, daß ich mit diesem über Afanasia sprechen solle. — Diese Afanasia weiß leider zu gut, welch ein Feind ich von allen Skandalen bin, und

ohne Skandal läuft eine so dumme Liebesgeschichte nicht ab! — Es wird Geld kosten, und mein Geld ist schon so auf der Neige, daß ich nicht mehr viel ausgeben kann. Jetzt sehnte ich mich nach meinem unbekannten Gönner! — Dieser Mann besitzt, wie ich sehe, die Gabe, in den Spiegel der Zukunft zu blicken und mit profetischem Geiste, mir mein Schicksal vorauszusagen. — Wenn ich ihn nur so rufen könnte, wie der Faust den Mephistofeles.

Raimund suchte sein Lager auf und schlief ziemlich unruhig.

Am andern Morgen stand er um sieben Uhr auf.

Um halb acht Uhr war er schon im Wirthshause bei der „rothen Ente."

Dort fand er eine große Verwirrung.

Wachen umstanden das Haus.

Man ließ ihn nicht ein.

Es wurden zwei, man sagte sogar drei Personen verhaftet.

Ein Passagier war hier vor Monaten eingekehrt. — Er hatte viel Geld bei sich und fürchtete, er könne bestohlen werden. Er übergab dem Wirthe in einer großen Brieftasche 7000 fl. mit der Bitte, diese Summe zu verwahren, bis der Passagier abreisen würde. Als der Fremde diese 7000 fl. dem Wirthe einhändigte, war Niemand zugegen, als das Stubenmädchen des Wirths.

Nachdem der Fremde nach einiger Zeit abreisen wollte, und den Wirth ersuchte, ihm das anvertraute Geld wieder zurück zu geben, erwiederte der Wirth:

Mein Herr, Sie haben mir kein Geld übergeben; wenn Sie sich etwa einen Spaß machen wollen, so ist dieser sehr unzeitig.

Der Fremde, es war ein Kaufmann aus Raab, antwortete:

Ich finde, mein Herr Wirth, daß Sie sich einen sehr

unzeitigen Spaß mit mir erlauben. — Hier an Ihrem Geldschranke habe ich Ihnen meine Brieftasche übergeben, habe Ihnen die darin enthaltenen 7000 fl. vorgezählt; Sie haben diese Schublade aufgesperrt und Brieftasche und Geld hineingelegt. Ihr Stubenmädchen stand dabei.

Sie sind verrückt, mein Herr, sagte der Wirth.

Mein Gott! erwiederte der Fremde, Sie werden mich doch nicht um eine Summe von 7000 fl. betrügen wollen?

Sie wollen mich um 7000 fl. betrügen, wüthete der Wirth. — Und nun entfernen Sie sich gutwillig oder ich brauche mein Hausrecht und vergesse, daß Sie in Gast meines Hauses sind. —

Sie vergessen, daß ich Ihnen 7000 fl. zur Aufbewahrung übergeben; schließen Sie doch diese Schublade auf! —

Das will ich thun!

Der Wirth schloß die Schublade auf.

Wo ist hier eine Brieftasche? Wo sind hier 7000 fl.?

Der Fremde gerieth in wahre Verzweiflung.

Herr, sagte er, wenn Sie kein Gauner sind, so rufen Sie Ihr Stubenmädchen!

Auch dies soll geschehen!

Der Wirth läutete zwei Mal.

Das Stubenmädchen erschien.

Hanni! sagte der Wirth, dieser Herr behauptet, er habe mir in Deiner Gegenwart 7000 fl. in einer Brieftasche zur Aufbewahrung übergeben. Sprich, ist dies wahr? — Hast Du dies gesehen?

In meiner Gegenwart hat dieser Herr Ihnen nicht einen Heller übergeben. — Ich glaube nicht ein Mal, daß dieser Herr 7000 fl. im Vermögen besitzt! —

Diese Unverschämtheit war dem Kaufmanne aus Raab zu arg.

Außer sich, sprang er auf den Wirth los. Räuber, Dieb, Betrüger! raste er; Du und Deine Helfershelferin in der Gaunerkunst sollen es bereuen. Ich mache die Anzeige bei dem Kriminal-Gerichte.

Meinetwegen in der Hölle! schrie der Wirth.

Der Fremde stürzte fort.

Er machte die Anzeige.

Der Wirth wurde amtlich vernommen. — Er legte einen Eid ab, daß ihm der Fremde weder eine Brieftasche, noch 7000 fl. anvertraut.

Der Fremde reiste ab, ohne zu seinem Gelde zu gelangen, allein er ruhte nicht, bis der Betrüger und seine Genossin entlarvt wurden.

Der Kaufmann aus Raab besaß einen Schwager in Wien, ebenfalls Kaufmann, einen klugen, gewandten Mann. —

Eine geraume Zeit ließ man die Sache ruhen, mittlerweile erkundigte man sich nach dem Mädchen. Dasselbe hatte einen Liebhaber, den es zu heiraten wünschte.

Dieser Liebhaber wurde gewonnen. Man sagte ihm eine weit größere Summe zu, als das Mädchen von ihrem Diebesantheile erhalten würde.

Der Liebhaber des Mädchens, dem dasselbe ohnehin nicht recht gefiel, verstand sich dazu.

Eines Tages fragte er Hanni:

Du willst, daß ich Dich heirate?

Es ist mein einziger Wunsch!

Aber in der Ehe braucht man Geld. Ich habe kein Geld, hast Du welches?

Ein Tausend Gulden kann ich jeden Augenblick erhalten.

Das ist mir zu wenig.

Auch 1500 fl., wenn es sein muß.

Das ist noch immer zu wenig.

Ich werde sehen, daß ich 2000 fl. bekomme.

Von wem?

Nu, von dem Wirthe hier im Hause. Unter uns gesagt, der Wirth müßte mir eigentlich geben, was ich verlangen möchte, aber zu viel mag ich nicht fordern.

Warst Du seine Geliebte?

Gott bewahre! Aber Du wirst ebenfalls von der Geschichte mit dem Kaufmanne aus Raab und den 7000 fl. gehört haben. —

War denn etwas Wahres an dieser Geschichte?

Freilich. — Der Passagier hat dem Wirthe wirklich 7000 fl. in Verwahrung gegeben. Ich war dabei, als er ihm den Betrag vorzählte, aber der Wirth und ich haben die Sache geläugnet und so mußte der Passagier mit langer Nase abziehen.

Dafür, daß ich mich zu diesem Betruge gewinnen ließ, erhalte ich, wenn ich heirate, 1000 fl. — Ich will aber dem Wirthe die Hölle so heiß machen, daß er mir 2000 fl. geben soll.

Versuche Dein Glück! versetzte der Geliebte, entfernte sich und theilte Wort für Wort von dem, was er gehört, am geeigneten Orte mit. — Diese Angaben beschwor der Liebhaber des Stubenmädchens.

Als Raimund mit dem Wirthe sprechen wollte, wurde derselbe sammt dem Stubenmädchen festgenommen und dem Kriminal-Gerichte überliefert.

Die Geschichte, welche hier mitgetheilt wird, erzählten einige gut unterrichtete Leute auf der Straße Raimund.

Ein hübscher Mann, dieser Wirth! dachte Raimund, von ihm werde ich wol jetzt keine Auskunft erhalten, auch nicht vom Stubenmädchen. Es wird aber wohl ein Zimmerkellner über Madame Schan-

del Etwas anzugeben wissen. Ich will zu dem Zimmerkellner gehen.

Ein Diener der Polizei verweigerte neuerdings den Eintritt in das Haus.

Es wird noch Jemand verhaftet, sagte der Polizeidiener.

Noch Jemand! — Ja, ist denn hier eine ganze Herberge von Gaunern?

Dem Kellner, sagte der Polizeidiener, sind heute 12 Silberlöffel gestohlen worden. Aus dem Hause kann der Dieb die Löffel nicht gebracht haben. Sie wurden augenblicklich vermißt und darnach geforscht. Es ist Visitation in allen Zimmern.

Wir haben den Dieb schon! rief eine Stimme aus dem Gange im ersten Stocke, die Löffel sind gefunden, der Spitzbub ist gebunden.

Man führte Herrn Schandel gefesselt an Raimund vorüber.

8. Afanasia. — Schauspieler im Wirthshause.

Als Raimund nach Hause kam, stand Afanasia an dem Thore seines Hauses.

Du hast für mein Unterkommen auf eine schmähliche Weise gesorgt, redete sie Raimund an.

Ich habe gar nicht dafür gesorgt, erwiederte Raimund, der Direktor war so liebenswürdig für Sie Madame, Wohnung und Verpflegung aufzufinden. Er bestreitet die Kosten dafür aus unserm Fonde für arme Schauspieler. Ich zahle zu diesem Fonde, aber ich verwalte ihn nicht.

Man verweigert mir ein Gardinen-Bett!

Was Tausend!

Ich habe kein Stubenmädchen.

Was Sie sagen!

Herr Raimund, ändern Sie ihren hämischen Ton, oder Sie sollen an mich denken!

Ich hoffe Sie in ein par Tagen für immer vergessen zu können.

Herr Raimund, ich habe Briefe von Ihnen, diese sollen in ganz Wien zirkuliren.

Da werden diese Briefe ein besseres Schicksal haben, als Ihr Gemahl, Madame, denn dieser zirkulirt seit einer Stunde nicht mehr. — Sie sind ein allerliebstes Muster! — Seit acht Tagen befinden Sie sich mit Herrn Schandel in Wien in der „rothen Ente." Sie warteten im Gasthofe bis mein Benefice vorüber war; dann kamen Sie zu mir, um von meiner Gutmüthigkeit zu profitiren. — Wie viel muß ich Ihnen geben, Madame, wenn Sie heute noch Wien verlassen?

Reden Sie nicht in diesem Tone mit mir, mit mir, die einst Ihnen als das Höchste galt.

Es soll noch derber kommen. Ich frage Sie, wie viel soll ich Ihnen geben, wenn Sie Wien auf der Stelle verlassen? — Oder wollen Sie nicht? — Sie haben sich dazu hergegeben, mir Schlingen zu legen. Ich weiß Alles. Ihr schändlicher Herr Gemahl veranlaßte dies Manöver. Noch hatte er sich nicht von Ihnen getrennt, aber nun ist's dahin gekommen. Heute Nacht ist im Gasthof zur „rothen Ente" ein Diebstahl an 24 Silberlöffeln verübt worden und bei Herrn Schandel fand man sie im Reisesack. Man hat ihn verhaftet. Wollen Sie sich noch länger in Wien aufhalten? —

Madame Schandel drohte ohnmächtig zu werden.

Machen Sie kein Aufsehen hier am Hausthore! Kommen Sie mit mir in die Theaterkanzlei. Ich will Ihnen 50 fl. als Reisegeld geben, aber nur gegen die Bedingung, daß Sie sich schriftlich verbinden, mich in Ruhe zu lassen.

Er führte Madame Schandel in die Kanzlei.

Der Theatersekretär Schauer setzte das geeignete Instrument auf. Josef Huber legte aus der Schauspieler-Unterstützungskasse zu Raimunds Betrage von 50 fl. noch 20 fl.

Als ich Sie kennen lernte, sagte Raimund, waren Sie wohl leichtsinnig, aber Sie waren ehrlich. — Der lockere Bursche, Ihr Gatte, hat Sie zum Bösen verleitet. — Wären Sie ebenfalls im Gasthofe aufgefunden worden, würde man Sie so wie ihn verhaftet haben. — Danken Sie Gott, daß Sie dieser Schmach entgingen, und nun trachten Sie, daß Sie fort kommen.

Verzeihung! Ferdinand, Verzeihung! flehte Frau Schandel.

Nun sagen Sie mir, wo Sie hinwollen?

Ich habe eine Schwester in Horn.

Gut, ich bezahle den Landkutscher, der Sie nach Horn führt, oder wollen Sie mit der Post fort? — Mir ist dies gleichviel.

Ich nehme einen Fiaker und bringe Sie zur Postanstalt, versetzte Huber. Haben Sie einen Paß?

Mein Mann besitzt ihn.

O wehe!

Doch da Sie nicht hier bleiben können, bemerkte Huber, ohne für Ihre Person Anstände zu haben, so werde ich für einen Passier-Schein sorgen. Ich komme sogleich wieder.

Sie wollten sich an mir rächen, Madame, sagte Raimund, rächen, wenn ich Ihnen nicht zu Willen gewesen wäre — worin hätte diese Rache bestehen sollen?

Ach, Ferdinand, erwiederte Frau Schandel, mein Mann hatte einen besonders häßlichen Plan. Ich

kann ihn nicht mittheilen, ohne für immer Deine Theilnahme zu verlieren.

Heraus mit diesem Plane! rief Raimund. Bei einem Menschen, welcher Silberlöffel stiehlt, bin ich auf das Aergste gefaßt. —

Ich kann nicht sagen, was ich thun sollte, doch was mein Mann mir zugemuthet, soll auf keinen Fall geschehen, darauf mein Seelenheil zum Pfande! Es hätte sich ohnehin mein Herz dagegen gesträubt. —

Hätten Sie mir Gift beibringen sollen?

Was hätte dies genützt? —

Also auf einen Nutzen wards berechnet?

Ach, mein Gott! mein Gott! mich befällt plötzlich eine Angst! — Direktor Huber ist zur Polizei um einen Passier-Schein für mich zu besorgen. Wenn er den Namen Schandel nennt und beisetzt, daß ich des Unglücklichen Gattin bin. —

Wir wollen hoffen, daß die Polizeidirektion in der Josefstadt noch keine Ahnung hat, von dem, was die Polizeidirektion auf der Wieden heute für einen Verbrecher ergriffen.

Huber brachte den Passier-Schein.

Hier ist der Passier-Schein, sagte er. Madame, kommen Sie, Ich führe Sie auf das Postamt. —

Nein, sagte sie, nein, lassen Sie mich allein meinen Weg antreten.

Hier sind 70 fl., sagte Raimund, und noch 10 fl. für den Wagen.

Ich nehme dieses Geld mit Dank! erwiederte Frau Schandel, und nun fort! Ich habe keine Ruhe mehr in Wien....

Sie eilte fort!

Wenn ihr nur kein Unglück begegnet, meinte Huber.

Ein größeres als verhaftet zu werden, könnte ihr

nicht begegnen. Wenn ich nur wüßte, worin ihre Rache gegen mich bestehen sollte!

Rache? Wenn sie 80 fl. erhält! Dummes Geschwätz! Einfältige Drohungen! — Verleitet durch einen schlechten Kerl von Mann, hat sie Etwas gefaselt, was keinen Sinn hat. — Denken Sie nicht daran! — Schade um diese Person! — Das schöne Auge! das herrliche Organ und die lieblichen Gesichtszüge! Das wäre eine Jungfrau von Orleans! — Bei meiner Seele, wie sie Mutter geworden wäre, und ihr Mann hätte nicht das Malheur, arretirt zu werden, hätte ich sie engagirt.

Raimund verfiel in ein tiefes Brüten.

Afanasia war seine erste Liebe.

Sie war ihm Alles gewesen.

Er konnte sich nicht beruhigen, daß er sie vor anderthalb Jahren nach Temeswar in ein Engagement hatte treten lassen.

Dieser Schandel, sagte er für sich, ist mir als ein Roué bekannt. — Er hat sie bethört, umstrickt, die Unerfahrne ging in sein Netz. Dergleichen verwegene, durchtriebene Bursche üben oft eine außerordentliche Macht über unerfahrne Geschöpfe aus. Hätte ich sie doch mit nach Wien genommen! Ich klage mich an, daß sie so tief sank! —

Er ging aus der Theaterkanzlei im innersten Herzen verstimmt, und nur das ungestüme Herandrängen jener Leute, welche im Hofe des Theaterhauses sich zur dritten Vorstellung der „Musikanten auf dem Hohenmarkte" einfanden, riß ihn aus seinem Trübsinn.

Es war kaum drei Uhr, und schon wogten die Freunde des Josefstädter Theaters und Ferdinand Raimunds heran.

Kindler kam ihm mit den Worten entgegen:

Schon um eilf Uhr waren Logen und Sperrsitze

vergriffen, und für morgen ist abermals jede Loge genommen.

Dies erheiterte Raimund sehr. Er und Kindler gingen, ihr Mittagsmahl einzunehmen.

Raimund setzte sich an einen Tisch, an welchem sich ein junger Schauspieler mit einer hübschen, jungen Dame placirt hatte. Der junge Schauspieler führte die Dame als seine Gattin auf. Er nannte sich Grünthal.

Es war dies die sonderbare Dame, die zuerst als Madame und dann kaum ein paar Jahre bei dem Theater in der Leopoldstadt engagirt, als Mademoiselle sich annonciren ließ.

Wir hätten uns so gerne bei dem Theater in der Josefstadt engagiren lassen, sagte Herr Grünthal, allein Herr Huber ist nicht dazu zu bewegen. — Für mein Fach besitzt er an Herrn Kindler einen beliebten Repräsentanten, und meine Frau kann er nicht verwenden, da sie, obgleich eine Lokalschauspielerin, keine Lokalsängerin ist.

Ja muß denn Alles singen! versetzte Raimund und sah dabei der netten heitern Frau in die feurigen, schwarzen Augen. Sapperment! sagte er heimlich zu Kindler, wenn die so schön spielt als sie schön ist, so macht sie furore.

Ich kenne sie, warf Kindler hin. Ich habe sie in Preßburg als Schusterin im „abgebrannten Hause" gesehen, sie war zum Entzücken schelmisch, naiv und heiter!

Was spielen Sie denn eigentlich für Rollen! fragte er Frau Grünthal.

Alle die lustigen Rollen der Johanna Huber, die ich in Preßburg gesehen und genau studirte.

Ei Johanna Huber! versetzte Raimund, das ist

die Großmeisterin der Lokalkomik, wenn diese Ihr Vorbild ist, so gratulire ich.

Das Gespräch wurde unterbrochen.

In das Gasthaus kamen ein Herr und eine Frau mit ihrem Sohne und ihrer Tochter; der Sohn ungefähr zwanzig, die Tochter vierzehn Jahre.

Diese vier Personen waren die lächerlichsten Karikaturen, welche man sehen konnte. Der Mann war klein und hatte ungeheuere Augenbrauen. Er trug einen schwarzen Strohhut, einen lebkuchenfarbnen Rock mit beinernen Knöpfen, auf welche Landschaften gemalt waren; enge gelbe Lederbeinkleider und Kappenstiefel, endlich eine Reisetasche von außerordentlicher Größe. Seiner Frau graues Haupt schmückte ein hoher himmelblauer Seidenhut, darauf hockten Federn, Blumen und ein Strohbüschel, der einen Reiher vorstellen sollte; statt eines Kleides hatte sie einen Männerschlafrock am Leibe, den ein breiter lackirter Ledergürtel, wie von einem Uhlanen ausgemustert, mit einer breiten Schnalle aus Messing zusammen hielt. Die Frau war wenigstens um anderthalb Köpfe größer als der Mann. — Der Sohn trug Nankin-Beinkleider, einen grasgrünen Frack und eine rothe Weste. Um dem heftigen Winter doch auch Etwas zu Liebe zu thun, trug er Pelzhandschuhe von immenser Größe und mit Bärenbesatzen verbrämt in dem Umfange eines Vier-Groschen-Brodes, welches damals so groß wie ein Bauernhut war. — Das Mädchen war am allerpossierlichsten gekleidet. — Dasselbe war wenigstens seit vier Jahren aus seinen Kleidern gewachsen. Der aufgeschossenen Mamsell kaltes, leichtes Ueberröckchen glich einem Spenser von ganz eigenem Schnitte; es war strohgelb mit rothen Bändern besetzt und dazu weiße Höschen, aber auch nur bis über die halbe Wade. Sie war dem Kleide und den

Höschen längst entwachsen. Statt des Hutes trug sie eine polnische blaue Mütze, welche jedoch recht pfiffig auf dem rechten Auge saß, und einen Muff, an welchem die Motten schon über Jahr und Tag, kein gutes Haar gelassen hatten.

Heiliger Gott! sagte Raimund, was sind das für Leute? Die haben vielleicht einen Affen oder ein Murmelthier im Gefolge, die Mamsell wird sogleich durch einen Reif springen, der junge Herr aber Purzelbäume schlagen.

Das Mädchen flog sogleich auf einen Tisch zu, brach eine Bretze an und speiste nach Herzenslust.

Aber Resi, mahnte die Mutter, schickt sich denn das? Wir sind ja nicht allein.

Ei was! versetzte Resi. Mich hungert schrecklich, und ich bin auch durstig. — Papa, lassen Sie mir ein Seitel Bier einschenken!

Gleich! gleich! erwiederte der Vater. Laß' mich nur erst den Vorschuß vom Herrn Direktor abwarten. Wir haben uns auf der verwünschten Reise bis zum letzten Kreuzer ausgegeben.

Neu engagirte Schauspieler! bemerkte Kindler. Wo Herr Huber dieses Volk wieder aufgetrieben haben mag.

Der Theaterfeldwebel trat ein und übergab dem alten Herrn fünfzehn Gulden als Vorschuß vom Herrn Direktor. Der Feldwebel ersuchte ihn, eine kleine Empfangsbestätigung zu unterzeichnen.

Der Alte genügte.

Als der Feldwebel sich entfernen wollte, winkte ihm Raimund, und fragte:

Wer sind denn diese Herrschaften?

Den Namen des Alten weiß ich nicht. Aber der Herr Direktor hatte über seine Ankunft eine außeror-

deutliche Freude. Er nannte den Alten: Herr Kollega.

Vielleicht ein zu Grunde gegangener Apotheker? sagte Raimund.

Nein, ein Schauspieldirektor, aus Bielitz glaub' ich. —

Schon genug, erwiederte Raimund.

Hören wir zu, sagte Kindler zu seiner Gesellschaft, was sie sprechen. Es ist gewiß zum todtlachen. Die Mamsell hat bereits die fünfte Bretze gegessen.

Resi führte das große Wort.

Wie viel Geld? Papa, fragte sie, und machte dabei die Pantomime des Zählens mit den Fingern.

Der Vater, um es recht geheimnißvoll anzudeuten, hob drei Mal seine fünf Finger auf.

Nur fünfzehn Gulden? fragte Resi vorlaut.

Da muß noch Etwas nachkommen, bemerkte der Sohn. Ich allein bekomme ja 15 fl., wenn ich in den Zwischenakten den „Staarl" und die „Droschel" ausspotte.

St! herrschte die Mutter den Kindern zu. Was brauchen die Leute zu wissen, was wir für Künste können! Wer weiß, wer die sind, die da sitzen.

Vielleicht ehrsame Schneidermeister und Friseure, erwiederte der Sohn. Der Eine (er meinte Kindler) sieht einem Haarkräusler ähnlich, wie ein Ei dem Andern!

Vater und Mutter lachten.

Raimund sagte halblaut:

Das ist ein köstliches Volk! Weil wir nicht angezogen sind, wie Narren, halten sie uns nicht für Schauspieler.

Resi klopfte nun heftig mit einem Messer an ihr Glas.

Der Kellner erschien.

Kellner, sagte Resi, kann ich ein Rostbratel haben?

Soeben hat die Gesellschaft dort, welche bestellt. Wie viele Portionen befehlen Sie?

Mir zwei Portionen, aber mit „Knofel," kommandirte der Sohn.

Mit Knofel! Göttlich! rief Resi, mir auch zwei Portionen; aber mit viel Haut gout!

Mir mit Sardellen zwei Portionen! wünschte der Vater.

Geduld! Geduld! mahnte die Mutter. Wir wollen erst sehen, was die Portion kostet. Kellner, den Speiszettel.

Die Mama knausert schon wieder! warf die Tochter hin. Lassen Sie sich, Mama, einen Milchrahmstrudel geben, das ist ja Ihre Leibspeise, und vergönnen Sie uns unsere Rostbraten! —

Vergönnen! vergönnen! betonte die Mutter. Wir haben nur 15 fl. — Das Quartier kostet allein 8 fl. monatlich. Was bleibt uns denn über, wenn Ihr gleich 5 fl. verzehrt?

Ei was, der Papa soll noch 15 fl. holen! lachte Resi. In Wien werden vier Personen doch 30 fl. werth sein.

Der Kellner trat herein.

Herr von Raimund, sagte er, die Frau Wirthin läßt fragen, ob sie ein hübsches Poulard an den Spieß stecken darf?

Eines nur? fragte Raimund. Zwei Poulards und Kompot und Salat dazu. Sie werden wohl so freundlich sein, wendete sich Raimund an Frau Grünthal und ihren vorgeblichen Gatten, dann an Kindler, und meine Gäste sein?

Das ist der Raimund, lispelte der Sohn dem Vater zu.

Steh' auf, sagte die Frau zum Manne, und mach' Dein Kompliment!

Kommt alle mit! befahl der Vater.

Seine Frau und Kinder standen auf, gingen auf Raimunds Tisch zu, und machten ihre Reverenzen.

Wir hatten nicht die Ehre Sie zu kennen, Herr von Raimund, sagte der Vater. Wir sind die neuengagirten Mitglieder des Josefstädter-Theaters und kommen von Bielitz.

Wem habe ich die Ehre zu begrüßen? fragte Raimund.

Die **Familie Krones**, versetzte der Alte.

Die Familie Krones! erwiederte Raimund. Sie sind ja selbst Schauspieldirektor, wie kommt es, daß Sie Ihre Entreprise aufgaben?

Ich und die „Meinigen," versetzte der Vater, sind des ewigen Herumvagabundirens müde. — Die Kinder wachsen heran. Was kommt bei herumziehenden Truppen heraus? Heute sind wir da, morgen dort und die Reisen im Winter sind entsetzlich.

Und beliebt, meinte Resi, kann man nie als wandernde Künstlerin werden. Man mag sich noch so zusammennehmen! Wenn man an einem Orte nicht wenigstens ein halbes Jahr bleiben kann, so verwischen sich die besten Eindrücke. —

Welche Rollen spielen das Fräulein? fragte Kindler.

Geniussinnen, junge Mädchen, welche noch nicht die Liebe kennen, kecke Bauerndirnen, auch sehr sentimentale Fräuleins, welche umgebracht werden; die Emilia Galotti und die Trudel in Samäts Feuerbär.

In welchem Stücke werden Sie bei uns auftreten?

Das erste Mal wollen wir alle vier zugleich erscheinen, erwiederte der Vater.

In der „Teufelsmühle am Wienerberge," bemerkte Therese, spiele ich den Schutzgeist, der Vater singt die Baßarie, der Bruder gibt den Minnesänger, die Mutter —

Raimund unterbrach: Und nach der „Teufelsmühle," was kommt an die Reihe?

Ein Stück von meinem Sohne: „Der Geist des alten Schreckenhorn, oder das Blutgericht in der schwarzen Grotte," frei nach Dellarosa und Spieß, aber mit Tänzen und einer lustigen Kohlbauernhochzeit. — In Tyrnau haben wir dieses Stück zwei Mal in eilf Wochen aufgeführt.

„Die Rostbraten und die Milchrahmstrudel!" meldete der Kellner.

Therese flog an ihren Tisch. Die Uebrigen empfahlen sich der Gunst Raimunds, und begaben sich ebenfalls zu ihrem Diner.

Endlich kam Josef Huber. Er suchte seinen Kollegen aus Bielitz.

Raimund trat auf Huber zu, und fragte ihn leise:

Was haben Sie da wieder für Leute engagirt! Wandernde Komödianten für Wien! Was ist Ihnen eingefallen?

Sehen Sie sie nur erst! meinte Huber, der Alte hat einen so groben Baß, daß man erstaunen muß, wie ein so kleiner Mann eine so große Force entwickeln könne. — Das Mädel ist ein Genie! Therese Krones hat Quecksilber im Leibe. Sie hat in Rodaun die Bauern zum Lachen gebracht!

Spielten denn diese Leute auch in Rodaun?

Freilich, im vorigen Sommer im Badhause, da habe ich sie zum ersten Male gesehen. Ich sage Ihnen, dieses junge Ding wird in Wien ein Mal furore machen. Und der Sohn spottet alle möglichen Vögel aus. Wollen Sie eine Bachstelze? Sogleich wird er aufwarten.

Josef Huber war, was Therese betraf, ein guter

Profet, aber er sollte die Wahrheit seines Ausspruchs nicht erleben.

Eins noch, sagte Raimund zu Huber, warum engagirten Sie die hübsche Frau nicht, die an meinem Tische sitzt?

Ich darf nicht, bei Todesstrafe nicht! Mein Bruder hat es mir untersagt. Er engagirt sie.

So senden Sie sie zu ihm.

Sie soll es nicht wissen, daß er sie bei seinem Theater anzustellen wünscht, sonst begehrt sie eine zu hohe Gage. Sie muß sich in ihrer Verzweiflung an ihn wenden, dann nimmt er Beide, sie und ihren Mann. Mehr als 20 fl. bekommen sie aber nicht für die Woche.

Madame Grünthal soll recht viel Talent besitzen, wie Kindler behauptet. Was ist ihr Mann für ein Subjekt?

Er kann nichts. Zum Glück ist er eigentlich nicht ihr Mann; findet sie nur Engagement, so wird sie sich bald von ihm trennen.

Raimund war sehr erfreut, dies zu vernehmen.

Wie schon Reiberstorfer in seiner biografischen Skizze über Raimund schreibt, verliebte sich Niemand schneller als Raimund.

Afanasia hatte sich seiner unwürdig benommen. Er sehnte sich nun nach einem Wesen, das ihm Frau Schandel vollends aus dem Kopfe bringen sollte.

Die Grünthal bleibt in Wien, dachte er; die schöne schwarze Frau mit ihren glühenden Augen trennt sich wohl recht leicht von dem Manne, der mir roh und gemein vorkommt. Die Gastrollen, die ich im Leopoldstädter-Theater spielen werde, kommen mir gerade recht. Ich werde Madame Grünthal für mich zu gewinnen suchen.

Der arme Raimund, der so leicht Feuer fing, wie

übel erging es ihm mit Madame, oder eigentlich Mamsell Grünthal. Welche unangenehme Folgen hatte seine Liebschaft mit ihr!

Raimund und die beiden Gesellschaften brachen bald auf.

Die Theaterstunde nahte.

Raimund drückte seiner Grünthal verstohlen die Hand. Sie trat ihn auf den Fuß, daß er beinahe laut aufgeschrieen hätte.

Die Unterhandlungen waren pantomimisch angeknüpft.

Es konnte nicht fehlen.

9.

Laß' es nur gut sein, Emmi, sagte Herr Hilbert zu seinem Mündel, Du bekommst einen Mann, einen braven, guten, ehrlichen, wackeren Mann. Laß Deine Freundinnen heiraten, mit allem Pompe nach der Kirche fahren, mit allem Aufwande Hochzeit halten, der Pomp, mit dem Du in die Kirche fahren, der Aufwand, mit welchem Du Hochzeit halten wirst, soll doch Alles übertreffen, was Deine Freundinnen zeigen können.

Du weinst, Dein Herz pocht hörbar, und warum? Weil Du nicht so schlank gebaut bist, wie Marie, Theolinde und Anna. Was will das sagen? — Dein Gesicht ist wunderschön, der Glanz Deiner Augen, die Frische Deines Teints, und was noch mehr, Dein Verstand, Deine Bildung, Dein Herz stellen Dich höher, als die Mädchen alle, welche sich im letzten Fasching verheirateten und nach Ostern noch zur Trauung gehen werden.

Ach, Onkel! Wenn Einer mich nur wegen meines

Vermögens wegen wählen, und hätte er mich einmal, hassen sollte, wenn er mir zum Vorwurf machen könnte, daß ich —

Emmi schluchzte heftig, und verbarg ihr Antlitz in den Kissen des Sofas, auf dem sie saß.

Daß Du schief gewachsen? — Wer kann dies entdecken bei der Geschicklichkeit Deines Schneiders. — Und endlich hat hievon nicht ein Mann Kenntniß, bei welchem an Dir Deine Kammerjungfer zur Verrätherin wurde, und der Dich dessen ungeachtet liebt, ja Dich anbetet, und um Deine Hand bittet, so oft er mich sieht.

Lawinger? — Ich hasse ihn; lieber will ich sterben, als diesem Elenden angehören.

Du hassest ihn, und kränkst ihn unaufhörlich durch Deinen Haß.

Soll ich nicht? — Habe ich nicht die schändlichsten Dinge von ihm erfahren? Er ist ein lüderlicher, gewissenloser Mensch. Er verbringt sein Leben unter verworfenen Dirnen, Karten, Würfeln, Weinflaschen und lockeren Gesellen seines Schlages.

Er ist enorm reich, fortwährend glücklich in seinen Spekulationen.

Seine besten Freunde nennen ihn einen Wucherer.

Verleumdung! Er versteht sein Geld gut zu placiren. Das ist Alles, und wenn er manche Zerstreuung aufsucht, so geschieht es nur darum, um sich für Deine Kälte, Deine Härte, ja für Deine grenzenlose Abneigung zu entschädigen.

Emmi, die schönen Augen noch immer mit Thränen gefüllt, mußte unwillkürlich lachen.

Onkel, sagte sie, was hat dieser verworfene Mensch für Mittel angewendet, Sie zu seinem wärmsten Lobredner zu bestimmen? Haben Sie denn vergessen, was er mir gethan?

Was Er Dir gethan? In meinen Augen wenig; in Deinen Augen freilich viel. Er hat in Dir das Höchste, das ein Weib beseelt, die Eitelkeit verletzt; er hat Dein Kammermädchen bestochen, daß diese ihm plauderte und ihm Deine schiefe Schulter verrathe. Und was ist das am Ende! Wird er Dein Gatte, so kann ihm Dein Wuchs trotz Watta, Fischbein und Schnürleibchen doch kein Geheimniß bleiben..

Er wollte dies früher wissen, um meine Prätentionen an ihn, herab zu stimmen, um mich fühlen zu lassen, daß ich mich noch glücklich schätzen müsse, seine Hand zu erhalten; mit einem Worte, um mit der Unverschämtheit, die ihm eigen ist, desto ungestümer nach dem Erbe meines Vaters greifen zu können. — Und wenn ich ihn dann dennoch zurückweise, um Rache an mir zu nehmen und der Welt zurufen zu können: Seht, diese stolze Erbin, diese hübsche Emmi, ich habe sie aufgegeben, weil sie — bucklicht ist!

Du bist ein exaltirtes Wesen, und gegen Deine vorgefaßten Meinungen würden alle Professoren vergebens kämpfen; lieber heiratest Du —

Einen Armen, arm an Geld und Glücksgütern, aber rechtlich wie Wenige und geliebt und geachtet von Allen, die ihn kennen. — Doch Sie, Onkel, thun nichts für mich! — Sie machen keinen Schritt, mein Glück zu gründen.

Aber gute Emmi, ich kann ja Dir und mir nichts vergeben! Der Mann, für den Du so begeistert bist, kennt Dich nicht einmal; er hat keine Ahnung von der Empfindung, die Du für ihn hegst. —

O Er hat mich schon gesehen!

Gesehen! Mein Kind, gesehen mag er viele junge Mädchen haben; es mögen ihm aus diesen auch Viele vom Herzen gut sein, aber, daß er von ihnen geliebt

wird, dürfte er, falls es ehrbare Mädchen sind, wohl nicht erfahren haben.

Sie sagten mir ja, Sie hätten ihn schon einige Male gesprochen. —

Das ist die Wahrheit.

Besucht er Ihren Schachklub?

Nein, ich sah ihn an andern Orten.

Warum laden Sie ihn nicht in Ihr Haus?

Dazu hat es noch Zeit!

Ach, Onkel, man sieht es, daß Sie wie so viele Onkels und Väter sind. Das Alter hat Ihr Herz kalt gemacht; Sie fühlen nichts für das arme Herz Ihres Mündels!

Emmi, mahnte Hilbert, wirf jetzt einen Blick auf die Straße! Sieh auf welch prachtvollem Fuchs Labinger vorüber reitet! Wie schmuck er zu Pferde sitzt! Welch eine noble Haltung!

Eine noble Haltung! Haha! Der Ladendiener da drüben in der Eisenhandlung, wenn er an einem Sonntage auf seinem ausgeliehenen Gaul paradirt, hält sich eleganter als dieser klapperdürre, spindelbeinige Ellenreiter der, wie die Leute wissen wollen, vor einigen Jahren auch nichts anderes gewesen als ein Kommis, welcher bei einem kleinen Kaufmanne in der Provinz, Bänder, Zwirn und Schuhriemen, Oel, Käse und Häringe, hinter einer sogenannten „Budel“ verkaufte!

Er steigt ab. Er übergibt seinem Reitknechte das Pferd. Er macht Miene herauf zu kommen.

Ich bin nicht zu sprechen; unterhalten Sie sich mit ihm, Vormund!

Emmi verließ das Zimmer.

Der diesen Kopf zurecht setzt, sagte Hilbert soll noch geboren werden!

Labinger trat ein.

Sein Wesen war brüsk.

Kaum nickte er mit dem Kopfe. —

Nur langsam nahm er den Hut ab, und schaute ärgerlich im Zimmer umher.

Wo ist Emmi? fragte er. — Wird Sie ihr Spiel noch lange mit mir treiben? — Ich bin gekommen, ihr ein paar scharfe Worte zu sagen. — Ich weiß jetzt Alles. — Ich kenne jetzt das Hinderniß, das sich zwischen mir und sie hinpflanzt! — Ich war gestern bei ihrer Tante! — Ich habe die Tante gebeten, mir die Augen zu öffnen. Was das Herz Ihrer Mündel, Herr von Hilbert, so spröde erscheinen läßt, haben Sie der Tante selbst mitgetheilt; die Tante sagte es mir wieder!

Labinger lachte boshaft.

Beim Himmel! sagte er, es ist nicht der Mühe werth, daß ich den Namen jenes Patrons über meine Lippen kommen lasse, in welchen Emmi verliebt ist. Es ist doch gar zu heillos, einen solchen miserablen Menschen zu lieben, einen solchen „Homunkulus" mir vorzuziehen!

Meine Schwester hat geplaudert?

Ja, und sie mußte plaudern. Ich wendete auch die geeignetsten Mittel hiezu an.

Welche Mittel!

Fragen Sie nicht so albern! Sie wissen nur zu gut, wie Emmis Tante mir verpflichtet ist! — Die Sucht als Witwe eines Barons standesmäßig zu leben, zwingt sie, Schulden zu machen. Mir ist sie am meisten schuldig! — Ich habe Exekutionen gegen sie erwirkt. — Herr, eine schwebende Exekution, besonders, wenn man noch einen solchen Teufel von Advokaten besitzt, wie ich, ist mehr als eine Bresche, die man in eine Festungsmauer schießt. — Ich kommandire zu stürmen, und die Festung ist mein.

Wenn Sie dies wagen, so wird meine Mündel aus ihrem Vermögen, Truppen zum Entsatz senden.

O ein Vermögen, das Sie verwalten, wird nicht so viele Truppen disponible haben!

Wie, Herr, dies wagen Sie mir zu sagen!

O noch weit mehr! — Oder wähnen Sie, ich wüßte nichts von Ihnen zu erzälen! — Ich dessen Hauptgeschäft es ist, hinter tausend Familiengeheimnisse zu kommen, um darnach meine Plane einzurichten? — Ich werde von Ihnen auch noch einen Wechsel in die Hände bekommen; ein Wechsel, der schon seit einigen Monaten verfallen ist, dann Herr v. Hilbert erwarten Sie nichts Geringeres als eine Blamage, über welche sich Ihre stolze Mündel und Nichte die Haare ausraufen soll. — Daß Sie auf diese Blamage unverzüglich Rechnung legen müssen, hören Sie, Rechnung über das Vermögen Ihrer Mündel, das wird meine Sache sein!

Hoho! In welchem Tone reden Sie! Welche infame Beschuldigungen erlauben Sie sich auszusprechen!

Ich nehme keine Silbe zurück. Weshalb werden Sie denn so blaß? — Erschrickt ein gutes Gewissen? — Ich will Ihnen Zeit zur Erholung lassen und mich jetzt entfernen. — Aber zu bedenken gebe ich Ihnen, daß ich nur kurze Zeit warte, bis ich über Emmis Hand Bescheid erhalte. — Fällt dieser bei meiner nächsten Nachfrage wieder verneinend aus, so verderbe ich Sie und Ihre Schwester, und den Ruf Ihrer Mündel werde ich so grausam zerfleischen, ihre erbärmliche Neigung zu einem Komödianten so an den Pranger stellen, den Komödianten so gräßlich durch ein paar Monate vom Theater wegpfeifen lassen, daß er sich glücklich schätzen soll, wenn ihn Raab und Oedenburg wieder in Gnaden aufnehmen! — Daß Fräulein Emmi gebaut ist wie ein lateini-

sches S, werde ich dann auch zur öffentlichen Kenntniß bringen. — Wohl bekomm's ihr und Ihnen! —

Labinger setzte seinen Hut brutal auf, ließ seine Reitgerte ein paar Mal durch die Luft pfeifen, riß die Thüre ungestüm auf, ließ sie offen und stürzte fort.

Er polterte über die Stiege hinab, rief seinen Reitknecht, schwang sich auf sein Pferd, starrte frech nach den Fenstern des ersten Stockwerkes und sprengte davon.

Herr von Hilbert sank beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl.

10.

Raimunds vorherrschende Tugend war Dankbarkeit. Wem er Dankbarkeit schuldig war, dem hing er mit ganzer Seele an, er blieb ihm dankbar durch sein ganzes Leben, daher verletzte ihn auch nichts tiefer, berührte ihn nichts schmerzlicher als Undank.— Leider war er es, den nur immer der schwärzeste, schmählichste Undank zu Theil wurde, der ihn oft tiefer betrübte als der Verlust von Geld und Gut.

Im Verfolge unserer Mittheilungen wird es ersichtlich werden, wie ihn gerade diejenigen Menschen, welche er mit Wohlthaten überhäufte, am gewissenlosesten behandelten. Er schien mit wenigen Ausnahmen beinahe verurtheilt die traurige Erfahrung zu machen, daß die Menschen das Wort Dankbarkeit aus ihrem Wörterbuche gestrichen und jede Erinnerung daran aus dem Herzen vertilgt hatten.

Sein unbekannter Freund und Warner begegnete ihn eines Tages in der Kaiserstraße.

Raimund erblickte ihn schon vom Weitem.

Was gäbe ich darum, dachte Raimund, wenn er mich nicht sähe! — Ich würde ihm von Weitem auf dem Fuße folgen. Ich würde zu erspähen suchen, welches Haus er betritt, ich würde vielleicht seine Wohnung erfahren, erfahren wer er ist!

Der Unbekannte ging gerade auf Raimund zu.

So eben will ich zu Ihnen, redete der Unbekannte Raimund an. — Ich muß Ihnen leider Etwas mittheilen, welches nichts Tröstliches enthält. Ich habe erfahren, daß Sie sich verliebten und in eine unwürdige Person verliebten, die nicht viel besser ist als Madame Schandel — Sie werden heute eine Einladung zu einem Rendezvous erhalten. — Ich bitte Sie, folgen Sie diesem Stelldichein nicht. Man hat nichts Gutes mit Ihnen im Sinne.

Ich danke Ihnen, sagte Raimund mit Wärme und ich würde Ihnen noch mehr danken, wenn ich nur wüßte, wer Sie sind!

Ist dies nicht gleichgiltig?

Gewiß nicht.

Beabsichtige ich irgend Etwas, welches Ihr Mißtrauen gegen mich rege macht.

Nein, Sie erwiesen mir nur Freundliches, Gutes, ja Sie zeigten sich so generös gegen mich, daß ich nicht Worte finde, mich darüber auszusprechen; aber die Art und Weise, wie Sie sich um mich anzunehmen so gütig sind, ist — deuten Sie ja meine Worte nicht übel — so geheimnißvoll, daß mir — beinahe unheimlich wird. — So z. B. berühren Sie wieder eine Neigung zu einem Frauenzimmer, welche ich mir selbst noch nicht recht gestand; berühren ein Rendezvous, das mir zu Theil werden soll, von dem ich keine Ahnung hatte und setzen bei: „folgen Sie diesem Stelldichein nicht, man hat nichts Gutes mit Ihnen im Sinne!“ — Woher wissen Sie dies Alles? Soll ich Sie für einen über-

natürliches Wesen halten? — daß Sie es gut mit mir meinen, darüber trage ich die feste Uiberzeugung in mir. — Da dies nun der Fall ist, warum gefällt es Ihnen, mich zu mistificiren! Warum quälen Sie mich durch Ihre Verschlossenheit oder durch den Schleier, in welchen Sie sich hüllen. —

Wüßten Sie, wer ich bin, so könnte ich Ihnen nicht mehr nützen. Es wird auch nicht zu lange währen, so werde ich Ihre Güte für mich in Anspruch nehmen. O ich bin nicht uneigennützig! — Für kurze Zeit lassen Sie mich noch in dem Dunkel, das Ihnen unangenehm, mir aber förderlich ist. — Als ein Wundermann will ich nicht gelten, obgleich ich sogleich ein kleines Wunder ausüben werde. — Sehen Sie dort ein kleines Mädchen heran kommen? — Es trägt einen Brief in der Hand. Dieser Brief ist an Sie gerichtet. — Das Mädchen betrachtet jede Hausnummer. Es späht nach Nr. 101, wo Sie wohnen. — Gehen Sie dem Mädchen entgegen. Fragen Sie dasselbe, wen es suche. — Das Kind wird antworten: „Herrn Ferdinand Raimund." Sie werden sagen: Ferdinand Raimund bin ich, dennoch wird Ihnen dieses Mädchen den Brief nicht einhändigen, bis Sie es in Ihre Wohnung führen, auf deren Vorthür der Name Ferdinand Raimund auf einem schwarzen Bleche mit goldenen Buchstaben zu lesen ist.

Das Mädchen kam näher.

Raimund trat ihm entgegen.

Welche Nummer suchen Sie?

Nummer 101.

Wer soll hier wohnen?

Herr Ferdinand Raimund.

Ich bin es selbst. Sie haben einen Brief an mich? Geben Sie mir diesen Brief.

Sind Sie gewiß, Herr Ferdinand Raimund?

Ich werde Sie nicht täuschen.

Ich habe den Auftrag, Ihnen diesen Brief nur in Ihrer Wohnung zu übergeben, damit er nicht in unrechte Hände gerathe.

Raimund sah sich nach seinem Wundermanne um.

Er war verschwunden.

Raimund ersuchte das Mädchen, ihm in seine Wohnung zu folgen.

Dort übergab es den Brief.

Von wem? fragte Raimund.

Von Madame Grünthal.

Raimund gedachte seines unbekannten Freundes.

Hierauf griff er nach seiner Börse, und wollte die Briefträgerin beschenken.

„Ich darf nichts annehmen," sagte sie, und eilte fort.

Raimund erbrach den Brief.

Er las:

„Wenn Sie mir so gut sind, wie ich Ihnen gut bin, so besuchen Sie mich heute nach Tische, aber früher nicht als um vier Uhr. Mein Mann ist zu dieser Stunde im Kaffeehause, verweilt da bis sechs Uhr. Zeit genug, um uns zu verständigen. Nach sechs Uhr kommt mein Mann nach Hause, um mich in das Leopoldstädter-Theater abzuholen. — Herr Leopold Huber will uns bei seiner Bühne engagiren. — Verzeihen Sie meiner schlechten Schrift. In Eile Therese Grünthal,

wohnhaft in der Josefstadt, in der Langengasse Nr. 108, bei dem Schneidermeister Ganserer, Thür Nr. 4."

Ich soll nicht hingehen? — Zu dem allerliebsten Weibchen, das mir so wohl gefällt, nicht hingehen, weil mir Gefahr droht? — Was denn für eine Gefahr, um 4 Uhr Nachmittags, also am hellen Tage? — Nein, mein unbekannter Warner, nehmen Sie es nicht übel,

ich gehe doch! — Ich wollte denjenigen sehen, der so jung ist, wie ich, und eine solche Gelegenheit hätte, eine hübsche Frau zu sprechen, und in Wien sich besinnen könnte, einem zärtlichen tête-à-tête zu folgen!

Raimund entfernte sich aus seiner Wohnung, verschloß seine Thüre und stand wieder auf der Kaiserstraße.

In einigen Minuten begegnete er Kindler.

Raimund theilte seinem Busenfreunde die Warnung des Unbekannten und den Brief der Grünthal mit.

Was würdest Du an meiner Stelle thun? fragte Raimund.

Hingehen! Das Rendezvous annehmen, würde ich! Daß wäre hübsch, daß ein Mann, ein junger Mann sich fürchten müßte, ein junges Weib zu besuchen, wenn der Gemal nicht zu Hause ist. — Ueberlasse mir den Einladungsbrief, ich gehe an Deiner Stelle mit Freuden zu Madame Grünthal.

Was man selbst verrichten kann, überlasse man nicht Andern! sagt ein altes Sprüchwort, versetzte Raimund und lachte, und nun, Kindler, wenn Du nichts Besseres zu thun hast, so sei heute wieder mein Gast. Ich bin recht neugierig, ob Herr und Madame Grünthal zu Tische kommen. Seit drei Tagen speisten sie nicht mit uns.

Herr Grünthal ist seit Kurzem die Zeche schuldig geblieben. Der Kellner mahnte ihn, und nun bleibt das Ehepaar aus, weil es befürchtet, daß ihm nicht mehr „aufgeschrieben" wird.

Das ist schlimm, versetzte Raimund; gerne möchte ich helfen, aber ich kann mich doch nicht aufdringen gefällig zu sein, sonst merkt der Mann gleich, weßhalb ich die Brieftasche öffne. —

Ich gab Monsieur Grünthal einen Wink. Als er

mich neulich fragte: Herr Kindler, wissen Sie nicht, besitzt Herr Raimund Geld? — Da trug ich recht auf und antwortete: Ich glaube schwerlich, daß irgend ein Bühnenkünstler mehr in der Wolle sitzt als er. Erst dieser Tage hat ihm Leopold Huber seine Gastrollen mit baaren 1200 fl. und vorhinein bezahlt, dies thut der Direktor, damit Raimund nur bald damit beginne!

Da hast Du aber abscheulich gelogen!

Thut nichts! Man muß ein wenig Streiche machen; so ein Zugvogel wie Herr Grünthal bleibt nicht lange an einem Orte, und posaunt dann Deine brillante Stellung weit und breit aus. —

Ich aber kann Lügen nicht leiden, am wenigsten solche, die einer Aufschneiderei gleichen.

Habe ich sie doch nur gesagt! — Du hättest die großen Augen sehen sollen, welche dieser Mensch machte, und Frau Grünthal rief aus: Zwölf Hundert Gulden auf ein Mal, der glückliche Raimund!

Du wirst mir einen üblen Streich gespielt haben!

Ich that's, um die schöne Frau mehr dem Hungerleider zu entfremden, und Dir sie geneigt zu machen.

Ich soll ihre Liebe also dem Gelde verdanken?

Alles Eins, wem Du ihre Liebe verdankst, wenn Du nur geliebt wirst! — Madame Grünthal wurde augenblicklich kälter gegen ihren Mann, und als er den Kellner wieder nicht bezahlte, sagte sie ganz laut, ohne sich vor mir zu geniren: „Das ist doch recht fatal, daß Du im Wirthshause schuldig bleibst; ich schäme mich und setze keinen Schritt mehr hieher."

Indeß gelangten Raimund und Kindler in ihr gewöhnliches Gasthaus „zum goldenen Strauß."

Sie blieben an ihrem Tische verwaist. Es erschien Niemand, nicht einmal die Familie Krones, welche ihnen doch viel Spaß machte.

Es schlug vier Uhr, die Freunde trennten sich.

Wenn ich etwa umgebracht werde, scherzte Raimund, so weißt Du doch, bei wem der Raubmord geschehen.

Kindler lachte.

Raimund fand das Haus in der Langengasse, den Schneidermeister Ganserer, die Thür Nr. 4.

Er wollte anklopfen, allein Madame Grünthal kam ihm zuvor; sie erwartete ihn schon, sie öffnete die Thür und zog ihn mit den Worten in ihr Zimmer:

Ach, Herr von Raimund, nehmen Sie es ja nicht übel, daß ich einen so zudringlichen Brief an Sie geschrieben, aber ich mußte es; mein Mann zwang mich hiezu.

Ihr Mann? wie soll ich das verstehen?

Verrathen Sie mich nicht. Er hat einen eigenen Plan gegen Sie. Er hat mir befohlen, Sie hier aufzuhalten; er will dann herein stürzen, Sie zur Rechenschaft ziehen, daß Sie mich in seiner Abwesenheit besucht, und Ihnen mit einem solchen Skandal drohen, daß Sie lieber Alles thun werden, was er wünscht, als sich seiner Brutalität aussetzen.

Was er wünscht? Was wünscht er denn?

Mein Gott! Er ist in großer Geldnoth! So lange schon sind er und ich ohne Engagement. Sie können sich wohl denken, in welcher Verlegenheit wir uns befinden.

Also wenn ich ihm Geld gebe, so darf ich Sie besuchen?

Madame Grünthal nickte mit dem Kopfe.

Dann spielt er nicht mehr den eifersüchtigen Ehemann?

Madame Grünthal gab durch ihre Kopfbewegung eine deutliche Verneinung zu erkennen.

Ich höre, daß Sie nicht seine Frau sind.

Madame Grünthal schwieg.

Was braucht man denn also mit diesem Menschen für Umstände zu machen? — Verlassen Sie ihn!

Dies vermag ich nicht. — Er ist furchtbar in seiner Rache. Er würde mich auf offener Straße mißhandeln.

Rufen Sie die Polizei zu Hülfe. —

Die Polizei kann mich von einem solchen Ungethüm nicht befreien.

Wer denn?

Ach nur durch Geld kann ich von ihm loskommen!

Erlauben Sie zu bemerken, daß ich weder geizig noch schmutzig bin, aber auf diese Art — ich habe nichts weiter zu sprechen — ich empfehle mich Ihnen.

Herr von Raimund, wenn Sie mich verlassen, so merkt Grünthal, daß ich ihn verrathen. —

Ich soll mich also wohl gar mit ihm schlagen?

Warum nicht gar!

Was denn?

Herr von Raimund, erbarmen Sie sich meiner; Sie sind reich, Sie sind vortrefflich gestellt, Sie haben Freunde, wohin Sie blicken, ja Sie dürfen die Hand ausstrecken, so wächst Ihnen Geld darauf; Sie haben erst vor ein paar Tagen 1200 fl. bekommen, ohne daß Sie daran dachten; lassen Sie 300 fl. eine nicht zu hohe Summe sein, um einen Menschen damit glücklich zu machen.

Aber was für einen Menschen soll ich denn glücklich machen?

Mich.

Sie?

Ja, ich übergebe Grünthal diese 300 fl. gegen die Bedingung, daß er mich verlasse und unser vorgebliches Ehebündniß löse.

Teufel noch ein Mal! 300 fl.! — Und dann ist es nicht einmal wahr, daß ich reich bin; ich habe knapp

mit meiner letzten Einnahme meine Schulden bezahlt, und die 1200 fl., von welchen Sie sprechen, habe ich nicht empfangen; Kindler log Ihnen eine Geschichte vor, er hat sie mir mitgetheilt, und ich habe seine abgeschmackte Großsprecherei sehr übel genommen.

Gesetzt, es wäre so, so —

So dürfte ich nur ein Wort sagen, und ich hätte, was ich wünschte; es ist möglich.

Helfen Sie mir, helfen Sie mir von diesem entsetzlichen Menschen, den ich verachte, den ich verabscheue, ich beschwöre Sie!

Raimund zögerte.

Ich will diese Summe nicht geschenkt. Ich will sie redlich wieder bezahlen. Leopold Huber engagirt mich bei seiner Bühne mit jährlichen 600 fl. Er schließt einen Kontrakt für drei Jahre mit mir. Ich will Ihnen alle Jahre 100 fl. an der Theaterkasse zurück lassen und das soll schriftlich ausgemacht werden. —

Madame, sagte Raimund, das klingt ganz anders, das klingt honnet, und zu einem honnetten Liebesdienst biete ich meine Hand; Sie sollen die 300 fl. erhalten, welche ich zwar selbst noch nicht besitze, aber Sie sollen Sie erhalten, heute noch erhalten und was ich sage, das ist so sicher als —

In diesem Momente ging die Thüre auf und Herr Grünthal stürzte wie ein Wüthender herein:

Höll und Teufel! tobte er: Was geht hier vor? — Ha Elende, Pflicht-, Ehre- und Schwüre-Vergessene, habe ich Dich auf Deiner Untreue ertappt? Und Sie, Herr, was wollen Sie hier? Sie wagen es, während meiner Abwesenheit meine Frau zu besuchen. Herr, was soll ich Ihnen über diese Nichtswürdigkeit sagen?

Raimund nahm sich einen Stuhl, setzte sich ruhig

vor Herrn Grünthal nieder. Als Grünthal zu Ende gesprochen hatte, sagte Raimund.

Charmant! Sie spielen mit großer Wahrheit, ich bedauere, daß Ihr Fach bei uns schon besetzt ist.

Herr, was wollen Sie damit sagen?

Daß Sie eifersüchtige Ehemänner sehr gut vorstellen, aber Sie wissen, ich bin auch Schauspieler und so gestatten Sie denn, daß ich Ihnen ebenfalls eine Komödie vorspiele. — Ich will Ihnen eine Probe eines neuen Faches geben. Bisher kannten Sie mich nur als Komiker und Intriguant; des alten Baumanns und Ochsenheimers Rollen waren bisher meine Fächer, aber auch Brockmanns Rollen sind die meinen. — Sahen Sie ihn in der „Üblen Laune?" Sahen Sie ihn den gutmüthigen Mann darstellen, der, wenn er selbst glücklich ist, auch andere an seinem Glücke Theil nehmen läßt? —

Raimund, welcher in Ton und Geberde Brockmann vortrefflich zu kopiren verstand, trat auf Grünthal zu:

„Erhalten, Freundchen," sprach er, „Tausend Thaler baares Geld erhalten, — 300 Gulden sollst Du davon haben, der Du in Noth bist! — Aber die sauertöpfische Miene lasse, welche mich verstimmt! Sei heiter! lache! Ach, wie soll das Geld, nach welchem Du verlangst, die Falten auf Deiner Stirne glätten! Noch heute sollst Du 300 fl. haben, ehe die Sonne untergeht! aber lache! lache! ich bin sogleich wieder hier!"

Mit diesen Worten, im Tone Brockmanns gesprochen, flog Raimund zur Thüre hinaus und ließ Grünthal ganz verblüfft stehen.

Endlich ermannte sich dieser und sagte zu Madame Grünthal:

Du hast mich verrathen! Erbärmliche! Du hast Dich

wieder durch Deine fade Sentimentalität hinreißen lassen, die Wahrheit zu sagen, denn sonst könnte Raimund unmöglich so gefaßt mir entgegen getreten sein! Oder Du bist vielleicht in den blonden Jüngling verliebt, so sehr Du es leugnest, und hast sich seiner erbarmt. Die Blonden waren von jeher Deine schwache Seite! — Nun liegen meine Hoffnungen vernichtet da; Er, der in Dich bis über die Ohren verliebt ist, wird mir nun nicht mehr in die Falle gehen. Ich bin verloren!

Ja, ich war eine Verrätherin, habe aber sonst nichts verrathen, als daß wir in Noth sind. Darauf hat Raimund mir versprochen, hörst Du, mir, 300 fl. zu leihen, die ich ihm in drei Jahren, und zwar in jedem Jahre mit 100 fl., zurück bezahlen werde. Dadurch bleibst Du honnet, befreist mich von der Angst, mit Dir ein Gaunerstückchen zu unternehmen, und bist um 300 fl. weniger schuldig, weil ich diese Schuld abzutragen habe.

Du wirst auch wenig abtragen, Mamsell, wir kennen uns!

Du bist ein Unverschämter!

Ereifere Dich nicht, noch hast Du das Geld nicht, um mit mir grob zu werden.

Sprich lieber, Du hast es noch nicht! — Ich besinne mich auch eben, ob ich 300 fl., die man mir leicht, Dir überlassen soll?

Grünthal ging heftig in seinem Zimmer umher.

Er befand sich in der größten Unruhe.

Er wollte sprechen; er vermochte es nicht.

Höre mich an, sagte Madame Grünthal, wir wollen einen Vertrag mit einander schließen. Ich benöthige eben so dringend Geld wie Du; wir wollen deshalb noch zusammen halten; Dich allein engagirt Leopold Huber nicht; ich will Dir nicht nachtheilig

dem Augenblicke, in welchem Raimund die
chene Summe bringt, händige ich Dir die Hälfte
in.
imund kam wie er versprochen.
: Grünthal, sagte er in natürlichem Tone,
e zwar vorhin Komödie gespielt, aber mit dem
war es keine Komödie. Hier ist es.
imund wollte es aus seiner Brieftasche nehmen.
s Grünthal trat rasch dazwischen.
agen Sie es in keine unrechten Hände, sagte
h habe meinem Manne erzält, daß Sie mir
Betrag vorstrecken, daß ich diese 300 fl. an
zurück bezahlen müsse; da dies so ist, so will ich
uch die Empfängerin sein.
Vergnügen! erwiederte Raimund, ich lege
Geld in Ihre Hände, Sie müssen es mir auch
geben.
n Mann soll nicht zu kurz kommen.
geht mich nichts an. Mein Wort habe ich gelöst,
npfehle ich mich.
er Raimund! rief Madame Grünthal.
ch bitte! erwiederte Raimund und ging.
mmen Sie heute Abends ins Wirthshaus zum

11.

Im Hause des Lebzelters herrschte große Bestürzung.

Seine Frau erklärte, daß sie sich dem Theater widmen wolle.

Der Lebzelter nahm diese Nachricht wie von einer Wahnsinnigen herrührend auf.

Er hatte eine Köchin im Hause, welche schon bei seiner ersten Frau diente. Diese Köchin schlich der jungen Gattin auf ihren wiederholten heimlichen Ausgängen nach und erfuhr, daß im Theater an der Wien eine dramatische Künstlerin wohne, welche jungen Damen im „Deklamiren und Agiren" Unterricht ertheile.

Die Köchin, Eva war ihr Name, erfuhr bald, was sie wissen wollte.

Sie machte mit der Köchin des Fräulein Krosek, so hieß die Lehrerin der Schauspielkunst, Bekanntschaft. Die Köchinnen halten wie die Freimaurer zusammen. Eva wußte nach dem ersten Besuche bei ihrer neuen Freundin Alles, was sie wissen wollte, ja sie erhielt sogar die Zusage, einmal hinter einer Bretterwand einer Unterrichtsstunde beiwohnen zu dürfen.

Was Eva hier hörte, verwandelte sie schier in Stein.

Madame, sagte Fräulein Krosek. mit der „Johanna von Montfaucon" sind Sie fertig; ich kann Sie nichts mehr lehren.

Was bin ich schuldig! fragte die Lebzelterin.

Lassen wir es zusammen kommen! erwiederte Fräulein Krosek. — Sie wollen ja die „Klara von Hoheneichen" und die Gräfin im „Fridolin" einstudieren.

So gestatteten Sie mir eine à Conto-Zahlung.

Mein Gott! versetzte Fräulein Krosek, Sie haben mich ohnehin mit Artigkeiten überhäuft; haben mir eine goldene Uhr, meiner Mutter einen „wattirten Uiberrock" zum Geschenk gemacht und meinem kranken Vater, dreißig Bouteillen Wein gesendet. Was wollen Sie denn noch thun?

Fünfzig Gulden will ich Ihnen geben und bitten, sie anzunehmen. Ach, wenn ich Ihre Gestalt hätte, Fräulein, wenn ich den Heldinnen durch meine Persönlichkeit einen solchen Nachdruck zu geben vermöchte wie Sie, wenn ich so etwas Altdeutsches, Burgfräuliches, Ritterthümliches in das romantische Fach, das ich spiele, zu legen wüßte; ich wollte meines Mannes Haus „zur großen Rundellen" dafür verschreiben.

Da sprechen Sie einen ungerechten Wunsch aus, entgegnete Fräulein Krosek. — Ich bin zu dick und zu schwer für meine Rollen und meine Jahre. — Neulich habe ich mich auf der Heuwage wägen lassen, 2 Zentner 88 Pfund, sind viel zu schwer für 23 Jahre; allein im großen Theater an der Wien fällt es nicht allzusehr auf; im Theater in der Josefstadt, würde ich jedoch zu wenig Spielraum haben.

Wenn Sie glauben, daß ich das „Maß" habe für unser Theater? so —

Ganz gewiß, dann haben Sie ja einen kleinen Ritter von Montfaucon, einen kleinen Ritter Lasarra, und selbst Ihr Philipp von Montenach ist kaum fünf Schuh hoch! An der Wien ist das Alles kolossal. Grüner, Schmidtmann, Demmer sind Löwen gegen die Steinböcke bei Ihnen! Ich versichere Sie, Sie werden Furore machen, besonders in der Scene, in welcher die Burg überrumpelt wird, und Sie auf dem Söller mit dem kleinen Otto erscheinen, und die niederschmettern-

von Montfaucon kann sie keine „Reiter," keine „Wiegen" und „Schisseln" bei der nächsten Firmung verkaufen.

Halte sie ihr Maul! Meine Frau hat mir vertraut, daß ich sie nächstens als Mutter bewundern werde. —

Da hat sie auf den kleinen Otto angespielt, mit dem sie auf dem „Söller" erscheinen wird.

Was Söller! Krenmeyer heißt mein Gevatter und das Kind darf auch nicht Otto, sondern Melcherl (Melchior) muß es getauft werden.

Und was sagen Sie zu Herrn Kindler? Geht Ihnen da kein Windlicht auf?

Der wird auch meine Rache empfinden! Nur Geduld!

Die Frau kam nach Hause.

Was soll das heißen? fragte sie. So oft ich aus dem Hause gehe und wieder heim kehre, finde ich die Jungfer Eva mit meinem Gatten im Gespräche! Ich glaube gar, da herrscht ein intimes Einverständniß, das sich noch vom Witwenstande her datirt. Marsch in die Küche! herrschte die Frau der Köchin zu, und daß Sie sich nie mehr in meines Mannes Zimmer blicken läßt, sonst kann Sie gehen!

Haha! versetzte Eva, Sie deklamiren ja völlig! Ich gehe schon.

Eine impertinente Person, sagte die Lebzelterin, und Du stehst dabei und jagst sie nicht auf der Stelle aus dem Hause.

Sie ist zehn Jahr bei mir!

Bei Dir? Ei der Tausend! doch bei mir wird sie nicht zehn Tage mehr sein! — Das ginge mir noch ab, daß mir ein Dienstbote „übers Maul fahrt," oder ist sie Dir etwa mehr? — War sie Dir vielleicht mehr, als Du mit mir noch nicht verheiratet warst! Dahinter werde ich kommen; ich darf nur die Graveurin ne-

ben an, fragen. Die wohnt zwölf Jahre im Hause, die kann über jeden Spatzen Auskunft geben, über Dich, „alter Hausspatz," wird sie wohl auch etwas zu reden wissen.

Du wirst mich doch nicht bei dem „ausrichterischen Weibe" blamiren, bei einem Weibe, das an keinem Menschen ein gutes Haar läßt, schon hundert Ehen aus einander gebracht hat und Dich um Dein stilles Glück beneidet!

Mein stilles Glück! Haha! Ja, ja, es ist ein stilles Glück, und zwar ein so stilles, daß ich selbst nichts davon weiß. Aber es soll schon laut werden dieses stille Glück.

Daß vielleicht die ganze Josefstadt davon spricht? Weißt Du was Du thun kannst, stelle Dich aufs Theater und verkünde es vom Podium herab.

Schonst Du mich in Deiner Eifersucht nicht, ich schone Dich auch nicht!

Eiferst Du denn mit mir?

Ich bin Deine Frau und kann mit Dir thun was ich will.

Das wäre neu!

Was Du für Spektakel machtest wegen Raimund!

Gegen Raimund sage ich jetzt nichts mehr.

Ei! Das wollen wir doch sogleich sehen. Abermals steht er da unten am Kaffeehause und scheint zu uns kommen zu wollen. Darf er?

Rufe ihn, und wenn Du nicht willst, so rufe ich ihn.

Madame winkte Raimund.

Raimund kam.

Ich bin recht froh, daß Sie mich rufen, sagte er. so eben habe ich einen anonimen Brief erhalten, über den Sie mir vielleicht Auskunft geben können. Wenn es nur keine anonimen Briefe gäbe, sie machen Einem so viel zu denken! — Da schreibt mir Jemand über eine

schöne, junge Bürgersfrau aus der Josefstadt, die sich plötzlich, ihrem Manne zum größten Herzeleide, dem Theater widmen will. —

Wer ist diese Frau? fragten der Lebzelter und seine Gattin mit gleicher Hastigkeit.

Ja, wenn ich es wüßte! — Ich studire gerade, in welchem Hause ich sie suchen soll. — Wir haben zum Glücke so viele schöne junge Bürgersfrauen in der Josefstadt! Sie kennen die meisten! — Hören Sie zuerst diesen Brief:

„Herr Raimund!

„Mehrere ehrenwerthe Personen, die Sie schätzen, „bitten Sie, einen Skandal zu verhindern. Eine „schöne, junge Bürgersfrau hat die Tarantel ge„stochen! Auf andere Weise ist nämlich ihr wahn„sinniges Vorhaben nicht zu erklären. Sie will „Schauspielerin werden und hat nicht das geringste „Talent hiezu. Ihre Lehrerin, eine Bühnenkünst„lerin — obgleich sie viel Geld und andere Geschenke „von der Verblendeten erhält — ist nicht zu beruhigen „über den Vorsatz ihrer Schülerin; ihre Lehrerin „wagt es aber nicht, sie über den gänzlichen Man„gel an Beruf, über den Mangel an Vorbildung zur „Bühne, ja über ihre Begriffslosigkeit von dem, was „zum Theater gehört, aufzuklären." —

Die Frau des Lebzelters wurde ganz blaß.

Der Lebzelter dunkelroth.

Raimund las weiter.

„Wahrscheinlich schon in der nächsten Woche „wird Jemand zu Ihnen kommen, und Ihnen zu„muthen, Sie möchten die Kunstnovize Ihrem Di„rektor empfehlen. — Herr Huber würde freilich „mit beiden Händen zugreifen, denn, wenn ein „Parterrebillet fünf Gulden kosten sollte, so würden „alle vergriffen werden. Herr Raimund, geben Sie

„dies nicht zu. Alle Bürger und Bürgerinnen wür=
„den Sie sich zu Feinden machen, wenn diese Frau
„Komödie spielen und sich blamiren sollte!"

Weiter, sagte der Lebzelter.

Weiter? Es steht nichts mehr da! Ich wäre nur begierig, zu wissen, sprach Raimund, welche Frau aus der Josefstadt gemeint sein könnte; ich müßte mich zu ihr verfügen, ihr diesen Brief vorlesen, und sie um Gottes willen bitten, das Theater nicht zu betreten. Kein Mensch weiß es besser, als ich, was es heißt, dem Theater sich zu widmen und total zu mißfallen.

Die Lebzelterin, welche sich mittlerweile gesammelt hatte, sagte: Ich weiß zwar nicht, wer diese theater=lustige Person sein könne, frage aber: wenn dieser Brief nur Verleumdungen enthält, und diese Frau —

Etwa gar nicht ans Theater denkt?

Ei wol daran denkt, versetzte die Lebzelterin, aber Talent und Fähigkeiten wirklich besitzt. —

Und wenn sie so viel Talent besitzt wie Sophie Schröder, meinte Raimund, und einen braven Bürger zum Manne hat, den sie durch ihren Schritt kränkt, so würde ich ihr abrathen. —

Herr Raimund, Sie sind ein Ehrenmann, sagte der Lebzelter.

Herr Raimund, Sie sind kein Ehrenmann, fiel die Frau ein, wenn Sie ein Talent hindern, seinen Weg zu machen. — Wenn man Sie gehindert hätte?

O man hat mich sehr stark gehindert.

Und dennoch drangen Sie durch?

Ja, aber in diesem Briefe heißt es, es mangle der Person Alles: Vorbildung, richtiger Begriff, jede Fähigkeit, und ihre Meisterin sei über ihre Berufslosigkeit außer sich.

Verleumdung! Verleumdung!

Ja, kennst Du denn diese Frau?

Ich kenne sie nicht, aber ich nehme mich um sie an. Vermöchte ich sie zu sprechen, würde ich ihr zurufen: muß es denn die Josefstadt sein, wo Sie auftreten sollen? Sind dort die Bürger so unduldsam, eine aus ihrer Mitte auf dem Theater zu sehen, so frage ich, ist die Josefstadt die Welt? Der neue Theaterkalender macht 74 deutsche Theater namhaft; ist es kein Theater in Wien, so liegen St. Pölten, Krems und Wiener-Neustadt auch noch in Deutschland!

Bravo! sagte Raimund, so hab' ich auch gedacht. — Sie haben Recht, die hübsche junge Frau kann, wenn sie zum Beispiel nur so denkt, wie Sie, dennoch Beruf haben! — Es bleibt mir nun nichts anders übrig, als ihren Besuch abzuwarten. Ich finde mich sogleich zu rechte, ob Etwas hinter ihr steckt, oder nicht.

Mich hat dieser Brief sehr aufgeregt, lieber Mann, bemerkte die Lebzelterin, nimm's nicht übel, ich muß mich ein wenig erholen. Ich besuche nur eine Freundin in der Nähe. Leben Sie wohl, Herr Raimund. Ich danke Ihnen für diese Mittheilung. —

Ehe noch der Lebzelter ein Wort einzuwenden vermochte, war die Frau aus der Stube.

Wissen Sie, wer die Frau ist, welche dem Theater sich widmen will? fragte der Lebzelter.

Wer ist sie?

Meine Frau ist sie.

Unmöglich! — Und haben Sie diesen Brief schreiben lassen?

Gott bewahre! Ich weiß nicht, von wem er herrührt.

Ich bedauere Sie; diese Ihre Frau von ihrer Theaterlust abzuhalten, wird fast unmöglich sein!

Ei ja doch!

12.

Der Zudrang zu den Vorstellungen, in welchen Raimund mitwirkte, war noch immer im Zunehmen. Nun erschienen auch die Fortsetzungen von den „Musikanten am Hohen Markte.“ Adam Kratzerl fand einen solchen außerordentlichen Beifall, daß der Dichter gleich fünf Theile schreiben mußte, welche alle ungeheures Geld einbrachten.

Wenn die Leute Raimund auf der Straße sahen, so zeigten sie sich ihn und riefen sich zu: „Da geht der Adam Kratzerl!“

Raimund ärgerte sich hierüber nicht wenig.

Einen Branntweinbrenner aus der Josefstadt, welcher ihn in der Piaristengasse mit den Worten anredete: Herrlich haben Sie gestern wieder gespielt, Herr „Kratzerl,“ zankte Raimund tüchtig aus.

Auf dem Theater, sagte Raimund, bin ich Adam Kratzerl, auf der Straße, in meiner Wohnung, und wo ich mich sonst befinde, bin ich Raimund. Sie würden es mir auch übel nehmen, wenn ich Sie nach Ihrem Schilde: „zum weißen Ochsen,“ benennen, und Ihnen sagen sollte: Ihr Fusel ist kostbar, Herr weißer Ochs!

Ich wollte Sie nicht beleidigen, Herr Raimund, antwortete der Mann; ich wollte nur bemerken, daß Sie auf dem Theater so ganz und gar Adam Kratzerl sind, daß man auf den Ferdinand Raimund völlig vergißt.

Gehorsamer Diener! sagte Raimund.

Ich bitte um Ihre Freundschaft! fuhr der Branntweiner fort. Besuchen Sie mich ein Mal in meiner Branntweinschenke.

Ich danke. —

Ei! es ist interessant bei mir. Kein Schauspieler sollte versäumen, bei mir und meines Gleichen einzusprechen. Da lernt man Menschen kennen. Der frühere Direktor des Josefstädter-Theaters, Herr Meyer, hat alle seine komischen Originale bei mir kennen gelernt, und die Betrunkenen hat er nur nach meinen Mustern studirt.

Sie machen mich da auf Etwas aufmerksam, an was ich nicht dachte, versetzte Raimund. Im „Doktor Kramperl" habe ich einen Benebelten darzustellen, ich werde so frei sein, mein Vorbild bei ihnen aufzusuchen.

Außer den Trunkenbolden sind auch die übrigen Personagen nicht übel! So ein Mensch z. B., den das Unglück so recht peitscht, und der sonst gar keinen Damm gegen seine Verzweiflung findet, als in einigen Gläsern Branntwein; oder Einer, der im strengen Winter kein Stück Holz im Ofen hat, und statt eines wärmenden Mantels ein Kamisol, das für den Sommer zu kühl wäre; oder Einer, dessen Weib eine solche Xantippe ist, daß er zu Hause nicht eine Minute Ruhe findet; oder Einer, den Gerichtsdiener und Polizei verfolgen, und der sich auf der Straße nicht sehen lassen darf; oder Einer, dem wegen Mangel an Nahrung der Magen so zusammengeschrumpft ist, daß, wenn er auch einen Löffel voll Suppe zu essen hätte, er diesen Löffel voll nicht vertragen kann; oder Einer, den nur der Branntwein noch lebendig erhält; endlich Einer, den das Gewissen peinigt, und der keine andere Ruhe findet, als welche er durch Betäubung erlangt. — Herr Raimund, diese Leute sollten Sie so neben einander bei mir sitzen sehen, und Sie würden Originale zur Menschendarstellung antreffen, welche Ihnen sonst nirgends vorkommen!

ner ist täglich häufig bis in die Nacht bei mir;
ist ein Gewohnheitssäufer, vergißt Weib und
bei seinem Schnappsglase. Seit gestern kommt
n Schauspieler mit ihm. Der Kumpan ist noch
er; Beide sind ohne Engagement und müssen es
ie abgesehen haben, Herr Raimund, denn
den in Einem fort von Ihnen.

ı mir? Ich will doch hoffen, etwas Gutes.

kann nie recht zuhören, weil in meinem Hause
disputirt, oft sogar gerauft wird, aber was
manchmal zu Ohren kommt, so ist dies nichts
. Wenn Ihnen daran liegt, zu erfahren, wovon
de, so will ich Jemand zu ihrem Tische hinsetzen,
in Säufer ist, und mir jedes Wort wieder sa-
ll.

in Nachbar sollte gegen mich sein! Ich habe ihm
ıur Gutes erwiesen.

s sind die Aergsten, denen man Gutes er-
— Ich habe Ihrem Nachbar auch schon Gutes
en; mir haben seine Kinder und sein krankes

Wann kommen denn die beiden Kumpane, die es auf mich abgesehen haben?

Sie sind schon um 7 Uhr morgens beim Schnappsglase.

Gut, ich komme ebenfalls morgen. Ich will mich schon verkleiden und entstellen und bin sehr neugierig, was ich da hören werde.

Herr Raimund, wann Sie kommen, so müssen Sie sich in mein Album schreiben, Millauer und Habatsch stehen auch darin.

Das sind ja, glaube ich, gar ein paar Dichter?

Gewesen; seitdem sie Fusel trinken, dichten sie nichts mehr!

Raimund erschien wirklich am nächsten Morgen in der Branntweinschenke „zum weißen Ochsen."

Er hatte sich ganz vortrefflich maskirt.

Ein grauer Mantel verhüllte ihn bis zur Nase von unten, von oben bis zur Nase verdeckte ihm eine Pudelmütze das Gesicht.

Die beiden Schauspieler saßen bereits an einem Seitentische, und hatten Jeder ein Paar Gläschen des elendesten Getränkes im Leibe; noch brannten schlechte Unschlittkerzen in der Schenke, denn der Tag hatte sich an dem schneeigen Wintermorgen noch nicht den Schlaf aus den Augen gerieben.

Der Nachbar Raimunds stand auf, als sich dieser an den Tisch desselben setzte, ging auf den Branntweiner hin und fragte:

„Was haben Sie denn da für einen unsaubern Patron an unsern Tisch hinsetzen lassen?"

Es ist der Hausmeister vom „grünen Kranz" aus der Schwibbogengasse, antwortete der Branntweiner; der Kerl ist taub wie eine Kanone, ist ein täglicher Gast; gewöhnlich kommt er Nachmittags zu mir. Heute nimmt er ausnahmsweise ein Frühstück.

und betrachtete sich mittlerweile den andern
ler.

und traute seinen Augen kaum; er glotzte
nschen an, als ob er von Jenseits zurückge-
.

Schandel, den Raimund verhaften sah.
taub wie eine Kanone! flüsterte Kautzner
eunde Schandel zu, der Branntweiner hat
ben gesagt.

fragte Schandel. Wer weiß, ob es wahr ist,
Schandel.

on können wir uns sogleich überzeugen,
Andere.

t, als ob ihm ein Brandgeruch in die Nase

eufel! rief er, da muß Einer am Ofen Feuer
aben. Richtig! dem Herrn sein Mantel brennt.
und blieb gleichgiltig sitzen.

keine Probe, bemerkte Schandel. Er müßte
en Brand riechen, und röche er ihn nicht so
u ihm ins Ohr schreien: „Er brenne!" er
nicht glauben. Du mußt ein anderes Kunst-
hm machen.

Du schon? fragte Kautzner seinen Freund,
eute Nacht im fürstlich Auerspergischen
gebrochen hat?

öglich! Das Palais ist so gut bewacht!
von der Gartenseite ins Haus gedrungen,
ohe Mauer in der Roferani-Gasse eingestie-
ist aber dem Diebe auf der Spur.

es denn?

igt der Hausmeister vom grünen
r ist diese Nacht nicht nach Hause gekommen.
ganz sicher, seine eigenen Nachbarn
en, daß er ein Hauptdieb sei.

Raimund regte sich nicht.

Hör' der Herr! schrie ihm Schandel ins Ohr. Der Hausmeister vom „grünen Kranz" soll ein Hauptdieb sein, und heute Nacht eingebrochen haben!

Raimund starrte den Mann an, öffnete den Mund wie die Gehörlosen zu thun pflegen, und sagte mit verstellter Stimme:

Ich hör' nicht gut! Schreiben Sie es mir mit der Kreide auf den Tisch, was Sie mir sagen wollen!

Er hört wirklich nicht, versetzte Schandel. Wir brauchen uns nicht zu geniren!

Wann glaubst Du denn, bis zu welcher Zeit die Geschichte vorüber sein wird? fragte Kautzner.

Wahrscheinlich bis heute Abend oder morgen Früh.

Und was hab' ich in jenem Augenblicke zu thun?

Du gehst hin, zu dem meschanten Kerl, und wenn es noch so spät wäre. Du entdeckst ihm, daß das Kind meines Weibes auf seinen Namen getauft werden soll, daß sie beschwören wolle, daß Er der Vater sei; Du lockst ihn dadurch vom Hause, weil er die Geschichte hintertreiben muß; — indeß ich der ich diese Nacht wieder bei Dir zubringe, sein Quartier und seinen Kasten mit meinen Hauptschlüsseln aufsperren, und ihn um die 1200 fl., die ihm der Leopold Huber gegeben hat, leichter machen werde.

Wenn er das Geld nur noch im Hause hat!

Er hat es im Hause, Kindler hat es gesehen und erzält es aller Welt; ich weiß es vom Theatermeister, der hat es gestern Abend hier mitgetheilt.

Kennt Dich der Theatermeister?

Mich kennt in Wien kein Mensch vom Theater außer Raimund, und der bekommt mich nicht zu Gesicht.—

Ich weiß nicht, mir kommt das Unternehmen, das Du Dir ausgesonnen hast, verflucht halsbrecherisch vor.

Brüderl, wir theilen!

Ja, zehn Jahre Zuchthaus, ich fünfe und Du fünfe. Aber so sei nur nicht so dumm! Es kann uns ja kein Verdacht treffen. Auf Dich fallt keiner, weil Du mit Raimund zu meinem Weibe gehst also in der verhängnißvollen Stunde, nicht zu Hause bist, — und mich trifft keiner, weil Raimund glaubt, ich sitze in Eisen.

Schandel lachte bei diesen Worten.

Von welchen Eisen ich mich aber durch einen kühnen Satz auf dem Weg zum Kriminalgericht, am Freihause vorüber, zu befreien wußte. Das Freihaus mit seinen vielen Höfen, dreißig Stiegen, Gängen, Böden, Kellern hat mich schon im Jahre Zwölf beschützt. Deswegen heißt es auch Freihaus, weil sich da Mancher zu verstecken weiß, denn die Polizei nicht frei wissen will.

Mein Gott! mein Gott! mich beschleicht eine Angst, die ich nicht bemeistern kann. Wenn ich auch sonst ganz gut aufgelegt wäre, auf eine leichte Art, mir Geld zu machen, so möchte ich es doch bei Raimund nicht versuchen. Der muß Jemand an der Hand haben, welcher ihn warnt und Winke gibt. Ich weiß es noch heute nicht, ja ich habe keine Ahnung davon, wie er meinen vorgehabten Einbruch bei ihm erfahren konnte. —

Weil Du ein Dummkopf bist, und Dir die Hauptschlüssel in der Josefstadt hast anfertigen lassen, und weil Du Deinen Hauptgläubiger, der auch ein Hauptschuft ist, an dem Tage nach Deinem Vorhaben, mit solcher Sicherheit bestellt hast. — Bist Du „weiß?"

Ich versteh Dich nicht.

Ob Du weiß bist, das heißt in unserer Sprache, ob Du Geld hast!

Keinen Heller!

Siehst Du, Kerl, daher kommt auch Deine Feigheit. Wenn man die Musikanten im Sacke hat, da ist man

gleich anders aufgelegt. Da hast Du einen Fünf-Guldenschein.

Er nahm eine Menge Papiergeld aus der Tasche und warf 5 fl. dem Kautzner hin.

Du hast zu viel Geld!

Jetzt nicht mehr. Es sind nur noch 50 fl.; es waren aber 80 fl. Raimund und Huber, Beide hatten sie meinem Weibe, wie sie zu erkennen gaben, aus Mitleid geschenkt, aber Raimund war der Großmüthige aus Gewissensbissen. — Das kennen wir schon!

Branntweiner, zahlen! rief Raimund, mit einer Stimme wie aus einem Fasse.

Der Branntweiner kam mit einer Wurst und einem Messer in der Hand.

Schneit es noch? fragte Kautzner.

Warum soll es nicht schneiden, versetzte der Wirth. Ich habe das Messer erst geschliffen.

Nicht ob es noch schneidet, ich frage ob es noch schneit?

Ja so! versetzte der Branntweiner. — Es schneit noch stark. Wenn Sie mit einem Josefstädter reden, müssen Sie deutsch sprechen.

Raimund sagte: Zwei Gläser „Unblachten“ (Ungebleichten, die schlechteste Gattung von Branntwein).

Der Branntweiner zeigte mit den Fingern die Zahl „vier.“

Raimund bezahlte vier Kreuzer, griff an seine Pudelmütze und entfernte sich.

Das ist ein tauber Hund! rief Kautzner.

Er ist ein Mal über eine Kellerstiege auf den Kopf gefallen, erzälte der Wirth. Er mußte sich da schrecklich verletzt haben, denn er lag 13 Wochen im Spital.

Der arme Teufel! versetzte Kautzner.

ist nicht arm, erwiederte der Branntweiner.
lann hat gewiß seine 6 bis 7000 fl.
r denn?
:? — Der Mann hat vielleicht schon die vierte
ıheirat geschlossen.
äftsheirat? fragte Schandel. Was ist
er Neues?
ftsheirat nennt man, erklärte der Branntwei-
n Einer sich nur des Geldes wegen ein Weib
n die Liebe sein Leben lang nicht denkt; ein
h anschafft wie man ein Pferd sich anschafft,
das Weib drauf, gleich wieder ein anderes
hlt. Dieser Hausmeister hat nie ein Weib ge-
das nicht 1500 bis 2000 fl. baares Geld
zt ist er ein kleiner Kapitalist.
st er immer schnell Witwer geworden? fragte
er.
: als 3—4 Jahre war er mit Keiner ver-

seine Weiber vielleicht umgebracht?
laub' ich nicht. Höchstens hat er ihnen so lan-
eiten angethan, bis sie es nicht mehr aushal-
en und starben.
öber, sagte Schandel, war doch noch kein
nit seinem Weibe als ich, und mein Weib lebt
isch drauf los. Dieser muß ich anders bei-

hte, und bezahlte dem Wirth die Zeche.
Sie mir morgen wieder die Ehre, sagte
h.
iden sprachen kein Wort, wickelten ihre Köpfe
e Tücher, daß sie wie Vermummte aussahen,
rnten sich.
Branntweiner nahm die Zeche von anderen
in, und sagte dann für sich:

Was Raimund wol für Neuigkeiten erfahren haben mag! Ob es der Mühe werth war, daß er sich durch den abscheulichen Fusel den Hals zerkratzen ließ. Es war doch klug von mir, daß ich ihn für den tauben Hausmeister vom grünen Kranze ausgab, und beisetzte, daß er Geld habe. Vielleicht gehen die beiden Lumpen zu ihm, und versuchen es, Etwas auszuleihen. — Wenn sie zu jenem Lümmel kommen, setzte er bei, so läßt er seine drei Hunde auf sie los.

Raimund kam zurück.

Er war noch immer in seiner Verkleidung.

Er sah sich vorsichtig um. Als er die beiden Gauner nicht mehr bemerkte, winkte er dem Branntweiner, in die Nebenstube zu kommen.

Herr, sagte Raimund, Sie haben mir einen Dienst erwiesen, den ich Ihnen mein ganzes Leben nicht vergessen werde. — Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen kann.

Warum nicht gar, mir dienen! Mich freut es, wenn ich Ihnen gefällig sein konnte.

Herr Branntweiner, bat Raimund, lassen Sie mir geschwind eine halbe Maß Milch holen; ich bezahle Ihnen dafür, was Sie fordern. —

Milch? Augenblicklich! Sie machen ein entsetzliches Gesicht!

Mir ist, als wenn ich sterben müßte!

Erschrecken Sie mich nicht!

Ja, ja, nur schnell Milch! Milch! eine Halbe, eine Maß! zwei Maß! vier Maß! einen halben Eimer Milch!

Der Wirth rief seiner Magd, und befahl ihr, Milch zu holen.

Herr Branntweiner, hub Raimund neuerdings an, haben Sie nicht bemerkt, daß mir diese beiden Spitzbuben Gift in das Glas gegossen?

Gift? warum nicht gar!

Es brennt mich furchtbar im Munde, im Halse, in den Eingeweiden! — Heiliger Gott, ich habe Blausäure bekommen! Die beiden Schurken haben mich erkannt und mich vergiftet.

Ist Ihnen denn so, als wenn es Ihnen den Magen umkehrte?

Ja, ja, so ist mir!

Ei, das ist ja kein Gift, das ist bloß mein Fusel; auf Ehre!

Und dieses Gesäuf, reichen Sie Ihren armen Nächsten dar?

Erlauben Sie, ich habe den besten Fusel in Wien.

Daher die vielen Todesfälle unter den gemeinen Leuten!

Die Magd kam mit einer halben Maß Milch.

Raimund trank sie ohne abzusetzen aus.

Wie wird Ihnen?

Es hilft! — Das Brennen läßt nach.

Gott sei Dank!

Sie haben den Hausmeister vortrefflich gespielt.

Von auswendig? ja! von inwendig war ich Raimund, und dadurch vergriff ich mich an der Natur und an der Rolle.

Herr Raimund, erzälen Sie mir doch, was Sie gehört haben!

Sie sollen jedes Wort erfahren, nur heute nicht; ich bin noch zu sehr Patient. — Ich bitte mir zu sagen, ob Ihnen nicht zufällig die Wohnung von dem entsetzlichen Menschen bekannt geworden, der hier neben meinem Nachbar saß?

Nein, seine Wohnung habe ich nicht erfahren können. Doch warten Sie, mir fällt Etwas ein! — Dieser Mensch besitzt eine Frau, die — die —

Ja, die — die!

Meine Frau ist auch eine solche Frau — die — die —

Ich gratulire, sagte Raimund.

Gestern glaubte ich schon, daß meine Frau; — Sie verstehen mich doch?

Sehr gut. —

Ich sendete also meine Magd zu einer Frau, die mit Frauen, die — die — umzugeben weiß. Die Frau aber, die mit Frauen, die — die umzugehen weiß, war nicht zu Hause; es hieß, sie sei bei einer Frau, die — die in der Brunngasse Nr. 168, bei der „Auferstehung," im Hofe links, zu ebener Erde, wohnt. Meine Magd läuft hin, findet wirklich die bewußte Frau, bei einer andern Frau am Bette sitzend. Die Frau im Bette erhält von der Frau außer dem Bette, eine gute Lehre: die Lehre nämlich, sie möchte sich nicht ängstigen, sie möchte sich keiner Gemüthsbewegung hingeben, nicht weinen; es würde Alles gut gehen! — Uiber wen weinte die unglückliche Frau? — Uiber ihren Mann, nach dessen Wohnung Sie so eben fragen, der am Bette der Frau, die — die — stand und ihr die härtesten Reden gab. —

Ich weiß genug, sagte Raimund. In der Brunngasse Nr. 168, bei der „Auferstehung" logirt die Bagage! Ich danke Ihnen. —

Herr Raimund, was wollen Sie thun?

Was ich thun will? Wenn Ihre Frau, die, die — heute oder morgen — Sie verstehen mich — will ich Ihr Gevatter sein!

Im Ernste? — Herr Raimund, welche Ehre! Ich nehme Sie beim Worte!

Gewiß! gewiß! Schicken Sie nur zu mir. — Zuerst zur Auferstehung, dann aber zur Niederschlagung. — Leben Sie wohl!

13. Tags darauf.

Die Familie Krones machte im Josefstädter-Theater kein Glück. Die sämmtlichen Mitglieder derselben mißfielen, auch Therese, welche ausgezischt wurde, weil sie in der „Teufelsmühle" unbarmherzig schlecht sang, fiel total durch. Die Art und Weise, wie Herr Krones Sohn einige Singvögel „ausspottete," unterhielt das Publikum, aber nur durch den „Jux," welchen sich das Parterre erlaubte. — Herr Krones Sohn hatte nämlich die Idee, daß er wirksamer werde, wenn er nach jedem Vogelgesang frage: Welch ein Vogel war dies?

Er ahmte zuerst einen Finken nach, trat vor und fragte: Wer war es, der so gesungen?

Ein Gimpel! antwortete das Publikum gleichsam wie verabredet.

Dann trug er den Schlag einer Nachtigal vor.

Wer war es, der also gesungen?

Ein Steinröthel! rief Einer, und das ganze Haus schrie: Ein Steinröthel.

Hierauf zwitscherte Herr Krones wie eine Meise.

Wieder fragte er:

Wer war es?

Ein Baumkraxler! schrie ein Schalk. Abermals bildete das volle Haus das Echo.

Herr Krones Sohn, schien auf das tiefste gekränkt und verletzt; er verneigte sich und trat in die Kouliße.

Damit gab sich das Publikum nicht zufrieden. Es wollte alle auf dem Theaterzettel annoncirten Vögel, die Lerche, die Wachtel, die Drossel, den Stieglitz, den Zeisig u. s. w. hören.

Das Publikum rief Herrn Krones.

Er kam nicht.

Das Publikum tobte und rief: Krones! Krones!

Er erschien nicht.

Um dem Spektakel ein Ende zu machen, trat Raimund als Regisseur vor, und sagte Folgendes:

Herr Krones kann nicht erscheinen. Er ist in die Menagerie nach Schönbrunn verschrieben worden.

Das Publikum lachte.

Er bittet um Entschuldigung. Die vielen Spott-Vögel, die ihn heute verfolgten, haben ihm allen Muth genommen. Er fühlt, daß er nur ein Unglücks-Vogel ist, und wird nun als Zug-Vogel von Wien fortfliegen, und von den Bewohnern Wiens in Vogel-Perspektiv Abschied nehmen.

„Bravo Raimund!" schrie das Parterre.

Ein Bravo Raimund, dem losen Vogel, rief eine Stimme.

Raimund mußte noch ein Mal erscheinen.

Damit war der „Jux"- beendet.

Krones Sohn betrat nicht mehr das Josefstädter-Theater.

Das Engagement der Familie wurde nach mehreren Wochen aufgelöst, und dem Direktor aus Bielitz eine sechswochentliche Gage bestimmt.

Aber der armen lustigen Therese war nicht damit gedient.

Sie kam in die Theaterkanzlei zu Josef Huber. Es war eben Raimund zugegen. Therese bat so flehentlich, sie nicht fortzuschicken, sie allein im Engagement zu lassen, da sie sich von Wien nicht trennen könne.

Ihr Vater wird es nicht zugeben! warf Huber ein.

Und welche Rollen wollen Sie denn bei uns spielen? fragte Raimund.

dafür soll ich Ihnen Gage geben? fragte
r.

lich! Umsonst ist nur der Tod! antwortete The-

ber lachte.

wie viele Gage wünschen Sie denn? fragte
und.

r wenig. Wenn mir der Direktor ein Zimmer
iem Klavier einräumt; mir bei seiner Frau zu
cken, zu Mittag und zu Abend zu speisen ge-
und in allen drei Vorstadt-Theatern, wenn
ur hinter den Koulissen Eintritt verschafft, so
t ich nur einen Vorschuß von 50 fl. für eine
te Wintergarderobe — denn ich sehe zum Vögel
n aus, und wochentlich 10 fl., dann bin ich
en.

s habe ich denn davon? fragte Huber.

h haben Sie; ist dies nichts?

r Sie sind ja nicht zu verwenden?

t nicht, das seh' ich ein; aber in einem Jahre!
en Sie Wunder sehen!

Fräulein Therese, sagte Huber, ich werde mit Ihren Eltern sprechen. Ich gestehe Ihnen Alles zu bis auf die Gage. Sie sollen haben, was Sie wünschen, aber noch Geld dazu, das wäre zu viel!

Aber ich muß doch ein Par Gulden für einen Fiaker, für Handschuh, für Parfüme erhalten.

Wer setzt Ihnen solche Dinge in den Kopf!

Mein Himmel, sie stehen in meiner Rolle als Malchen im „Räuschchen," von Bretzner.—

Im „Räuschchen," sagte Raimund kommen auch folgende Worte vor, „Du Gelbschnabel bist erst 14 Jahre alt und sollst an solches Zeug nicht denken!"

Darauf antwortet Malchen, versetzte Therese: „Vierzehn Jahre sind alt genug für ein gescheidtes Mädchen, mit vierzehn Jahren heiratet man in der Türkei und mit 28 Jahren ist man im Oriente schon Großmutter!"

Mit dieser, sagte Raimund zu Huber, ist nichts anzufangen. Ihre Weisheit holt sie aus Komödien!— Indeß versuchen Sie es mit ihr. Sie wird einst Epoche machen. Reden Sie mit dem Dichter Gleich, der soll ihr einen eigenen Charakter in einem Stücke zeichnen, ich trage auf einen „kecken Schnabel" an;

Jetzt kam Vater Krones, um seine sechswochentliche Abfertigung in Empfang zu nehmen.

Als er sein Geld eingestrichen hatte, fragte Huber: Wohin werden Sie sich jetzt wenden!

Ich gehe nach Kittsee, erwiederte Krones; errichte dort ein Theater. Noch nie war in Kittsee ein Schauspielhaus; meine Frau und mein Sohn sind schon voraus. Ich habe soeben bei der Krone auf dem Spittelberg, drei Personen engagirt zwei Männer und eine Frau, die Frau ist zwar etwas unwohl, soll jedoch ein Mordstuck sein. Sie tritt als „Agnes Bernauerin auf. Mein Sohn verfertigt in Kittsee schon

die Brücke, über welche Agnes Bernauerin hinabgestürzt wird.

Ihre Gesellschaft wird nur aus sechs Personen bestehen?

Aus sieben! aus sieben! entgegnete Krones. Meine Frau, mein Sohn, meine Tochter und ich sind vier, dann die drei neuen Mitglieder machen zusammen sieben aus.

Ihre Tochter möchte ich so gerne in Wien behalten.

Nicht für die Gage der Tänzerin Bigottini!

Ich würde ihr einen der ersten Gesangsmeister in Wien halten —

Der beste Meister bin ich, unterbrach Krones. Ich habe in Rothneusiedel für jede Lektion beim Fleischhauer 7 kr. bekommen.

Ihrer Tochter haben Sie nur falsche Töne beigebracht.

Das sagt das Wiener Publikum, die Bielitzer sprechen Anders.

Ich werde sie durch Mozatti unterrichten lassen.

Der ist noch lange kein Mozart.

In meinem Hause hätte sie Alles frei. Sie käme täglich in ein anderes Theater. um gute Muster zu sehen, und sie zu studiren.

Meine Frau und ich spielen alle ersten Rollen der sämmtlichen fünf Theater Wiens. Größere, vielseitigere Künstler im Schauspiel und in der Oper gibt es nicht, als wir sind.

Das Herz Ihrer Tochter, Herr Krones, hängt an Wien, bemerkte Raimund.

Ja, ich bliebe vor mein Leben gerne hier; bitte, bitte, lieber Papa, flehte Therese.

Das ist impertinent! schrie Herr Krones; Vater, Mutter, Bruder und das neue Unternehmen in Kittsee, wären Dir nichts?

Vater und Mutter sind mir das Höchste, versicherte Therese; — aber Wien! Mein Gott, Wien machte mein einziges Glück aus. Ein Haus auf dem Graben ist mir lieber, als das Kittsee und Umgebung.

Nichts! nichts! Du gehst mit nach Ungarn. Dein Bruder hat einen Prolog geschrieben, Du mußt ihn sprechen!

Mein Bruder schreibt chinesisch, und in Kittsee spricht man nur deutsch und ungarisch.

Was gebe ich Ihnen baares Geld als Abfindungssumme für Ihre Tochter, fragte Huber, als Entschädigung, als Honorar, oder wie Sie es nennen wollen?

Wenn Sie meine Resi so gerne zu acquiriren wünschen, so behalten Sie ihre Familie als Zuwage! Geben Sie baare 500 fl., und ich lasse Kittsee zurück, lasse die drei Schauspieler, die ich bei der „Krone“ am Spittelberg engagirt habe, im Stiche. Mehr Gage, als wir bisher erhielten, verlange ich nicht einmal!

Mir ist sehr leid, Herr Krones, versetzte Huber, aber da verzichte ich lieber auf Ihre Tochter, und ersuche Sie, die Bewohner Kittsees mit Ihrer Direktion und Ihrer Gesellschaft zu beglücken.

Huber ging ärgerlich aus seiner Theaterkanzlei, und sah weder Vater noch Tochter mehr an.

Therese brach in lautes Weinen aus.

Was weinst Du? fragte Krones? Warum benimmst Du Dich nicht wie ein gutes Kind?

Benehmen Sie sich wie ein guter Vater? — Sie vernichten mein Glück, das ich offenbar in Wien finden würde. Sie untergraben meine Zukunft. Sie rauben mir die Gelegenheit, Etwas zu lernen. — Heilige Theresia, Schutzpatronin meines Namens, schluchzte das Mädchen, erleuchte meinen Vater, daß er mich in Wien lasse!

Sie sind ja ein Tirann! sagte Raimund. Andere Eltern wenden hohe Summen an, um ihren Kindern, in den großen Hauptstädten Etwas lernen zu lassen; Sie finden in Wien eine Gelegenheit, die schwerlich wieder vorkommt, und benützen sie nicht; Sie müssen an der Gehirnverhärtung leiden, auf andere Weise kann ich mir Ihr Benehmen nicht erklären.

Sie vergessen, Herr Raimund, daß ich meine Kinder für mich und nicht für andere Leute in die Welt gesetzt habe. — Diese Tochter muß einst die Stütze meines Alters werden. —

In Kittsee entgegnete Therese, kann ich keine Pensions-Anstalt für Sie gründen!

Schweig, Unverschämte! donnerte Krones, oder ich lege eine Ohrfeigen-Anstalt für Dich an. Die ersten Einlagen kann ich sogleich anticipiren. —

Heilige Theresia, Schutzpatronin meines Namens! stöhnte das Mädchen.

Rufe den Schutzpatron Deines väterlichen Hauses an, erwiederte der Vater, den Schutzpatron des Namens Krones, und Deines Großvaters Stadelmann, mütterlicher Seite, Stadelmanns, des berühmten Wiener Hetzmeisters, der zwanzig Mal in Lebensgefahr war, und dem Bären, Tiger, Leoparden, nicht ein Mal der wüthende Auerochse Etwas anzuhaben vermochte, als im Jahr 1796 die Hetz abbrannte; diesen Schutzpatron rufe an, und die Hetze um Dich wird eine bessere Wendung nehmen.

Ja, wir werden in Kittsee abbrennen und von dort fort müssen, ohne Geld, ohne Brod, ohne Aussichten wie noch überall, wo wir hinkamen!

Allons, marsch! Kein Wort weiter! Wir gehen zur „rothen Ente“ auf die Wieden, dort steht der Stellwagen nach Ungarisch-Neudorf, mit diesem fahren wir. Geld hab ich. Die neuen Schauspieler stei-

gen vor der Linie ein. Leben Sie wohl, Herr Raimund! Ich scheide von der undankbaren Josefstadt!

Er ging.

Therese warf sich weinend an die Brust Raimunds. —

Erinnern Sie sich meiner, sagte sie. — Nehmen Sie mich gnädig auf, wenn ich nächstens durchgehe! —

Sie eilte unter Schluchzen und Weinen ihrem Vater nach.

Armes Ding! sagte Raimund. Mir erbarmt sie sehr. Doch ist dieser Fall ein gewöhnlicher, und der größte Fluch talentvoller Kinder von talentlosen Eltern beim Theater.

Ein Polizei-Kommissär der Josefstadt trat ein.

Ist es Ihnen gefällig, Herr Raimund, sagte der Kommissär, die Dispositionen sind getroffen. Das Haus, in welchem Sie wohnen, ist dergestalt mit meinen Leuten besetzt, daß der schmähliche Herr Schandel wohl hinein, aber nicht mehr hinaus kommen kann. Eben so wird Herr Kautzner uns nicht entkommen, und Frau Schandel wird in ihrer Wohnung wohl sonst kein lebendes Wesen zu Gesicht bekommen, als die Wehmutter.

An welchem Orte bedürfen Sie meiner? fragte Raimund.

In meinem Bureau. Ich nehme ein Protokoll auf. Mittlerweile werden die Spitzbuben arretirt sein.

Und was geschieht mit Frau Schandel?

Die ist in ihrem Zustande nicht zu transportiren. Sie wird wie ich Ihnen bereits mittheilte, dergestalt bewacht, wie, wenn sie schon im Gefängnisse säße.

Ein Diener der Polizei erschien.

Ich habe zu melden, sagte er, daß alle unsere Bemühungen, die Gaunergesellschaft zu verhaften, geschei-

tert sind. Diese Leute müssen Wind bekommen haben. Herr Kautzner ist gestern nicht nach Hause gekommen; seine Frau weiß nicht, wo er hingerathen, eben so sind gestern Nachmittags Herr Schandel und Frau plötzlich abgereist. Die Hebamme kann nicht begreifen, wie Frau Schandel sich aus ihrem Bette entfernen konnte, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Die Nachbarn erzälen, daß ihr Mann sie in einem vierzigen Fiaker abgeholt, in welchem bereits ein Herr sich befunden hatte.

Gewiß der saubere Herr Kautzner! erwiederte der Kommissär.

O ich wollte wetten, daß ich diese Menschen finde! sagte Raimund, der alte Krones war so eben hier, und erzälte, daß er zwei Schauspieler und eine Schauspielerin, welche aber leidend, engagirt habe. Er setzte bei, daß seine Mitglieder den Stellwagen nach Ungarisch Neudorf vor der Linie erwarten. Wir wollen schnell zur „rothen Ente," und so unbemerkt als möglich, hinter dem Stellwagen zu dem Orte, an welchem das Gesindel einsteigt, fahren. Es ist keine Zeit übrig. — Am Ende bringt Frau Schandel ihr Kind noch auf der Wieden, oder in Simmering auf die Welt, und läßt es auf meinen Namen taufen! Nicht für Hundert Tausend Gulden dulde ich einen solchen Ferdinand Raimund, oder eine Afanasia Raimund. Ich bitte Sie, Herr Kommissär, eilen wir. — Ehe ich mir einen solchen Affront zufügen lasse, erschieße ich mich!

14. In Simmering.

So schnell wie der Fiaker Nr. 75, der fast immer dem Theaterdirektor und den Schauspielern in der Jo-

sefstadt zu Gebote stand, ist noch kein Fiaker in Wien gefahren.

Raimund, der Kommissär und der Amtsdiener stiegen, ein par Häuser näher als die „Ente“ liegt, aus, und der Amtsdiener, den Niemand kannte, begab sich in den Hof des Gasthauses, in welchem der Stellwagen von Ungarisch-Neustadt zur Abfahrt bereit stand.

Sind schon alle Plätze besetzt? fragte der Amtsdiener den Stellwagen-Kutscher.

Alle, erwiederte der Kutscher.

Es sind aber erst sieben Personen auf dem Wagen.

Zwei werden sogleich kommen. Ihre Habseligkeiten sind schon da. Es sind Komödianten, welche nach Kittsee reisen. Drei steigen noch in Simmering bei dem Bräuhause ein; es sind ebenfalls Komödianten!

Der Amtsdiener wußte genug.

Vor dem Vater Krones oder seiner Tochter sich zu zeigen, hielt er nicht für gerathen, er wollte fort, aber kaum, daß er zum Thore hinaus trat, kamen Vater Krones und Therese und ein Mann in ungarischer Kleidung. Dieser Mann sah einem Frucht-händler ähnlich.

Diese drei Personen kamen ebenfalls in einem Fiaker gefahren.

Sehen Sie, sagte der Ungar, daß es war Glück, daß ich genommen hab' Wagen. Alter Herr wär' wenigstens um drei Stund zu spät kommen mit seinen „Spazierhölzern,“ die schon ganz marode sind.

O Herr von Ledváry, versetzte Therese, Sie hat unser Herr Gott geschickt; aber sagen Sie uns nur, was Sie in der Josefstadt gemacht haben?

Die Walla hab ich heimgesucht, erwiederte Ledváry. Kenne ich sie noch von Pesth aus. Aber ich hätt' bald g'rauft mit ihrem Mann. Teremtete! ist

das eifersüchtiger Kerl! Hat er mir Grobheiten angethan, daß ich sein Weib in seiner Gegenwart gehalset und „abgebusselt" hab. — Nu warte, Gispel! — Hab' ich ihm gesagt, halse ich und buss'le ich Dein Weib ander Mal, wenn Du nicht zu Hause bist! — Da hätten Sie sehen sollen, kleine Kerl, mager wie Schneider, wie er auf mich hingesprungen ist, und mich wollte packen; hab' ich ihn aber gleich niedergeschlagen, hab' Walla, ehe er wieder aufgestanden ist, küßt und bin fortg'gangen. Schafkopf von Ehemann! Sein Weib kenne ich länger und besser als er! Schreib' ich ihr jetzt Brief, daß sie sich soll scheiden lassen und nach Kittsee kommen zu dem neuen Hoftheater des Herr Krones, errichtet in meinem Stadel, und in dem ich mir Loge bauen lasse für Kinder und Kindskinder.

Ach, wenn nur alle Kittseeer so dächten wie Sie! sagte Therese.

Müssen so denken, oder ich beutle ihnen Seel' aus.

Kittsee hat gewiß ein recht gebildetes Publikum, sagte Therese.

O ja, besonders was Edelleut betrifft. Frau von Horosházi hat drei „ausgewachsene" Töchter, ältere heirat jetzt Komitatsassessor in Preßburg, bin froh, daß sie fortkommt von Kittsee, ist sie schiech; dann ist noch in Kittsee Herr von Korossai, pensionirter Rittmeister, reich und wie gute Stund. — So jetzt sind wir fertig mit Haute volé, dann ist aber noch Schmied, Wagner, Schuster, Schneider, Tischler, sie gehen alle ins Theater alle Namenstag. Sie werden sehr gute Geschäfte machen, Herr Krones, schade, daß Fräulein Tochter noch so jungs Mädel ist. Nun was nicht ist, kann werden!

Ich kann jetzt fortfahren! meldete der Kutscher.

Der Ungar aus Kittsee hob Therese auf den Wagen.

Herr Krones kletterte mühsam hinauf.

Nicht wahr, Herr Direktor, sagte der Ungár zu Vater Krones, Ungarisch-Neustädter Stellwagen ist „Kraxen,“ möcht ich nicht todter drauf fahren, aber fahrt sicher, höchstens in Fischament auf grobem Schotterweg schmeißt er um! Wünsch glückliche Reis'. Ich fahre mit meinem Wagen und Pferden aber erst in drei Stunden fort, komm aber doch früher nach Kittsee als Sie! — Adieu, Fräulein Krones, trachten Sie, daß Sie älter werden, sauber sind Sie genug dazu!

Der Stellwagen fuhr ab.

Der Amtsdiener rapportirte.

Der Fiaker fuhr in einiger Entfernung nach.

Raimund ärgerte sich über die elende Fahrt des Stellwagens.

Er wollte immer vorkommen, aber der Kommissär rieth davon ab, dabei instruirte er den Amtsdiener, daß er in Simmering beim Ortsvorstand Assistenz zu begehren habe.

Endlich, nach einer Fahrt von mehr als anderthalb Stunden, hielt der Stellwagen am Bräuhause in Simmering. Der Kommissär, Raimund und der Amtsdiener stiegen aus dem Fiaker.

Dort steht ein verschleiertes Frauenzimmer am Bräuhause! rief Raimund; die beiden Männer sitzen wahrscheinlich beim Bier. Während Sie in die Zechstube gehen, meine Herren, und sich der Gauner bemächtigen, werde ich Afanasia packen. Zwar sieht es ihr ähnlich, daß sie vor Schrecken Mutter wird. Es hat aber nichts zu sagen. Wird sie wirklich Mutter, dann lasse ich das Kind taufen, aber gewiß nicht auf meinen Namen.

Die Herren von der Polizei gingen in die Bierstube. In dem Augenblicke als Raimund auf die Dame

zueilen wollte, war ihm Therese bereits zuvorgekommen.

Wie geht es Fräulein Vladl, fragte Therese. Mein Vater hat Angst gehabt und meinte, Sie könnten nicht reisen.

Mir ist jetzt wieder wohl! versetzte Fräulein Vladl. Es war nur eine Alteration, welche ich seit meiner letzten Entbindung nie ganz verliere.

Fräulein Vladl schlug den Schleier zurück.

Man sieht es mir an, sagte sie, daß ich noch leide, aber es geht vorüber, wenn ich reise.

Als Raimund das Gesicht des Fräulein Vladl erblickte, prallte er zurück.

Himmel! Das ist die Unrechte! rief er, und die Rechte ist indeß beim Teufel!

Indeß kamen der Polizeibeamte und sein Amtsdiener, dann der Simmeringer Ortsvorstand und der Ortswächter aus dem Brauhause.

Die Pässe sind in Ordnung! sagte der Kommissär. Herr Pocht und Herr Ferscht, beide Schauspieler, reisen nach Kittsee ins Engagement zu Herrn Krones. Wie steht es mit Ihnen, Fräulein Vladl?

Ich, mein Herr, habe wohl einen Paß, bin aber dessen ungeachtet auf der Flucht.

Wie soll ich dies verstehen?

Die Putzhandlung zur „schönen Wienerin" will mich nicht abreisen lassen, weil ich noch einen Hut zu bezahlen habe. Dieser Hut kostet 12 fl., aber ich besitze sie nicht.

Von der ersten Einnahme, welche Fräulein Vladl haben wird, versicherte Krones, soll „die schöne Wienerin" bezahlt werden, dazu verpflichte ich mich.

Hindern Sie, Herr Kommissär, meine Abreise nicht; bat Fräulein Vladl, ich hätte sonst kein Brod und

würde in dem theueren Wien, nur in große Schulden erathen.

Ich habe keinen Auftrag, Sie nicht reisen zu lassen. Ich suchte hier ganz andere Personen.

Mittlerweile hatte Therese, Raimund erblickt, und trat auf ihn zu mit den Worten, Sie auch hier, Herr Raimund?

Ja, sagte Raimund etwas befangen, faßte sich aber sogleich und bemerkte: Ich wollte sie noch ein Mal sehen!

Mich? O nein, meinte Therese. Ich begreife Alles! Sie wollten Frau Schandel, Ihre ehemalige Geliebte noch ein Mal sehen. —

Wie Sie wissen.

Wissen kann ich nichts, aber ich vermuthe.

Und woher vermuthen Sie?

Weil Frau Schandel, ihr Gatte und Herr Kautzner sich bei meinem Vater engagiren lassen wollten; allein mein Vater kann eine Schauspielerin nicht gebrauchen, die vielleicht vor sechs Wochen nicht auftreten kann, dann erschienen ihr Mann und Herr Kautzner meinem Vater, zu dem sie in der Mitternachtsstunde kamen, so verdächtig, daß er sie von sich wies. Sie sind alle drei zu Herrn Vanholzer nach Znaim, und wie wir erfuhren, noch in derselben Nacht abgereist. —

Fort, nach Znaim! rief Raimund, und versuchte den Kommissär mit fort zu ziehen.

Gemach! sagte der Kommissär. Zuerst müssen wir nach Wien. Ich muß Rapport erstatten, und Sie, Herr Raimund, können ja auch das Theater nicht im Stiche lassen. Man würde glauben, Sie seien durchgegangen.

Aber — aber — sagte Raimund.

Ich stehe Ihnen für Alles, versetzte der Kommissär. Es soll nichts versäumt werden.

Die Passagiere auf dem Stellwagen wurden unruhig.

Therese flog noch ein Mal auf Raimund zu.

Ich gehe heimlich fort von Kittsee, sagte sie leise. Wenn Sie mich in Wien gut aufnehmen, so erzäle ich Ihnen Dinge von Frau Schandel, über welche Sie Mund und Ohren aufsperren sollen.

Raimund wollte fragen, allein Vater Krones drängte seine Tochter gewaltsam fort, und nöthigte sie auf den Stellwagen.

Und die Kittseer oder besser Ungarisch-Neustädter Diligence rollte fort.

Raimund und seine Begleiter winkten ihrem Fiaker herbei, und fuhren nach Wien.

Auf der Fahrt nach der Hauptstadt wurde ein neuer Plan entworfen, auf welche Weise die abscheulichen Menschen zu verfolgen seien.

An den Männern, sagte Raimund, liegt mir nichts, auch nicht an Afanasia, aber das Kind, das Kind, wenn es etwa auf dem Wege nach Znaim getauft würde und den Namen Raimund erhielte. Es wäre entsetzlich!

15. Ferdinand Raimund und sein Pudel.

Als Raimund wieder in der Josefstadt anlangte, wartete bereits Leopold Huber seiner Nachhausekunft.

Endlich! sagte Huber, kann ich Sie sprechen; ich sitze schon seit einer Stunde in Ihrem Vorzimmer und wollte schier verzweifeln über Ihr langes Ausbleiben.

Ich habe ja nicht ahnen können, daß Sie mich besuchen werden; auch habe ich nichts versäumt. Ich bin zeitlich genug gekommen, um im „Pudel als Kindsweib" aufzutreten.

Ja, ja, in der Josefstadt, haben Sie nichts versäumt, aber mich führen Angelegenheiten aus der Leopoldstadt zu Ihnen. Sie werden gehört haben, welch ein trauriges Schicksal das gestern zum ersten Male aufgeführte Drama gehabt hat.

Ist es ausgepfiffen worden?

Schlimmer noch als das! Das Publikum hat es nicht zu Ende spielen lassen.

Von wem war denn dies Stück?

Von Stefan von Menner.

Der ist ja, glaub' ich ihr Lieblingsdichter? Obgleich er nur andere Dichter abschreibt.

Diesmal hat er Niemand abgeschrieben. —

Das war gerade das Malheur!

Da ich nun mit dem unglücklichen Mennerschen Stücke das Publikum böse gemacht, auch kein anderes neues Stück besitze, so müssen Sie Ihre Gastrollen beginnen und morgen schon. Ich habe darüber mit meinem Bruder gesprochen.

Ich kann morgen weder in der Josefstadt, noch in der Leopoldstadt spielen, nicht übermorgen und überübermorgen auch nicht. Ich werde von Ihrem Herrn Bruder für drei Tage Urlaub begehren. Ich muß nach Znaim.

Nach Znaim? Wollen Sie dort Gastrollen geben?

Der Himmel möge mich in Gnaden bewahren! Nein ich habe in Znaim ganz etwas Anderes zu thun.

Mein Bruder kann und darf Sie nicht reisen lassen.

Das möchte ich sehen!

Und wenn er Ihnen auch den Urlaub bewilligt, so stemme ich mich dagegen. —

Sie? Bei Ihnen bin ich nicht in Engagement, Sie können mich nicht hindern. —

Doch, Herr Raimund, und noch heute mache ich meine Schritte gegen Ihr Vorhaben. —

Ich glaube, Sie treiben Scherz mit mir.

Ich bedauere, daß Sie ein so kurzes Gedächtniß haben! Denken Sie nicht daran, daß Sie sich schriftlich verbunden haben, bei mir Gastrollen zu geben?

Ja, im Mai. —

Nein, zu jeder Zeit, in welcher ich Sie benöthigen werde. Es wird Ihnen doch bekannt sein, daß ich Ihnen kürzlich 300 fl. à Conto Ihrer Gastrollen auf dem Leopoldstädter-Theater vorstreckte?

O ja!

Und daß Sie dafür ein neues Uebereinkommen mit mir unterzeichneten?

Ja, ich unterschrieb Etwas, ich weiß jedoch nicht mehr, was es war. Ich war zu eilig.

Ein gescheidter Mensch unterzeichnet nie ein Dokument, das er nicht gelesen, und thut er es dennoch, so muß er für die Folgen einstehen.

Um Gottes willen, was habe ich denn unterschrieben?

Sie unterzeichneten die Verpflichtung, auf meinem Theater zu spielen, wann ich es immer wünschen möge; in den ersten Tagen nach Ihrer Unterschrift, oder später, wie es mir belieben werde. Dafür erwies ich Ihnen die Gefälligkeit, 300 fl. vorzustrecken, die ich Ihnen sonst um keinen Preis gegeben hätte!

Da haben Sie mich aber betrogen! Ich las Ihr Geschreibsel nicht, ich unterzeichnete blos.

Ich aber machte Sie aufmerksam, den neuen Vertrag zu lesen; in Gegenwart zweier Zeugen machte ich

Sie aufmerksam; die Herren Klingenbrunner, ständischer Cassier, und Müller, kaiserlicher Zolleinnehmer, waren bei mir. Sie, Herr Raimund, versicherten, Sie hätten keine Zeit, setzten Ihren Namen unter meinen Aufsatz, steckten die 300 fl. zu sich, eilten zu Ihrem Fiaker und kutschirten davon!

Verfluchte Geschichte! Ja, ja, so war es. — Und Sie werden jetzt wirklich von Ihrem Rechte Gebrauch machen?

Ich muß.

Seien Sie barmherzig! Sie zerstören meine Ruhe, wenn Sie mich nicht fortlassen. —

Sie zerstören meine Ruhe und die Ruhe meines Theaters, wenn Sie nicht bleiben. Leider habe ich das Publikum durch Menners entsetzliches Machwerk völlig wüthend gemacht; ich muß es morgen durch Ihr Auftreten versöhnen, und sage Ihnen ganz offen, ich habe Sie schon an allen Straßenecken annonciren lassen. Sie müssen sich ja auf den Ankündigungszetteln gefunden haben!

Das auch noch! erwiederte Raimund.

Ich wollte es nicht ohne Ihr Mitwissen thun, allein Sie waren nirgends zu finden!

Jetzt bin ich gut dran! Der Name Raimund prangt vielleicht in demselben Augenblicke in irgend einem Taufbuche, in welchem er, eben so zu meiner Qual, an jedem Eckstein zu lesen ist. Herr Huber! tobte Raimund, lassen Sie mich herunterreißen! herunterreißen von den Straßenecken. Ich spiele nicht, ich muß nach Znaim!

Huber sagte ganz ruhig: Sie sind kein unmündiges Kind; Sie sind ein Mann, Sie sind ein ehrgeiziger Mann, Sie sind ein Künstler, ein beliebter Künstler! Wenn Sie auf Ihrem Vorsatze bestehen, lasse ich Ihre Handlungsweise in der „Theaterzeitung“ bekannt

machen, und setze darunter die Erklärung, die Sie bei mir, vor Zeugen, um 300 fl. Vorschuß zu erhalten, unterschrieben haben.

Raimund, den jede Geldsache, in öffentlichen Blättern zur Sprache gebracht, sie mochte wen immer betreffen, empörte, konnte, als er diese Drohung vernahm, kein Wort der Beschwichtigung mehr hervorbringen.

So sei es denn, sagte er; ich bleibe, ich spiele, ich spiele und frage nicht ein Mal, in welcher Rolle Sie mich, gleich einem Schlachtopfer, gleich dem „Isak" in dem Melodrama gleichen Namens, morgen auf Ihre Bretter hinausschleppen werden. Nur eine Gefälligkeit haben Sie jetzt: verlassen Sie mich! — Ich muß jetzt meine Rolle überlesen, es ist mir jedes Wort aus derselben vor Schrecken und Entsetzen entfallen; ich bitte Sie, gehen Sie, oder ich spiele heute schlechter, als mein Pudel, den ich ohnehin beneide, daß er mit Ihnen keinen Vertrag unterzeichnet hat.

Herr Leopold Huber entfernte sich ganz verblüfft. — In einer solchen Gemüthsbewegung sah er Raimund noch nie.

Raimund holte seine Rolle hervor, und begann sie zu durchlesen.

Eine verfluchte Rolle, sagte er; sie fängt gleich mit den Worten an:

„Heute hat sich eine Desparation meiner bemächtigt, die völlig komisch wäre, wenn sie mich nicht so traurig stimmte!" — Was thue ich denn, daß ich meine verwünschte Situation aus dem Kopfe bringe?

Als er die Worte sprach, kratzte sein Pudel, der zweite Hauptakteur in der Gleichischen Posse, ein überaus geschickter, trefflich dressirter Hund, an die Thüre.

Mein Frippon! rief Raimund, mein guter Frip-

pon! O, so komm' doch, du prächtiger Kerl! Du kommst gerade recht! Wir wollen noch eine Probe mit einander halten, ehe ich mich schminke und dir die Schnauze rasirt wird.

Er öffnete die Thüre.

Der Hund kam herein und heulte vor Freuden, seinen geliebten Herrn wieder zu sehen.

Raimund wollte seinen Frippon liebkosen, aber er verkroch sich schnell unter das Bett seines Herrn. Frippon! so komm doch! Frippon! Frippon! Schön da, herein!

Der Hund wedelte unter dem Bette, aber er kam nicht.

Was muß denn dem guten Thiere geschehen sein?

„Heda!“ rief Raimund über das Hoffenster einem armen Knaben zu, „Lenzl, komm doch ein wenig zu mir herauf.“

Lenzl erschien.

Nicht wahr, sagte Raimund, Du bist das kleine Söhnchen des Theater-Feldwebels, bei dem mein Frippon in Kost und Quartier ist?

Ja, sagte Lenzl.

Mein Frippon hat sich gewiß recht schlecht aufgeführt, und Dein Vater hat ihn tüchtig durchgeprügelt?

O ja! erwiederte das Kind. Stock abgeschlagen Vater hat.

So? Und warum denn?

Vater bös', daß Frippon immer hüten muß. Wenn Frippon sich nur rührt, gleich Karbatsch!

Ei! daß aber Dein Vater täglich 30 kr. für den Hund erhält, darüber ist er nicht bös'. —

Nein, versetzte der vierjährige Bube.

Ich danke Dir, lieber Lenzl, sagte Raimund. Da, kauf Dir ein Kipfel.

Raimund schenkte dem Kinde einige Kreuzer.

Das Kind hüpfte davon.

Nun warte, Feldwebel, sprach Raimund, dir werde ich das Prügeln meines Hundes vertreiben.

Frippon! rief Raimund neuerdings, Frippon, komm doch, du mußt ja jetzt das Kind einwiegen, Frippon! Wo ist denn mein altes Kindsweib?

Der Hund kroch aus seinem Verstecke hervor.

Raimund schmeichelte und streichelte das Thier.

Jetzt bemerk' ich es, sprach Raimund, du guter Frippon bist ja schrecklich mager! Alle deine Rippen kann ich zählen!

Der Hund heulte.

Recht hast du! Ich weiß, was du sagen willst: Nichts zu fressen und grausame Schläge, da möchte der Teufel ein Künstler sein! — Komödiespielen sollst du, den Leuten Späße vormachen, und hast Thränen in den Augen! Mach dir nichts daraus; mir ist auch heute mehr zum Weinen als zum Lachen! Kamerad, wenn man Schauspieler ist, so geht das nicht anders.

Der Hund sah seinen Herrn mit seinen klugen Augen an und beleckte seine Hände.

Pfui! sagte Raimund, keine Demüthigung! Ein Künstler muß sich mehr fühlen! — Sei nur ruhig, du kommst heute, nach dem Theater mit mir ins Wirthshaus, und zwei große Leberwürste, so groß wie die Katz bei den „drei Hackeln," sollen dein Spielhonorar sein!

Der Hund liebkoste seinen Herrn, aber plötzlich hörte er die Stimme des Feldwebels im Hofe; der Hund fing kläglich zu winseln an, und verkroch sich wieder unter Raimunds Bett.

Hoho, sagte Raimund, der Schuft von Feldwebel kommt gerade recht. — Doch was sage ich ihm, wie ich es erfahren, daß er meinen Hund geprügelt; die Mittheilung seines Kindes darf ich nicht verrathen,

sonst vergreift sich der Lümmel an dem Kinde; ich weiß schon, was ich thue.

Wieder hörte man den Feldwebel, und zwar an der Thüre vor Raimunds Wohnung.

Ob Herr von Raimund zu Hause ist? frage ich, sprach der Feldwebel.

Ja, schon seit einer Stunde! antwortete eine Stimme.

Warum wird mir denn dieses nicht gemeldet, grollte der Feldwebel. Ich habe ihm einen Brief zu übergeben.

Dem Feldwebel soll der Theaterdiener Etwas melden! — Nun denke nur daran, Kujon! ich werde Dir auch sogleich Etwas melden.

Der Feldwebel klopfte an.

Herein! sagte Raimund ganz unwirsch.

Herr von Raimund, sprach der Feldwebel, indem er eintrat, ich wünsche guten Abend. Hier habe ich einen Brief zu übergeben.

Leg' Er ihn nur dort auf den Tisch!

Herr von Raimund möchten diesen Brief sogleich lesen! berichtete der Feldwebel.

Vorher muß ich Ihm die Levitten lesen. — Sag' Er mir ein Mal, Er gewissenloser Flegel, weshalb prügelt Er denn meinen Hund so unbarmherzig?

Ich? Herr von Raimund. Wer sagt das?

Frippon, hat mir das so eben selbst gesagt.

Der Hund hat das gesagt?

Freilich. Weiß Er denn nicht, daß er sprechen kann!

Mit mir redt er kein Wort.

Natürlich, weil Er ein brutaler Kerl ist; mit mir spricht der Hund stundenlang. Glaubt Er denn, daß ich hundert Gulden für den Pudel bezahlt, wenn er nichts gelernt hätte! — Frippon! Frippon! rief Raimund, da komm her!

Der Hund zögerte hervor zu kommen.

Dorthin, Er Gauner, stell' Er sich, sonst parirt mir das arme Thier nicht.

Der Feldwebel stellte sich an den Ofen.

Jetzt komm Frippon! lockte Raimund den Hund; siehst du Frippon, dein Peiniger steht dort und darf dir nichts thun.

Der Hund kroch zu den Füßen Raimunds.

Pfui Frippon! nicht kriechen; ich kann es nicht leiden. Schön setz' dich und zeige dem Hallunken dort die Zähne.

Der Hund that es.

Nun kehr' ihm den Rücken.

Der Hund gehorchte.

Und jetzt sag mir ins Ohr, was der Hallunke dir gethan hat.

Der Hund hielt seine Schnauze an Raimunds Ohr und that, wie es ihm auch im Theater gelehrt wurde, als wenn er spräche.

Wie? der Feldwebel kann dich nicht leiden!

Der Hund wich nicht von Raimunds Ohr.

Weil Du ihn genirst? Aber die dreißig Kreuzer täglich geniren ihn nicht!

Der Hund schüttelte den Kopf.

Und da schlug Er dich!

Der Hund heulte!

Wie, Er schlug einen Stock an dir entzwei?

Der Hund heulte noch jämmerlicher.

Und zu fressen gibt Er dir auch nichts!

Der Hund setzte sich auf die Hinterfüße, hob beide Vorderpfotten und bat wie es die Pudel zu thun pflegen.

Ei zum Teufel! sprach Raimund. Er sprang auf und donnerte in den Feldwebel hinein: Das ist mir zu viel! Er ehr- und pflichtvergessener Schuft, nun soll

Er's aber kriegen! Nun geh ich zum Direktor und der Hund soll dasselbe gegen ihn aussagen.

Aber, Herr von Raimund, sagte der Feldwebel, ich bitte unterthänig; der Pudel lügt ja! — Er will mich ums Brod bringen; der Pudel ist ein nichtswürdiger Verleumder! der Pudel muß mit mir zum Grundgericht und soll mir das beweisen, was er behauptet hat.

Schweig Er! Er ist ein Flegel, ich kenne ihn schon. Ich will ihn nicht um den Dienst bringen, nur verliert Er den Hund; ich behalte ihn jetzt bei mir. Der Hund wird bei mir täglich frühstücken und mit mir täglich zwei Mal ins Wirthshaus gehen.

Als der Hund vom „Wirthshaus" hörte, sprang er fast deckenhoch vor Freude und bellte.

Die 15 fl. monatlich, sagte Raimund zum Feldwebel, hat Er von seinen Einnahmen zu streichen.

Ich unglücklicher Mensch! sprach der Feldwebel.

Er unglücklich? — Ein Grobian verdient nichts anderes!

Der Theaterdiener trat ein.

Es ist halb sieben Uhr, meldete der Theaterdiener. Herr von Raimund, es ist Zeit!

Komm Frippon! rief Raimund. Lasse uns heute so spielen, daß wir beide heraus gerufen werden, dann gehen wir ins Wirthshaus! Theaterdiener, geh Er in die Küche zum Wirth, bestelle Er „zwei Leberwürste" für den Frippon, und für mich „Schwäbisch-Fleisch mit Nockerln!"

Der Hund setzte seine Freudensprünge und sein Freudengebell fort.

Raimund ging mit seinem Pudel.

Der Feldwebel stand noch immer am Ofen und war ganz zerknirscht.

Geh' Du jetzt auch, sagte der Theaterdiener zum Feldwebel. Ich muß hier zusperren.

Laß mich! erwiederte der Feldwebel. Ich bin fuchsteufels wild! Wegen dem Rabenvieh von einem Pudel verlier' ich monatlich 15 fl., das Kostgeld für die Bestie!

Warum denn?

Weil ich ihn gehaut hab', und der Pudel hat es seinem Herrn geklagt. —

Nun, da karbatschte ich ihn jetzt erst recht.

Er sagt ja seinem Herrn jede Kleinigkeit.

Er s a g t sie?

Freilich; ich hab' mich davon überzeugt. In meiner Gegenwart hat der Pudel einen ganzen Diskours geführt!

Hör' auf!

Bei meiner Ehre! Ich glaubte es auch nicht, aber es ist so! Weil der Hund reden kann, sind für ihn Ein Hundert Gulden bezahlt worden.

Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mir dies sagst! Ich gebe dem Hunde gewöhnlich, wo ich ihn allein erwische, auch ein par Fußtritte. Ich ärgere mich, daß ihn das Publikum auszeichnet und mich schaut kein Mensch an. Wenn es aber so ist, daß er Alles ausplanscht, so will ich die Fußtritte einstellen; das Vieh könnt an mir auch zum Verräther werden! Auf den Sonntag ist mein Namenstag, da würde mir Herr R a i m u n d mein „Bindband" mit dem Scheckel geben! Nein, bester Frippon, ich trete dich nicht mehr mit Füßen, im Gegentheile, ich bitte um deine Freundschaft *).

---

*) Nicht gerne bemerkt der Verfasser dieses Romans, was er bei demselben der Wirklichkeit und der Fantasie entnommen, doch hier hält er es für nicht überflüssig, zu

16. Ein anonimer Brief.

Als Raimund nach dem Theater mit seinem Pudel nach Hause kam; er gefiel in der Posse „der Pudel als Kindsweib“ so allgemein, daß er eilf Mal und der Hund vier Mal gerufen wurde, warf sich Raimund erschöpft auf sein Sofa und sagte:

Heute habe ich gesehen, daß man sich auch die Verzweiflung aus dem Kopfe spielen kann; heute habe ich wirklich auf dem Theater den Ferdinand Raimund ganz vergessen und war nur Adam Kratzerl! — So gut habe ich in meinem Leben nicht gespielt! — Und du gutes Thier! sprach Raimund zu seinem Pudel, du hast mir vortrefflich sekundirt! Deinen Schmerz, als dir das Kind aus der Wiege entwendet wurde, könnte manche „Hundsmutter“ zum Muster nehmen, die, würde ihr ein Kind und ein Hund zugleich gestohlen, den Hund betrauern, aber den Verlust des Kindes nicht fühlen würde!

Frippon, jetzt gehen wir ins Wirthshaus, der Raimund erwacht wieder in mir, das sagt mir mein hungriger Magen, der seit vier und zwanzig Stunden nicht weiß, wie eine Speise behagt. —

Der Hund nahm den Brief, welcher vom Feldwebel überbracht, noch immer unerbrochen da lag, vom Tische und apportirte ihn seinem Herrn.

O mein lieber Frippon! sagte Raimund, wie

sagen, daß die ganze Szene sich fast ganz so ergeben, wie sie hier geschildert wurde. Aeltere Leser der Theaterzeitung, besonders Bewohner der Josefstadt, werden sich erinnern gehört zu haben: „Raimunds Pudel sei wie ein Papagai abgerichtet und könne sprechen!“

bin ich dir verpflichtet. Deinetwegen habe ich auf diesen Brief ganz vergessen und nun erinnerst du mich daran; ich danke dir!

„Raimund erbrach den Brief.

Er las laut:

„Herr Raimund!"

„Wie ich dazu komme, daß man mir vor wenig „Stunden ein Kind vor die Thür legte, das auf „Ihren Namen getauft ist und in einem so kläg„lichen Zustande sich befindet, in einem Zustande, „in welchem die ärmste Bettlerin ihrem Neugebor„nen keine so elenden Lappen, seine Blöße zu bede„cken, mit zu geben, vermöchte, — begreife ich nicht! „— Indeß hat sich die Rabenmutter, welche sich an „mich wendete, an das Herz keiner Gefühllosen ge„richtet. — Es ist ein armes verwaistes Kind und ich „will Mutterstelle vertreten."

„Zum Glücke bin ich reich und vermag Viel für „den bedauernswerthen Findling zu thun. — Beru„higen Sie sich also. Das verlassene Würmchen soll „weder Ihnen noch der unmütterlichen Person „zur Last fallen, die mich zur Erhalterin desselben „bestimmte."

„Ich habe bereits für eine gute Amme gesorgt; „ich habe Wäsche und ein Kindbettchen anschaffen „lassen, damit Ihr Ferdinandchen sich wie ein „kleiner Prinz wohl fühle! Nur Eins bedinge ich „mir: Forschen Sie nicht nach mir und Ihrem Kinde; „ich werde es nie herausgeben, denn was Gott „mir gesendet, behalte ich.

„Den Taufschein, der dem Kinde beigelegt wurde, „werde ich eben so bewahren!"

Heiliger Gott! rief Raimund. Also doch! Und keine Unterschrift führt dieser Brief! Ich kann mich nicht ein Mal vertheidigen; ich kann nicht ein Mal

sagen, daß ich nicht der Vater dieses unglücklichen Wurmes, daß ich kein Rabenvater bin! —

Raimund betrachtete die Adresse dieses Briefes.

Ein prachtvolles Papier! Eine elegante Handschrift! Aber wer weiß, ob es die Hand Derjenigen ist, welcher das Kind zugeschickt wurde.

Und wie der Brief duftet! Nur ich stehe in einem üblen Geruch! —

Wer den Brief gebracht haben mag! — Durch die Post kam er nicht! — Es fällt mir bei, daß ihn der Theaterfeldwebel übergab. — Der muß es wissen! Ich hoffe, der Feldwebel wird wohl schon von seiner Theater-Visitation zu Hause sein! Ich will ihn rufen.

Raimund öffnete das Hoffenster seiner Wohnung.

Feldwebel! rief er. — Feldwebel! Feldwebel, ist Er schon zu Hause?

Ja, ertönte seine Stimme.

Komme Er herauf! befahl Raimund.

Da bin ich schon! erwiederte der Feldwebel, und flog mehr als er ging, die Treppe herauf.

Feldwebel, sagte Raimud, Er hat mir vor der heutigen Vorstellung einen Brief gebracht. — Von wem kam dieser Brief?

Ich habe den Uiberbringer nicht recht angesehen! erwiederte der Gefragte. Es war ein kleiner Junge; vielleicht von der Straße aufgeklaubt. Der Frippon stand dabei, als der Knabe bei mir eintrat; der Frippon hat ihn beschnüffelt und murrte. Der Frippon soll es sagen, wer der Knabe war; er soll ihn beschreiben; da der Frippon Alles plaudert was er sieht und hört.

Mach Er keine Späße mit mir! sagte Raimund. Ich habe mich mit Ihm noch lange nicht ausgesöhnt! — Red' Er, wer war der Junge?

Ein Junge, wie dergleichen in der Josefstadt zu hunderten herumlaufen. Ein Gassenjunge! Wie ge-

sagt, der Frippon muß ihn kennen, denn umsonst hat der Frippon den Buben nicht angebrummt. — Ich glaube der Hund hätte ihn gerne beim Ohr gepackt, da ich aber schrie „Gehst hinteri!" so sparte sich der Pudel seine Rache auf eine schicklichere Gelegenheit auf.

In des Himmels Namen! sagte Raimund, ich soll nichts erfahren, auch gut! Da hat Er 30 kr. für Wein und nun geh' Er! — Sollte Er mir aber den Buben, der den Brief gebracht, auskundschaften, so schenke ich Ihm zwei Gulden.

Nichts Leichteres als dieses, versetzte der Feldwebel. Vertrauen Sie mir, morgen Früh den Frippon. Ich gehe mit ihm ein par Stunden durch die Josefstadt patrouilliren; ich suche die Gassenbuben bei ihren Spielen auf. Derjenige, welchen der Frippon abfängt, der ist es; den führ' ich dann am Ohre zu Ihnen, wenn ihm der Frippon noch ein Ohr am Kopfe gelassen haben sollte.

Das ist nichts! sagte Raimund. Er, Feldwebel, wäre im Stande und hetzte den Hund auf den ersten besten Knaben, nur um zwei Gulden zu erhalten; ich kenne Seine Roheiten, Herr Feldwebel!

Das beste wäre, erwiederte der Mann mit sichtbarer Bosheit, den Frippon ins Examen zu nehmen. Wenn Sie ihn recht torquiren, so wird er ein Geständniß machen, und will er den Buben nicht verrathen, nun so haben Sie ja einen Stock! — Ich wünsche gute Nacht, Herr von Raimund.

Der Feldwebel ging.

Heute bleibt mir nichts übrig, sagte Raimund, als so spät als möglich zu Bette zu gehen, denn mit dem Schlafe ist es vorbei! — Wenn nur heute die Gäste im „Strauß" bis fünf Uhr sitzen blieben; ich wollte

ihnen gerne Gesellschaft leisten, ein so schlechter Gesellschafter ich auch heute bin.

Komm, Frippon! rief Raimund, jetzt gehen wir im Ernste zum Souper! Es ist elf Uhr! Wenn wir nur noch Etwas zu essen bekommen.

Raimund und sein Pudel verfügten sich zum „goldenen Strauß."

* * *

Das Wirthshaus „zum goldenen Strauß" im Josefstädter-Theatergebäude war außerordentlich voll.

An jenem Abende produzirte sich der bekannte Bauchredner Schremser daselbst. Raimund freute sich, diesen närrischen Kauz zu finden. Er hatte Schremser noch nie gehört und war vergnügt darüber, daß er Zerstreuung finden werde.

Schremser ließ gerade aus einem Kasten die Stimme eines alten, grämlichen Mannes, den er „Herr Fischer" nannte, ertönen.

Schremser befand sich im Zwiegespräche mit dem Fantom „Fischer genannt.

Der vorgebliche Herr Fischer verlangte, aus dem Kasten herausgelassen zu werden.

Schremser verweigerte dies.

Alter Sündenbock! sagte Schremser zu seinem Fantome, ich lasse Sie um keinen Preis heraus. Sie richten nur Unheil in der Welt an.

Ich werde jetzt gut thun! betheuerte Herr Fischer.

Gut thun? versetzte Schremser. Ich kenne das! — Gut thun, heißt bei Ihnen, den Mädchen nachlaufen, ihnen das Heiraten versprechen, die armen Kinder bethören, verblenden, unglücklich machen, und dann sitzen lassen. Pfui! schämen Sie sich, Herr Fischer! — Ich habe von Ihnen neuerdings eine haarsträubende Geschichte gehört!

Ich bin mir nichts bewußt! ertönte es aus dem Kasten.

So? Was wäre es denn mit dem Histörchen von einem Kinde, das Ihnen Ihr Dasein verdankt, dessen Mutter Sie hilflos im Stiche ließen, und welche in Verzweiflung ihr Kind aussetzte, das jetzt fremde Leute erhalten und versorgen müssen.

Raimund riß Augen und Ohren auf.

„Ich bin mir nichts bewußt!" ertönte es wieder aus dem Kasten.

Wollen Sie noch mehr hören? fragte Schremser das Fantom im Kasten. Das arme Kind erhielt die Taufe, und das war noch das einzige Christliche, was die Mutter that. Das Kind, ein Knabe, erhielt Ihren Namen, Herr Fischer, Ferdinand wurde es getauft.

Raimund vermochte sich kaum mehr zu fassen.

Ich heiße nicht Ferdinand, erwiederte die Stimme des Herrn Fischers; ich heiße Sebastian. Wer weiß, was für eine Geschichte Sie, Herr Schremser, hier erzälen, um einem Gewissenlosen ins Herz zu reden.

Kindler, der ebenfalls im Gasthofe gegenwärtig war, warf zufällig einen Blick auf Raimund; Kindler bemerkte, daß Raimund sich entfärbte und schwankte.

Kindler ergriff Raimund am Arme und flüsterte ihm zu:

Um Gottes willen! was ist Dir?

Ruhig! ruhig! sagte Raimund. Kein Aufsehen! — Es wird vorübergehen, aber der saubere Bauchredner soll mir Rede stehen, sonst trete ich ihm den Bauch mit Füßen, der sich dazu hergibt, mich zu prostituiren.

Schremsers Schnacken versetzten die Gäste in eine

so heitere Stimmung, daß sie Raimunds Aufregung nicht bemerkten.

Bald hierauf ahmte Schremser das Geräusch einer Holzsäge nach; am Schlusse seiner Produktion, gab er das Angstgeheul eines geprügelten Hundes, und zwar mit solcher Täuschung, daß alle Hunde, welche mit den Gästen herein gekommen, zu bellen anfingen; Raimunds Pudel bellte am heftigsten.

Mitternacht schlug es, und Schremser nahm Abschied.

Als er mit großem Beifall und einer reichen Einnahme versehen, sich entfernen wollte, trat ihm Kindler entgegen.

Herr Schremser, sagte Kindler, der Schauspieler Herr Raimund wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen. Er ladet Sie zu einem kleinen Souper ein. Einfach aber geschmackvoll. Nur für drei Personen; in dem Zimmer des Wirths wird es servirt, und köstlicher Champagner soll Ihre angestrengte Kehle erquicken.

„Bravo! recht so! nur zu so!" erwiederte Schremser, bekanntlich Schremsers Sprüchwort.

Aber ich bin nicht allein, setzte Schremser bei. Mein Freund, Herr Fischer muß auch mit kommen. Sie dürfen mir glauben, Herr Fischer sauft für zwei!

Herr Fischer ist ja der Mann, dessen Stimme Sie aus Ihrem Bauche schöpfen? Er sei uns willkommen! sagte Kindler!

Willkommen! Wenn es nur Etwas zu saufen gibt! ertönte es im Tone Fischers aus dem Innern Schremsers. Ist es erlaubt, den Pudel Raimunds zu foppen?

Sie dürfen Raimund und mich ebenfalls foppen! erwiederte Kindler. Es gereicht uns zum Vergnügen; aber trinken müssen Sie, Herr Schremser, trinken wie ein Schwamm!

So, daß die Rockzipfel tropfen sollen! versicherte Schremser.

Er hing sich an Kindlers Arm, und dieser führte ihn zu Raimund.

17. Eine Nacht unter Räubern und Mördern.

In der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1817 geschah in der Josefstadt, im sogenannten Lebzelter-Hause einer der verwegensten Raub- und Einbruchsfälle.

Die That war um so frevelhafter, als sie die Person des Lebzelters und Hausinhabers selbst bedrohte, und er nur mit genauer Noth das Leben davon brachte.

Seit dem Zerwürfnisse mit seiner Frau schlief sie nicht mehr in dem Schlafzimmer ihres Gatten. Sie brachte schon vier Nächte in einem Zimmer, gegen die Kaiserstraße gelegen, zu. Sie sonderte sich förmlich von ihm ab, theils seinen Vorwürfen zu entgehen, theils ihren Studien obzuliegen, indem sie nichts anders dachte und erstrebte, als Schauspielerin zu werden, und sollten sich alle Mächte des Himmels und der Erde dagegen stemmen.

Der Einbruch bei dem Lebzelter geschah nach zwei Uhr Morgens. Der arme Lebzelter schlief nach drei, durch Kummer unerträglich gewordenen Nächten, zum ersten Mal wieder. Er schlief fest, denn die Natur forderte ihre Rechte.

Da fühlte er sich plötzlich von vier starken Armen am Halse gepackt. Er wollte aufschreien, kaum aber öffnete er den Mund, so steckte auch schon ein starker Kerl ihm einen dicken Knebel in den Mund; ein anderer eben so furchtbarer Bursche band ihm die Füsse zusammen, und die beiden Riesen, als solche erschienen ihm

nämlich die beiden Kerle, welche ihn am Halse so lange gewürgt hatten, bis er den Knebel im Munde hatte, schickten sich an, ihm die Hände auf den Rücken zu binden.

Der Lebzelter wehrte sich fürchterlich. Er schlug so gewaltig um sich, daß bald links, bald rechts ein Räuber, welcher an einem seiner Arme hing, auf der Decke des Bettes lag; aber die Verwegenen ließen nicht los, und so geschah es, daß der arme Lebzelter den Knebel nicht aus dem Munde brachte.

Macht ein Ende! sagte der Mann, welcher zu den Füssen des Bettes stand. Rennt ihm ein Messer durch den Leib! — Der, welcher den Knebel applicirt hatte, war auch flink bei der Hand, ein ungeheueres, starkes Küchenmesser hervorzuziehen, und dem, vor Wuth und Verzweiflung stöhnenden Mann, einen Stoß ins Herz zu versetzen.

Dies wirkte.

Der Lebzelter ließ sich ruhig binden.

Damit er nicht sehen konnte, was nun geschehen werde, warf ihm ein Räuber die schwere, sogenannte „Tuchet" über den Kopf, und nun begann der Raub.

Die Schurken wußten genau Bescheid.

Sie holten den Schlüssel unter dem Kopfpolster des Lebzelters hervor.

Sie sperrten damit sicher und schnell alle Schränke, die eiserne Kasse des reichen Bürgers auf, öffneten alle Kasten, plünderten seinen Wäsch- und Kleiderschrank; erquickten sich dabei mit einigen Bouteillen rothen Weins, der auf einem Schenktische stand, und zogen dann, indem sie ihm unter boshaftem Lachen

„Einen schönen guten Morgen!"

wünschten, ganz geräuschlos ab.

Der arme Beraubte, als er sich allein fand, machte eine heftige Bewegung mit dem Kopfe.

Das dicke Federbett glitt von ihm herab.

Er bemühte sich, von seinem Leidenlager herab zu steigen.

Er sah nun die entsetzliche Bescherung.

Die Räuber hatten gehaust, als wenn der böse Feind dagewesen wäre.

Es war auch ein böser Feind.

Der Lebzelter war beraubt, und sein Leben war bedroht worden.

Auf den Füßen vermochte er nicht zu stehen, sie waren, wie seine Arme, so stark zusammengeschnürt, daß er befürchtete, es könne ihn der Schlag rühren, dann befürchtete er auch, daß er ersticken müsse, denn der Knebel war ihm so tief in den Mund getrieben, daß er sich, trotz aller Bemühungen, desselben nicht entledigen konnte.

Er sah sich in wahren Todesqualen, nach Rettung um.

Zum Glücke hatten die Räuber vier Kerzen, welche in silbernen Leuchtern um ein Kruzifix standen, angezündet, um besser sehen zu können. Sie hatten die Leuchter nicht mitgenommen, vielleicht aus Scheu, weil sie einen heiligen Gegenstand umgaben, oder in der Eile, mit der sie sich entfernten.

Die Thüre ins Vorzimmer war offen.

Der Mann blickte hinaus.

Eine Diebslaterne beleuchtete die Stube.

Die Diebslaterne hatten die Räuber vergessen.

Eine neue Angst befiel den Aermsten.

Wenn die Banditen zurückkehren sollten, dachte er, ihre Laternen holen, die silbernen Leuchter nachträglich noch stehlen, gewiß würden sie mir dann mit ihrem entsetzlichen Messer den „Garaus" machen!

Dicke Schweistropfen fielen von seiner Stirne.

Er wollte sich wieder zu Bette begeben; aber auf welche Weise, und wenn dies gelang, wie wieder die „Tuchet“ über sein Haupt bringen.

Er horchte lange Zeit.

Es regte sich nichts.

Es schlug vier Uhr.

Da fiel es ihm ein, daß es bald in seinem Hause lebendig werden müsse.

Ein Fleckfieder wohnte im hintern Theil seines Besitzthums.

Dieser Mann fuhr gewöhnlich um diese Zeit in seine „Fleckbank“ nach dem „Lichtenstege.“

Der Lebzelter beschloß, mit der Schulter die beiden Doppelfenster zu durchstoßen und dann in den Hof hinab so lange zu ächzen und zu stöhnen, bis er bemerkt werde.

Um sich nicht zu beschädigen, griff er mit den auf den Rücken gebundenen Händen nach einem Federpolster, brachte diesen, indem er, so gut es ging, mit seinem schweren Körper an das Fenster, an welches er in längeren Absätzen hüpfte, wodurch ihm zum Heile der Knebel aus dem Munde fiel. Nun brachte er den Polster an die Scheiben, und mit einem Drucke fielen diese zertrümmert in den Hof, welches Geräusch den Hausmeister, der eben aufgestanden war, vor die Thür lockte.

Was ist's? Was gibt's? rief der Hausmeister.

Hilfe! Hilfe! stöhnte der Bedrängte, der nun des Knebels entledigt war und wieder reden konnte.

Hausherr, sprach der Mann im Hofe, was ist Ihnen geschehen?

Komm herauf! flehte der Lebzelter, aber schnell, schnell, um Gottes willen!

In diesem Augenblicke wollte auch der Fleckfieder

aus dem Hause fahren. Er hörte dasselbe Angstgestöhn; und schloß sich dem Hausmeister an, beide eilten nach dem ersten Stocke.

Die Räuber hatten die Thüren offen gelassen.

Es war den beiden Männern nun ein Leichtes, in die Wohnung des Bedrängten zu kommen.

Sie bebten beide entsetzt zurück als sie den Hausherrn gebunden an Händen und Füßen, ja sogar blutend und sein Zimmer in einem so entsetzlichen Zustande fanden.

Da haben Räuber eingebrochen! schrie der Fleckfieder.

Mein armer Herr! klagte der Hausmeister. Nehmen Sie das Messer, Herr Fleckfiedermeister, welches Sie in der Schürze stecken haben und schneiden Sie die Stricke entzwei, mit denen der Hausherr gefesselt ist.

Der Fleckfieder war in einem Nu damit fertig.

Die Gelenke waren dem unglücklichen Manne so angeschwollen und mit Blut unterlaufen; von den zertrümmerten Glasscheiben blutete seine Schulter so sehr, daß er vor Schmerz laut aufschrie.

Frottiren! Frottiren! kommandirte der Fleckfieder; ich weiß es von den Kälbern, wenn man sie gebunden von den Linzer-Wägen abladet und eins oder das Andere nicht schlachten, sondern zur Kuh oder zum Stier aufziehen will, daß ein Frottiren der Gelenke sie wieder auf die Beine bringt.

Die beiden Männer brachten den Lebzelter zu Bette und rieben die Hand- und Fußgelenke mit aller Kraft.

Es thut himmelschreiend weh! stöhnte der Mißhandelte. Einen Schluck Wasser. Hausmeister! Mein Mund, mein Hals sind schrecklich angeschwollen.

Der Hausmeister brachte ein Glas Wasser und gab seinem Herrn zu trinken, der sich in einer Hilflosigkeit

befand wie ein Invalide, dem beide Arme weggeschossen wurden.

Mir auch Wasser, viel Wasser! sagte der Fleckfieder, und Handtücher muß ich haben; ich mache dem Patienten kalte Umschläge und nun muß der Hausmeister, schnell zu Herrn Schindler, dem Chirurgen neben dem Theater, laufen, der muß Egel setzen, Aderlassen, Schröpfen, was weiß ich! damit wir nicht noch ein anderes Unglück erleben!

Der Hausmeister lief fort.

Ich mag Sie nicht fragen, was geschehen ist, sagte der Fleckfieder, ich sehe leider genug. Aber wo ist denn Ihre Frau!

— Sie schläft in dem blauen Zimmer nach der Gasse zu. —

Aufwecken! Die Frau aufwecken! Eine bessere Krankenwärterin als eine Frau gibts ja nicht: und sie soll die Gesellen und die Köchin herbeirufen. Ihr Altgesell soll auch sogleich zur Polizei gehen und die Anzeige machen.

Nein, lassen Sie mein armes Weib schlafen, bat der gutmüthige Ehemann. Sie könnte den Tod von dem Schrecken haben! — Daß die Köchin und die Gesellen geweckt werden, finde ich für sehr gut, nur die Frau nicht. —

Vielleicht wurde die Frau ebenfalls beraubt, und schwimmt am Ende gar in ihrem Blute. —

Jesus, Maria und Josef! stöhnte der Lebzelter, das wäre das Allergräßlichste!

Haben Sie viele werthvolle Sachen in jenem Zimmer?

Mein Gott! Freilich! Meines Weibes schönster Schmuck, ihre kostbaren Perlen und all unser Silber, auch meine Münzensammlung befindet sich in einem Glasschrank im blauen Zimmer.

Ich fürchte, das Gräßlichste zu hören. Wenn
an schon die Courage hat, einen starken Mann zu
berfallen und zu mißhandeln, so wagt man sich über
n schwaches Weib noch zehn Mal eher. Ihre Frau
at vielleicht geschrieen, und die Mörder haben ihr
en Hals abgeschnitten!

Gott sei ihrer armen Seele gnädig und barmherzig!
rief der Lebzelter, und fiel wie ein Klotz in die Kissen
seines Bettes zurück.

Der Hausmeister hatte bei seinem Fortgehen, um
den Chirurgen zu holen, im Hause Lärm gemacht. —
Die Köchin, die Gesellen, ja sogar die Nachbarin,
eine Graveurin, bekannt in der ganzen Josefstadt
ihres schmählichen Maules wegen, kam herbei.

Sie trat Hände ringend ein.

Hausherr, meinen „Vorhineinzins!“ schrie sie,
begehre ich zurück. Keine Stund' bleibe ich länger in
einem Hause, in welchem man bei lebendigem Leibe,
geschunden, ausgeraubt und geknebelt wird!

Aber Ihnen ist ja nichts geschehen! sagte der Fleck-
leder. Sie raubt auch kein Mensch aus! Von Ihnen
weiß man ja, daß Sie nichts haben; Ihnen erweist
ein Räuber die Ehre, bei Ihnen einzubrechen.

Alles Eins! Es könnte es aber ein Räuber versu-
en. Und was ist denn das für eine Ordnung in die-
m Hause? — In einer der volkreichsten Straßen,
einem ersten Stocke, in einem Hause mit 32 Par-
ien, geschieht Mord und Todtschlag! Ich frage,
nn das bei uns geschehen kann, was geschieht dann
st auf einem Dorfe, in einem abgelegenen Winkel;
muß gar Alles massakrirt werden! — Nu, das
äre mir ein schönes Leben in der miserablen Welt,
man ohnehin nichts anderes säet als Elend, und
Jammer und Noth aufgeht auf allen Schritten
d Tritten.

Köchin! winselte der Lebzelter; ich wollte sie schon bei ihrem Eintritte in dieses Zimmer ersuchen, auf den Zehen in das Schlafzimmer meiner Frau zu schleichen. Ich wollte sie, Köchin damit beauftragen, aber die abscheuliche Graveurin läßt Einem ja nicht ein Mal in seiner größten Bedrängniß zu Wort kommen. Köchin, horch' sie an der Thür meiner Gattin; hört sie sie schnarchen, so laß sie sie schnarchen; ich wünschte, sie könnte den ganzen Jammer verschnarchen! Schnarcht meine Frau aber nicht, und es ist bei ihr so gewiß schauderhaft stille, so stille wie im Grabe, so stille wie in einer Todtengruft oder in einem Kirchhofe, so trete sie herzhaft hinein, und untersuche sie, ob meiner Frau nicht irgend ein Bandit den Hals abgeschnitten hat.

Das thue ich nicht, gab die Köchin zurück, und wenn Sie mich sogleich aus dem Hause jagen. Die Räuber können noch im Hause sein. Es weiß ohnehin kein Mensch, wie sie herein gekommen, und wenn dies ihnen auch möglich, wie sie hinaus gekommen sind. Wegen Ihrer hochmüthigen Frau, die mich erst neulich wie einen „Fetzen" behandelt hat, laß ich mich nicht umbringen.

So gehe ich! rief der Flecksieder. Gesellen, frottirt Ihr indeß die vom Blut unterlaufenen Stellen an den Händen und Füssen bis der Chirurg kommt, und legt dann kalte Umschläg' auf! — Ich gehe in das blaue Zimmer und bitte mir nur zu sagen, wie man dahin gelangt?

Ich weiß es, versetzte die Graveurin. Ich gehe mit. Ich trage zwei Leuchter und Sie, Herr Fleckfieder, ziehen Ihr Messer und weichen nicht von der Seite! — Hausherr, wenn Sie einen durchdringenden Schrei von mir hören, einen Schrei, daß Ihnen die Haare gegen die Berge stehen, dann machen Sie sich auf das Entsetzlichste gefaßt!

In dem Augenblicke trat der Chirurg ein. —

Da bin ich! Da bin ich! sagte er. Auf jeden Fall schröpfen, Aderlassen und hundert Blutegel ehe ich nach dem Patienten sehe!

Gehen Sie mit zu meiner Frau hinüber! bat der Lebzelter den Chirurgen, diese braucht vielleicht einen dringenderen Beistand als ich.

Ich schließe mich nicht aus! versetzte der Chirurg und folgte dem Fleckfieder und der Graveurin.

Die drei Personen waren kaum einige Minuten aus dem Zimmer gegangen, so hörte man die Graveurin einen durchdringenden Schrei ausstoßen.

Gott sei ihrer armen Seele gnädig und barmherzig! betete der Lebzelter und fiel in Ohnmacht.

18. Ein Ball im Sperl.

Raimund trat am 22. Februar 1817 zum ersten Male im Leopoldstädter-Theater als Gast auf. Es wurde die, schon im Josefstädter-Schauspielhause aufgeführte Posse von Gleich „der Pudel als Kindsweib" gegeben. Mit Raimund gastirte auch Herr Landner von demselben Theater.

Beleidigend für Landner war der Theaterzettel abgefaßt.

Herr Menner, der damalige Theatersekretär des Herrn Leopold Huber, als Dichter stets unglücklich, weil er nur Unsinn schrieb, als Theatersekretär erst in neuester Zeit durch einen Mann an Bornirtheit übertroffen, der nicht drei deutsche Zeilen korrekt zu schreiben vermag, und als dramatischer Dichter eben so lächerlich wie Herr Menner ist, Herr Menner annoncirte den Gast auf dem Theaterzettel mit folgenden Worten:

„Herr Landner vom Josefstädter-Theater em„fiehlt sich als Gast dem verehrungswürdigen Pu„blikum."

„Man ersucht bei dem Erscheinen des Hundes, sich „ruhig zu verhalten."

Natürlich war Herr Landner mit dieser Bemerkung nicht gemeint, sondern der Pudel, welcher das „Kindsweib" vorstellte; aber man kann sich das Gelächter des Publikums vorstellen, als es die Ankündinung las.

Das Haus war merkwürdig voll.

Komisch war es, daß sich auf der letzten Gallerie einige hunderte Wiener Hausmeister einfanden.

Herr Landner, eigentlich Haumer, war ein Hausmeisterssohn vom Neuenmarkte, durfte sich aber, der Familie wegen, als Schauspieler nicht Haumer nennen.

Dessen ungeachtet engagirte der Vater doch einen großen Theil der Wiener Hausmeister für das Gastspiel seines Sprößlings.

Die Hausmeister saßen vier Mann hoch auf zwei und siebzig Bänken bei Würstel und Bier im „Olymp." Ein solcher Spektakel als diese Leute mit ihren Händen, in der Größe einer Krautschüssel erhoben, ist wohl noch in keinem Theater vorgekommen. Den Künstlern Blumen zu zuwerfen, war damals noch nicht Mode, hätte man sie aber gekannt diese Mode, so würden die Hausmeister ihrem Schützlinge ganz gewiß Blumen oder in Ermangelung solcher im Winter, „Petersilie," „Schnittlauch" und „Knoblauch" zugeworfen haben.

Als Landner auf der Bühne erschien, extemporirte er die schönen Worte:

Dös is a Freid, i bin schon wieder in einer Staad, ober statt Josef-, haaßt's Leopoldstaad!"

Bravo! schrien die Hausmeister.

Landner außa! (Heraus!) schrie ein Hausmeister!

Oesl! er is ja eh' scho da!
(Esel! er ist ja ohnehin schon da.)
korrigirte ein anderer Hausmeister eben so laut.

Raimund, der später auf der Bühne zu erscheinen hatte, wollte nicht auftreten. Es entsetzte ihn Landners Publikum. Es mußte ein Polizeikommissär auf der letzten Gallerie erscheinen und die Hausmeister zur Ruhe ermahnen.

Endlich erschien Raimund. Ihn begrüßten Logen und Parterre mit enthusiastischem Applaus. Die Vorstellung ging ohne fernere Störungen ihren Gang und wie zu vermuthen war, wurde Raimund mit Beifall überhäuft, und wenigstens zehn Mal gerufen.

Auch der Pudel, dieses gutdressirte Thier wurde gerufen.

Als Herr und Hund genügsam applaudirt waren, ließen auch die Hausmeister ihrer kollegialischen Freundschaft wieder Luft und tobten:

„Landner außa!" „Haumer außa!"
„Steffel außa!" „Schwab' außa!"

Herr Landner stellte nämlich einen Schwaben vor, welcher Steffel hieß.

Nach dem Theater war Souper, bei Leopold Huber zu Ehren Raimunds.

Auch war Hausmeister-Piknik im „Mirakel-Keller" zu Ehren Landners.

Es wurden im Mirakel-Keller gewiß zehn Eimer „Heuriger" auf das Wohl des Sohnes des Kollegen vertilgt.

Erst um drei Uhr Morgens kamen Raimund und sein Pudel, welchem Frau Justine Huber einen „Kranz von Cervelat-Würsten" zuwarf, und Landner wieder in der Josefstadt an.

Frau oder besser Fräulein Grünthal erfreute sich einer Rolle in dem Gleichschen Stücke. Sie spielte wirklich allerliebst und wurde ebenfalls gerufen.

Raimunds Auge ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen auf der lieblichen Gestalt; seine Liebe zu ihr, wurde so heftig, daß er, als sie bei dem Souper neben ihm placirt wurde, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, ihr sein Herz anbot, das sie ganz entzückt annahm, und während der Regisseur Swoboda und der Komiker Ziegelhauser die Fasanen zerlegten, die Schwüre „ewiger Treue" und „unwandelbarer Liebe" erwiederte.

„Ja! rief Therese Grünthal, vom Champagner und Raimunds Drängen erhitzt aus, so daß es Ignaz Schuster, der neben ihr saß, hören konnte, ja Liebe um Liebe! Treue und Anhänglichkeit Dir, Ferdinand! — Durch Dich weiß ich erst, was Liebe ist. — Morgen um 7 Uhr Früh, erhält mein vorgeblicher Gatte seinen Abschied, und Dir gehöre ich von heute an bis zum Grabe, Dir, lieblicher Blondin, welcher meinem ersten Geliebten, dem Bandagenmacher und Bruchארzt Primsenlechner im Uhrfahr bei Linz wie „ausgerissen" ähnlich sieht!"

Raimund umarmte in seinem Glücke Alles, auch die alte Frau Justine, und brachte Toaste aus auf das Wohl der ganzen Welt.

Tags darauf spielte Raimund dieselbe Rolle noch ein Mal. Er spielte fast jeden zweiten Tag im Leopoldstädter Theater. — Seinen „kleinen Ferdinand," die Schandmutter Frau Schandl und die anonime Briefschreiberin vergaß er ganz, vom Beifallsrausch und Liebesrausch hingerissen. Nur Kindler vergaß den Freund nicht, und setzte seine geheimen Forschungen auf die Andeutungen Schremsers gestützt, fort.

Welche Andeutungen Schremser, der Bauchred-

ner, bei jenem Abendmale im Gasthaus zum Strauß gab, soll der Leser sogleich erfahren.

Als Kindler im Verlaufe der heitern Abendunterhaltung auch auf die lustigen Gespräche, welche Schremser mit Herrn Fischer im Kasten führte, kam, bemerkte Kindler:

Da böte sich ja eine treffliche Gelegenheit, einen guten Freund zu necken. Ich würde diesen in eine Ihrer Soiréen führen, Ihnen vorher mittheilen, was ich gerne ihm zu Gehör gebracht wünschte, und Sie könnten dann mit Ihrem trefflichen Humor uns einen Spaß sonder Gleichen bereiten.

Das geschieht oft! versetzte Schremser, und dergleichen wird mir immer ansehnlich honorirt. — Erst heute erhielt ich ein anonimes Schreiben und 6 Dukaten, wenn ich einen Scherz mit einem gewissenlosen Vater, der sein Kind verleugnet, extemporire.

Nicht möglich!

Gewiß! Brief und Dukaten habe ich noch bei mir. Sehen Sie nur!

Schremser zog den Brief und die Dukaten aus der Tasche und produzirte beide.

Raimund und Kindler betrachteten den Brief.

Sie hatten diese Schriftzüge nie gesehen. Offenbar war die Hand entstellt worden. Die Buchstaben zeigten eine, von der Rechten zur Linken liegende Richtung.

Das hat ein feiger Lump geschrieben! bemerkte Kindler, der sich scheut, bei etwaiger Nachforschung dem, welchen er beschimpfen wollte, Rede zu stehen.

Ganz so feige, erwiederte Schremser, scheint er doch nicht zu sein. Der Briefschreiber kam während meiner Produktion zu mir.

Haben Sie meinen Brief erhalten? fragte er mich.

Ich habe Ihnen 6 Dukaten beigeschlossen; werden Sie meinem Wunsch willfahren?

Ich sagte „Ja," aber, setzte ich hinzu, Sie dürfen nicht von meiner Seite weichen, wenn ich Ihren Wunsch erfüllen soll. Wenn sich Jemand gegen meine Aeußerungen auflehnen und mich zur Verantwortung ziehen würde, so müssen Sie Rede stehen, sonst nehmen Sie Ihren Brief und Ihre Dukaten lieber zurück.

Ich verantworte Alles, erwiederte der Mann; ich bedinge mir nur Eins, daß Sie den Scherz, den ich mir von Ihnen ausbitte, nicht eher beginnen, bis ich Ihnen ein Zeichen gebe.

Ich machte alle meine Schnurren, fuhr Schremser fort; plötzlich stieß mich der Fremde an:

Jetzt, jetzt bringen Sie Ihren Spaß mit dem Kinde vor. —

Ich gehorchte.

Dies geschah, flüsterte Kindler seinem Freunde zu, in dem Augenblicke, in welchem Du in den Gastsaal eintratst.

Wie sah der Unbekannte aus? fragte Raimund. Und wie lange blieb er an Ihrer Seite?

Er sah gut aus. Seine Kleider waren sehr fein. Seine Eleganz fiel mir auf. Er ist groß und hager, etwas hektisch, zwischen fünf und zwanzig und dreißig Jahren. Er scheint den Tabakqualm nicht vertragen zu können. Da man jetzt in Wien überall raucht, sogar in Speisesälen unter Damen, im „goldenen Strauß" am meisten, so hustete der Fremde unaufhörlich. Plötzlich sagte er: „Der verdammte Tabaksgeruch vertreibt mich." Er entfernte sich. Da sich Niemand über mein Extemporiren beschwerte, sondern dasselbe nur Heiterkeit erregte, so hielt ich den Fremden nicht auf.

Ich danke Ihnen, Herr Schremser für die Mittheilung, versetzte Raimund, und bitte Sie nur auch

um eine Gefälligkeit. Gewiß kommt der Unbekannte auch in Ihre nächste Soirée.

Ich zweifle.

Wenn er aber kommen sollte, da richten Sie wohl ein par Strofen an ihn? Ich werde sie verantworten und ihnen dafür mehr Honorar bezahlen, als der Fremde.

Recht so, g'scheidt so, nur zu so! sagte Schremser.

Als der Champagner ausgetrunken war, empfahl sich Schremser.

Der, welcher Dir diesen Spuk zugefügt hat, nahm Kindler das Wort, ist kein anderer, als der lange Bursche, der in den Josefstädter Kaffeehäusern über Dich so unbarmherzig loszieht und wenn er im Theater ist und Dir aupplaudirt wird, Dich immer unverschämt auszischt. — Neulich wurde er zu seinem Glücke über sein Betragen aus dem Parterre gewiesen, denn sonst wäre er von einigen Enthusiasten unseres Theaters insultirt worden.

So weit die Szene bei dem Souper mit Schremser.

Wir kehren zu Raimund und seiner neuen Geliebten, Fräulein Grünthal, zurück.

Beide stiegen in der Gunst des Leopoldstädter Publikums. Glücklich durch ihre Liebe machten sie aus ihrem Liebesverhältniß nicht das geringste Geheimniß. Sie gingen überall mit einander hin, besuchten Gasthöfe, Theater, ja sogar alle öffentliche Bälle und Vergnügungsorte.

Es war Fasching.

Im „Sperl" findet alljährig der sogenannte „Armenball" statt.

Wer sich bei den wackern Bürgern der Leopoldstadt, welche diesen Ball für ihre Armen arrangiren, und welcher immer von den schönsten Frauen und Mädchen

aus dem ehrbaren Bürgerstande besucht wird, insinuiren will, besucht diesen Ball.

Alle ersten Schauspieler des Lokal-Theaters werden hiezu eingeladen.

Raimund und seine geliebte Grünthal durften ebenfalls nicht fehlen.

Kindler und Fräulein Gleich, welche einige Jahre später Raimund heiratete, schlossen sich an, und gruppirten sich an einem Tische, mit der besten Aussicht über den ganzen Saal.

Raimund war kein Freund vom Tanze, aber er gewährte dieses Vergnügen seiner Therese, welche leidenschaftlich walzte, vom Herzen.

Nachdem Therese jeden Walzer mitmachte, und von einer Masse junger Herren hiezu aufgefordert wurde, kam auch ein junger hagerer Mann zu Raimund und ersuchte ihn um die Gunst, mit Fräulein Grünthal tanzen zu dürfen.

„Schlag' es ab," flüsterte Kindler Raimund zu.

Weshalb? fragte Raimund.

Ich werde es Dir schon sagen, weswegen Du diesen Herrn zurückweisen sollst.

Ei was! sagte Raimund, Therese soll mit ihm tanzen!

„Tanzen Sie nur mit dem Fräulein!" äußerte sich Raimund gegen den Fremden, und der Fremde flog mit der Geliebten wie ein Pfeil durch den Saal.

Was hast Du denn? fragte Raimund seinen Freund. Dieser Herr hat mich so artig gebeten. Ich soll ihm ein Vergnügen versagen, und mir ihn dadurch zum Feinde machen?

So? versetzte Kindler, dieser Mosje ist schon Dein Feind! — Es ist derselbe, welcher Dich an öffentlichen Orten auf so gemeine Weise lästert, im Theater auszischt, und den ich im Verdacht habe, daß

er dem Bauchredner Schremser die Beschimpfungen gegen Dich, diktirte.

Höll' und Teufel! rief Raimund. Dem Kerl will ich sogleich auf den Leib. —

Ruhig! Ruhig! bat Kindler, nicht hier; störe den Ball nicht; Du würdest alle Bürger der Leopoldstadt gegen Dich aufbringen. Da kommt Schremser. Den wollen wir vor allen Dingen fragen, ob das derselbe Mann ist, welcher —

Raimund lief Schremser entgegen.

Kommen Sie mit mir, sprach Raimund den Bauchredner an; ich zeige Ihnen einen Patron, von welchem ich befürchte, daß Er es war, der Ihnen neulich das Geschichtchen von einem gewissenlosen Vater mittheilte.

Der Lange da unten? erwiederte Schremser, der so häßlich tanzt, und Kopf und Oberleib so abscheulich über die Schulter seiner Tänzerin legt? — Freilich ist er's!

Den Kerl suche in das Garderobezimmer im Erdgeschoße zu bringen, erwiederte Raimund, und dort soll er von mir so zugerichtet werden, daß er in diesem Fasching nicht mehr tanzen wird. —

Recht so, g'scheidt so, nur zu so! erwiederte Schremser. Ich aber werde bei dem Faustkampfe nicht Zeuge sein, sonst müßt ich dem Herrn die sechs Dukaten zurückgeben, die er mir wahrlich, um Ohrfeigen und Fußtritte zu bekommen, nicht gegeben hat!

Der Walzer ging zu Ende.

Der Unbekannte führte Fräulein Grünthal an ihren Platz, und dankte für das Vergnügen, das ihm zu Theil geworden.

O das Vergnügen wird auf meiner Seite sein! erwiederte Raimund; Sie müssen mir nun auch eine Gefälligkeit erzeigen. —

Ich stehe zu Diensten, versetzte der Fremde.

Darf ich Sie ersuchen, nur einen Augenblick mit mir den Saal zu verlassen?

Den Saal mit Ihnen zu verlassen? Zu welchem Zwecke?

Ei, Sie werden sich doch nicht vor mir fürchten! Sie sind ja wenigstens um eine halbe Elle länger als ich.

Kommen Sie, mein Herr, versetzte der Fremde.

Beide gingen in die Garderobe.

Um Gottes willen! Was hat Raimund vor? fragte Grünthal. Er eifert doch wohl nicht?

Was fällt Ihnen ein! entgegnete Kindler. Mit einem allbekannten Lumpen eifert man nicht!

Er ließ mich aber doch mit diesem Herrn tanzen. —

Weil er nicht wußte, daß dieser Lump ein Lump ist, erwiederte Kindler. Ich flüsterte Raimund zu, er möge ihn abweisen, aber er hörte mich nicht.

Das ist entsetzlich! sagte Grünthal. Nun darf ich Raimund nicht ein Mal sagen, daß mich dieser Mensch beschworen, seine Liebe anzunehmen. —

Haha! lachte Fräulein Gleich, mir läuft der Chevalier auch überall nach, und macht mir eine Liebeserklärung über die andere. —

Wie! rief Kindler, da muß ich ja auch mit zuschlagen. Herr Schaffer, redete Kindler den, an einem Seitentische befindlichen Schauspieler Schaffer an; wollen Sie wohl für fünf Minuten diesen Damen Gesellschaft leisten; ich bin sogleich wieder hier.

Indeß war Raimund mit dem Fremden im Garderobezimmer angekommen.

Vor allen Dingen, sagte Raimund, bitte ich um Ihren Namen, mein Herr, dann um Ihren ausgezeichneten Charakter. — Wer ich bin, wissen Sie nur zu gut, denn Sie schmähen mich an öffentlichen Orten, zischen, wenn ich applaudirt werde im Theater, und

sind neulich in der Josefstadt sogar aus dem Parterre gewiesen worden, weil sie es mit Ihrem Hohne zu arg trieben.

Ja, das that ich, Monsieur Raimund, versetzte der Fremde mit großer Frechheit, ich that's, weil Sie mir durchaus nicht gefallen. Weil ich für mein Geld im Theater applaudiren oder zischen kann, wie es mir beliebt!

Da haben Sie recht! gab Raimund zurück. Das Gefallen und Nichtgefallen ist Geschmackssache. — Sie gefallen mir z. B. außerordentlich, aber weil ich keinen Kreuzer ausgeben würde, um Sie zu sehen, so darf ich Sie auch nicht applaudiren! — Also Ihren Namen und Charakter erbitte ich mir, mein Herr.

Auf diese Frage gebe ich Ihnen keine Antwort.

Auch gut! Mir in diesem Augenblicke noch lieber. Ich kann Sie nun nicht finden, und vermag Sie also bei Gericht nicht zu verklagen. Sie werden sich daher nicht wundern, wenn ich mir selbst Satisfaktion nehme.

Der Fremde lachte und fragte voll Hohn, Sie werden sich doch nicht etwa mit mir schlagen wollen?

Wer von uns beiden Schläge bekommt, replizirte Raimund, werden Sie sogleich sehen. Nur noch eine Frage: Was hat Sie denn veranlaßt, unlängst im Gasthause zum goldenen Strauß durch Schremser meine Ehre zu verunglimpfen? Woher haben Sie denn das Märchen, das Sie extemporiren ließen?

Bezogen Sie dies auf sich? — Es war eine Laune von mir, einen solchen Spaß Herrn Schremser in den Mund zu legen! — Wie aber manchmal eine Kugel aus dem Laufe fliegend einen Andern trifft, als den welchen es vermeint ist, so —

Also feig sind Sie auch? und wollen für Ihren Witz nicht einmal einstehen? — Sie wollen mir nicht

sagen, woher Sie das Märchen haben, daß Sie sich und dann mir aufbürden ließen? — Da ich nicht weiß, wie ich schon sagte, wo ich Sie finde, um Sie bei Gericht zur Rechenschaft zu ziehen, so muß ich den Fall umkehren und Ihnen Gelegenheit geben, mich zu klagen! — Da hast Du eine Ohrfeige, Schurke, der Du mich verunglimpfst und noch eine und wieder eine und nun klage mich, Erbärmlicher, bei Gericht wirst Du sagen müssen, wer Du bist!

Ehe sich der Fremde nur zur Wehre zu setzen vermochte, so hieb Raimund links und rechts in das unverschämte Gesicht desselben, und gab ihm einen Stoß, daß er über einen, neben ihm stehenden Schemmel stürzte, worauf Raimund ihm zurief:

So! Hallunke! Das war für das Märchen; klage mich, lasse sogleich die Polizei rufen; ich bin bereit ihr zu folgen!

In diesem Momente erschien an der Thüre der Garderobe eine wunderschöne Dame an dem Arme eines alten Herrn:

Um Gottes willen! Lawinger! rief die Dame, was ist Ihnen geschehen?

Wenn das ein guter Freund von Ihnen ist, meine Gnädige, redete Raimund die Schöne an, so bedauere ich unendlich; ich bin sein guter Feind; denn ein böser Feind hätte den Ehrenräuber umgebracht.

Raimund verneigte sich vor der Dame und ging.

Als Kindler kam, war die Attaque schon vorüber.

Der Wortwechsel war so schnell, die Ohrfeigen fielen mit solcher Heftigkeit, die nervige Faust Raimunds, sauste so rapid in das Antlitz des frechen Buben, daß die Leute in der Garderobe gar nicht dazwischen zu tre-

ten vermochten. Sie waren so verblüfft, wie Herr Lawinger selbst.

Raimund und Kindler gingen in den Saal zurück.

Der alte Herr sagte zu Lawinger: „Sie können nicht hier bleiben! Sie sind zu entsetzlich beschimpft! Mein Wagen hält vor dem Eingange."

Christian, rief er seinem Bedienten, Anton soll vorfahren!

Lawinger verhüllte sein Gesicht, sprach kein Wort und fuhr nach Hause.

Der Herr und die Dame betraten den Saal.

(An diese Ohrfeigenbegebenheit im Sperl, wissen sich heute noch viele ältere Bürger der Leopoldstadt sehr gut zu erinnern.)

19. Im „Sperl."

Der Herr, welcher mit der Dame, Zeuge von der Satisfaktion war, die sich Raimund gegen Lawinger selbst verschaffte, war niemand Anderer als der Unbekannte, der Warner, der geheimnißvolle Mann, welcher unserm Ferdinand schon so oft freundlich, theilnehmend und liebevoll begegnete, und wie es schien, mit wahrer Freundschaft an ihm hing.

Als Raimund den Verdächtiger seiner Ehre züchtigte, war er in einer solchen Aufregung, daß er den Begleiter der Dame nicht beachtete, sondern nur die Dame ins Auge faßte, und es für nothwendig hielt, an sie wenigstens einige Worte als eine Art Entschuldigung, ob gewählt oder nicht gewählt, zu richten.

Im Saale erst betrachtete Ferdinand auch den Herrn, in dessen Gesellschaft sich das schöne Fräulein

befand, und entdeckte zu seiner Freude, daß er jener Wunderbare sei, dem Raimund so sehr verpflichtet war.

Er wendete sich, nachdem er der geliebten Grünthal, dem Fräulein Gleich und dem Schauspieler Schaffer seine handgreifliche Genugthuung an Lawinger mitgetheilt, an Kindler.

Dort, sagte Raimund, an dem kleinen Tischchen, in der Gesellschaft eines jungen Frauenzimmers, deren Schönheit alle Augen auf sich zieht, deren Brillantschmuck, Perlen und höchst geschmackvolle Toilette beinahe den Neid aller Damen rege machten, sitzt der Mann, der mich seit meinem ersten Benefiz im Josefstädter Theater, mit Artigkeiten und Aufmerksamkeiten überhäufte, mir bisher ein unaufhörliches Räthsel blieb, dessen Lösung ich vielleicht hier, wo unter diesen Tausenden vielleicht doch ein Mensch ihn kennen wird, zu finden hoffe.

Kindler, setzte Raimund hinzu, ich habe Dir schon viel von diesem Manne erzält. Es ist derselbe, der auch Deine Neugierde im hohen Grade erregte. Ich beschwöre Dich, zu erforschen, wer er ist. — Mische Dich in den Saal, erspähe, wer ihn grüßt, ihn spricht, forsche auch bei dem Kellner nach, ob er, oder der Wirth ihn nicht kennen. — Sieh, sieh, guter Kindler, Herr Scherzer, der Saal-Inhaber, macht der Dame förmlich den Hof; Kindler, wende Dich schnell an Scherzer. Er wird Dir gewiß die genaueste Auskunft geben.

Kindler eilte, die Wünsche seines Freundes zu erfüllen.

Scherzer sprach ziemlich lange mit dem Alten und seiner Dame; endlich begab er sich von ihrem Tische fort, und machte dem Grundrichter der Leopoldstadt, Herrn Rott, die Aufwartung, präsentirte aus der

goldenen Dose eine Prise und fragte: Wie das Souper behage, das der Herr „Bürgermeister der Leopoldstadt," so ließ sich der Herr Grundrichter Rott am liebsten schelten, zu bestellen geruhten.

Kindler stand auf Kohlen, denn nun wußte er, daß Scherzer von seiner Herrlichkeit nicht sobald loskommen würde.

„Mein lieber Herr Scherzer," sagte Rott, (er war nebst Grundrichter auch Seilermeister und Hausinhaber, des Aeußern Rath und Armenvater), „ich hab' schon gar nicht hieher kommen wollen. Hier bin ich mehr Obrigkeit als Ballgast und wenn ich so recht nachdenke, daß ich als Richter der Gemeinde eigentlich in meinem Hause gar nichts bin, so verdrießt mich jeder Schritt in die Oeffentlichkeit. —

Worüber haben sich denn der Herr Richter zu beklagen? fragte Scherzer.

Fangst Du schon wieder an! versetzte seine Gattin, grimmig; ich werde sogleich aufstehen und Dich sitzen lassen.

Ich muß mein Herz bei meinem Freunde Scherzer ausschütten, replicirte Rott. Ich bin sein „Gevatter," Du bist seine Godl (Pathin); es bleibt Alles in der Freundschaft! Der Herr Gevatter soll entscheiden.

Ich maße mir keine Entscheidung an, erwiederte Scherzer; wenn der Herr Richter und die Frau Richterin sprechen, so habe ich keine Stimme; es würde sich auch für mich nicht schicken; ich bin nur ein Gerichtsbeisitzer. —

Eben deswegen, fiel Rott ein. Der Fall ist folgender. — Sie wissen, Herr Scherzer, daß man sich, wenn man Vorstand einer Gemeinde ist, sich auch eine Wichtigkeit geben muß. Man kann dies nie besser,

als wenn man in die Arrestanten hinein donnert, und da in der Leopoldstadt viele kleine Diebe und große Vagabunden eingefangen und bei mir im Hause, im „Kotter“ untergebracht werden, so habe ich die Passion, daß ich sie, ehe sie als unbedeutende Malefikanten, entlassen werden, durch meine „Wachter,“ in meinem Hause, im Hofe „durchwichsen“ lasse. Ich stelle mich bei diesen Exekutionen auf den eisernen Gang meiner Wohnung und diktire die Anzahl der Karbatschstreiche, von welchen die Tabakraucher immer mehr „Strixen“ zu bekommen haben, als die Tabakschnupfer. Ich habe mein Leben hindurch, immer mehr Simpathie für die Schnupfer gehabt. — Wenn ich nun in der schönsten Ordnung, die an- und gut aufgemessenen Hiebe austheilen lasse, so kommt mein Weib jedes Mal auf den Gang heraus, schreit den Wachtern zu: „Aufhören! Jetzt habe ich schon das Maltraitiren der armen Menschen satt. Den Arrestanten ist augenblicklich die Freiheit zu geben! Sapperment! Wachter hinein mit der Bank und den Haßlinger, oder ich komme in den Hof hinunter und karbatsche die „Wachtet.“

Die „Wachter“ folgen meiner Frau jedes Mal; die Dieb' lachen mich aus und gehen beim Thor hinaus.

Wenn ich meiner Frau sage, aber Lenorl, so sei doch vernünftig, lasse mir meine Passion zum Besten der leidenden Menschheit; so fährt sie mir über's Maul; behauptet, ich hätte gar kein Recht, Arrestanten ohne Richterspruch strafen zu lassen, und ich bin doch der Richter; zu was wär' ich denn da, wenn ich Einem, der in meinen „Kotter“ sitzt, das Sitzfleisch nicht ausklopfen lassen dürfte.

Du bist ein Richter nur dem Namen nach, entgegnete Frau Lenorl; Du hast für das Wohl der Ge-

meinde zu sorgen; darfst Arrestanten nur verwahren, nicht strafen, dafür sind die studirten Leute da.

Als wenn ich nicht auch studirte, wie die Wichse auszutheilen, damit Keiner zu wenig bekommt.

Herr Rott fuhr fort: Eine solche Einmischung in meine Justiz gestattete sich mein Weib auch heute. Sie raste förmlich, daß ich den Gefangenen solche Krapfen austheilen ließ, und da sagte ich dann im Zorne: Nun warte, heute sollst Du keine Krapfen bekommen, den Ball beim Sperl besuche ich nicht. Erst, als ich erwägte, daß der Ball keinen Werth haben würde, wenn ich und die „Meinige" nicht dabei erschienen, beschloß ich hieher zu kommen. — Nun, Herr Scherzer, jetzt sprechen Sie als Leopoldstädter-Assessor, hat mein Weib ein Recht, die Arrestanten von den Karbatschhieben zu befreien?

Die Frau Richterin und ehrsame Godl hat halt ein gutes Herz! sagte Herr Scherzer.

Bravo! Herr Göd! rief Frau Rott.

Prügel thun weh! sagte Herr Scherzer.

Bravissimo! Herr Göd.

Für einen Dieb sind 5—6 Haßlinger-Zumessungen nur ein Spaß, meinte der Richter.

Lasse Du Dir 5—6 Haßlinger-Zumessungen gefallen, erwiederte Frau Rott, Du wärst mit Deiner Dicke viel besser hiezu geeignet.

Ich habe meinen Urtheilsspruch gefällt, versetzte Scherzer, die Gerichtskosten sind eine Bouteille Champagner, die ich sogleich bringen werde.

Bravo, Herr Scherzer! riefen Richter und Richterin zugleich.

Herr Scherzer entfernte sich und Kindler hing sich an seinen Arm.

Sie werden heute stark in Anspruch genommen, sagte Kindler zu Scherzer. Kaum sind Sie einer,

Sie nicht interessirenden Ansprache entkommen, so droht Ihnen schon wieder eine zweite.

Ich bin dazu da, bemerkte Scherzer. Ich wünschte, jeder meiner verehrten Gäste, hätte mir Etwas zu sagen.

Wer ist der Herr, mit dem Sie früher an jenem Tische gesprochen, der alte Herr mit der wunderschönen jungen Dame?

Wer er ist, antwortete Scherzer, weiß ich nicht. Er ist einer meiner besten Gäste, sowohl im Sommer in meinem Garten, als im Winter währen des Carnevals. Es kennt ihn Niemand. Ich hab ihm schon häufig nachgefragt.

Ist die junge Dame seine Tochter?

Es wäre möglich, aber ich glaube es nicht. Er behandelt sie mit zu viel Aufmerksamkeit.

Vielleicht seine Geliebte oder seine Frau?

Gott bewahre! Da müßte er eifersüchtig sein! Es kann Jedermann mit ihr tanzen. Er sucht ihr manchmal selbst einen Tänzer, wenn sie gerade Lust hat, eine Tour zu machen, oder junge Leute zu schüchtern sind, sich an sie zu wagen. — Da sie mit dem alten Herrn entweder französisch oder englisch spricht, so fürchten die meisten unserer Tänzer, daß die Dame nicht deutsch verstehe, und sie also mit ihr nicht sprechen könnten.

Ich danke Ihnen, Herr Scherzer — für Ihre Mittheilung, versetzte Kindler.

Vielleicht könnten Sie Auskunft von dem Kutscher dieses Herrn erhalten, meinte Scherzer. Die Equipage ist leicht zu erkennen. Sie ist ein blauer Batard, mit weißem Seidenstoff gefüttert und die großen lichtbraunen Pferde mit blauen Decken am Wagen, fallen auf. Gerathen Sie aber ja nicht an den Bedienten, dieser gibt Ihnen keine Auskunft.

Herr Scherzer ging.

Kindler war trostlos.

Kutscher und Bedienter haben den saubern Herrn, Lawinger nach Hause gebracht, dachte Kindler, und kommen erst gegen Morgen wieder. Ich will Raimund sagen, daß ich nichts erfahren habe. Wenn nur Raimund tanzte. Er hätte die schönste Gelegenheit eine Bekanntschaft zu machen; allein da ist die verwünschte Grünthal, vor dieser wird er sich geniren. Ich hoffe, er wird so klug sein, sich von dieser Dame nicht zurückhalten zu lassen.

Kindler verfügte sich zu seiner Gesellschaft und rapportirte Raimund.

Raimund, dessen Natürlichkeit und Ungezwungenheit ohne Gleichen war, erwiederte:

Ei was! Ich tanze mit der schönen Dame und werde sie zu einem Walzer invitiren; die Grünthal tanzt ja auch! Kindler halte mir den Daumen; ich versuche mein Glück. —

Aber wirst Du keinen Korb erhalten? — Mir fällt so eben ein, daß Du Lawinger gezüchtigt hast. — Sie wird dies nicht verzeihen. —

Ich bitte Dich, mir keine solche Bedenken zu sagen. Wenn ihr an diesem Kerl etwas gelegen gewesen wäre, so hätte sie ganz gewiß den Ball nicht besucht, sondern wäre mit ihrem Vater, Onkel oder Vormund, oder wer der Unbekannte sonst sein mag, sogleich nach Hause gefahren. Laß mich nur machen. Ich werde schon sehen, was zu thun ist.

Grünthal walzte so eben mit Schaffer, Fräulein Gleich mit einem Herrn Lödl, seiner Zeit der unverwüstlichste Tänzer der Sperlbälle, nebstbei seit eilf Jahren magistratischer Praktikant. Als Tänzer kam er vorwärts, als Praktikant nie. Er praktizirte noch sieben Jahre, dann rückte er ein, ins — Todtenverzeichniß.

Raimund erschien an dem Tische seines unbekannten Gönners.

Raimund machte eine tiefe Verbeugung.

Der alte Herr dankte ernst.

Die Dame kalt.

Ich komme um Entschuldigung und um Verzeihung zu bitten. — Ich war so unglücklich, von Ihnen, verehrtes Fräulein, und dem geschätzten Herrn, der Sie begleitete, bei einer Szene überrascht zu werden, die mich in Ihren Augen roh und gemein erscheinen läßt. Gestatten Sie mir, mich zu rechtfertigen.

Diese Szene hat uns beide sehr verletzt, erwiederte der alte Herr.

Sie wurde nur in einer Art von Verzweiflung herbeigeführt, versetzte Raimund. — Es muß mir sehr arg mitgespielt werden, wenn ich zu einer solchen Genugthuung meine Zuflucht nehme. Verdammen Sie mich nicht, ehe Sie mich gehört haben, und erwarten Sie, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sagen werde, obgleich ich Dinge berühren muß, welche einer Dame zu erzälen, sehr verschleiert werden müssen.

Da ersuche ich Sie, bemerkte die Dame, Ihre Erzälung ganz zu unterlassen.

Seien Sie barmherzig, Gnädige, flehte Raimund. — Es soll kein Wort über meine Lippen kommen, das Sie verletzen könnte. — Ich verpflichte mich, in dem Augenblicke, in welchem Sie mir zurufen: „Ich will nichts weiter hören," inne zu halten, und Sie augenblicklich meiner lästigen Person zu entheben.

Herr und Dame schwiegen.

Raimund erzälte auf die delikateste Weise, was ihm geschehen. Er berichtete von Madame Schandel angefangen, bis zur Szene mit Schremser. Er berührte auch den anonimen Brief, und schloß mit tiefer Wehmuth: Wer ein Gefühl für Ehre hat, wer

en kann, was unverdiente Kränkungen
er zu ermessen vermag, was es heißt, ver-
verspottet, gelästert zu werden, ohne den
der Gesetze anrufen zu können, der wird mich
urtheilen, sondern das innigste Mitleid mit
en.

edauere Sie herzlich, sagte die Dame. —
verzeihen mir?

ß, erwiederte der Herr, obgleich ich — freilich
viel älter und kälter als Sie — obgleich ich
r Stelle, den Rath des Polizei-Kommissärs,
r den Saal inspizirt, in Anspruch genom-
te. Der Kommissär hätte Herrn Lawinger
en müssen und diesem würde Lawinger
Stand, seinen Wohnort ganz gewiß mitgetheilt
Indeß —

lte Herr sah die Dame an — und fuhr dann
ird diese Szene Herrn Lawinger klüger
und ihn veranlassen, seine Lästerzunge künf-
Zaume zu halten.

wird mich vor Gericht laden lassen —

ß nicht, versetzte die Dame; wie ich diesen
enne, so wird er Sie nicht verklagen. Sie
jetzt Ruhe vor ihm haben.

Herr Lawinger so ehrlos ist, können
ja nicht achten? sagte Raimund rasch.

sagt Ihnen, daß wir diesen Menschen achten?
genug!

heißt: Ich soll mich entfernen?

, betonte die Dame. Wenn Ihre Gesell-
Sie nicht von uns ruft, so kann es uns nur
ude gereichen, Sie hier zu wissen.

e Nichte und Mündel, sagte der alte Herr, hat
ngst gewünscht, Sie auch außer dem Theater

zu sehen. Sie schätzt Sie ganz besonders noch von der Zeit her, in welcher Sie in den ernsten Stücken —

Ja, sagte Raimund, ich spiele auch lieber in ernsten Stücken als in Possen; aber für die Vorstadtbühnen sind Trauerspiele auch für die Kasse des Direktors Trauerspiele, und so muß ich denn, so ungerne ich mich in der Posse bewege, Späße machen, einen Pudel als Kollegen betrachten, und wenn es irgend ein Dichter vorschreiben sollte, gleich meinem „Frippon" über den Stock springen und am Ende auch apportiren!

Bei Ihrer außerordentlichen Beliebtheit läßt sich dieß verschmerzen, meinte der alte Herr.

Ach, wie gut sind Sie, sprach Raimund; Sie, mein erprobter Freund, der mir schon so viele Güte und Huld erwies, Sie und das schöne Fräulein! — Statt mich mit Vorwürfen zu überhäufen, überhäufen Sie mich mit Lobeserhebungen, mein unbedeutendes Talent betreffend. Lassen Sie mich herzlich danken, innig danken! — die Nachsicht, die Sie mir schenken, verdiene ich nicht!

Und nun noch ein Mal, sagte die Dame, frage ich Sie, müssen Sie nicht zu Ihrer Gesellschaft? Der Walzer ist zu Ende; Ihre Freundinnen kehren an ihre Plätze zurück; man vermißt Sie. Man wird uns beschuldigen, daß wir Sie aufgehalten; darf ich fragen, wer die Damen sind, die sich Ihrer Theilnahme erfreuen?

Die Eine mit dem schwarzen Haar und dem weißen Kleide, erwiederte Raimund, ist die Schauspielerin Grünthal vom Leopoldstädter Theater und die Andere mit dem Rosakleide, Fräulein Gleich. —

Fräulein Grünthal ist ein schönes Mädchen, bemerkte die Dame.

Nicht übel! versetzte Raimund etwas verlegen, Sie war viel schöner. Aber als Sie, mein Fräulein, den Ball besuchtten, büßte Mamsell Grünthal gewaltig ein.

Was kann ich von ihrer Schönheit ihr abgenommen haben?

Alles! — doch ich will mich entfernen; ich weiß nicht, ob Sie meine Bewunderung Ihrer Schönheit, mein Fräulein, nicht vielleicht für eine Kühnheit ansehen? —

Sie sind sehr artig, Herr Raimund.

Sie tanzen wohl nicht? Herr Raimund, fragte der alte Herr.

Selten, doch wenn mir ein so großes Glück zu Theil würde, mit Ihnen tanzen zu dürfen, mein Fräulein — so —

Nennen Sie dies ein Glück? versetzte die Dame, wohlan, ich sehe gerne Glückliche.

Für den nächsten Walzer darf ich hoffen?

Ich erwarte Sie, Herr Raimund!

Raimund verneigte sich und ging

Das ist nicht übel! dachte er. Ich habe mich in Die verliebt! Jetzt wünscht' ich schon, die Grünthal wäre in ihren vier Pfählen!

Er trat an seinen Tisch.

Wer ist denn die Schöne? fragte Grünthal ganz pikirt.

Weiß ich's? Aber ich muß es heraus bringen. Ich werde den nächsten Walzer mit ihr tanzen, vielleicht erfahre ich es.

— Den nächsten Walzer wirst Du mit mir tanzen! versetzte Therese in sichtbarer Aufregung.

Sei nicht albern! erwiederte Raimund, ich habe mich schon mit der Dame engagirt. —

Dann mache ich Dir und ihr einen Mordspektakel!

Das ginge mir ab! Mich führst Du auf den Ball, und mit einer Andern tanzest Du! — Wie Du Dich unterstehst, einen Schritt mit der Mamsell zu tanzen, setze ich ihr den Fuß unter, und sie soll hinplumpen wie ein Sack.

Kellner! Ich will meine Rechnung! schrie Raimund. Fräulein Grünthal ist wüthend geworden. Ehe sie noch Jemand beißt, will ich sie nach Hause bringen.

Raimund erhielt die Rechnung.

Er sah wohl ein, daß bei der Gemeinheit, deren Fräulein Grünthal fähig, es unmöglich wäre einen Walzer mit der schönen Unbekannten zu tanzen.

Vergebens suchte ihn Kindler zu beschwichtigen, vergebens stellte ihm Kindler vor, daß er auch das Vergnügen des Fräulein Gleich störe. —

Du kannst ja mit ihr hier bleiben, versetzte Raimund; ich bringe Fräulein Therese ihrer Mutter nach Hause und bitte sie, ihr eine bessere Erziehung zu geben.

Therese weinte, theils vor Wuth, theils vor Aerger. Sie mußte den Ball verlassen, auf welchem sie so viele Eroberungen machte.

Raimund rührten ihre Thränen nicht.

Er bezahlte das Souper, nahm Therese an den Arm, verfügte sich in die Garderobe, rief einen Fiaker und fuhr nach dem Hause „zum Marokkaner", in welchem Grünthal wohnte.

Wir haben keinen Hausmeister, bemerkte Therese. Wer in diesem Hause auf den Ball geht, muß sich den Thorschlüssel von der Hausfrau geben lassen. Sie haben den Schlüssel zu sich gesteckt. Herr Raimund, öffnen Sie.

Sogleich, versetzte Raimund, welcher nicht erwar-

ten konnte, daß Therese in ihrem Hause eintrete, um schnell wieder zum Sperl zurück zu kehren.

Das Thor wurde aufgesperrt.

Zusperren, sagte Therese, werde ich. Sie, Herr Raimund, finden sich nicht zurecht!

Das versteht sich, daß Sie zusperren! betonte Raimund. Ich betrete ihre Wohnung nicht. — Sie müssen ja meiner Mutter sagen, daß sie mir eine bessere Erziehung geben soll, erinnerte Therese im höchsten Grimme.

Morgen! Morgen! meinte Raimund.

Indeß waren Beide in das Haus getreten; schnell drehte Therese den Schlüssel um, steckte ihn zu sich und lief über die Stiege hinauf.

Raimund merkte den Spuk, eilte ihr nach, stieß sich, da in dem Hause eine egiptische Finsterniß herrschte, an einer Vorthür so schmerzlich an, daß er wie ein Wüthender fluchte.

Da ging die Thüre im ersten Stockwerke auf. Die Mutter der Madame Grünthal kam Raimund entgegen und sagte: „Um Gottes willen, keinen Lärm! Wir haben eine Sterbende im Hause; die Schwester der Direktorin Huber ist vor einer Stunde mit den heiligen Sterbsakramenten versehen worden, Frau Justine Huber, der Geistliche und zwei Doktoren kommen nicht von ihrem Bette. Man glaubt, daß die Kranke höchstens bis um fünf Uhr Früh noch leben werde.

Das ist mir zu lang, sagte Raimund in seiner Zerstreuung; ich habe auch nichts bei der Sterbenden zu thun. Ich will nur aus diesem Hause! Sagen Sie der „Resi," daß sie den Schlüssel hergebe, und daß ich fort müsse!

Kommen Sie doch zu mir herein, versetzte die Mutter, in diesem Vorhause zieht es, daß man die

russische Gicht davon haben kann. — Morgen ist „Weißvogels Witwenstand“ worin Sie spielen, wenn Sie heiser würden; es wäre schrecklich.

Raimund stieg in die kleine Wohnung der Frau Grünthal.

Was ist morgen? fragte Raimund, „Weißvogels Witwenstand?“ Wer sagt denn dies?

Der Theaterfeldwebel war da, und kündigte die Probe für morgen um 9 Uhr an. Zu Ihnen in die Josefstadt wurde der Theaterdiener gesendet.

Es ist mir recht, versetzte Raimund, desto schneller muß ich nach Hause und noch meine Rolle durchgehen. — Sagen Sie Ihrer Tochter, sie möge den Hausschlüssel hergeben, mein Fiaker wartet auch vor dem Thore! —

Sagen Sie es ihr selbst, rieth Frau Grünthal; nur warten Sie einen Augenblick. Meine Tochter hat sich eingeschlossen und zieht sich nur aus, Sie wird aber im Augenblicke in ihrem Schlafrocke vor Ihnen stehen.

Dummheit! Ich brauche weder Ihre Tochter, noch ihren Schlafrock, erwiederte Raimund. Wenn ich schläfrig bin, geh ich sammt den Kleidern und Stiefeln in's Bett. „Resi“ bat er, „tummeln“ Sie sich; mein Fiaker steht unten! Ein solcher Kerl begehrt im Fasching 10 fl., wenn er warten muß.

Gleich! Gleich! antwortete Therese. Ich muß erst meine Coiffüre herabnehmen, und die Haare eindrehen!

Mein Gott! ächzte Raimund, indeß wird es sechs Uhr Früh. Zu jedem „Schneckerl“ braucht ein Frauenzimmer eine Viertelstund, und die trägt hundert Schneckerl, dazu gehört ein ganzer Tag!

Schreien Sie nicht so, flehte die alte Grünthal; bedenken Sie die arme Sterbende, den frommen Prie-

ster und die besorgten Doktoren. Es ist der Polizeiarzt aus der Leopoldstadt auch da, der läßt Sie einführen, wenn Sie einen Lärm schlagen. —

Raimund brachte nun seinen Mund an das Schlüsselloch, und wispelte ganz leise:

Machen Sie auf, oder mach' Du auf, wie Sie, oder Du es lieber hören! — Kreuztausend Sackerment! Geben Sie den Schlüssel vom Hause heraus! Ich muß fort!

Es erfolgte keine Antwort.

Raimund wiederholte dieselben Worte noch ein Mal.

Es erfolgte wieder keine Antwort.

Raimund wüthete, fluchte, schlug an die Thür wie ein Rasender.

Jesus! Maria und Josef! stöhnte die Alte. Sie begehen ja einen Mord an der Sterbenden!

Und wenn Sie, Herr Raimund, — ließ sich jetzt Therese in ihrer Kammer vernehmen, — dieses Haus einstürzen, und die ganze Nachbarschaft eines jähen Todes stirbt, so mache ich nicht auf. Sie bekommen auch den Schlüssel nicht! — Nicht wahr, zum Sperl möchten Sie gern zurück und mit der schönen Griechin, der soutenirten Geliebten des wallachischen Botschafters tanzen? — Nichts da! — Sie bleiben hier, bis die Sonne aufgeht und die letzten Wachskerzen beim Sperl ausgelöscht sind; hernach tanzen Sie, Mosje Ferdinand! Verstehen Sie mich!

Liebe Resi, sagte Raimund ganz konsternirt, wer ist Die? was haben Sie gesagt?

Warum fragen Sie denn?

Ich frage nur, — weil — weil — weil Sie mich selbst gefragt haben, wer sie ist. Sie kennen sie also? und sagen, sie wäre eine Wallachin, und er, der griechische, — — was für einen Rang besitzt Er?

Ich sagte, Sie ist eine Griechin und Er ein Wallach. —

Woher wissen Sie das?

Im Sperlsaal sagte es sich Jedes in die Ohren. —

Und Sie haben es gehört?

Von allen Herren, die im Saale gestanden sind. — Sie, das ist weiter keine Abgedrehte; der Herr, dem Sie die verschiedenen Ohrfeigen spendirten, ist ihr Liebhaber. — Sie sucht nur Ihre Bekanntschaft zu machen, um sich an Ihnen zu rächen! Trauen Sie ihr nur! Auf „Ja" und „Nein" werden Sie griechenblau geschlagen, und dann kommt erst der „Wallach" und massakrirt Sie.

Ha! Jetzt seh' ich, wie albern Sie lügen! Geben Sie den Schlüssel her, ich halte es nicht länger bei einer so dummen Person aus!

Vor sechs Uhr Früh erhalten Sie den Schlüssel nicht.

Vor sechs Uhr bekomme ich ihn nicht? der „Marokkaner" ist zum Glücke das niederste Haus in Wien!

Raimund riß ein Fenster auf.

Fiaker! rief er. Gib Acht! Jetzt kommt ein Passagier aus der Luft!

Sprach's und stieg aus dem Fenster. Er trat auf das Gitter des Bierhauses; der Fiaker unten stützte ihn. — In zwei Minuten saß Raimund im Wagen und nöthigte den Fiaker, wie der Blitz zum Sperl zu fahren.

Grünthal und Mutter waren außer sich.

Warum haben Sie ihn denn nicht am Mantel gehalten? fragte Therese.

Wie konnte ich denn? antwortete die Mutter; den Mantel warf er ja vorerst über's Fenster.

Mein Himmel! jammerte Therese, was wol der Fiaker denken mag!

An dem Denken eines solchen Kerls liegt nichts; wol aber was er sagen wird. Wenn es aber gar der

Lohnkutscher Nr. 777 wäre, der immer den Grafen zu Dir aus der Stadt führt?

Da träfe mich der Schlag! rief Therese aus, da verlöre ich zwei Liebhaber auf ein Mal!

Als Raimund in den Saal zum Sperl hinein stürzte, fand er noch Kindler und Fräulein Gleich beim süßen Oedenburger Ausbruch und feinem Backwerk im innigsten Gekose.

Ist sie noch da? fragte Raimund mit einer Hastigkeit, als wenn ihm der Kopf brennte.

Ich sah sie noch vor einigen Minuten, antwortete Kindler. Wo bleibst Du so lange? Ich wußte wohl, daß Du noch kommen würdest, aber so lange wegbleiben!

Schweig'! Ich sage Dir Alles, was geschehen; morgen, morgen, sage ich es Dir! jetzt, jetzt hilf mir sie suchen.

Und Fräulein Louise?

Die geht auch mit und hilft suchen!

Vielleicht ist sie in den Speisesälen, meinte Kindler. Wahrscheinlich wird sie in der Kredenz sein, bemerkte Louise.

Raimund, Kindler und Fräulein Gleich wanderten durch die Speisesäle; sie fanden sie da nicht, und gingen in die Kredenz.

Da saß sie mit ihrem Onkel. Sie erblickte Raimund früher als er sie.

Raimund ging an ihr vorüber.

Vor lauter Eile sah er sie nicht.

Der Onkel grüßte: Willkommen, Herr Raimund!

Ach millionen Mal bitte ich um Vergebung! flehte Raimund.

Kindler und Fräulein Gleich entfernten sich.

Sie begleiteten Ihre Dame nach Hause? sagte die Nichte des Alten.

Ja, ja!

Sie konnte aber nicht sogleich zurück kehren?

Sie wohnt in Gumpendorf, log Raimund.

Nicht doch! Nicht doch! widersprach die Schöne; im „Marokkaner" in der Jägerzeile.

Ja, ja, so, ist es; ich bin so zerstreut.

Man sperrte das Hausthor hinter Ihnen zu, sagte der Alte, und ließ Sie nicht fort.

Als es Ihnen zu lang währte, versetzte die Dame, stiegen Sie aus dem Fenster. Es ist Ihnen doch nichts geschehen?

Raimund war ganz außer sich vor Erstaunen.

Also Sie sind auch eine Wunderfrau, wie der Herr Onkel ein Wundermann ist? sagte Raimund.

Beide lachten.

Bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung, bat Raimund. Seien Sie gnädig, und sagen Sie mir, wer Sie sind!

Ich bin, antwortete die Dame, eine Freundin in der Noth. Ich bin die Dame, bei welcher der kleine Ferdinand Raimund einlogirt wurde. Und dieser Herr ist mein Onkel und Vormund. —

Sie ergriff des Onkels Arm und ehe noch Raimund sich von seiner Uiberraschung und Verblüffung sammeln konnte, waren Herr und Dame verschwunden.

20. Herr Lawinger.

Bist Du zufrieden mit Deinem Ball-Abenteuer fragte Hilbert, seine Mündel Emmi, als er mit ihr vom Armenfest im Sperl, nach Hause kam.

Vollkommen! erwiederte Emmy. Am meisten hat

es mich erfreut, daß Raimund sich als ein untadelhafter Mann darstellte.

Wenn es so ist, wie er sagte.

Es ist so! Raimund ist ein Feind der Lüge. Man kann ihm unbedingt vertrauen. Wo hätte er sonst den Muth hergenommen, wüßte er sich nicht schuldlos, den Verleumder Lawinger auf eine solche Weise zu züchtigen.

Zum Glücke erhebt Lawinger keine Klage gegen Raimund.

Zum Glücke für Lawinger, den Ehrlosen!

Es war mir schrecklich diesen Menschen, der in unser Haus kommt; der um Deine Hand wirbt, so gedemüthigt zu sehen. Lieber einen Stich mit einem Degen durch den Leib als eine Ohrfeige! Ich würde nicht mehr leben können, sollte mir eine solche Schmach begegnen.

O dieser Patron wird nur noch unverschämter darauf los leben. Wollen Sie eine Wette mit mir eingehen, Onkel, daß der heutige Vormittag nicht vorüber geht, ohne daß Lawinger bei uns eine Visite macht?

Unmöglich! Er wird nicht wagen, über die Straße zu gehen. —

Da haben Sie Recht! — Er wird nicht über die Straße gehen, aber er wird über die Straße reiten. Hoch zu Roß, stolz und kühn, das durch Raimunds Hände breit geschlagene Antlitz selbstgefällig emporreckend.

Mich schläfert! Onkelchen, sagte Emmi nach einer Pause. Ich suche meine Eiderdunen auf. — Ich gehe und träume von Raimund. Ich weide mich noch im Schlafe an seiner Verlegenheit, als wir ihm seine Geschichte mit der Grünthal so erzälten, als wenn wir dabei gewesen wären.

Emmi lachte, küßte dem Onkel die Stirne und verließ denselben.

Hilbert läutete seinem Bedienten.

Ich will zu Bette, Christian, sagte Hilbert.

Ich werde es melden. —

Wem!

Nun dem Herrn, der vorgelassen zu werden, wünscht. —

Um sechs Uhr Früh? — Wer ist es denn?

Herr Lawinger.

Du bist nicht bei Troste!

Nein, nein, ich irre nicht. Es ist Herr Lawinger. Obgleich das Vorzimmer nur spärlich beleuchtet ist; obgleich Herr Lawinger sein Gesicht mit dicken Tüchern eingebunden hat, so erkannte ich ihn doch!

Laß ihn eintreten!

Christian öffnete die Thüre.

Lawinger trat ein.

Meine Ehre fordert es, Sie so früh zu besuchen!

Ihre Ehre! — Sie sind ja ganz vermummt! — Haben Sie Ihre Ehre eben so eingewickelt wie Ihr Gesicht?

Sehen Sie mich an! — Ich hatte graue Augen, jetzt habe ich blaue! Meine Nase ist so platt geschlagen, wie ein Vierdukatenstück; vier Zähne sitzen mir im Halse. — Sie, und Fräulein Emmi müssen mir bezeugen, daß ich banditenmäßig angefallen wurde, daß Raimund einen Dolch zückte, den Sie ihm aus der Hand gewunden haben. —

Ich glaube, daß Ihnen auch das Gehirn erschüttert wurde. —

Ich war bereits bei meinem Doktor. —

Wird er Sie trepaniren?

Nicht bei meinem Doktor der Medizin, sondern bei

meinem Doktor der Rechte, dem Advokaten Galgler, war ich. —

Ei, das ist der, welcher einen Preis auf eine Pfändungs-Transportirungs und Arretirungsmaschine ausgeschrieben hat. Einen Automaten als Sollizitator wünscht er, weil die aus Fleisch und Bein manchmal auch ein Herz haben.

Mein Doktor Galgler rieth mir, Zeugen aufzubringen, daß mich Raimund meuchelmörderisch attaquirt hat; — mein Doktor will Raimund „kriminalistisch" auf den Leib; auf einem andern Weg, auf dem Wege schwerer Polizeiübertretung, käme der Delinquent zu billig weg. — Da nahm ich denn sogleich einen Fiaker, fuhr wieder zum Sperl, und engagirte den Garderobier, sein Weib, seine Gehilfen, gegen Raimund auszusagen, aber das Volk behauptet, es habe auf das nicht Acht gegeben, was vorgefallen; es könne nichts bezeugen. — Ich nahm meinen Verband vom Gesichte und zeigte den Leuten die Spuren der Ohrfeigen. Hier sehen Sie es deutlich, sagte ich, daß ich geschlagen, gräßlich geohrfeigt wurde. — Der Garderobier erwiederte: „Ihre blauen Augen können Sie auch im Bruck-Bierhaus in der Leopoldstadt bekommen haben! Dort wird fast täglich gerauft. Wir würden unser Brod bei Herrn Scherzer verlieren, wenn wir aussagten, daß im Sperl, während eines Armenballs, welchen die gewählteste Gesellschaft der Residenzstadt besuchte, eine Schlägerei stattgefunden! Nichts! Nichts! Wir haben nichts gesehen; gehen Sie weiter! —"

Aber Sie, Herr von Hilbert, und Fräulein Emmi, fuhr Lawinger fort, haben es gesehen. Sie sahen mich auf der Erde liegen; Sie halfen mir auf; Sie schickten mich in Ihrem Wagen nach Hause; Sie können es beschwören —

Daß Sie auf der Erde lagen, o ja; Sie stürzten über einen Schemmel, weiter sahen ich und meine Mündel nichts. Wir kamen auch viel zu spät! Und was den Dolch betrifft, den ich Herrn Raimund aus der Hand gewunden haben soll, so ist das eine Lüge! —

Ich weiß es, aber Doktor Galgler sagte: Er könnte meinen Gegner dadurch in eine fürchterliche Geschichte bringen, wenn dies so wäre und beschworen würde. Was mich betrifft, ich beschwöre es.

Einen falschen Eid wollen Sie schwören?

Wenn es mir nützt! warum nicht!

Sie sind ja ein Auswurf der Menschheit!

Hoho! Menagiren Sie sich!

Und Ich soll mit Ihnen gemeinschaftliche Sache machen?

Apropos, was ich Ihnen sagen wollte, den verfallenen Wechsel pr. 6000 fl., von dem ich mit Ihnen sprach, den Wechsel, von Ihrer Frau Schwester ausgestellt, von Ihnen acceptirt, besitze ich bereits. — Doktor Galgler hat ihn auch schon eingeklagt; morgen erhalten Sie die Zahlungsauflage. Ich habe Doktor Galgler den Auftrag gegeben, diese 6000 fl. auf die rücksichtsloseste Weise einzutreiben.

Ich habe für meine Schwester acceptirt. Sie wird die Summe zu decken wissen.

Sie deckt nichts, nicht 6000 Kreuzer deckt sie. Sie müssen zahlen, Sie! Sie! so wahr ein Gott ist!

Berufen Sie sich nicht auf Gott, an dem Sie durch einen falschen Eid freveln wollen.

Ich möchte Ihnen ins Gesicht lachen, wenn mich meine Wange nicht schmerzte, besonders die linke nicht so spannte! Ich lache also nicht und sage Ihnen ganz ernsthaft, daß ich Sie und Ihre Schwester einsperren lasse.

Mich spannt meine linke Wange nicht, ich habe kei-

esichtsschmerz wie Sie, ich lache also über Ihre
ng aus vollem Halse!
Obervormundschaft wird Rechenschaft über die
ltung des Vermögens Ihrer Mündel fordern.
z natürlich! Das Vermögen muß bei einem
bereit liegen, wenn Sie Emmi heiraten; die
t muß Ihnen vollständig sogleich bar zugezählt
, sonst heiraten Sie meine gute Nichte nicht.
bekomme Emmi doch, dem erbärmlichen Ko-
ten, in den sie verliebt ist, zum Hohne!
Komödiant hat wohl noch einen Vorrath von
zenspannungen in Petto.
dinge sechs baumstarke Männer und lasse Rai-
so durchprügeln, daß er ins Spital gebracht
soll. —
istian trat ein, und sagte Herrn von Hil-
inige Worte heimlich.
bert gab ebenso leise Bescheid.
a! höhnte Lawinger, der Gerichtsdiener ist
a mit der Zahlungsauflage. Nicht wahr, das ist
genehmer Gast?
Gast, der vor der Thüre sich befindet, ist viel-
ir Sie kein angenehmer. —
ich fürchte den Teufel nicht!
den Raimund!
mund trat ein.
inger erschrack heftig über Raimunds plötz-
Erscheinen und wollte fort.
ben Sie, sagte Raimund, Sie haben von
hts mehr zu fürchten, am wenigsten in diesem
Ich habe im „Sperl" erfahren, daß Sie Zeu-
hen, um mich anklagen zu können; zu was be-
n Sie Zeugen, da ich Ihnen die Züchtigung, die
en zu Theil werden ließ, nicht leugne? — Als
Sperl, in dem Augenblicke, in welchem ich nach

Hause mich begeben wollte, Ihr Drängen nach Zeugen mitgetheilt wurde, erkundigte ich mich nach Ihrer Adresse und verfügte mich augenblicklich zu Ihnen, um zu sagen, daß ich bereit sei, vor Gericht unumwunden zu bekennen, wie leidenschaftlich ich meine Rache an Ihnen gekühlt! Sie konnten ja auf mein Geständniß rechnen. Ich rief Ihnen ja zu: „So! Hallunke, klage mich! Lasse die Polizei rufen; ich bin bereit, ihr zu folgen!" — Ich ging zu Ihnen. Ihr Bedienter berichtete mir, daß Sie bei Ihrem Advokaten sich befänden. Auch dort suchte ich Sie auf. Ich erklärte vor ihm und seinem gesammten Kanzleipersonale, daß ich Sie mißhandelt, und ersuchte alle als Zeugen, von meinem Geständnisse Gebrauch machen zu wollen, zugleich bedauerte ich, daß Sie nicht zu finden seien, um Ihnen dasselbe zu wiederholen Ihr Rechtsfreund gab an, wo Sie sich befänden. Ich eilte her und fand, — was ich seither vergebens zu erforschen bemüht war, — in der Person des Herrn von Hilbert, jenem edlen Manne, der mir, ohne sich zu nennen, so viele Beweise seiner Zuneigung gab.

Raimund umarmte Hilbert, wendete sich aber sogleich wieder an Lawinger.

Ohne es zu wollen, sagte Raimund, habe ich im Vorzimmer gehört, wie schändlich Sie abermals von mir sprachen. Wir sind also noch nicht quitt mit einander?

Lawinger eilte an die Thüre.

Erschrecken Sie nicht, sprach Raimund. Hier, an diesem Orte, wiederhole ich Ihnen, haben Sie nichts von mir zu befürchten. Ich vergreife mich überhaupt nie mehr an Ihnen, denn Sie sind ein feiger Wicht, ja so feige, daß Sie nicht ein Mal eine Klage gegen mich hätten führen wollen, wenn Ihr Advokat Sie nicht

hiezu aufgestachelt. Danken Sie ihm; ich könnte Sie jetzt beinahe etwas weniger verachten!

Raimund wendete nun dem Verächtlichen den Rücken, und sagte in einem Tone, als wenn nichts vorgefallen, zu Hilbert:

Wie befindet sich Fräulein Emmi? Hat sie sich recht in meiner Verlegenheit ergötzt?

Sie schläft, erwiederte Hilbert, ist aber sehr bald wieder hier. Zum Frühstücke läßt sie sich wecken. Wollen Sie Herr Raimund, daran Theil nehmen, so wird es mich und meine Nichte erfreuen.

Ich nehme Ihre Gastlichkeit dankbar an, erwiederte Raimund. — Und nun sagen Sie mir, was Sie heute Abend vorhaben? — Ich muß leider in der Posse: „Weißvogels Witwerstand," im Leopoldstädter Theater spielen. Darf ich Sie und Fräulein Emmi zu dieser Vorstellung einladen? Ich sende Ihnen eine Loge, ganz nahe am Theater. Das Stück ist lustig; ich will auch recht lustig sein, vielleicht beschließen wir den Abend heiterer, als wir den Morgen begonnen haben.

Ich mache Gebrauch von Ihrer freundlichen Einladung, versetzte Hilbert. Nach dem Theater machen Sie uns wohl die Freude, und soupiren bei uns?

Lawinger stand noch immer an der Thüre.

Er wußte nicht, wie er aus dem Saale des Herrn von Hilbert kommen sollte. Sich einfach verneigen und dann fortgehen, schien im doch gar zu demüthigend. Etwas zu sagen, wäre wohl am schicklichsten gewesen, aber was? Von einem verfallenen Wechsel, von einer Exekution konnte er vor Raimund, den er mehr als das höllische Feuer fürchtete, nicht sprechen. Was nun sprechen?

Lawinger hätte lieber die reichsten Wucher-Interessen verloren, als hier stehen und dazu noch fühlen

zu müssen, daß man ihn behandle, als existire er gar nicht.

Herr von Hilbert zog Raimund auf ein Sofa. Sie sprachen so ungenirt, kümmerten sich so wenig um Lawinger, als befänden sie sich an einem öffentlichen Orte, und ein Fremder weile in ihrer Nähe.

Zwei Bediente traten ein, brachten einen elegant gedeckten Tisch mit einem vortrefflich servirten Dejeuner.

Plötzlich ging eine Seitenthüre des Salons auf, und heraus trat Emmi in dem reizendsten Negligée.

Welche Ueberraschung! rief Hilbert seiner Nichte entgegen. Herr Raimund ist hier! Er hat unsere Adresse erfahren, er besucht uns; er wird mit uns frühstücken!

Ich bin so erfreut! erwiederte Emmi. Herr Raimund ist bei uns! Dieser Tag soll mit goldenen Lettern in mein Tagebuch geschrieben werden!

Das war Lawinger zu viel.

Er knirschte mit den Zähnen und vermochte sich nicht mehr zu halten. Er wollte sich in einen Strom von Schmähungen ergießen.

Fräulein Emmi, Herr von Hilbert, sagte er endlich, treiben Sie es nicht zu weit mit mir! —

Was ist geschehen? fragte Hilbert. Wer hat mit Ihnen gesprochen?

Ei, siehe da! Herr Lawinger! rief Emmi. Ich hätte Sie nicht erkannt, so haben Sie sich verhüllt. Sie halten sich hier auf? Hier, wo Herr Raimund sich befindet?

Warum nicht, scherzte Raimund, ich habe dem Herrn schon gesagt, daß ich ihm nichts mehr in den Weg lege.

Was wollen Sie mit diesen beleidigenden Worten sagen?

Ruhig! Ruhig! erinnerte Raimund. Wir sind hier nicht in der Garderobe beim Sperl.

Entfernen Sie sich, Herr Lawinger! sagte Emmi mit recht herzlichem Tone.

Sie werden mir hier nicht befehlen, daß ich mich entfernen soll! schrie Lawinger. Gerade jetzt bleibe ich und frühstücke hier so gut als Herr Raimund. Dieses Haus ist mir verpflichtet, und Sie Fräulein Emmi, nehmen Sie sich besonders in Acht vor mir! Sonst —

Raimund fuhr auf. Wie? sagte er, Sie erlauben sich, die Dame des Hauses in Gegenwart eines Fremden, als der ich hier erscheine, zu beleidigen? Sie haben wahrscheinlich Muth, weil ich Sie versichert, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben.

Zu befürchten! polterte Lawinger. Sie haben von mir zu befürchten.

Ich? von Ihnen!

Wir wollen diese Herren verlassen! bat Emmi.

Nein, mein Fräulein, nein, Herr von Hilbert, Sie sollen bleiben! — Einen solchen Mann entfernt man mit einem Worte!

Dieses Wort, Herr Raimund, dieses Wort! Ich fordere Sie auf, dieses Wort zu sagen!

Dieses Wort heißt: Wechselverfälschung!

Lawinger erschrack heftig.

Kennen Sie die Firma „Geymüller und Kompagnie?“ Kennen Sie den Namen Konrad Möller, dem Sie einen Wechsel mit der Unterschrift „Geymüller und Kompagnie“ verpfändeten? — Konrad Möller begab sich in das genannte Großhandlungshaus, erkundigte sich nach der Aechtheit der Unterschrift; mit Entsetzen erfuhr er, daß sie falsch sei. „Geymüller und Kompagnie“ zeigten die Fälschung an. — Das Kriminalgericht sucht

Sie. — Entfernen Sie sich! sage nun ich, damit man Sie nicht hier verhafte!

Lawinger wankte zur Thüre hinaus.

21. Der kleine Ferdinand Raimund.

Mein Gott! mein Gott! rief Emmi, was mußte ich hören! — Und es ist leider wahr! — Bemerkten Sie, wie er zusammen brach, als Sie die furchtbaren Worte aussprachen: „Die Unterschrift war falsch. Geymüller zeigte die Fälschung an. — Das Kriminalgericht sucht Sie! — Entfernen Sie sich, damit man Sie, nicht hier verhafte!" — Ein Fälscher! Hatte sein Charakter nicht ohnehin Makel genug, mußte ihn auch noch Betrug beflecken!

Wie kamen Sie, Herr Raimund, hinter diese entsetzliche Geschichte? fragte Hilbert.

Ich erfuhr sie durch Konrad Möller selbst, im Sperl. In dem Augenblicke, in welchem ich die Garderobe verließ und erfahren hatte, daß Lawinger Zeugen gegen mich suche, trat Konrad Möller, ein reicher Bürger, ehemals Fabrikant, nun von seinen Renten lebend, auf mich zu. Auch er war im Sperl auf dem Balle wie Sie und ich. Konrad Möller, bei dem Lawinger einen Wechsel auf das Haus Geymüller per 12,000 fl. einlegte, und sich auf denselben 10,000 fl. ausborgte, schilderte mir den Betrug ausführlich. Er sagte zu mir, als er erfahren, daß ich den Elenden gezüchtigt hatte, Folgendes:

„Diese Zurechtweisung, Herr Raimund, hätten Sie sich ersparen können, der elende Gauner wird in wenig Stunden einer ganz anderen Rache anheimfallen, als Sie sich gegen ihn bedienten. — Er wird ins

Zuchthauskommen, ins Zuchthaus, einer Schandthat wegen, welche er sich gegen mich zu Schulden kommen ließ.“

Sie werden mein Erstaunen erklärlich finden, fuhr Raimund fort, als Konrad Möller, ein Ehrenmann, der keiner Verleumdung fähig ist, in dieser Weise mit mir sprach.

Sie erschrecken mich! Herr Möller, erwiederte ich.

Sie mögen meines Verlustes wegen erschrecken, entgegnete Herr Möller, das Schicksal Lawingers soll Sie nicht erschrecken; es ist nur verdient. — Die betrügerische Manipulation betrieb Lawinger schon seit Jahren. — Er ahmte die Unterschriften mehrerer der ersten Banquiers in Wien nach, legte die falschen Wechsel als Pfänder in die Hände von Privaten, welche mit der merkantilischen Welt nicht im Verkehr stehen und machte sich anheischig, stets vor dem Verfallstage seine Pfandwechsel einzulösen. — Dies that er auch immer mit ängstlicher Genauigkeit. Ich hegte kein Mißtrauen und würde lange keines in mir haben aufkommen lassen, wenn mir nicht seine maßlose Verschwendung zu Ohren gekommen wäre. Er lebte nämlich mit einem eben so habsüchtigen als liederlichen Weibe, das bereits den eigenen Gatten so zu Grunde gerichtet hatte, daß er als Kridatar starb, und dann noch einen braven Mann, der ihr Liebhaber war und, den sie in ihre Netze so verstrickte, daß er moralisch und fisisch ihr Opfer ward, und nach langem Siechthume, herbeigeführt von dem Schlaraffenleben mit diesem erbärmlichen Weibe, in einem bejammernswerthen Zustande starb. —

Dieses Weib und seine Liebschaft mit Lawinger ist mir bekannt, sagte Hilbert, heißt sie nicht Lothe?

Ja, ja! sagte Raimund. Sie besitzt eine anziehende Gestalt, ihr Aeußeres ist einnehmend; eine

[illegible]

[illegible] Logenmeister zur [illegible] vom Rain anderer [illegible] Sachs [illegible] Gonzza!"

[illegible] Wechsel [illegible] wenn [illegible] Kreis [illegible] Wechsel nicht [illegible] zu sehen [illegible] Sache. — Da [illegible] eine [illegible] machen. [illegible] wollten wir auf die andere Seite der Straße gehen [illegible] und, gab seinem Pferde die

Sporen, und ergötzte sich an dem Schrecken meiner etwas beleibten Frau, die er beinahe niedergeritten hätte. Er lachte aus vollem Halse, und sprengte davon. Nun warte, Schurke! rief ich ihm nach. Ich eilte nach Hause, nahm meinen Wechsel, ging in das Komptoir Geymüllers, und brachte mein Anliegen vor. — Der Kassier erkannte augenblicklich die Falsifikation; Baron Geymüller wurde hievon verständigt; man ersuchte mich, einem der Komptoirbeamten zum Kriminalgerichte zu folgen. Dort wurde die Anzeige gemacht, der falsche Wechsel deponirt; ich mußte meine Aussage beschwören, und der Verhaftsbefehl gegen Lawinger wurde ausgefertigt. — Nun hatte ich Angst, daß bei der Sensation, welche dieser unverschämte Betrug in jener Schreibstube hervorbrachte, Lawinger durch einen Unbesonnenen etwa einen Wink erhalten könne; ich forschte nach, ob er vielleicht entflohen wäre, erfuhr aber gerade das Gegentheil, denn er engagirte seine Geliebte mit einer Kompagnie ähnlicher Weiber und Herren für den Sperl-Ball. Um ihn noch ein Mal vor seiner Verhaftung zu sehen, ging ich auch dahin. Er erblickte mich, und grüßte mich hochmüthig. Ich sagte, mein Herr, Sie hätten neulich bald meine Frau niedergeritten! Lawinger lachte mir mit der, nur ihm eigenen Frechheit ins Gesicht, und bemerkte: „Es machte mir unendlich viel Spaß, die alte, dicke Dame zu ängstigen!“ — Ich erwiederte: „Das war ein unzarter Spaß!“ — Er entgegnete: „Ich werde Ihre Frau schon wieder versöhnen; — Sie, Herr Möller, erhalten einen neuen Wechsel auf Geymüller, und müssen meine Zahlungsfrist auf drei Monate prolongiren. Ich bezahle Ihnen dann „Eins pr. mese!“ Da wird Ihre Frau schon wieder gut werden.“ — Er nahm seine Geliebte am Arme, und ließ mich wie einen dummen Jungen stehen. — Dies ist

der Sachverhalt! — So weit Herrn Möllers Bericht.

Wird der betrogene Herr Möller sein Geld verlieren müssen? fragte Emmi.

Das muß sich erst zeigen, erwiederte Hilbert. Ich fürchte es. Lawinger war gewiß sehr zerrüttet, denn, wenn man reich ist, wird man nicht so leicht ein Falsarius!

Und nun genug von diesem Unwürdigen! sagte Raimund. Die Stadt Wien hat wieder eine Tagsbegebenheit, von welcher sie vierzehn Tage sprechen wird, dann wird Herr Lawinger vergessen sein, wie so vieles, was heute Sensation macht, und woran in einigen Wochen Niemand mehr denkt. — Doch ich vergesse meine Tagsbegebenheiten nie. — Fräulein Emmi, ich fühle wohl, daß ich viel zu früh für Ihre Passion, mich zu mistifiziren, Ihre Wohnung entdeckte; daß es auch Herrn von Hilbert, dem Geheimnißvollen, gewiß unangenehm ist, mich in seinem Hause zu sehen; aber nun wollte mir ein glücklicher Zufall ein Mal eine Gunst bezeigen, und so benützte ich denn den günstigen Zufall, und bitte, ja flehe ich, mir nur eine Lösung der vielen Räthsel, die mich quälen, zu schenken.

Ich verstehe, scherzte Emmi, Sie wollen den kleinen Ferdinand Raimund sehen.

Ja, ich leugne es nicht; ich kann sonst nicht ruhig sein, nicht froh, nicht heiter werden; dieses Kind: Ferdinand Raimund, nagt an dem Manne: Ferdinand Raimund, daß der letztere bald zum ersteren zusammenschrumpfen wird.

Dieser Wunsch, erwiederte Emmi, soll sogleich erfüllt werden, vorausgesetzt, daß Sie mir dieses Kind nicht abfordern lassen. —

Ach, mein Gott! rief Raimund, ich habe ja nicht ein Mal ein Recht darauf.

Wer weiß! erwiederte Emmi unter Lachen.

Auf Ehre! bekräftigte Raimund.

Emmi zog an einer Glockenschnur.

Die Kammerjungfer erschien.

Henriette, sagte Emmi, seien Sie so gefällig, der Amme aufzutragen, sie möchte meinen Pflegbefohlenen, den kleinen Ferdinand, hieher bringen.

Die Kammerjungfer ging.

Eine Amme hat er auch! rief Raimund, ein solches Glück ist nicht ein Mal mir zu Theil geworden! Meine Mutter hat mich bei Wasser aufgezogen! Welch ein Engel sind Sie, Fräulein Emmi! Einem wildfremden Kinde erweisen Sie solche Liebe. —

Es ist erstens nicht wild dieses Kind, sondern sehr schön, und dann ist es auch nicht fremd; es ist mir von dem Augenblicke an nicht mehr fremd gewesen, als es vor mir zu weinen begann.

Sie müssen in den Himmel kommen. Ach warum hat mich meine Mutter nicht zu Ihnen gebracht. —

Emmi und Hilbert lachten.

Ich bitte um Verzeihung, versetzte Raimund. Derlei Dinge begegnen Einem, wenn man ein recht schönes Kompliment machen will. Da müßten Sie jetzt um einige zwanzig Jahre älter sein als Sie sind. Nein, so ist es besser! Sie sollen ewig jung bleiben und so schön bleiben wie Sie sind! — Daß Sie ewig gut bleiben, das habe ich nicht zu wünschen, das geschieht ohnehin!

Man hörte eine Thür im Nebenzimmer öffnen.

Mein Himmel! Wie mir das Herz schlägt! rief Raimund. Ich glaube, die Amme kommt schon. — Das Kind geht mich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nichts an, aber es führt meinen Namen! Das ist keine Kleinigkeit.

Die Amme trat mit dem Kinde herein.

Raimund sprang von seinem Stuhle auf.

Der Kleine schläft! meldete die Amme.

Hebe den Schleier vom Korbe.

Die Amme that es.

Raimund warf einen Blick auf das Kind und bebte zurück.

Das auch noch! sagte Raimund. Blond ist der Spitzbube auch! — aber er sieht mir nicht gleich! — Gar keine Rede!

Er betrachtete das Kind recht genau.

Um Gottes willen! Wem sieht denn der Hallodrie gleich? — Einem guten Bekannten! — Ich soll nur sagen, wem? — Dem Kindler? — Nein, nein, ich will diesem nicht unrecht thun! Der war damals in Leitomischl erster Liebhaber! —

Er besah das Kind noch ein Mal.

Jetzt hab' ich es! rief er ganz entzückt: Der Mutter sieht es ähnlich; das ganze Afanasi-Nasi! — So ist's! Gott sei Dank! Weil er nur mir nicht gleich sieht; mir sieht überhaupt nichts gleich, was auf diese Art in die Welt kommt! — Gesehen habe ich ihn! Ich danke Ihnen, liebe Amme! Wie heißen Sie denn?

Therese, sagte die Amme.

Da werde ich mich schon einstellen am 15. Oktober! Es soll ein schönes Angebinde kommen. Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mir heute schon einbilde, es sei Theresia!

Er nahm drei Dukaten aus seiner Westentasche.

Nehmen Sie vorlieb! sagte Raimund zur Amme. Es ist noch von meiner Einnahme. Drei Dukaten mit dem Mutter-Gottes-Bilde! Die heilige Gottes-Mutter soll das arme Kind in ihren gnädigen Schutz nehmen. Es kann ja nichts dafür, daß es — Raben-Eltern hatte!

Es traten ihm bei diesen Worten Thränen in die Augen.

Jetzt wein' ich, ich alter Bursch'! — Nun gehen Sie, Therese, sonst müssen Sie mich noch auslachen! — Lebe wohl, kleiner Ferdinand Raimund! Bleibe gesund! Wachse, gedeihe! Bei Deiner neuen Mutter kannst Du ein braver Kerl werden! Wenn Du den tausendsten Theil so gut wirst, wie Dein Schutzengel Emmi, so kann die Welt stolz auf Dich werden! — Bedenke, Ferdinand Raimund, daß Du meinen Namen führst! Mache mir keine Schande, ich bitte Dich um Gottes willen! Ich kenne nichts Heiligeres als die Ehre! Gerathe mir nach!

Die Amme dankte Raimund, und entfernte sich mit dem Kinde.

Der alte Hilbert trocknete sich die Augen.

Emmi war tief gerührt und mit bewegter Stimme sprach sie:

Sie sind ein guter, edler, gefühlvoller Mensch! Ich habe Sie immer geachtet, jetzt verehre ich Sie.

Raimund ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Lippen.

Was soll ich Ihnen sagen, Fräulein, für mich sind Sie das höchste Wesen auf der Welt! — Wen dereinst Ihre Hand beglückt, der erhält den Himmel auf Erden!

Doch üben Sie Ihre Milde an mir nicht halb. Fräulein Emmi, Herr von Hilbert, erfüllen Sie mir noch eine Bitte!

Sprechen Sie sie aus, versetzte Emmi, wir erfüllen sie.

Den Taufschein, den Taufschein des Kindes! Um den Taufschein bitte ich Sie.

Sie bezweifeln doch nicht, daß dieses Kind, Ferdinand Raimund getauft wurde?

Ich bezweifeln, was Sie mir schriftlich und münd-l ch mitgetheilt haben?

Wozu bedürfen Sie also des Taufscheins?

Den Ort möchte ich wissen, den Ort, die Stadt, das Dorf, wo das Kind zur Welt kam.

Um die Mutter zu verfolgen? — Dies dürfen Sie nicht. — Gewiß ist sie ein höchst unglückliches Geschöpf, das nur ein verworfener Mensch zu dieser Handlung verleiten konnte.

Ihr Mann! rief Raimund. Dieser Schändliche hat sie verleitet! Ihm ist ohnehin die Polizei auf der Fährte.

Gut denn, erwiederte Emmi so wird er seinem Schicksale nicht entgehen! Oder wollen Sie, daß die Mutter mit dem Vater unglücklich werde?

Sie hat ein Kind aussetzen, auf einen falschen Namen taufen, dem Geistlichen eine lügenhafte Angabe machen lassen, sagte Hilbert, darauf steht eine schwere Strafe!

Und sie war doch einstens Ihre Geliebte, erinnerte Emmi. Ist es nicht so? Können Sie mit leichtem Herzen erfahren, daß auch Sie im Gefängniß schmachten müsse?

Sie haben recht! Am Ende hat es Gott nicht einmal übel genommen, daß das arme Kind seinem Vater, einem Teufel, entrissen wurde. Nein, ich verfolge die Aermste nicht! —

Ein Bedienter brachte einen Brief.

Von Herrn von Lawinger, meldete der Bediente.

Kann dieser Mensch noch Briefe schreiben? fragte Raimund, hat man ihn noch nicht erwischt?

Hilbert erbrach den Brief, durchflog ihn, dann rief er aus:

Eine neue Schandthat! — Lawinger ist auf der Flucht und glaubt leichter durchzukommen, wenn er

eine schwere Last um die andere von seinem Herzen wälzt! Hören Sie, was er schreibt:

22. Der Brief Lawingers.

„Ich habe der Stadt Wien den Rücken gekehrt. Ich versuche es zu fliehen, wenn es mir noch gelingt! — Ich kann nicht mehr in meine Wohnung zurück. Ich muß befürchten, dort verhaftet zu werden. Ich benütze einen Moment, in einem Wirthshause in der Weißgärber-Vorstadt. Ich sende diesen Brief durch einen Knaben und bitte, da ich auf dem Balle mein Geld bis auf sieben Gulden ausgegeben, mir einige Hundert Gulden nach Preßburg unter der Chiffre A. Z. post restante zu schicken.

Ich bitte Fräulein Emmi, Herrn von Hilbert, seine Frau Schwester und Herrn Raimund um Verzeihung. Ich habe ihnen allen vielfach wehe gethan. Ich bereue es.

Ich bin auch Veranlasser, daß das Kind des Schauspielers Schandel, (des Schauspielers Schandel, dessen Bekanntschaft ich in der Josefstadt gemacht) dem Fräulein Emmi vor die Wohnung getragen wurde. Dies that ich, um Raimund zu verdächtigen, den ich um jeden Preis aus dem Herzen Emmis reißen wollte.“

Vormund, was lesen Sie da! unterbrach Emmi erröthend.

Es steht hier.

Hilbert las weiter:

„Auch diese Handlung bereue ich und ersuche Herrn Raimund, sie mir um so mehr zu verzeihen, als er sich bereits so nachdrücklich an mir gerächt hat. — Sollte ich so unglücklich sein, meinem traurigen

Schicksale nicht entgehen zu können, so bitte ich meine Richter durch Fürsprache zu bewegen, daß sie mich nicht all zu schwer bestrafen. Vor Allem aber, bitte ich alle meine Freunde nichts gegen mich auszusagen, was mich noch mehr ins Unglück stürzen könnte. —

Die Verletzungen, die ich durch Herrn Raimund erhalten, sind vielleicht mein Glück. — Ich habe mich in Tücher und Binden noch mehr eingehüllt und hoffe nun ganz unkenntlich zu sein. Wenn ich Ungarn erreiche, glaube ich geborgen zu sein. — Meinem Rechtsfreunde, Dr. Galgler, schreibe ich so eben und setze ihn in Kenntniß, wie es mit meinem Vermögen steht.

Leider decken die Forderungen, welche ich anzusprechen habe, nicht den sechsten Theil von dem, was ich schuldig bin.

Senden Sie mir ja gewiß einige Hundert Gulden zur Flucht. Diese Güte hoffe ich, von einem Hause erwarten zu dürfen, in welchem ich fast täglich erscheinen durfte. Ich zeichne mich in meinem schweren Bedrängnisse als der Unglücklichste der Menschen

Lawinger."

Hilbert war mit dem Briefe zu Ende, warf ihn von sich und sagte: Wie er zu sprechen pflegte, so schreibt er auch! — Welch ein Gemisch von Wahrheit und Lüge! Brutalität und Zerknirschung! Frevel und Reue! Für seine entsetzliche Lage besitzt er nicht ein Mal das geeignete Wort!

Und diesem Manne hätte ich meine Hand reichen sollen! sagte Emmi.

Man kann sich eher die Hand abschlagen lassen, als sie einem solchen Schurken zu reichen! sagte Raimund.

Onkel, was werden Sie thun? fragte Emmi. Werden Sie ihm Geld schicken?

Er soll sich an „Loths Weib“ wenden! versetzte Raimund.

Ich darf ihn nicht unterstützen bei seinem Fluchtversuche, antwortete Hilbert. Ich will aber Etwas für ihn thun. Ich kenne eine Person, welche Lawinger Geld schuldet. — Ich will für diese Person 300 fl. bei dem Advokaten Galgler, à Conto für Lawingers Forderung, erlegen. Was der Advokat mit diesem Gelde beginnt, habe ich nicht nöthig, zu wissen.

Ich würde dies nicht wagen, versetzte Raimund. Hat Dr. Galgler für Lawinger eine Forderung einzukassiren, so wird er dies mit aller Strenge.

Ich will Dr. Galgler sondiren; ich will zu erforschen suchen, welche Unterweisungen er von Lawinger erhalten. Wie Lawinger schreibt, hat er seinen Rechtsfreund ebenfalls brieflich von seinem Schicksale, von seiner Finanzlage unterrichtet. Gestatten Sie, Herr Raimund, daß ich Sie einen Augenblick verlasse; ich weiß, wo ich den Doctor treffe; ich bin bald wieder hier!

Hilbert ging.

Raimund ergriff den Brief Lawinger's, durchflog ihn und sagte dann:

Der elende Mensch! nicht zufrieden, mich verleumdet und Lügen über mich verbreitet zu haben, so verleumdet er auch Sie und schreibt die ungereimtesten Dinge.

Ueber mich? In diesem Briefe?

Freilich! Lesen Sie nur diese Stelle: „Ich wollte Raimund verdächtigen, den ich um jeden Preis aus Emmi's Herzen reißen wollte!“

Wer weiß, wie Lawinger das gemeint hat, sagte Emmi in sichtbarer Verlegenheit.

Ja, ja, wer weiß, wie er dieß gemeint hat! gab Raimund zurück.

In meinem Herzen haben Sie allerdings eine Stelle als ausgezeichneter Künstler, als vortrefflicher Mensch —

Dies macht mein höchstes Glück aus, aber —

Aber?

Wenn es der Briefschreiber anders gemeint hätte! Wenn er es so gemeint hätte, wie ich es wünsche! Wenn es wäre! — Fräulein Emmi! — Wenn es so wäre, wie ich es wünsche, oder wie ich, wenn ich Muth hätte, derlei zu denken, es mir auslegen möchte, so wäre mir ja die Welt zu enge für mein Glück; ich müßte Gott anflehen, daß er mich nicht wahnsinnig werden lasse; es wäre ja zu viel! zu viel für einen so armen Menschen wie ich bin.

Emmi erwiederte: Lieber Herr Raimund —

Ach lassen Sie das Herr bei meinem Namen weg, es thut der Herzlichkeit, mit der Sie begonnen haben. so großen Abbruch.

Also lieber Raimund, was soll ich Ihnen sagen? Sie kennen mich ja nicht ein Mal. Sie sprachen mich kaum —

Ach mein Himmel! kann ein Wesen mit solchen Vorzügen des Geistes und des Herzens, von solcher Schönheit und Anmuth noch fordern, daß man es jahrelang gesehen und gesprochen; ist es nicht hinreichend, dasselbe nur ein Mal bewundert zu haben, um es für's ganze Leben zu lieben!

Lieber Raimund, Sie spielen wohl auch Liebhaberrollen außer dem Theater sehr gut?

Spielen, Spielen? Glauben Sie vielleicht, Fräulein, ich sei auch außer dem Theater ein Schauspieler? Dann wäre ich nicht werth, von Ihnen auch nur geduldet zu werden, dann wäre ich nicht der ehrliche Mann, für den Sie mich doch ohne Zweifel ansehen. Fräulein Emmi, nehmen Sie den harten Ausspruch zurück, als hätte ich Ihnen aus irgend einer Liebhaber-

rolle Etwas vortragen wollen; weisen Sie meine Gefühle für Sie zurück, aber halten Sie die Ausbrüche derselben nicht für Komödie!

Ich nehme meinen Ausspruch zurück!

Wol kenne ich, Fräulein, die Kühnheit meiner Empfindungen für Sie! — Sie, die Tochter einer adeligen Familie —

Ich bin ja keine Gräfin!

Sie reich, vornehm, in einer Sfäre geboren und erzogen, für welche wir arme Schauspieler eigene Studien machen müssen, um sie mit Wahrheit darzustellen; Sie mit allen Vorzügen, welche Tugend und Schönheit gewähren, begabt, und — ich ein Komödiant aus der Josefstadt, ein Repräsentant gemeiner Possen, der arme Adam Kratzerl, der mit seinem Pudel die Lorbeeren von der letzten Gallerie theilt!

Sie stellen sich zu tief, und mich zu hoch!

Keineswegs! Ich kenne die Kluft, welche mich von Ihnen trennt; ja ich fühle nur zu gut, wie tollkühn ich gewesen, von Liebe mit Ihnen zu sprechen, allein die Stelle aus Lawingers Brief machte mich verwirrt. Verzeihen Sie! Verzeihen Sie mir! Ich will mich aus Ihren Augen verbannen, um für meinen Frevel zu büssen.

Dagegen thue ich Einspruch! Sich entfernen von mir, unser Haus meiden, dürfen Sie nicht. Nein, lieber Raimund, Sie müssen meinen Vormund und mich oft besuchen; Sie müssen sich überzeugen, daß zwischen Personen von Edukation, wenn ich so sagen darf, und Künstlern von Ihrem Rufe und Talente keine Kluft besteht!

Die Szene wurde durch das Hereinstürzen des Bedienten unterbrochen.

Gleich darauf trat auch die Kammerjungfer aus dem Nebenzimmer.

Mein armer Onkel! klagte Emmi. Wenn er in dem Augenblicke ins Haus träte, in welchem man den Mörder ins Gefängniß führt!

Der Bediente kam zurück.

Der Gräßliche ist entflohen! meldete er. Mit seinem blutigen Hammer hat er sich einen Weg durch die Leute im Hause gebahnt. — Alles wich scheu zurück.

Man hörte ein grosses Geschrei vor dem Hause auf der Straße.

Darf ich das Fenster öffnen? fragte Raimund.

Der Bediente öffnete es.

Sie sind doch gar zu neugierig! sagte Emmi.

Ich habe noch in meinem ganzen Leben keinen Mörder gesehen, erwiederte Raimund. Ich bin ein Schauspieler; ich muß Studien machen!

Er sah aus dem Fenster.

Da ist der Kerl! rief Raimund. Großer Gott, Fräulein Emmi, sehen Sie nicht hin.

Emmi saß auf dem Sofa und verhüllte sich das Gesicht.

Da kommen Wachen von allen Seiten! berichtete Raimund. — Viktoria! Sie haben ihn schon! Nun, gute Nacht, Schreckensmensch! Bald wirst du ausgerungen haben!

Der Tumult dauerte fort.

Jetzt gehe ich hinauf in den dritten Stock, sagte Christian.

Ja jetzt ist keine Gefahr, sagte Raimund. Die Todten thun nichts!

Christian entfernte sich.

Ich bin einer Ohnmacht nahe! hauchte Emmi. Ich zittere am ganzen Leibe, als wenn die entsetzliche Geschichte hier in meiner Wohnung vorgefallen wäre!

Die Leute wunderten sich ohnehin im Hause, bemerkte Henriette, daß der Mörder nicht im ersten Stocke —

Was sagen Sie! fuhr Emmi auf.

Ja, die Hausleute wunderten sich, und selbst der Lederhändler trat aus seinem Laden und meinte, „im ersten Stocke wäre es doch der Mühe werth gewesen, indeß im dritten Stocke keine großen Reichthümer aufgehäuft lägen!“

Da haben wir's! rief Raimund aus. So sind die Menschen, welche kalkuliren und selbst für Räuber und Mörder zu klügeln wissen, was sie bei ihren Unthaten hätten erwägen sollen, wie es besser zu machen gewesen wäre! — Grämen Sie sich nicht, Fräulein Emmi, über das was der Lederhändler da unten gesprochen. Es ist auch so ein Patron, der in einer Haut steckt, aus der man dereinst ein Paar „juchtene“ Stiefel machen könnte.

Christian kam zurück.

Ich kann Euer Gnaden Etwas Beruhigendes melden, sagte er. Der alte Herr im dritten Stocke ist noch nicht todt, auch die Köchin lebt. Die Aerzte sind bei beiden. Die Köchin hat sogar einige Worte gesprochen, aus welchen hervorgeht, daß der Mörder ihr eigener Bruder sei! *)

Heiliger Gott! rief Emmi.

---

*) Diese That geschah wirklich in Wien im Jahre 1817 im Hause Nr 773 in der Wollzeile. Johann B. ., ein Schneidergeselle, ermordete seine Schwester, und als auf ihr Angstgeschrei, der Bruder ihres Dienstherrn zu Hilfe kommen wollte, ermordete er auch diesen. Johann B .. wurde am 26. Juni 1817 durch den Strang hingerichtet. — In dem Hause Nr. 773 wohnte eine Familie, welche Raimund zur Zeit, als die Schreckensthat geschah, besuchte. Es ist ganz wahr, daß er hilfreiche Hand anlegen wollte, um den Raubmörder zu ergreifen, an welchen sich Niemand wagte, weil er mit seinem blutigen Hammer jeden der sich ihm nahete, bedrohte. Raimund mußte von der Familie gewaltsam zurückgehalten werden, um hier nicht eine Bravour auszuüben, von welcher er in spätern Jahren nichts mehr hören wollte. (Mnemosyne, Jänner 1837.)

22. Eine Ueberraschung.

Hilbert schlug seinen Weg wirklich in dem Augenblicke nach seinem Hause ein, in welchem der Mörder Johann B..., von Wachen umgeben, nach dem Kriminalgebäude auf dem Hohenmarkte transportirt wurde.

Hilbert erstarrte vor Entsetzen, als er den entsetzlichen Menschen sah, mit entblößtem Haupte, — den Hut hatte er wahrscheinlich im Handgemenge mit den Männern, welche ihn auf der Straße ergriffen, — verloren. Sein struppiges schwarzes Haar hing ihm wild ins Gesicht und der Wind peitschte es unaufhörlich; er war todtenbleich und Blut befleckte seine Kleider.

Was hat dieser Mann verbrochen? fragte Hilbert einen von den hundert Neugierigen, welche dem schauerlichen Zuge folgten.

„Im Bergerschen Haus' in der Wollzeile hat er den alten Herrn und seine Köchin erschlagen und ausgeraubt, —" hieß es.

„Welchen alten Herrn?"

„Na, den reichen alten Herrn, ich glaube, es ist ein Baron."

Hilbert lief so schnell als er es in seinem Alter vermochte. — Als er an sein Haus kam, rief ihm der Lederhändler entgegen: „Herr Baron, Ihnen hat es gerathen! Alle Leute im Hause sind der Meinung, daß der Mord Ihnen vermeint war; da Sie aber nicht zu Hause waren, so stieg der Räuber einen Stock höher.

Hilbert mußte trotz seiner Angst um Emmi, über die Bornirtheit des Lederhändlers lachen. — Sagen Sie mir doch, was geschehen ist!

Ein Kerl, den Niemand kennt, einige sagen, er wäre

ein Schlosser, andere ein Schmied, wieder andere ein Schneider, drang in die Küche des Kaufmanns, schlug sogleich die Köchin mit einem schweren Hammer zu Boden; auf ihren Hilferuf kam der Bruder des Kaufmanns herbei, und dieser alte, schwächliche Mann hatte dasselbe Schicksal.

Hierauf hat er einen Raubmord verübt?

Gott bewahre! Es kam nicht dazu, es eilten Leute herbei, welche das Angstgestöhne der Ermordeten hörten.

Welch ein Schrecken für das ganze Haus, besonders für die Frauen!

Ja, erwiederte der Lederhändler, ich höre soeben, daß in jedem Zimmer von drei Stockwerken, die Frauenzimmer wie die „Kartenmandeln" vor Entsetzen hingestürzt sind, und auf einander liegen in der tiefsten Ohnmacht.

Meine arme Emmi! seufzte Hilbert, und eilte in seine Wohnung.

Da fand er zwar Emmi allerdings in einer trostlosen Lage, aber doch gefaßt. Es freute Hilbert, daß Raimund noch bei ihr war.

Raimund berichtete den Sachverhalt.

Ich habe soeben, sagte Raimund, mit dem Polizeiarzte gesprochen, der vor wenig Minuten an Ihrer Wohnung vorüber ging, und Anstalten traf, daß die Unglücklichen nach dem Spitale gebracht werden. Sie leben zwar noch beide, aber es ist keine Hoffnung, sie zu retten. Die Kopfwunden, die sie erhielten, sind höchst gefährlich.

Welch ein Tag des Unheils! versetzte Hilbert. Ein Fälscher und ein Raubmörder werden fast gleichzeitig dem Kriminalgerichte überliefert!

Hat man denn Lawinger ebenfalls schon ergriffen? fragte Raimund.

Ganz gewiß! Und wer veranlaßte seine Verhaf-

Streichen und zu seiner Flucht beredet!" — Eine solche Schlechtigkeit bei den vielen Schlechtigkeiten, die er begangen, empörte mich; ich lief schnell zur Behörde, machte die Anzeige, übergab den Brief Lawingers und bat mir einen Kommissär mitzugeben. Wir eilten. Der Erfolg war ein günstiger. Als ich bei Lawinger eintrat, — der Kommissär sorgte mittlerweile für Assistenz, — kam mir Lawinger mit den Worten entgegen: „Habe ich Ihnen Angst gemacht? Nicht wahr, ich verstehe die Kunst, selbst einen der schlauesten Advokaten zu überlisten?" „Nicht so ganz!" versetzte ich. Der Kommissär trat ein. Ich übergab ihm den Fälscher.

Fiel er etwa in Ohnmacht?

Nein; er wollte zur Thüre hinaus, aber draußen standen die handfesten Hausknechte des Wirths, diese traten Lawinger entgegen.

Lawinger ging in das Zimmer zurück, bat den Kommissär um Gottes willen, kein Aufsehen zuzulassen. Hierauf befahl ihm dieser in den Fiaker, den wir mitgebracht hatten, sich zu verfügen. Wir fuhren nach dem Gerichtshause. — Die Papiere, welche auf dem Tische lagen, steckte der Kommissär zu sich. Gleichzeitig mit der Arretirung, wurde auch Lawingers Wohnung durch Gerichtspersonen untersucht und der Frau Loth durch einen andern Kommissär ein Besuch abgestattet. Welches Resultat der Besuch in Lawingers Wohnung und bei Frau Loth gehabt, weiß ich nicht. Eben so wenig weiß ich, weshalb Sie, Herr von Hilbert, mir einen so dringenden Besuch machten.

Sie können sich wohl vorstellen, was mich hiezu bestimmte. In Ihren Händen befinden sich die verfallenen Wechsel von meiner Schwester und mir unterzeichnet.

Jetzt nicht mehr. Sie wurden gestern Abends um sechs

Uhr, in dem Augenblicke, als ich meine Kanzlei verlassen wollte, bezahlt.

Nicht möglich! durch wen?

Durch einen sehr anständ g gekleideten Herrn. Er versicherte, er sei von der Baronin, Ihrer Frau Schwester gesendet.

Das kann nicht sein! Noch gestern Abend schrieb sie mir, sie sei in Verzweiflung; sie vermöge die schuldige Summe nicht aufzubringen. Wen könnte sie auch gefunden haben, sich zu retten?

24. Eifersucht aus Ehrgeiz.

Raimund war überglücklich; er war berauscht. Er fühlte, daß er geliebt werde, wenn es ihm auch Emmi nicht geradezu eingestand. Sein Auge las aber das Geständniß inniger wahrer Liebe in ihren Augen, diesen Verräthern der geheimsten Empfindungen eines reinen Herzens.

Es war zwei Uhr Mittags, als Raimund nach Hause kam.

Er warf sich auf sein Bett, um zu ruhen.

Er bedurfte der Ruhe. Er hatte eine Nacht auf dem Balle zugebracht; er hatte sich moralisch und physisch aufgeregt. Haß und Rache, Liebe und Versöhnung, Schmerz und Freude durchwogten abwechselnd seine Brust. Was er vom Balle angefangen, bis zu dem Augenblicke, in welchem er sein Zimmer wieder betrat, erfahren, gelitten und ihn ergriffen hatte, war mehr, als er, seit er zu denken vermochte, erlebt, — und nun wollte er schlafen? — Wenn er es vermocht hätte!

Er ließ alle trüben und heitern Eindrücke, die schmerzlichen und erfreulichen Erfahrungen, wie Fan-

tasmagorien an sich vorüberziehen. Er mochte aber seine Bilder formen wie er wollte, ein Bild verdrängte immer alle übrigen, das Bild Emmis, Emmis, dieser zarten, reinen Emmi, welche ihm lieblich wie ein Engel erschien.

Endlich übte die Natur ihre Rechte. Er schlummerte, und träumte von Emmi; er träumte so lebhaft von ihr, daß er laut ihren Namen nannte.

Da wurde er plötzlich aufgerüttelt aus seinem Schlummer.

Eine gemeine Stimme zankte mit ihm. Ob Sie wohl „Resi" statt Emmi rufen wollen? sagte die Stimme.

Es war die Stimme der Frau Grünthal, Mutter der jungen Schauspielerin, die Raimund bisher für seine Geliebte hielt, aber seitdem er Emmi gesehen, gesprochen und ihr edles Herz kennen gelernt, nicht mehr würdig fand, an sie zu denken.

„Sie bilden sich gewiß ein, Sie sitzen noch beim Sperl und schmachten mit der Raizin!" sagte Frau Grünthal.

(In Wien nennen ungebildete Menschen die Griechen: Raizen.)

Da hätte ich auch ein Wort darein zu sprechen! fuhr die Frau fort. Hören Sie! — Sie haben sich schön betragen. Gibt man auf solche Weise einer bekümmerten Mutter ihr Kind zurück? Sehen Sie sie an! Zu Hause liegt sie wie Lady Makbeth, in Krämpfen, in „Konfusionen," in schrecklichen Schwulitäten! Der Doctor Pfeningbauer, der Theaterarzt, sagte heute, ehe ich meine Resi verließ, zu mir: Madame Alttrummerin, ich heiße eigentlich Alttrummerin, Grünthal ist nur ein aufgedrungener Name; also Madame Alttrummerin, sagte Dr. Pfeningbauer, geben Sie gut Acht; Ihre Tochter stirbt uns an einer

Gemüthskrankheit, Ihrer Tochter hat Einer das Herz gebrochen, und da läßt sich eher ein zerbröckelter Porzellan-Teller wieder zusammen kitten, als ein zerbrochenes Menschenherz!

Raimund starrte die Frau an, als sie diese Worte sagte, dann legte er sich auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Schlafen Sie nicht, Sie Herzbrecher, fuhr Grünthals Mutter fort. Wir haben noch viel mit einander zu reden. — Sagen Sie mir, wo haben Sie denn die Art gelernt, bei einer soliden Mutter und einer haiklichen Tochter aus dem Fenster zu springen? — Wissen Sie, was dies nach sich gezogen hat? —

Das hat nach sich gezogen, daß meine Tochter Ihnen nachgesprungen ist! Sie wäre Ihnen gerne vorgesprungen, aber Sie waren schon über alle Berge! — Ich bin jetzt hier, Sie, Herr Raimund, abzuholen und zu meiner Tochter zu führen, wenn sie mir nicht unter den Händen bleiben soll. — Haben Sie mich verstanden? Aufstehen müssen Sie jetzt und mit mir gehen, denn Sie sind der einzige Arzt, der mir wieder zu meinem Kinde verhelfen kann.

Lassen Sie mich in Ruhe, Madame Alttrummerin, oder wie Sie heißen, sagte Raimund ärgerlich; ich will weder Etwas von Ihnen, noch von Ihrer Tochter wissen. —

Wa—was? schrie die Alte; Sie wollen von meiner Tochter nichts mehr wissen und haben sie doch ihrem Manne abwendig gemacht? —

Hören Sie auf! versetzte Raimund. Ihre Tochter war in ihrem Leben nicht verheiratet!

Alles Eins: Sie hatte wenigstens einen Mann, der sich für ihren Mann ausgab, und nachdem Sie diesen Mann verdrängt, müssen Sie einen Mann machen und Ihren Mann vorstellen.

Raimund lachte laut.

Ja, ja, ich ruhe nicht, sonst erleben Sie von mir einen Spektakel, wie noch keiner vorgekommen. Ich mache es Ihnen, wie ich es in Pesth einem Rauchwaarenhändler gemacht habe, der auch so indiskret wie Sie an meinem einzigen Kinde handeln wollte. — — Hoffen Sie vielleicht, ich könne Ihnen nicht beikommen? O, der Spektakel, welches Sie erleben werden, beginnt nicht etwa hier in Ihrem Quartier; o nein, da habe ich meine Lokalitäten in Petto. Ich begebe mich in die Wollzeile Nr. 773. — Der doppelte Raubmord, der heute in diesem Hause im dritten Stock verübt wurde, soll eine Kleinigkeit gegen den Raubmord sein, den ich im ersten Stock in demselben Hause vollführen werde. Ganze Generationen rotte ich aus! Eine Tigerin, der man ihr Junges entreißen will, wird eine artige Hofdame gegen mich sein.

Raimund sprang von seinem Bette auf und sagte: Kommen Sie, Madame. Wir wollen Frieden schließen. Ich will mit Ihrer Tochter sprechen.

Haha! lachte Madame Alttrummerin; diese „Visikatur" hat gezogen. Nun warte, jetzt soll noch ein Fontanelle kommen.

Raimund kannte jedoch seine Leute, Madame Alttrummerin sowohl als ihre Tochter.

Madame, sagte er, ich habe noch nicht zu Mittag gespeist.

Das macht nichts, erwiederte die Alte. Meine Tochter und ich waren auch noch nicht bei Tische. Wenn sie unglücklich liebt, so ißt sie und trinkt sie nichts, und ich faste mit ihr aus Muttergefühl und Mutterentsagung.

Wir wollen aber alle drei, Sie, Therese und ich, ein Diner einnehmen. Man spricht sich leichter, man versöhnt sich schneller. — Wollen Sie wohl Ihre Toch-

ter hievon unterrichten? Ich folge Ihnen. — Im „blauen Igel" in der Jägerzeile, wollen wir speisen. Madame Alttrummerin, ich erlaube mir, Ihnen hiemit zwei Gulden für einen Fiaker, anzubieten; in der Josefstadt finden Sie Fiaker genug. Holen Sie Ihre Tochter ab. Führen Sie sie zum „Igel;" ich werde pünktlich eintreffen.

Die Mutter der Mamsell Grünthal tappte gierig nach den „zwei Gulden" und brachte ihr Gesicht sogleich in freundliche Falten.

Das mildert Ihr Verbrechen! erwiederte die Alte. Nur Raison annehmen! setzte sie hinzu. — Ich fliege, meine Tochter abzuholen. Auf Wiedersehen, Herr Raimund!

Die Aufregung der Alten war verschwunden.

Sie eilte fort.

Diese Leute muß ich mir vom Halse schaffen, sagte Raimund, die Tochter und die Mutter! — Mit einem Skandale droht sie mir? — In dem Hause Nr. 773? Bei meiner angebeteten Emmi? — Wer der Alten mitgetheilt haben mag, daß Emmi in jenem Hause wohnt? Dem Skandale, mit dem sie droht, muß vorgebeugt werden. Würde die Alte aber ihren Vorsatz ausführen, so würde ich einen Mord begehen! Dieses boshafte Weib müßte unter meinen Händen bleiben.

Raimund wollte fort und seinem Diener den Auftrag geben, die zu der Rolle des Weißvogel nothwendige Garderobe nach der Leopoldstadt schaffen zu lassen, da trat Kindler bei ihm ein.

Bist Du endlich sichtbar? redete ihn Kindler an.

Bruder, ich bin glücklich! jubelte Raimund. Ich habe sie aufgefunden, ich habe — — doch, wollte ich Dir Alles erzälen, was vorgefallen seit ich den Sperl verließ, so müßte ich einen halben Tag in einem fort sprechen. Ich muß jetzt fort. Ich konnte die alte Grün-

thal nicht anders los werden, als daß ich sie und ihre Tochter zu einem Diner beschied.

Es wird wohl das letzte sein, das Du ihr gibst!

Wie meinst Du das?

Therese betrügt Dich furchtbar!

Sie betrügt mich?

Ja, Deine Therese lebt in dem innigsten Verhältnisse mit einem Grafen, einem reichen ungarischen Kavalier.

Du hast mich zum Besten!

Kannst Du von Mamsell Grünthal keine Untreue glauben?

Nein.

Du hältst Sie für solid?

Das versteht sich!

Aber bedenke doch ihr Vorleben!

Ei was! Ihr Vorleben geht mich nichts an.

Art läßt nicht von Art.

Ich werde Dir Etwas vertrauen, aber lache mich nicht aus.

Ich lache Dich nicht aus, und wenn es noch so närrisch wäre!

So oft ich mich noch mit einem weiblichen Geschöpfe in eine Liebschaft einließ, habe ich gesagt: „Liebes Kind, ich bitte Dich, betrüge mich nicht. Ich kann Alles ertragen, nur keinen Betrug. Ich kann ertragen, daß Du mich aufgibst; ich kann Dir plötzlich nicht mehr gefallen, das ist sehr möglich, denn ich habe eine Menge Launen und ärgerliche Eigenheiten, aber sage mir dies offen ins Gesicht, und setze bei, daß Du meiner überdrüßig bist; das ist ehrlich. — Binde aber erst dann mit Einem andern an, der Dir besser gefällt, wenn Du mir den Abschied bereits gegeben; machst Du es so, dann werde ich nicht ausgelacht, nicht verhöhnt, es kann sich nicht irgend ein Lump, der einen Zahn=

auf mich hat, freuen, daß ich der Gefoppte war. — Bist Du Willens, so zu handeln, so gib mir Deine Hand, wir gehen miteinander durch's Leben, so weit es sein kann. Hintergehst Du mich aber, und ich sehe, daß ich der Betrogene bin, daß man die Hörner bemerkt, von welchen ich mir nichts träumen lasse, dann, liebes Kind, fürchte meine Rache! Wenn es mein größtes Unglück werden sollte, so vergelte ich Dir Deine schändliche Handlung! Der Mosje, den Du mir vorziehst, soll wenigstens erfahren, daß Raimund keine Ehrenkränkung unvergolten läßt!"

Und die Grünthal sagte Dir zu, Dich nicht zu betrügen?

Die Grünthal schwur mir bei allen Heiligen, mich nicht dem Gespötte eines Nebenbuhlers auszusetzen!

Ueberzeuge Dich, wie sie ihren Schwur gehalten hat! Morgen spielst Du in der Josefstadt; während dieser Zeit hat sie im Leopoldstädter-Theater auf der ersten Gallerie ein Rendezvous mit dem ungarischen Grafen. Sie hat schon heute die Sperrsitze Nr. 6 und 7 bestellen lassen. Da sitzen Mutter und Tochter, hinter diesen beiden, auf Nr. 19 sitzt der Graf. —

Woher weißt Du das?

Die Schauspielerin Walla hat es in der Garderobe erzält. Der Graf selbst theilte ihr das allerliebste Rendezvous mit, und lachte über Dich aus vollem Halse.

In der Garderobe erzälte es Madame Walla? Da bin ich ja schändlich blamirt!

Uebereile Dich nicht. Warte den Beweis ab.

Ich habe morgen den Adam Kratzerl zu spielen.

Mache Dich krank.

Krank machen? Ich bin schon krank vor Wuth, ich darf mich nicht erst krank machen!

Ich sehe es Dir an. Mir ist leid, daß Dich meine Mittheilung in einen solchen Zustand versetzt!

Ich danke Dir herzlich für diese Mittheilung!

Was geschieht nun?

Ich sagte Dir, daß ich Therese mit ihrer Mutter zu einem Diner eingeladen habe.

Verrathe Dich heute nicht! Laß Dich nicht von Eifersucht hinreißen.

Von Eifersucht? Was muthest Du mir zu! Von meiner gekränkten Ehre könnte ich mich hinreißen lassen, die Schändliche in Stücke zu zerfetzen, aber nicht durch Eifersucht! Mit Frinen eifert man nicht!

25.

Das Diner im Wirthshause „zum blauen Igel" in der Leopoldstadt fand statt. Damals speiste man noch vortrefflich in diesem Wirthshause; jetzt hat es sich in ein Hotel „zum russischen Hof" umgewandelt; das klingt freilich ganz anders, aber die Gourmands kommen nicht mehr hin.

Raimund bestellte bei dem alten Dömmling, dessen Frau die erste Köchin Wiens genannt wurde, ein schmackhaftes Essen.

Frau Dömmling setzte so feine und delikate Speisen auf, daß Meunier, Wiens berühmtester Restaurant, sie auch nicht feiner und delikater hätte bieten können.

Raimund machte sich nicht viel aus einer exquisiten Küche, auch der kostbarste Wein, war ihm gleichgiltig, aber desto mehr spendeten die Damen diesem Diner ihren Beifall.

Da es das letzte Diner war, mit welchem Rai-

mund, Therese regalirte, so wollte er nicht knausern.

Es soll ihr Henkermal sein! dachte Raimund. Übermorgen wirst Du, gute Therese, wahrscheinlich gar nichts essen können, theils aus Schande, theils aus Schmerz — doch ich will mir nicht zu viel vornehmen.

Welche Weine trinken die Damen am liebsten? fragte Raimund. — Champagner befindet sich bereits im Eise; für diesen habe ich gesorgt, aber früher müssen wir noch einigen Flaschen von anderer Sorte die Hälse brechen.

Er hatte es auf die Alte abgesehen, die unmäßig viel Wein in sich hinein gießen konnte, die aber, erhielt sie ein Mal einen Hieb, so redselig wurde, daß sie Alles ausschwätzte, was man von ihr nur haben wollte.

Herr Sohn, redete Grünthals Mutter, Raimund an — sie sah ihn schon als ihren Schwiegersohn — Herr Sohn, wenn ich mir eine Weinsorte auswählen darf, so bitte ich um einen „Stinkenbrunner."

Aber Mama! rief Therese verweisend, wie können Sie ein so abscheuliches Wort aussprechen!

Mamsell Grünthal meinte Stinkenbrunner sei ein unanständiger Ausdruck da „Stinken" damit verbunden sei.

Therese hat Recht! versetzte Raimund, der Stinkenbrunner ist mir auch nicht gut genug, da wäre Bordeau meine Sorte, oder wenn Sie rothe Weine nicht lieben, trinken wir Rheinweine; „Liebfrauenmilch" wäre wohl ein delikates Gewächs.

Gott bewahre! entgegnete Frau Alttrummerin; wer wird Milch trinken! Liebfrauenmilch schon gar! Ich habe meine Resi schon mit sechs Monaten „abgespennt" (der Mutterbrust entwöhnt).

Raimund lachte und die Gesellschaften, welche an anderen Tischen saßen, lachten mit.

Jetzt habe ich gewiß etwas recht Dummes gesagt, sagte Frau Alttrummerin.

Freilich! bemerkte Therese ziemlich laut. Ich habe die Frau Mutter schon oft gebeten, an öffentlichen Orten nicht mit ihren Bemerkungen heraus zu platzen, besonders —

Liebfrauenmilch ist nicht Milch, sondern Wein, unterbrach Raimund, und zwar ein so herrlicher Wein, daß er diese Benennung vollkommen verdient.

Wein ist Liebfrauenmilch? das habe ich nicht gewußt, entschuldigte sich Frau Alttrummerin, das ist etwas Anderes! Du Kellner! rief sie. —

Der Kellner erschien.

Wie heißt Du denn?

Sebastian!

Also, Sebastian, bringe ein Par „Halbe" Liebfrauenmilch! Wenn dieser Wein mir schmeckt, werde ich die „Par Halbe" bald „ausgeburxt" haben.

Zwei Flaschen Liebfrauenmilch! befahl Raimund dem Kellner.

Der Wein wurde gebracht, entkorkt, kredenzt.

Die Alte stieß den „Römer" zurück und rief dem Kellner zu: Verlier' Dich mit den „Stingelglaseln," bringe einen „Stutzen;" ich muß viel Wein vor mir sehen, sonst schmeckt er mir nicht.

Frau Alttrummerin that einen herzhaften Zug aus ihrem Glase.

Nicht übel! sagte sie, aber der „Stinkenbrunner" ist mir lieber — Sei es! Ich liebe jeden Wein, wenn er „naß" ist.

Nehmen Sie doch von diesem kostbaren Ragout! bat Raimund.

Therese nahm und fand es sehr fein.

Die Alte stieß es zurück.

Hören Sie, Herr Sohn, sagte Frau Alttrummerin, „Beischel," „Kuttelfleck," „sauere Nierndln" wären mir lieber! Ich mag dieses französische „Gefraß" nicht; dann sind die Portionen so klein, daß sich zwölf Portionen in meinem Magen verlieren wie ein Wassertropfen im Wienfluß.

Aber, Mutter! bat Therese. Schweigen Sie doch einmal stille; alle Gäste sehen hieher, und dort beißt ein Herr in seine Serviette, weil er nicht laut lachen will.

Soll beißen! Ich beiße auch! Ah, da kommt jetzt ein prächtiges „Fasanl!" Sebastian! transchiren und Pomeranzen-Salat dazu.

Ich servire ein Kompot von Früchten.

Da schmeckt der Wein nicht! entgegnete die Frau. Ich weiß, was ich zu thun habe. Sebastian! Eine Portion Schweizerkäs, recht „großluckig" und ein wenig lebendig! „Cito!" Sebastian, der Käs sollte schon da sein!

Raimund schenkte der Alten unaufhörlich ein.

Verschiedene Sorten Käse wurden gebracht.

Frau Alttrummerin aß von allen.

Sie trank wieder ihr Glas aus.

Herr Sohn! sagte sie, jetzt, da ich Käs' gegessen habe, komme ich erst darauf, was die „Liebfrauenmilch" für ein Wein ist! — Jetzt verstoß' ich den „Stinkenbrunner" und nehme den „Liebfrauenmilchner" an Kindes statt an. Kellner! noch eine Maß!

Nein, nein, entgegnete Raimund; jetzt muß der Champagner an die Reihe. Der leichte, lustige Franzose „Jacqueson" soll mir meine Resi versöhnen.

Kennen Sie den Jacqueson? fragte Frau Alttrummerin. Er ist ein Engländer, „viechisch" reich und lustig. Der hat es scharf auf meine Resi; im Theater

applaudirt er ihr gräßlich! Er soll leben, der Lord Jacqueson! Richten Sie es ihm aus!

Mit Vergnügen! erwiederte Raimund. Jacqueson, den Sie meinen, ist mein guter Freund, aber ich sprach vom Champagner, welcher Jacqueson heißt.

Nein, was sie jetzt den Weinen für Namen geben: Liebfrauenmilch, Jacqueson! Es ist zum Todtlachen. Schenken Sie ein von dem Jacqueson. Ich trinke mit dem einen Jacqueson dem andern Jacqueson seine Gesundheit! Hoch!

Die Mutter ist schon fertig! (Sie hat schon ihren Hieb!) sagte Therese.

Das freut mich, erwiederte Raimund. Was die Mutter zu viel trinkt, trinkst Du zu wenig! — Resi trinke auf das Wohl Aller, welche wir lieben!

Therese stieß an.

O die liebt Viele! versicherte ihre Mutter, und sie wird wieder von Vielen geliebt!

Alle, die sie liebt, sollen leben! rief Raimund. Ich aber soll auch ein klein Wenig leben!

Vivat der Herr Sohn! lärmte die Alte.

Und Therese insbesondere! erwiederte Raimund; und die Mama!

Meinetwegen! versetzte Grünthals Mutter, aber wenn die Resi leben soll; muß der Graf auch leben!

Was für ein Graf? fragte Raimund. Ich kenne wenigstens ein halbes Hundert Grafen; — welcher Graf soll leben?

Die Mutter weiß nicht, was sie spricht, sagte Therese erröthend.

Was genirst Du Dich denn? fragte Frau Alltrummerin, hat der Herr Sohn beim Sperl nicht auch Eine leben lassen, eine Gräfin, Baronin oder ein Ritterfräulein? Ich weiß nicht, wer sie ist, aber sie ist wer.

Ich wollte mich mit Theresen versöhnen, grollte Raimund, und Sie erinnern sie an den Sperl.

Richtig! richtig! erwiederte Frau Alttrummerin. Versöhnen! versöhnen! Keines soll mehr einen Groll im Herzen haben! Auch muß es jetzt ausgemacht werden, wann der Herr Sohn meine Frau Tochter heiratet. Ich dächte auf Ostern, und hier im Igel muß die Hochzeitstafel gegeben werden!

In diesem Momente trat ein sehr eleganter Herr in das Speisezimmer; ein herrschaftlicher Husar folgte ihm, und nahm dem Herrn den Mantel ab.

Dömmling, der Wirth, machte Bücklinge bis auf die Erde.

Therese wurde dunkelroth.

Die Alte stieß ihre Tochter mit dem Fuße unter dem Tische so gewaltig an, daß die Champagnergläser wankten.

Aha! dachte Raimund, der ist es! das ist besonders charmant, daß sie sich den Liebhaber noch hieher bestellt hat. Ich bin doch neugierig, ob sich der Galan nicht an unsern Tisch setzt.

Der fremde Herr grüßte sehr artig alle Gäste im Speisezimmer. Plötzlich that er, als ob er zufällig Therese erblickte. —

Ei, Fräulein Grünthal! rief er. Welche Uiberraschung! Sie hier? Und die gute Mutter ebenfalls? Da habe ich ja heute das große Los gezogen, Sie hier zu finden. Sie sind in Gesellschaft?

Ja, antwortete Therese, Herr von Raimund war so gütig, die Mutter und mich einzuladen.

Wie? sagte der Graf, ganz freudig überrascht scheinend, Herr von Raimund ist dies? Der große Künstler Raimund?

„Mittlerer" Größe! erwiederte Raimund.

Eine zweite Uiberraschung! rief der Graf. So lerne

ich denn endlich den Mann auch außer dem Theater kennen, der mich auf dem Theater schon so unzählige Male entzückt hat.

Ich finde, daß der Herr Graf ein sehr guter Schauspieler sind, versetzte Raimund, denn Sie deklamiren mir mit großer Wahrscheinlichkeit Lobsprüche vor, welche in dem Manuskripte Ihres Herzens ganz gewiß nicht geschrieben stehen, und die Ihnen nur Ihr Souffleur, ein Komplimentarius, zuflüstert!

Ich könnte Ihnen noch mehr sagen, bemerkte der Graf, aber die Zensur, das ist meine Besonnenheit, streicht mir das Beste weg, weil hier durchaus nicht der Ort ist, wo man dergleichen Lobeserhebungen vorbringen kann.

Ich bin der Zensur sehr verbunden, betonte Raimund, denn auch mir streicht sie eine Menge passender Entgegnungen weg. Herr Graf, erlauben Sie daher, daß ich mir den Dank für Ihre gütigen Scherze denke.

Bravo! rief der Graf, ich sehe schon, Sie sind ein Mann, welcher in Gesellschaft sehr anziehend ist, und ich wäre beinahe versucht, Sie zu bitten, mich an Ihrem Tische Platz nehmen zu lassen.

Ja, Herr Graf, setzen Sie sich her zu uns, sagte die Mutter. Gerade neben Resi müssen Sie sitzen.

Herr Graf, ich bitte um die Ehre, hier Platz zu nehmen, bat Raimund. Ich würde ja beide Damen unglücklich machen, wenn ich von dem Glücke Ihrer Gesellschaft nicht auch ein kleines Theilchen für mich in Abzug brächte.

Der Graf verneigte sich und setzte sich neben Therese.

Die Alte wollte rücken, war aber so „duselig," daß sie bald vom Stuhle gefallen wäre.

Dömmling stand noch immer da, die Kappe in der

Hand, den Kopf ehrfurchtsvoll neigend, und harrte der Befehle des Grafen.

Wie speist man hier? fragte der Graf.

Nach der Karte und nach fixen Preisen, antwortete Dömmling.

Ein Couvert zu 5 fl., befahl der Graf.

Welche Weine?

Ich sehe hier Champagner. Lassen Sie mir auch eine Flasche bringen.

Er ist göttlich dieser Jacquesohn! versicherte Grünthals Mutter. Jetzt möchte ich erst den Vater trinken, sagte sie, wenn schon der Sohn so herrlich schmeckt.

Die Mama wird witzig! bemerkte Raimund.

Wir können jetzt von Neuem anfangen, Gesundheiten auszubringen, erinnerte Frau Alttrummerin. — Gerade waren wir dabei, Sie, Herr Graf, leben zu lassen, da traten Sie ein!

Zu viel Ehre! gab der Graf zurück. Ich finde, daß mir heute der Himmel besonders wohl will. Meine Mutter ist von Kaschau angekommen, welches mir den Morgen höchst angenehm machte; den Mittag bringe ich in dieser herrlichen Gesellschaft hin, und am Abend bin ich im Leopoldstädter-Theater, sehe Fräulein Grünthal und Herrn Raimund. Was fehlt mir noch?

Daß Sie in der Nacht recht süß träumen, sagte Raimund, und daß der folgende Tag und der Abend Ihnen kein Herzensleid bringe!

Uns aber, Herr Graf, widerfährt schon jetzt ein großes Leid, fuhr Raimund fort. Wie Sie selbst bemerkten, haben Fräulein Grünthal und ich heute zu spielen. Es ist sechs Uhr; die Pflicht ruft!

Himmel! wo ist die Zeit hingekommen! rief Therese.

Ich fühle mich sehr unglücklich, versetzte der Graf, daß Sie so schnell mich verlassen wollen. Geben Sie doch noch ein Viertelstündchen zu!

Unmöglich! erwiederte Raimund.

Warum sind Sie denn aber auch gar so spät gekommen! platzte die Alte in ihrem seligen Zustande heraus.

Raimund stand auf, winkte dem Kellner, um seine Rechnung zu berichtigen, und ging zu diesem Ende in das andere Zimmer.

Raimund stellte sich so, daß er in den großen Spiegel blicken konnte, der nächst dem Tische, an welchem das Diner stattfand, an der Wand hing.

Kaum hatte sich Raimund entfernt, so neigte sich der Graf zu Theresen, ergriff ihre Hand, und zischelte ihr in die Ohren.

Die Alte that so, als wenn sie eingeschlafen, und schlief dann wirklich.

Ich habe Dir geschrieben, Eduard, sagte Therese, daß Du um vier Uhr hieher kommen möchtest!

Ich war, als Dein Brief kam, nicht zu Hause. Mein Bedienter fand mich erst vor einer halben Stunde. — Heute Abend, nach dem Theater, bin ich bei Dir! Trachte den ärgerlichen Patron von Dir zu entfernen.

Der soupirt heute bei seiner neuen Schönen. Ich weiß schon Alles. —

Gib ihm den Abschied.

Das kann ich jetzt nicht. Er muß mir erst zu einer höheren Gage verhelfen. Er vermag Alles über den Direktor.

Raimund trat wieder in das Speisezimmer.

Dömmling verfolgte ihn mit Bücklingen.

Wie waren Herr von Raimund zufrieden? fragte Dömmling.

Ausnehmend! Auch haben Sie Ihre Speisezimmer

sehr elegant herrichten lassen. — Welch' schöne Spiegel! Besonders ist der Spiegel zu loben, welcher an der Wand, an welchem Fräulein Grünthal und der Herr Graf sitzen, angebracht ist. Wie gesagt. Ich bin sehr zufrieden!

Herr Graf, wendete sich Raimund an diesen: Ich bedauere unendlich, daß wir Ihre auszeichnende Gesellschaft schon jetzt verlassen müssen. Vielleicht sind wir ein anderes Mal so glücklich!

Er bot Fräulein Grünthal den Arm, und wollte auch die Mutter mit sich nehmen; aber diese schlief wie eine Kanone.

Raimund wollte sie wecken.

Es war unmöglich.

Es könnte Mitternacht werden, bis sie erwachte, sagte Raimund. Ich kenne ihren Schlummer; zehn Stunden dauert er gewöhnlich nach einem Diner. Vielleicht sind Sie so glücklich, Herr Graf, die Auferstehung dieses Leichnams zu erleben. Aus freundlicher Theilnahme für Therese, führen Sie gewiß diese vortreffliche Mutter nach Hause. Herr Graf, auf Ihre Güte vertrauend, in Beziehung auf die biedere Madame Alttrummerin, empfehle ich mich Ihnen!

Raimund und Therese entfernten sich.

Kellner, zahlen! rief der Graf.

Wenn die alte Hexe erwacht, tobte der Graf, soll sie der Hausknecht in ihre Wohnung schleppen!

Der Graf bezahlte und lief in Wuth fort.

Madame Alttrummerin schlief fort.

Das Wirthshaus füllte sich schon längst mit neuen Gästen, die Alte schlief noch immer.

Endlich fiel sie über den Stuhl und erwachte.

Dömmling machte Bücklinge, und ließ sie nach Hause führen.

Ende des ersten Bandes.

erdinand Raimund.

Roman
aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Zweiter Band.

Wien, 1855.

Verlag von Eduard Hügel,

Herrngasse Nr. 251.

Druck von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

1. Rache für Untreue.

Es war ein heißer Tag, der Tag, welcher auf die Darstellung von „Weißvogels Witwerstand" folgte.

So brillant auch Raimunds Gastrolle ausfiel, so überglücklich ihn auch das unerwartete Erscheinen der schönen Emmi mit ihrem Vormunde in einer Loge des Leopoldstädter Theaters und ihr freudiges Beifallklatschen machte, so liebevoll er nach dem Theater bei dem Souper, zu welchem ihn Hilbert eingeladen hatte, aufgenommen wurde, so war er doch merklich verstimmt, und Emmi bot vergebens ihre frohe Laune auf, ihn zu erheitern.

Ich fühle recht gut, bemerkte er seiner Freundin, daß ich nicht bin, wie ich sein sollte, besonders in Ihrem Hause; aber mir liegt es wie Blei auf dem Herzen, und es ist mir, als wenn mir irgend ein Unglück begegnen sollte.

Und Sie könnten doch recht heiter sein, entgegnete Hilbert. Ich höre, daß der Direktor Leopold Huber Ihnen heute einen Kontrakt zustellen ließ, welcher Ihre bisherigen Einkünfte um 3000 fl. erhöht; Sie werden nun ein Kollega Ignaz Schusters, welchen Sie als einen ebenbürtigen Künstler schon so lange herzlich begrüßt haben.

Das ist Alles wahr! versetzte Raimund. Dennoch

bricht morgen ganz gewiß ein trauriger Tag für mich an. Sie werden es erfahren, daß mir irgend ein Ungemach begegnen wird.

Sie halten doch nichts auf Ahnungen, scherzte Emmi und lachte.

Zuweilen! erwiederte Raimund.

Nun, so will ich Ihnen denn gestehen, erwiederte Emmi, daß ich ebenfalls an Ahnungen glaube. Ich lasse mir meine Träume durch die Amme, die sich hierauf perfekt versteht, deuten, und habe manchmal Visionen, die immer zur Wahrheit werden. — Neulich sagte mir meine Sibilla, als ich ihr einen Traum, der Sie betraf, erzälte, und um die Auslegung desselben ersuchte, daß Sie noch recht glücklich sein werden, daß Ihr Ruhm sich von Tag zu Tag steigern, und daß die ganze Welt von Ihrem Lobe voll sein werde.

Und dies träumten Sie Alles von mir?

Nicht buchstäblich, aber die Auslegerin brachte es heraus.

Darf ich um die Erzälung Ihres Traumes bitten? sagte Raimund. Vielleicht deute ich ihn besser als die Amme. Ich verstehe mich auch darauf.

Ich spreche gerne von meinen Träumen, hören Sie also: Mir träumte, Sie säßen in einer finsteren Grotte —

Vielleicht im Polizeihause; dahin werde ich wol noch kommen. —

Warum nicht gar! Sie extemporiren ja nichts Anstößiges.

Man kann nicht wissen! Morgen werde ich gewiß Etwas Anstößiges extemporiren; morgen habe ich vielleicht abermals eine Exekution.

Der Himmel wolle es verhüten! Sie dürfen sich von Ihrem Blute nicht ferner hinreißen lassen. —

Das ist leicht gesagt, Fräulein, aber es gibt manch-

mal Lebensfragen, die sich nur durch Ohrfeigen beantworten lassen.

Großer Gott! erwiederte Emmi, das wäre schrecklich! Wenn Sie Jemand beleidigt hat, so können Sie ja die Gerichte zu Hilfe rufen —

Die Gerichte! Die Gerichte richten nur nach den Gesetzen, aber es gibt Fälle, auf welche kein Gesetz paßt; was soll dann ein schwacher Mensch thun, wenn ihm wehe geschieht —

Stark sein und nie den Richter in eigener Sache machen. Doch wir kommen von meinem Traume ab. Hören Sie: Mir träumte: Sie säßen in einer finstern Grotte. Da wurde es plötzlich Licht, die düstern Felsen schwanden, ein Hain mit Blumen umgab Sie, und ein spiegelheller Bach bespülte die Blumen.

Ein Wasser? O weh! Wer vom Wasser träumt, träumt vom Unglück.

Es kommt darauf an, was für ein Wasser der Traum zeigt, eine Kristall-Quelle, einen Hain mit einem Fluße, der unter Blumen dahin rauscht, — —

Wasser bleibt Wasser! erwiederte Raimund. Mir hat einmal von einem Fußbade geträumt, und am andern Tage brachte mir mein Schuster so enge Stiefel, daß ich den ganzen Tag hinken mußte; da war schon das Unglück fertig.

Du siehst Emmi, daß Herr Raimund durchaus Unglück haben will, bemerkte der Vormund, deshalb erspare Dir die Mittheilung Deines Traumes.

Ja, ja, ich will meine Erzälung abbrechen —

Und ich will aufbrechen und Ihnen nicht länger lästig sein, denn ich sehe, daß ich heute unleidlich bin. Ich bin zum zweiten Male in Ihrem Hause und quäle Sie schon durch meine Misanthropie. Vergeben Sie mir, schönes Fräulein, haben Sie nur heute Nachsicht mit mir. Wenn der schauerliche Tag, der mir morgen

droht, vorüber ist, wenn seine Folgen vergessen sind, dann werde ich gewiß ein ganz anderer Mensch sein. Ich gelobe es Ihnen. Heute aber entlassen Sie mich und grollen Sie mir nicht.

Raimund verabschiedete sich ganz feierlich und ging.

Ich habe es schon oft gehört, von seinen besten Freunden gehört, sagte Hilbert, daß der gute Raimund häufig von einem garstigen Spleen gemartert wird. Morgen vielleicht dürfte ihn seine Krankheit wieder befallen.

Emmi war sehr betrübt über Raimund.

Sie hätte ihn so gerne über ganz andere Dinge sprechen gehört. Sie schlich in ihr Schlafgemach mit beklommenem Herzen.

* * *

Wie Raimund seine Nacht hinbrachte, wird sich der gütige Leser wol vorstellen.

Ihm war, als müsse er in eine Schlacht gehen. Sein Ehrgeiz, wie er den Trieb nannte, sich an Mamsell Grünthal für die Unbilden zu rächen, die sie ihm bereits zugefügt und noch zufügen werde, trieb ihn zu einer Unbesonnenheit, welche er sehr empfindlich büßen mußte. Er konnte aber nicht anders. Es befiel ihn, als wenn ein böser Geist ihn antriebe, ganz gegen sein, sonst so gutes Gemüth zu handeln, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu schlagen, und sich nicht einmal um das Urtheil derjenigen zu kümmern, die ihn mit Liebe und Freundschaft überhäuften, und ihr Herzblut für ihn hingegeben hätten.

Wenn er nur einmal an Emmi gedacht, und sich gefragt: Was wird Sie dazu sagen! Sie, die feine, zarte, hochgebildete Emmi, was wird Hilbert denken, der mir schon bei der derben Zurechtwei-

sung Lawingers zu verstehen gab, daß ich durch Selbsthilfe mich unanständig, ja roh benommen! — Allein an Emmi, an Hilbert, an die Welt, dachte Raimund nicht einen Augenblick; er dachte nur an seine gekränkte Ehre, an die Untreue einer Person, welche er schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr, für das, was sie war, hätte halten müssen, und so tobte denn der Vulkan der Rache in ihm, bis er zum Ausbruch kam.

Wie Raimund sich vorgenommen, so leitete er auch seine Sache ein. Schon am Morgen um neun Uhr, wußte er sich einen Sperrsitz in der zweiten Reihe, und zwar gerade hinter dem Sitze der Untreuen, zu verschaffen. Nr. 19 besaß der Graf, Nr. 20 Raimund.

Ein Steuerverwalter, in der Josefstadt wohnhaft, ein großer Theaterfreund und ein eben so großer Gönner Raimunds, mußte ihm seinen grünen Pelz und eine Pelzmütze von grünem Sammt, mit Marder ausgeschlagen, borgen. Ein rothes dickes Halstuch verhüllte das Kinn, und reichte bis zur Nase; Raimund sah dem alten Theaterfreunde so ähnlich, daß der dicke Wagner, welcher die Sperrsitze auf der Gallerie aufschloß, Raimund mit den Worten ansprach: Herr von Griesel haben heute nicht Ihren gewöhnlichen Sitz? Wie kommt denn dies?

„Das Maul halten!" sagte Raimund, ganz im Tone Griesels.

„Ein charmanter Mann!" brummte Wagner, „wenn er nur das grobe Sprichwort nicht hätte."

Der Sitz Nr. 20 wurde aufgeschlossen.

Es war drei Viertel auf sieben Uhr.

Weder Therese Grünthal, noch ihre Mutter, noch der Graf waren zugegen.

Wer das alte Leopoldstädter-Theater gekannt hat,

wird wissen, daß es wie eine Mördergrube beleuchtet war.

Dies hatte seine guten Gründe, die jeder Direktor bis auf Carl gelten ließ. Selbst als der wackere Manquet die Oberleitung dieser Bühne übernahm, vermochte er nicht, mit der Beleuchtung, mittelst eines großen Lusters, durchzudringen, Sartory, der Mann der Finsterniß, war dagegen. An dem, für Raimund und für Mamsell Grünthal verhängnißvollen Abend, war es besonders finster, welches unserem Helden sehr angenehm war.

Raimund saß fünf Minuten.

Endlich kam Wagner wieder, schloß zwei Sperrsitze in der ersten Reihe der Gallerie auf und annoncirte ziemlich laut: Nr. 6 und Nr. 7! Kommen Sie, Fräulein Grünthal und Mama! Stoßen Sie sich jedoch nicht an! Es ist heute wieder „dumper" wie in einer Todtengruft; reichen Sie mir die Hand; ich bringe Sie sicher und gefahrlos auf Ihren Platz, dann hole ich auch die Mama und auch sie soll ebenfalls glücklich ankommen.

Mutter und Tochter setzten sich.

Mamsell Grünthal bemühte sich umher zu blicken.

Der Graf ist noch nicht da! sagte sie. — Wer sitzt denn hinter mir?

Die Alte glotzte Raimund lange an.

Ich kenn' ihn nicht! erwiederte sie.

Wer kann es denn sein?

Jemand vom Lande, vielleicht ein Verwalter oder dergleichen. Geduld, mein Kind, sagte die Mutter, wir wollen Plätze wechseln, dann kommt der Graf dicht hinter Dir zu sitzen.

Das will ich nicht, erwiederte Therese. Man kann nicht wissen, ob man uns nicht beobachtet.

In dieser egiptischen Finsterniß, unmöglich!

Der Teufel könnte sein Spiel haben! Bleiben Sie nur, Frau Mutter.

Nun erschien der Graf.

Ach, wie freundlich war er! Er zerfloß in Zärtlichkeiten.

Gott sei Dank! daß Du kommst, sagte Therese; ich habe Dir viel zu sagen. Ich habe es mir überlegt, wie es zu machen, daß ich mit Dir für acht Tage nach Preßburg reisen könne. Du mußt die Osterwoche abwarten, da bin ich vom Palmsonntage bis Ostermontag frei. Da wollen wir dann recht glücklich sein!

Und Raimund?

Mit diesem Narren, erwiederte Therese, breche ich, sobald ich meinen neuen Kontrakt abgeschlossen habe.

Und wie lange wird dies noch währen?

Raimund hat mir gestern versprochen, mit dem Direktor darüber zu sprechen; Raimund selbst ist jetzt Mitglied unseres Theaters; er wird Regisseur; ihm wird es also leicht, mich als seine Geliebte zu protegiren.

Als seine Geliebte! lachte der Graf. Meine Geliebte dürftest Du nicht auf solche Weise sein, wie Du seine Geliebte bist!

Dich zu hintergehen, betonte Grünthal, würde mir auch nie in den Sinn kommen.

Aber mich zu hintergehen! Nichtswürdige! schrie Raimund Theresen zu, packte sie kräftig an, und zog sie in höchster Wuth von ihrem Sitze fort bis in den Logengang.

Therese stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Die Mutter wollte der Tochter zu Hilfe eilen.

Raimund stieß sie zurück.

Der Graf rief nach der Wache.

Die im Theater versammelten Leute stürzten herbei.

Dies Alles aber hinderte Raimund nicht, sich Genugthuung zu verschaffen.

Wir wollen nicht hieher setzen, auf welche Weise Raimund sich an der, ihre Schwüre verletzenden Grünthal gerächt, nur wollen wir berühren, daß Niemand im Stande war, die Grünthal ihm zu entreißen. Was er ihr gesagt, wie er sie genannt, öffentlich genannt, ist nicht Gegenstand unserer Schilderung.

Als er sein Müthchen gekühlt, schrie er:

So, Mamsell! Jetzt sind Sie frei! — Sagen Sie Ihrem neuen Liebhaber, daß er es Ihnen ebenfalls so machen soll, wenn Sie ihn wie mich hintergehen!

Er entfernte sich.

Der Graf hatte einen Polizei-Kommissär herbeigeholt, allein der Exceß war bereits vorüber.

Grünthal und Mutter wankten über die Stiege nach dem Ausgange des Theaters.

Beide waren so sehr von der Schmach, die sie erlitten, gedemüthigt, daß sie kein Wort zu sprechen vermochten.

Der Graf ließ einen Fiaker rufen, setzte die Damen hinein und spedirte sie nach Hause.

Raimund verfügte sich zur Polizei-Direktion und klagte sich selbst an.

Ich sehe mein Unrecht ein, sagte er. Ich bitte, mich zu strafen. Wenn die Behörde es für angemessen findet, mich arretiren zu lassen, so bleibe ich gleich hier.

Der Kommissär, bei dem Raimund sich meldete, nahm ein Protokoll auf, machte aber von dem Antrage, sich seiner Person zu bemächtigen, keinen Gebrauch.

Wenn ich Ihrer bedarf, sagte der Kommissär, werde ich Sie rufen lassen.

Raimund eilte nach Hause und schloß sich in seinem Zimmer ein. Er bereute seine brutale Rache und schämte sich ihrer.

Das Publikum nahm dieses Benehmen Raimunds sehr übel.

In den Gasthöfen und Kaffeehäusern wurde der Stab über ihn gebrochen. Schonungslos wurde er verdammt; am meisten lästerte ihn ein damals verrufenes Schmähmaul im Gasthofe zum „Lamm," und zwar in so abscheulichen Ausdrücken, daß Ignaz Schuster, welchen dasselbe Subjekt auf Kosten Raimunds, seiner Solidität wegen, Komplimente machte, dem Lästerer zurief: Ach, seien Sie doch nicht so ungerecht! Bedenken Sie das Temperament des unglücklichen Raimund! Wenn er Ihr Blut hätte, würde er gewiß nicht die tolle Unbesonnenheit begangen haben! Er wird dafür büssen müssen! Weßhalb beschimpfen Sie ihn in seiner Abwesenheit, und schleudern Ihre dolchartigen Worte, wie ein Bandit sein Messer, nach ihm!

Der abscheuliche Lästerer schwieg.

2. Im Polizeihause.

Raimunds Verurtheilung ließ nicht lange auf sich warten. — Die Behörde faßte den Skandal, der in einem Theater, dem Raimund noch dazu als Schauspieler angehörte, vorging, ins Auge und wollte ihn nicht nur über die unstatthafte, unerlaubte Selbsthilfe, die er sich verschafft, sondern auch der mißhandelten Grünthal wegen, strenge bestraft wissen.

Die Behörde diktirte einen Polizeihaus-Arrest für vierzehn Tage.

Die Theaterdirektion bat um Nachsicht für ihn. Sie

gab an, daß sie am empfindlichsten durch diese Strafe betroffen würde.

„Mein Repertoir wird gestört; ich habe hohe Gagen zu bezahlen, sagte Leopold Huber in seiner Eingabe; ich benöthige Raimund dringend, der neuen Stücke wegen, die zur Darstellung kommen; ich bitte, meine pekuniäre Lage ins Auge zu fassen, welche durch das lange Entbehren eines der beliebtesten Künstler sehr gefährdet würde."

Die Behörde fand sich bewogen, die Arreststrafe von 14 Tagen auf 8 Tage herabzusetzen, und als dann eine zweite dringendere Vorstellung, auch diese acht Tage nachtheilig für die Theaterkasse nannte, wurde Raimund zu einer Haft von 3 Tagen verurtheilt.

Raimund meldete sich selbst dem Kommandanten des Polizeihauses, und dieser wies ihm ein Zimmer an, in welchem bisher, wie der Feldwebel an diesem Straforte sich ausdrückte, „nur distinguirte Personen in Haft gewesen wären."

„Ich habe mich durchaus nicht distinguirt benommen!" sagte Raimund.

Er betrat sein Zimmer, hörte die Riegel seiner Gefängnißthüre vorschieben und das Schloß einschnappen.

Drei Tage! sagte Raimund, drei Tage! viel zu wenig; ich sehe es selbst ein! Noch in drei Wochen werden die Wiener meine Brutalität nicht vergessen haben.

Jetzt wird Emmi wohl auch schon von meinem rohen Benehmen Kunde erhalten haben! Emmi sieht mich gewiß nicht mehr an! — Ich wage ihr nicht unter die Augen zu kommen! Ich schäme mich all zu sehr!

Er schritt in seinem Zimmer umher.

Das Fenster des Zimmers mit Eisenstäben stark vergittert, war etwas hoch gelegen, so daß Raimund den

Tisch in seiner Gefangenstube an die Mauer rücken mußte, um hinauf zu steigen und zu erforschen, wohin die Aussicht führe, dieses Fenster war es, was ihm zuerst auffiel.

Eine schöne Aussicht! sagte Raimund, als er an das Fenster hinaufgestiegen war; ich habe hier die Bastei vor mir, sehe die Spaziergänger, blicke nach dem „Schanzl," nach der Leopoldstadt, nach derselben Vorstadt, in welcher ich meine Unthat begangen.

Zum Geier! sagte Raimund, da bleiben gerade auf dem jenseitigen Ufer der Donau zwei Herren stehen, und der Eine weiset mit seinem Stocke nach meinem Fenster! — Der weiß vielleicht schon, daß ich auf Nr. 17 logire, und macht seinen Freund aufmerksam auf den verruchten Bösewicht, der hier unter Schloß und Riegel „dünsten" muß, bis er seine Unbesonnenheit „ausgedünstet" hat.

Die beiden Herren am jenseitigen Ufer der Donau dachten vielleicht gar nicht an Raimund; aber Raimund sprang vom Fenster herab und ließ seine Augen in seinem Gefängnisse herumschweifen.

Die Wände waren ganz mit den Namen derjenigen bedeckt, welche vor Raimund hier eine Herberge gefunden; auch Verse waren angeschrieben.

„Nein," sagte Raimund, „in dieses Stammbuch schreibe ich mich nicht!"

Er las und las. Er fand die Namen sehr vieler Bekannten; auch den einer, in Wien sehr renommirten, schönen jungen Frau, die aus Eifersucht ihr Stubenmädchen mit Füßen getreten hatte; sie schrieb ihr Vergehen ohne Scheu an die Wand, und darunter die Reime:

„Wen Vernunft und Erziehung nicht belehrt,
Der wird durch Einsamkeit sicher bekehrt,
Ich habe nicht sechs Stunden hier zugebracht,
Und schon ganz anders gefühlt und gedacht!"

Die liebliche Frau von ****, sagte Raimund, spricht mir aus der Seele; aber ich habe des Arrestes nicht bedurft, um anders zu denken.

Noch las er: „Kasimir Zz., wegen eines Duells!" — Auch ein Hitzkopf! sagte Raimund. „Ignaz B***, „wegen unbesonnener Aeußerungen." — Da kommen ja alle Narren herein! rief Raimund, und die nennt der Feldwebel „distinguirte Personen!"

Jetzt wurde ein Schuber in der Thüre aufgerissen, und herein guckte ein liebliches Mädchengesicht.

„Sie wünschen, mein Engel?" fragte Raimund. „Habe ich Ihre Neugierde erregt? Wollen Sie das Ungethüm recht in der Nähe sehen, das so abscheulich an einem wehrlosen Frauenzimmer gehandelt?"

Ei, was geht denn das mich an! sagte das Mädchen. Ich bin die Tochter des Traiteurs, und bitte, mir zu sagen, was Sie heute mittags zu speisen gedenken?

Ja, hat man's denn im Polizeihause zum Aussuchen?

Freilich. Hier ist der Speisezettel!

Raimund flog den Speiszettel durch.

Eine recht hübsche Auswahl! sagte Raimund.

„Ein halbes gebratenes Huhn," „ein Viertel Gansel," „Milchrahmstrudel," „Gugelhupf!" Wenn das Arrestantenkost ist, bemerkte Raimund, so werde ich um Verlängerung meines Aufenthaltes einkommen!

O, Sie können sich auch Speisen bestellen, welche nicht auf dem Speisezettel verzeichnet sind; für's Geld bring ich Alles!

Ei muß man denn bezahlen, wenn man eingesperrt wird? Ich war bisher der Meinung, daß ein Arrestant auf Regimentskosten lebt!

Die Arrestantenkost, welche das Polizeihaus gewöhnlich verabreicht, würde Ihnen nicht schmecken. Sie sind auch kein Verbrecher. —

Nicht?

Wegen ein par Ohrfeigen, die man im Zorn gibt, hat man noch keine Todesstrafe verwirkt!

Ich glaube es auch! sagte Raimund und mußte laut auflachen. —

Hätten Sie die Mamsell Grünthal in ihrem Zimmer durchgebläut, nichts wär' Ihnen geschehen, aber im Theater! —

Schatz, warum haben Sie mir dies nicht früher gesagt?

Ich habe Sie ja nicht gekannt! — Doch mich geht die Geschichte nichts an; ich bin nur die Traiteurs-Tochter im Polizeihause. — Ich bitte, suchen Sie sich Etwas aus! Sie können essen und trinken, was gut und theuer ist. Erstens haben Sie selbst viel Geld, und dann gibt Ihnen der Direktor Ihres Theaters, so lange Sie hier bleiben, noch extra täglich zehn Gulden, damit Sie sich's gut geschehen lassen können. Das hat der Gefangenwärter meiner Mutter gesagt. Ich wäre daher der Meinung, Sie tränken sich täglich einen Rausch!

Nun, sagte Raimund, 10 fl. Diäten! So gut sind Ohrfeigen dem, der sie ausgetheilt hat, noch nie honorirt worden! — Der gute Huber ist doch recht freundschaftlich! — Bringen Sie mir, was Sie selbst gerne speisen, mein Kind; ich will mir nichts auswählen.

Ganz recht, Herr von Raimund. Ich werde Ihnen schon etwas Gutes schaffen.

Und ich werde Ihnen ein hübsches Geschenk dafür machen.

Ih bewahre! Ich bin nicht interessirt! Wollen Sie

aber meiner Mutter und mir eine Freude bereiten, Notabene wenn Sie wieder frei sind, so schenken Sie uns ein par Sperrsitze. —

Gewiß, mein Kind, sobald ich den „gesperrten Sitz“ im Polizeihause verlassen habe, sollen Sie Ihre Sperrsitze im Theater erhalten!

Aber nur, wenn Sie spielen! Den Gottlieb Koke möchte ich von Ihnen gerne sehen. Meine Mutter hat gesagt, das wäre das passendste Stück für uns. In der „Parteiwuth“ sind Gefangene ebenfalls die Hauptpersonen wie hier.

Sie schloß den Schuber in der Thüre und ging.

Ein recht liebliches Ding! dachte Raimund, und gar nicht ungehalten ist sie, daß ich mich an ihrem Geschlechte versündigt habe. — Wenn sie nur öfter käme; es ist doch verflucht langweilig in diesen vier Mauern.

Raimund hörte nun den Riegel von seiner Thüre wegschieben, hörte Schlüssel rasseln, sein Gefängniß wurde aufgesperrt und herein trat der Gefangenwärter, ein alter Mann mit einem freundlichen Gesichte. Er lächelte, und sagte:

Ich soll Sie in die Kanzlei führen. Zwei Damen haben die schriftliche Erlaubniß vorgezeigt, mit Ihnen sprechen zu dürfen.

Zwei Damen? Wirkliche Damen? fragte Raimund.

Man spricht jetzt so! Frauenzimmer, welche gut angezogen sind, nennt man Damen; ich nenne sie nun auch so.

Wer sind denn diese Damen?

Ich kenne sie nicht.

Etwa eine alte und eine junge?

Richtig, eine alte und eine junge!

Doch nicht die Grünthal und ihre Mutter?

Ich glaube, Grünthal nannten sie sich!

O ich bitte Sie, Herr Gefangenwärter, sagen Sie: ich wäre nicht zu Hause!

Von einem Gefangenen kann ich dies nicht sagen.

Was wollen sie denn, diese — Damen?

Wie ich vernehme, will Sie die jüngere um Verzeihung bitten.

Daß ich sie geprügelt habe?

Nein, daß sie Sie gereizt hat.

Ich verzeih ihr Alles, sie soll mir auch verzeihen! Nur nicht sprechen! Lieber noch vier Wochen hier eingesperrt bleiben! — Ich bitte Sie, lieber Herr, machen Sie mich krank, geben Sie mich für todt aus! Nur nicht sprechen, nur nicht diese Damen sprechen!

Der Gefangenwärter ging.

Raimund war über die Visite der Grünthal sehr ungehalten.

Ich weiß, weshalb sie kommt, sagte er. Sie will mich im Polizeihause sehen, um sich an meiner Gefangenschaft zu weiden, dann will sie nebstbei mich bitten, keinen Groll zu haben, damit Huber ihr einen vortheilhaften Kontrakt unterzeichne. — O diese falsche Person kenne ich! — Nein, nein, so ist's besser! — Ich spreche sie nicht, und wenn ich mit Pferden zu ihr hingezogen würde.

Der Gefangenwärter kam zurück.

Herr Raimund, sagte er, ich bin schon wieder hier.

Mamsell läßt sich wahrscheinlich nicht abweisen?

O ja! Sie ist schon fort. Es ist aber schon wieder ein anderes Paar da. Dieses Paar hat ebenfalls die Erlaubniß erhalten, mit Ihnen sprechen zu dürfen. Diesmal ist es aber ein Herr und eine Dame.

Mein Freund Kindler und Fräulein Gleich? —

Nein, so heißen sie nicht.

Wie heißen sie denn?

Herr von Hilbert und seine Mündel. —

Mich trifft der Schlag! Das ist ja noch ärger! Da will ich doch lieber mit der Grünthal und ihrer Mutter sprechen, mit diesen Beiden könnte ich im schlimmsten Falle grob sein! —

Nein, sagte der Gefangenwärter, mit Personen, wie sie jetzt in der Kanzlei auf Sie warten, könnte Niemand unhöflich sein, mit dem Fräulein schon gar nicht! Das Fräulein ist wirklich eine Dame; die hat eine Stimme, so sanft wie eine Flöte. — Fräulein Grünthal und das Fräulein Hilbert begegneten sich an der Thüre, Fräulein Grünthal sagte ein paar Worte, welche nicht artig klangen, Fräulein Hilbert sah sie blos mit ihrem sanften Blicke an, und ging schweigend an ihr vorüber.

Unartig war die Grünthal? Unartig! Ei, da muß ich ja zu Fräulein Hilbert hinunter! Dieser Engel sollte wegen mir beleidigt werden? Kommen Sie, Herr Gefangenwärter; aber ich bitte Sie, sperren Sie hinter mir zu, damit mir nichts davon getragen wird!

Der Gefangenwärter mußte lachen über Raimund, und führte ihn in die Kanzlei.

Als Raimund in die Kanzlei eintrat, saßen Emmi und ihr Vormund auf einem Sofa, und ein Polizei-Lieutenant stand neben ihnen.

Raimund war sehr beklommen, und als er Emmi und ihren Vormund erblickte, stieg seine Verlegenheit aufs Höchste.

„Nicht wahr, sagte er, ich habe mich abscheulich aufgeführt! Und Sie bringen es noch übers Herz, einen so schlechten Patron, wie ich bin, zu besuchen?“ —

Lieber Raimund, erwiederte Hilbert, Sie müssen es unserer freundschaftlichen Theilnahme zu-

schreiben, daß wir hieher gekommen sind. Wenn einem Freunde ein Unglück zustößt, so muß man ihn aufsuchen und nicht ihn meiden; man muß ihm die hilfreiche Hand bieten, nicht ihn zurückstoßen. Sprechen Sie, was sollen wir thun, um Ihre Leidenstage abzukürzen; der Herr Polizei-Lieutenant hat uns den Rath gegeben, uns —

Um Gottes willen! bat Raimund, gestatten Sie sich keinen Schritt meinethalben! Ich bin ohnehin schon zwei Mal begnadigt worden; wenn mir die paar Tage auch noch zu viel wären, so könnte die oberste Instanz am Ende wähnen, ich wolle für meine Unthat noch belohnt werden; — nein, nein, es geschieht mir nicht Unrecht; im Gegentheile, es geschieht mir noch viel zu wenig.

Und Sie, verehrtes, engelgutes Fräulein Emmi, haben auch Sie sich entschließen können, mich ruchlosen Menschen, zu besuchen? — Sie sind gekommen, mir meine Lage erleichtern zu wollen, und ich muß Ihnen offenherzig gestehen, daß Sie mir sie erschweren! — Jetzt erst fällt mir eine Zentnerlast aufs Herz! Jetzt erst fühle ich, wie sehr ich mich vergangen habe! Als einen Mann, von dem Sie Bildung und Lebensklugheit voraussetzten, nahmen Sie mich in Ihrem Hause auf, und ich — Undankbarer — gebe Ihnen zum Lohne für Ihr Vertrauen, den Beweis, daß Sie sich — in mir getäuscht haben!

Ich habe mich nicht getäuscht, lieber Raimund, erwiederte Emmi. Sie sind jung, und Ihr Temperament ist noch jünger als Sie. Niemand in Wien verdammt Sie, daß Sie sich von dem Gedanken, nicht dem Hohne und Spotte eines Dritten verfallen zu wollen, hinreißen ließen, und einer argen Täuschung, die man sich gegen Sie gestattete, auf auffallende Weise ein Ende machten. Aber wie Sie dies anfin-

gen, wird getadelt. Verloren haben Sie deshalb gewiß nicht in den Augen Ihrer vielen Freunde. Sie erleiden Strafe, und wenn Sie in drei Tagen diese Strafe überstanden haben, und am vierten Tage wieder auf dem Theater erscheinen werden, so wird Raimund in seiner Uibereilung im häuslichen Leben vergessen, und Raimund in seiner Besonnenheit im öffentlichen Leben wieder anerkannt sein. Auf meinen guten Vormund hat Ihre Uebereilung nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht. Wir beklagten Sie, und ich bemitleidete Fräulein Grünthal, welche ein schönes, ein talentvolles Mädchen, aber so unglücklich ist, nicht einmal zu wissen, daß man auf einem Abwege nie ein rühmliches Ziel erreicht. —

Die Grünthal wäre vielleicht nicht so gewissenlos, wenn ihre Mutter nicht wäre! bemerkte Raimund.

Die Leute in den Kaffeehäusern äußern sich, scherzte der Lieutenant, daß der Mutter die Zurechtweisung mehr gebührt hätte, als der Tochter. —

Schade, daß mir das nicht eingefallen ist, versetzte Raimund. In meiner Wuth wäre es mir alles Eins gewesen.

Nun, sagte Raimund, theilen Sie mir doch mit, Fräulein Emmi, was Mamsell Grünthal Ihnen zugerufen, als Sie sie begegneten; der Gefangenwärter hat mir gesagt, die Grünthal wäre unartig gewesen. —

Sie sagte mir einige alberne Worte im Vorübergehen, erwiederte Emmi. Sie sieht mich wahrscheinlich als die Ursache des Verdrusses mit Ihnen an. —

Sie war unartig? polterte Raimund.

Unartig? — Nein. —

Was sagte Sie Ihnen? Ich bitte Sie, Fräulein, was sagte sie?

Emmi antwortete: Fräulein Grünthal sagte: „Schöne Nebenbuhlerin; hier ist's nicht so lustig, wie auf dem Sperlballe!"

Sonst nichts? Leider hat sie, was den Sperlball und das Polizeihaus betrifft, vollkommen Recht. —

Auf Ehre! bemerkte der Lieutenant und lachte.

Was aber das Wort Nebenbuhlerin betrifft, versetzte Raimund, so wünschte ich, sie hätte auch Recht! dann wäre es mir hier lieber, als im Sperl. —

Wir haben Sie gesehen! unterbach Hilbert die Wendung des Gespräches; wir haben Ihnen unsere Theilnahme bezeigt, wir haben Sie versichert, daß wir Sie achten und schätzen wie immer; wir nehmen nun Abschied von Ihnen, und laden Sie ein, sobald Sie dieses Haus verlassen, uns zu besuchen. — Wir werden Sie zum Mittagstische erwarten, damit wir mit einem fröhlichen Diner Ihr Wiedererscheinen begrüßen, da das Souper bei uns Sie nicht in der besten Stimmung von uns scheiden ließ.

Darf Herr Raimund lesen in seiner Gefangenschaft, fragte Emmi den Lieutenant.

Lesen? antwortete dieser, lesen darf ein solcher Arrestant, was ihm beliebt. Alle meine Bücher stehen ihm zu Diensten.

Ich habe auch ein Buch mitgebracht, erwiederte Emmi: „Zimmermanns Gedanken über die Einsamkeit," ein vortreffliches Buch! — Ich empfehle es Ihnen.

Sie übergab Raimund das benannte Buch.

Nun bin ich geborgen! rief Raimund ganz freudig. Jetzt werden mir die verhängnißvollen drei Tage wie Einem, der zum neuen Leben verurtheilt wird, freudig und ganz im Gegensatze zu Einem, der nach drei Tagen zum Tode verurtheilt ist, vergehen.

Mit einem solchen, bemerkte der Lieutenant, können

wir auch aufwarten. Der Unglückliche, der dieser Tage seine Schwester und den Bruder ihres Dienstgebers, ermordete, ich kann wohl so sagen, weil die armen Opfer mittlerweile im Spitale gestorben sind, befindet sich auch im Polizeihause und dürfte erst am nächsten Sonnabend dem Kriminalgerichte überliefert werden —

Der Entsetzliche, welcher diese Schandthat in unserem Hause verübte? fragte Hilbert.

Im Hause Nr. 773 in der Wollzeile, versetzte der Lieutenant.

Da wohnen wir! rief Emmi. Herr Lieutenant! dürfen wir uns die Ehre Ihres Besuches erbitten?

Es kann mir nur zur Ehre gereichen, erwiederte der Lieutenant. Ich werde schon morgen von Ihrer Einladung Gebrauch machen und Ihnen melden, wie der, uns Allen werthe Gefangene seine erste Nacht hier zugebracht hat.

Hilbert und Emmi empfahlen sich.

Raimund ergriff die Hand Emmi's, und preßte sie lange und bedeutungsvoll an seine Lippen.

Gott lohne es Ihnen! sagte Raimund. Sie haben mir Trost und Hoffnung eingeflößt. Ich werde Ihnen diese Huld nie vergessen.

Seine Augen schwammen in Thränen.

Emmi war tief ergriffen.

Auf Wiedersehen! sagte sie; auf frohes Wiedersehen!

Raimund umarmte Hilbert.

Hilbert und Emmi entfernten sich.

Der Lieutenant gab den beiden das Geleite.

Als der Lieutenant zurück kam, sagte er:

Herr Raimund, ich gratulire Ihnen. Diese schöne, junge, gebildete Dame, scheint Ihnen mehr als eine Freundin zu sein!

Glauben Sie? erwiederte Raimund.

Sollten Sie das nicht selbst fühlen?

Ach mein Gott! das wäre ja ein Glück, das ich mir gar nicht träumen ließ!

Das sehe ich nicht ein! entgegnete der Lieutenant. Ein geachteter Künstler, ein Mann, dem die Natur eine so günstige Gestalt, ein so sprechendes Auge verliehen, ein feiner, gebildeter Mann —

Eine schöne Feinheit und Bildung! eiferte Raimund. Gerade weil ich nicht fein, sondern roh war, weil ich keine Bildung, sondern Gemeinheit zeigte, sitze ich hier. —

Sie vergaßen sich in einer großen Erregtheit.

Herr Lieutenant, bat Raimund, Sie sind so gut und nachsichtig, Sie werden mir eine Frage nicht übel deuten. Sie waren gewiß in Ihrem Leben oft verliebt; — haben Sie nie eine Geliebte gehabt, welcher Sie einen „Merks," — Sie verstehen mich schon, was ich meine, — einen „Merks" so gewiß eigenhändig gegeben haben?

Ich habe wol Mädchen kennen gelernt, die mir Treue gelobt, und sie nicht gehalten haben, aber diese ließ ich immer gleich sitzen.

Ich hätte die Grünthal auch sitzen lassen sollen, besser sie säße jetzt, statt daß ich sitze! — Herr Lieutenant, ich danke Ihnen für Ihren Wink. In Zukunft lasse ich eine solche Treulose, wenn auch nicht sitzen, doch wenigstens laufen.

Nur Fräulein Emmi nicht! sagte der Lieutenant.

Ei, das ist ja ein ganz anderes Wesen! versicherte Raimund, wenn diese auch wirklich laufen wollte, ich würde sie aufhalten.

Der Gefangenwärter trat ein.

Ich bin bereit, sagte Raimund. Leben Sie wol, Herr Lieutenant.

Wir sehen uns noch heute, versicherte dieser. Rauchen Sie Tabak, dann bringe ich zwei Pfeifen mit!

Charmant! sagte Raimund. Ich rauche zwar nie; aber hat nichts zu sagen. Wenn mir auf das Rauchen auch übel wird — so habe ich ja Zeit dazu! — Herr Lieutenant, geben Sie mir die Ehre „auf einen schwarzen Kaffee!"

Ich komme, versetzte der Lieutenant.

Raimund hing sich an den Arm des Gefangenwärters, und sagte herzlich:

Sie, Herr, wie ist Ihr werther Name?

Franz Kettler heiße ich.

Sie, Herr Franz Kettler, wollen Sie nicht bei mir speisen?

Das darf ich nicht!

Ich verstehe! — Aber ein Glas Wein dürfen Sie doch bei mir trinken? — Ich lasse einen vortrefflichen Wein bringen. — In der Nähe, in der Weinhandlung des Herrn „Reich," haben sie einen Ruster, ein Wein wie ein Oel!

Ich darf bei Ihnen auch nicht Wein trinken.

Nu, sehen Sie, ich will Ihnen nichts zumuthen, was Ihnen Verdruß zuziehen könnte, aber wissen Sie, wie wir es machen? Sie lassen für mein Geld drei Bouteillen Ruster bei „Reich" holen; zwei Flaschen trägt der „Freireiter," so nennt man, glaube ich, die Diener im Polizeihause, welche zu Einkäufen und allerlei Aufträgen verwendet werden, ich sage zwei Flaschen trägt der Freireuter in Ihr Zimmer und eine Flasche in das meinige. Wir trinken dann auf unsere gegenseitige Gesundheit!

„Das ist nicht gegen die Hausordnung," versetzte Franz Kettler. Ich nehme es mit Dank an.

Apropos! Da Sie Kettler heißen, so erinnert mich dieser Name an Ketten, und die Ketten erinnern mich an einen Gefangenen neben mir, welchen ich heute

schon einige Male mit seinen Eisen rasseln hörte. — Wer sitzt denn auf Nr. 16?

O! ein gräßlicher Verbrecher! Ein Mörder, der Schneider, welcher in der Wollzeil —

Nicht möglich!— Dieser Mörder ist mein Nachbar? — Das ist ja entsetzlich! Ich bildete mir schon Etwas darauf ein, daß ich in der distinguirten Abtheilung einlogirt wurde, und nun sitze ich neben Räubern und Mördern! —

Es ist ja eine Wand dazwischen! der Kerl wäre gar nicht auf Nr. 16 gebracht worden, wenn nicht das Polizeihaus mit Arrestanten so überfüllt, mit Vagabunden, Dieben, leichtsinnigen Weibsbildern, Tabakschwärzern, Schuldenarrestanten und politischen Verbrechern so überhäuft wäre, daß in manchem Zimmer fünfzehn und mehr beisammen stecken.

Da muß ich trachten, daß ich hinaus komme! Ein volles Theater ist mir angenehm, aber ein voller Arrest ist nicht mein Gusto! Vielleicht bekomme ich auch noch einen Zuwachs?

Wir erwarten einen Bankozettelmacher aus Linz, wenn der eingeliefert wird —

So kommt der zu mir?

Es ist leider sonst nirgend Platz.

3. Ein Fälscher.

Die Eßstunde rückte heran.

Die hübsche Traiteurs-Tochter öffnete wieder den Schuber an Raimunds Arrestthür, und brachte ihm sein Mittagsmahl.

Ich bringe noch eine Speise, sagte das Mädchen. Eine Speise, die meine Mutter eigens für Sie bereitet und nach Ihrem Namen benannt hat: „Rai-

mund-Bretzel;“ ich bekomme auch eine Portion davon!

Raimund-Bretzel! wiederholte Raimund. Zu viel Ehre! — Die werden wohl aus Mandelteig gemacht?

Ja, ja, aus Mandelteig, und „Zitternath“ ist dabei.

Kind, dergleichen schlägt in mein Fach; ich war ja einmal Zuckerbäcker!

Die Mutter weiß dies. Herr Jung, bei welchem Sie die Zuckerbäckerei erlernt haben, ist mein Onkel.

Ei, das trifft sich herrlich! sagte Raimund, da werde ich dann bei meiner Mahlzeit an Herrn Jung und meine Lehrjahre bei ihm denken, und ich bin überzeugt, ich werde mich nicht überessen!

Wein habe ich Ihnen auch bringen wollen; ich erfuhr jedoch vom „Freireiter,“ daß Sie schon selbst dafür sorgten. —

Als Tischwein trinke ich keinen Ruster. Ich bitte mir eine Flasche Oesterreicher zu verschaffen, etwa Bisamberger oder Mailberger.

Sie können alle Gattungen Weine bei uns haben.

Mailberger! Mailberger! sagte Raimund, und nur noch Eins, wie heißen Sie, schönes Kind?

Nannette!

Nannette! Warum Nannette! Wäre es nicht besser, wenn Sie sich Anna nennen würden? Anna klingt so schön!

Nennen Sie mich Anna! Herr Raimund, bat das Mädchen, was Ihnen gefällt, gefällt mir auch!

Raimund lächelte und sagte:

„Wenn ich nun ein eitler Mensch wäre, so könnte ich mir auf diese Aeußerung sehr viel einbilden, so nehme ich sie aber nur für eine Artigkeit.

Raimund machte sich an seine Mahlzeit.

Er fand sie vortrefflich.

Anna brachte auch bald den „Mailberger" und die „Raimund-Bretzel."

Delikat, sagte Raimund, ist der Wein, und vortrefflich schmecken die Bretzel! Ich lasse Ihrer Frau Mutter herzlich danken! Die Bretzel, welche sie nach meinem Namen benannt hat, sind mürbe und wohlschmeckend. Tausend Dank dafür!

Das Mädchen betrachtete mit sichtbarem Vergnügen, wie gut es Raimund behage, und sagte: „Ach! Wie wol ist Ihnen und mir auch, wenn ich Ihnen so zusehe, indeß da Einer neben Ihnen sitzt, welcher den ganzen Tag über weint, und sich fast zu Tode hungert, weil er die Gefangenkost nicht vertragen kann. —

Wer ist denn das?

Sie kennen ihn sehr gut!

Ich kenne ihn?

O ja, er war mit Ihnen in Raab engagirt. Er war auch ein Schauspieler.

Ein Schauspieler? Wie heißt er denn?

Kauner.

Ei, der war ja ganz unbedeutend!

Das mag er selbst gefühlt haben, deshalb hat er sich auf das Tabakschwärzen verlegt.

Und da haben sie ihn erwischt?

Er hat eine Frau und fünf Kinder. —

Mein Gott! Mein Gott! — Liebe Anna, da bringen Sie ihm mein ganzes Essen, auch die Raimund-Bretzel, die ich nur gekostet habe und den Mailberger und den Ruster! — Ich will ihm, so lange ich hier bin, alle Tage eine Mahlzeit bezahlen und noch Geld für ihn im Hause zurücklassen, sobald ich frei werde; auch möchte er Ihnen die Adresse seiner armen Frau mittheilen, der will ich eine Unterstützung schicken und eine Kollekte bei allen Theatern in Wien veranstalten.

Mein Himmel, eine Frau mit fünf Kindern! Die armen Kinder!

Das Mädchen brachte die, nicht zum dritten Theil verzehrten Speisen dem unglücklichen Manne und die beiden Flaschen Wein ebenfalls.

So! sagte Raimund, so ist es besser! — Ich hätte ohnehin nicht gewußt, wie ich mit diesen vielen Speisen zu Ende gekommen wäre. — Anna brachte mir ja ein ganzes Traktement! Jetzt will ich lesen, lesen in Emmi's Buch! Ich bin nun einsam; ich will in der Einsamkeit „über die Einsamkeit" lesen.

Raimund schlug das Buch auf und ein Blatt Papier fiel heraus.

Von Emmi! sagte er und wurde glühend roth. Sie widmet mir ein paar Zeilen! Sollte sie mir wirklich mehr als eine Freundin sein?

Er las:

„Es gibt Augenblicke im Leben, welche die verschlossen-„sten Herzen zum Geständnisse bringen. Das Unglück „wie das Glück geben uns häufig den Schlüssel in die „Hand, mit welchem sich unsere Herzen öffnen und bis in „das Tiefste blicken lassen. — Hat sich Liebe eines solchen „Herzens bemächtigt, Liebe, die sich bisher glücklich „fühlte, unbemerkt zu bleiben, so muß sie das Geheimniß-„volle aufgeben, denn im Unglücke wie im Glücke plaudert „das Herz. —"

Ihr Herz plaudert? Gut, mein Herz soll ebenfalls plaudern!

Raimund pochte an seine Thüre.

Eine Wache, welche auf dem Gange patrouillirte, fragte:

Was wünscht man auf Nr. 17?

Wollen Sie den Gefangenwärter rufen, und ihn ersuchen lassen, daß er zu mir komme? bat Raimund

Er kommt soeben die Stiege herauf! antwortete die Wache.

Bald hierauf trat der Gefangenwärter in Raimunds Stube ein.

Darf ich schreiben?

Ich werde bei dem Herrn Haus-Kommandanten nachfragen. Ich fürchte nicht, daß er es Ihnen verweigert; hat er doch Allen, welche mit Ihnen in Berührung kommen, befohlen, Sie mit der größten Rücksicht zu behandeln.

Wie nennt sich der Herr Haus-Kommandant?

Polizeihauptmann von Wenzl.

Wie? sagte Raimund, mein Gönner, mein Freund?

Allerdings Ihr Freund, bemerkte Kettler. Es thut ihm so wehe, daß Sie hier sind, daher er Sie nicht eher sehen will, bis Sie Ihre Strafe überstanden haben.

Daran erkenne ich den wackern Mann! — Seien Sie so gefällig, dem Herrn Hauptmanne mein Anliegen vorzutragen. Er wird mir gewiß erlauben, einen Brief zu schreiben!

Der Gefangenwärter ging.

Bald hierauf kam der Lieutenant, und hinter ihm Kettler mit Schreibmaterial.

Hier bin ich mit den Pfeifen; — den „schwarzen Kaffee" bringt der Freireiter. — Der Herr Hauptmann läßt Ihnen sagen, „Sie möchten schreiben, was Sie wollten, nur müßte es am Tage geschehen, denn in der Nacht müßte er Ihnen ein Licht verweigern."

Wie, am Abende und in der Nacht darf ich kein Licht brennen?

Das gehört mit zur Strafe! versetzte der Lieutenant. Der Herr Hauptmann und ich bedauern es sehr; aber wir beide können es nicht ändern.

Einverstanden! sagte Raimund. Wer hier sitzt, dem geht ohnehin ein Licht auf!

Wollen Sie einen Liebesbrief schreiben?

Ja, und da ich Sie bitten darf, mein Postillon d'amour zu sein, so mache ich Ihnen kein Geheimniß daraus!

Schreiben Sie! — So recht innig und zärtlich zu sein, gibts keine bessere Gelegenheit, als im Arreste; ich wenigstens habe meine besten Liebesbriefe alle beim Profoßen geschrieben!

Der Kaffee wurde gebracht; die Pfeifen wurden angezündet.

Herr Lieutenant, sagte Raimund, Sie müssen aus Amors Köcher viele Pfeile verbraucht haben!

Als ich noch in der Linie diente, versetzte der Lieutenant, hatte ich daran keine Noth. Aber immer liebte ich ehrlich, Herr; ich habe nie ein Mädchen unglücklich gemacht, nie ein Herz gebrochen. In Prag habe ich noch eine Geliebte, die mich jeden Augenblick zum Manne nimmt; sie ist seit zehn Jahren zwei Mal Witwe geworden, hat Geld wie Heu, aber ich bleibe ledig; — mit acht und vierzig Jahren ist man schon zu alt zum Ehestand; meine Geliebte ist gar fünfzig! Des Geldes wegen heirate ich nicht und so leben wir in Freundschaft und schreiben uns alle Neujahr; — damit abgethan!

Herr Lieutenant, sagte Raimund, nehmen Sie es übel, wenn ich Sie allein rauchen lasse? Ich bin das Ding nicht gewohnt. Es könnte mir am Ende gar wie dem „Peter" im „Menschenhaß und Reue" ergehen!

Geniren Sie sich nicht! erwiederte der Lieutenant, trinken Sie Ihren Kaffee und dann schreiben Sie! Ich fürchte, Sie haben später keine Gelegenheit, wenigstens hier nicht mehr, denn es kommt ein Stubengenosse, und es wird ein sehr bedenklicher Stubengenosse sein; es wird ein sehr kecker Patron als Arrestant erwartet, dann ist es mit dem Schreiben vorbei!

Rauchen Sie, trinken Sie, Herr Lieutenant, versetzte Raimund, ich schreibe indeß. Ich werde schon so schreiben, daß ich mich meines Briefes nicht schämen darf, wenn ich Ihnen diesen unversiegelt überreiche.

Ich werde Ihren Brief siegeln. Dabei gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keinen Blick hineinwerfe. Herzensgeheimnisse und Liebesschwüre sind auch der Polizei heilig.

Raimund schrieb, und als er geendet, legte er den Brief zusammen.

In Deine Hände, Herr, sagte Raimund, lege ich mein Schicksal! Es wäre doch merkwürdig, wenn das Polizeihaus mein Glück gründete und der Herr Lieutenant der Herold desselben würde!

Der Gefangenwärter trat ein. Er brachte dem Lieutenant ganz heimlich eine Meldung.

Sogleich sprang der Lieutenant auf. Er rief: „Das Kaffeegeschirr, die Pfeifen, das Schreibmaterial hinaus!" —

Herr Raimund, setzte der Lieutenant hinzu, mir ist herzlich leid, aber der neue „Zimmerherr" ist angekommen! — Wenn Sie jetzt etwas beschränkt werden, so verdanken Sie es Ihrem Stubengenossen. — Einem unbescholtenen und geistvollen Manne habe ich nicht nöthig zu sagen, wie er sich in Gesellschaft eines malhonnetten und verschmitzten Menschen zu benehmen habe!

Es legt sich mir wie Blei auf die Brust; bemerkte Raimund; ich fürchte, daß jetzt meine Strafe erst angeht. Wenn dieser Arrestant nur nicht etwa ein rechter Schwätzer ist, und wünscht, ich möchte ebenfalls sehr redselig sein!

Sie haben noch sechsunddreißig Stunden hier zu bleiben! versetzte der Lieutenant; von diesen Stunden

fallen diejenigen weg, welche Sie für die Nachtruhe benöthigen; wenn Sie sechzehn Stunden für den Schlaf rechnen, so bleiben nur zwanzig Stunden für die Strafe. So lange werden Sie es aushalten können. Haben Sie etwas mit mir zu sprechen, lassen Sie sich in der Kanzlei melden. Erhalte ich auf Ihr Schreiben eine mündliche oder schriftliche Antwort, so werde ich Sie rufen lassen. Adieu, Herr Raimund.

Raimund war so ärgerlich und so konsternirt, daß er ganz zerstreut sagte: Wünsche gleichfalls!

Der Lieutenant konnte kaum den Eingang zur Treppe erreicht haben, so wurde der neue Arrestant schon auf dem Gange gehört.

Er sprach laut mit dem Gefangenwärter.

Welche Nummer? fragte er. Hat man mir doch ein ordentliches Zimmer angewiesen?

Der Gefangenwärter schloß Nr. 17 auf, ließ den Gefangenen eintreten und schloß den Arrest so vorsichtig oben und unten zu, wie er dies früher nicht gethan hatte.

Guten Tag! sagte der Ankömmling zu Raimund.

Guten Tag! erwiederte Raimund.

Schon lange hier?

Seit heute Früh.

Und gedenken sich lange hier aufzuhalten?

Ich gedenke, sagte Raimund und lächelte, in ein par Tagen wieder abzureisen.

Und wohin?

Nach Wien, in ein Hôtel, wo ich mich des Nachts selbst einsperre und am Tage die Thüren offen lasse.

Ich verstehe. Sie werden frei!

Ja, mein Herr.

Sie können unmöglich viel begangen haben?

Ich bin wegen Brutalität gegen meine Geliebte hier, und Sie, mein Herr, was bringt Sie hierher?

Ich bin auch wegen Brutalität hier; ich war nämlich brutal gegen die Gesetze in Bezug auf öffentliche Kreditspapiere. Herr, mir würde es schlimm ergehen, aber ich haue mich heraus!

Ich habe mich hinein gehaut in dieses Haus, denn hätte ich nicht zugehauen, wäre ich nicht herein gekommen.

Pah! sagte der Fälscher. Was heißt das! Sie sollten gar nicht hier sein! So unbedeutende Personen, wie Sie, sollte man gar nicht mit Personen meiner Art zusammensperren! Ich hoffte, mit einem, in Arresten viel herumgekommenen Manne zusammenzutreffen; bei einem solchen kann man Etwas lernen, und macht man gelegentlich einen Fluchtversuch, so darf man nicht fürchten, verrathen zu werden, indeß Einer, der auf ein paar Tage verurtheilt ist, ein Narr wäre, wenn er schwiege! — Wer sind Sie denn, mein Herr!

Ein Schauspieler.

Und heißen?

Ferdinand Raimund.

Nicht möglich! Der Mensch, den ich einige Male mit diesem Namen spielen sah, ist ein alter Kerl gewesen. —

Dieser alte Kerl bin ich.

Wo haben Sie denn Ihren Pudel?

Der ist zu Hause, und heult, daß sein Herr so dumm war, sich einsperren zu lassen.

Herr Raimund, sagte der Fälscher, wenn Ihr Pudel erst mich kennte, da würde er gar nicht aufhören, zu heulen, denn ich war noch dümmer! — Ich wußte, daß man, wenn ich von Wien nach Linz durchgehen würde, daß man mich in Linz zuerst suchen müßte, und ging doch nach Linz! Haben Sie keinen Stock bei der Hand? — Ich lasse mir mit Freuden von Ihnen einige Hiebe geben!

Ich schlage in dieser Welt keine Katze mehr!

Der Fremde ging auf Raimund zu. Er wendete Raimund ganz ungenirt den Kopf nach dem Fenster, und betrachtete ihn starr.

Ja, ja, sagte er; Sie können Raimund allerdings sein! — Wenn so das Licht in Ihr Antlitz fällt, und Sie so komisch grollen, so sind Sie der alte Kerl mit den jungen Augen. Hol' mich der Teufel, ich freue mich, daß ich Ihre Bekanntschaft mache. — Wenn Sie so lustig im Leben sind, wie auf der Bühne, so müssen Sie ein guter Gesellschafter sein! Ach, reisen Sie doch sobald nicht von hier ab!

Mir ist leid, versetzte Raimund, aber mein Urlaub geht zu Ende. Sie kennen gewiß die Theaterdirektoren? Diese wollen keine Stunde die Gage umsonst bezahlen. Was sind denn Sie gewesen, ehe Sie hieher kamen?

Kalligraf, Kupferstecher, Graveur, Papiermacher. —

O weh! da werden Sie sich als Einlösungsscheine-Verfertiger schwerlich heraushauen können, wie Sie zu sagen beliebten. —

Doch! doch! Mich attrapirte Niemand bei meiner Fabrikation; Werkzeuge fand man auch nicht bei mir. Gehülfen hatte ich auch nicht; man fand nur falsche Zettel in meiner Brieftasche. Diese habe ich eingenommen. — Von wem? das weiß ich nicht! — Mich können sie ins Gebet nehmen, von Weihnachten bis Pfingsten, ich gestehe nichts. — Ich habe auch nichts zu gestehen, denn ich habe nie ein Geldzettel gemacht!

Ich glaube es, sagte Raimund; wenn es nur die Anderen auch glauben!

Der Fälscher schwätzte noch eine Weile so fort; der Abend brach heran.

Wieder wurde der Schuber an der Thüre geöffnet, und nun kam die Traiteurin und fragte, ob Raimund etwas zu speisen wünsche?

Und ich? bekomme ich nichts? sagte der Fälscher. Ist von mir nicht die Rede? Erinnern Sie doch den Herrn Hauskommandanten, daß ich mich als einen Hungrigen gemeldet. — In St. Pölten traf ich mit dem Polizeikommissär um acht Uhr Morgens ein, darauf ging es wie der Blitz nach Wien, und weder ich noch der Kommissär haben zu Mittag gegessen. — Geld habe ich ja auch! 300 fl. in echten Zetteln! 400 fl. in falschen! — Warum soll ich also fasten, oder etwa gar hier verhungern?

Sie lassen mich nicht zu Worte kommen, erwiederte die Traiteurin. Ich wollte Ihnen sagen, daß Sie Suppe, Kalbsbraten und eine Mehlspeise erhalten. —

Auch Wein?

Auch Wein. Ein Seitel!

Viel zu wenig!

So lautet der Auftrag!

Lassen Sie sie! sagte Raimund. Ich werde mir eine Maß Mailberger bestellen; davon trink ich ganz wenig! — Aber Hunger habe ich, sagte Raimund. Ich habe zu Mittag mein Essen verschenkt, und nun diktirt mir der Magen, was er gerne hätte! — Ein halbes „Gansel," Salat, und Raimund-Bretzel eine Schüssel voll! Sie, sagte Raimund zu dem Stubengenossen, die Raimund-Bretzel müssen Sie versuchen, die sind mir zu Ehren erfunden worden, und diese brave Frau hat sie erfunden!

Ich bringe Alles, was Sie wünschen, erwiederte die Traiteurin und ging.

Herr Raimund, bemerkte der Fälscher, ich sehe

immer deutlicher, daß es ein wahres Unglück ist, daß Sie nicht auf ein halbes Jahr verurtheilt wurden; ein halbes Jahr kann es wohl dauern, bis ich loskomme.

Ich wünsche es, erwiederte Raimund mit einem Seufzer.

Das Nachtmahl wurde gebracht.

Der Fremde aß und trank mit großem Appetite.

Er wurde immer gesprächiger.

Er erzälte viel von seiner Geschicklichkeit und Vielseitigkeit im Schreiben, Zeichnen, von seinen Kenntnissen in der Chemie u. s. w. Er erwähnte auch, daß das viele Geld, das er ausgegeben, zuerst den Verdacht auf ihn geleitet haben müsse, daß er endlich auch einen falschen Zehn-Gulden-Schein in einem Bierhause ausgegeben, über welchen der Kellner bei der Behörde vorgerufen worden sei.

Ich hätte da vorsichtiger sein sollen, und am andern Tage, als ich wieder in demselben Bierhause einsprach, mit echten Scheinen bezahlen sollen, aber mich ritt der Teufel, und ich bezahlte abermahls mit einem falschen Zehn-Gulden-Scheine. Der Kellner gab wieder heraus, ohne Etwas zu merken. Ich blieb noch eine Weile sitzen, da fiel dem Kellner der falsche Zettel erst ins Auge.

Ich habe schon wieder einen solchen verfluchten Zettel eingenommen! rief der Kellner. Ich weiß aber nicht mehr, von wem!

Ich rührte mich nicht.

Bald hierauf ging ich fort.

Ein Gast begleitete mich.

Mein Herr, sagte dieser, als er mich auf der Straße allein hatte, Sie haben den falschen Zettel verausgabt. Sollten Sie es nicht wissen, daß Sie falsche Einlösungsscheine besitzen, so bedauere ich Sie, denn daß Sie sie anfertigen, will ich nicht glauben.

Ich will sogleich nachsehen, versetzte ich. Ich bin ein Fremder, und wenn es so ist, wahrscheinlich damit betrogen worden.

Der Mann verließ mich, und schien mir zu glauben.

Allein ein anderer Mann ging mir nach. Ich bemerkte, daß er wie ein Schatten mir folge. — Ich ging ruhig nach Hause.

Noch in der Nacht wurde ich von einem Kommissär und einigen Polizeidienern geweckt. Ich mußte aufstehen. Es wurde Alles in meinem Zimmer genau untersucht, eben so bei meinen Hausleuten, in der Küche u. s. w. Man fand nichts, doch in meiner Brieftasche entdeckte man noch zwei ganz neue falsche Zehn-Gulden-Zettel, dann gegen neunzig Gulden echte „Scheine." — Ich mußte dem Kommissär folgen.

Die Nacht war sehr finster.

Als ich in die Brunngasse kam, die bekanntlich unter den vielen schlecht beleuchteten Straßen der Leopoldstadt am schlechtesten beleuchtet ist, entsprang ich, und so glücklich, daß bald jede Spur von mir verschwunden war. Ich reiste Tags darauf nach Linz, weil dort meine Eltern leben; die Polizei hatte dies erfahren; sie sendete mir einen Kommissär nach, man arretirte mich zum zweiten Mal, und nun bin ich hier.

Man hat Ihnen in Wien bereits falsche Zehn-Gulden-Scheine abgenommen, und jetzt fand man wieder 400 fl. nachgeahmte Noten bei Ihnen? — Das ist schlimm!

Das thut nichts zur Sache! fuhr der Fremde fort. Ich habe sie deshalb doch nicht gemacht, und kein Teufel kann mir dies beweisen!

Ich wünsche es! erwiederte Raimund.

Indeß wurde es immer mehr Nacht!

Gehen wir schlafen! erwiederte Raimund.

Während ich heute in der Kanzlei war, fuhr Rai-

mund fort, hat man mir ein wunderschönes Bett hier auf die „Pritsche“ gelegt. — Ist dies eine Aufmerksamkeit von dem Herrn Kommandanten?

Wahrscheinlich! versetzte der Fremde, für mich hat man keine solche Aufmerksamkeit! Ein Strohsack, ein Polster von Roßhaar! eine Kotze!

Ich werde Ihnen einen Polster von mir geben. Ich habe deren drei.

„Ein gutes Gewissen,
„Ist ein ruhiges Kissen!“

Gute Nacht! Ich werde sogleich schlafen, sagte Raimund.

Gute Nacht! erwiederte der Fremde.

Plötzlich wurde an der Mauer von der Seite, wo sich Nr. 16 befand, an der Wand geklopft.

Der Fälscher richtete sich auf und horchte.

Was ist denn das? fragte Raimund.

Stille! sagte der Fremde, sprechen Sie nicht! Das geht mich an!

3.

Der Mann an der Wand klopfte in vielen Absätzen.

Wenn der Fälscher das Klopfen des Nachbars nicht recht verstand, so klopfte er wie man zu fragen pflegt. Es war ein ganz anderer Ton.

Raimund horchte so aufmerksam zu, als wenn diese Zeichensprache ihn angegangen hätte.

Als endlich die Klopferei ein Ende nahm, sagte Raimund:

Der Mann da drüben muß Ihnen ja eine ganze Lebensgeschichte vorgeklopft haben! — Wer ist er denn? Wie weiß er denn, daß Sie hier sind? Und wußten Sie denn, daß diese „Diebssprache“ Sie angehe?

Er klopfte meinen Namen, antwortete der Fälscher.

Ihren Namen? Was er zuerst zusammen klopfte, war ja ein völliger Marsch.

Es bedeutete: Fritz.

Hören Sie auf! Er trommelte so lange, daß Sie Sebastian hätten heißen könnten und es wäre zu lange gewesen.

Er klopfte zuerst sechs Mal; der sechste Buchstabe im Alphabet „F", dann siebzehn Mal, das ist der Buchstabe „R".

Ich verstehe; es gehört ein Menschenalter dazu, wenn man „Ich wünsche wohl gespeist zu haben!" klopfen wollte.

Es gibt viele Abkürzungen.

Hat er Ihnen etwas Gutes geklopft?

Leider nein!

Zum Beispiel!

Man hat in der Leopoldstadt, in der Wohnung, in der ich mich befand, den Fußboden aufgerissen und meine Werkzeuge gefunden; man hat den Schneider, meinen Quartiersherrn, und sein Weib arretirt. —

Jetzt wird man Sie überweisen können.

Nein. Ich schiebe Alles auf den Schneider.

Und Sie sind der Thäter!

Wer sagt Ihnen dies?

Ich vermuthe es.

Vermuthen Sie nichts, bis Sie Gewißheit haben.

Mich geht es nichts an! Meinetwegen! Ich will auch nichts vermuthen. Wann ich nur wüßte, wer der Klopferer daneben ist?

Wer kann er sein! Der Schneider selbst ist es, der Schneider, bei dem ich wohnte, und den man arretirte.

Und den Sie jetzt hinein bringen wollen.

Er ist schon drin!

Sie haben Recht! Nun sagen Sie mir, wie haben Sie denn diese Klopfsprache gelernt, und wie hat sie denn der Schneider gelernt?

Im Arreste.

Waren Sie denn schon oft eingesperrt?

O Gott! Schon in aller Herren Länder!

Sie spielen also völlige Gastrollen in den Gefängnissen? Trachten Sie nur, daß Sie kein lebenslängliches Engagement bekommen, oder etwa gar ein Spielhonorar mit dem Haßlinger —

Herr Raimund, Sie beleidigen mich.

Ich meine es nicht so! Ich ärgere mich nur, daß Sie das Einsperren völlig als eine Sache, die so sein muß, behandeln, und davon sprechen, wie ich von einer schlechten Rolle, die ich zuweilen spielen muß.

Ich bitte wieder zu schweigen. Mein Freund klopft schon wieder.

Der Nachbar klopfte abermals.

Raimund horchte sehr aufmerksam.

D! rief Raimund, dann I, dann R — endlich rief Raimund H, — Ui, — L, — F, — T — zum Schlusse sagte Raimund N. — I, — C, — H, — T! — „Dir hilft Nichts!" klopft der Kerl! Klopfen Sie ihm doch, daß er ortografisch klopfen soll, „Hilft" klopft man ja mit dem I — und nicht mit dem „Ui!" — Doch Spaß à part! Ich glaube selbst, daß Ihnen nichts hilft. — Mir ist leid! Wenn Sie so geschickt sind, hätten Sie sich ja mit Etwas Anderem Ihr Brot verdienen können. — Ich werde Ihnen keine moralische Vorlesung halten, im Arrest kommt sie auch schon zu spät; aber wenn Sie wieder herauskommen aus der Patsche, so werden Sie Etwas Anderes. Geben Sie sich mit „Scheinmachen" nicht mehr ab.

Ich will Schauspieler werden.

Aber da werden Sie ja wieder ein Scheinma-

cher; die Schauspieler machen erst recht Alles zum Schein!

Der Fälscher seufzte tief.

Ich glaub' es Ihnen, sagte Raimund. Wenn Ihnen leichter wird, so seufz' ich mit.

Es schlug auf der Hausuhr: **Zwei.**

Da haben wir's! sagte Raimund, schon zwei Uhr! Jetzt komm' ich nicht mehr zur ganzen Nacht! Und ich soll morgen früh aufstehen! Ich möchte in die Kirche gehen um sieben Uhr.

So schlafen Sie! —

Recht gern! aber ich fürchte Ihren Freund daneben. Klopfen Sie ihm! Klopfen Sie ihm, daß er nicht mehr klopfen soll.

Er klopft jetzt nicht mehr. Schlafen Sie, Herr Raimund; ich beneide Sie um Ihren Schlaf!

Raimund legte sich hinüber, um zu schlafen.

Plötzlich wurde die Thür des Gefängnisses aufgesperrt.

Zuerst visitirte der Gefangenaufseher das Fenstergitter, dann das ganze Zimmer, vorzüglich die Mauern und die Thüre.

Was wünschen Sie denn, Herr Kettler? fragte Raimund.

Nachsehen muß ich, ob kein Fluchtversuch gemacht wurde.

Ich glaube, Sie wollen wissen, ob wir Ihnen nicht gestohlen wurden?

O nein, erwiederte Kettler, Sie sind zu gut verwahrt!

Er ging, und sperrte wieder zu.

Ist das eine unruhige Nachbarschaft! rief Raimund. Zum Teufel! In diesem Hause sollte man ja den ungestörtesten Schlaf haben, und alle Minuten führt der Henker einen andern Ruhestörer herbei.

Wieder legte sich Raimund auf eine bequeme Stelle, um zu schlafen; wieder fing er an, einzuschlummern, und wieder wurde er aufgeschreckt.

Die Thüre wurde abermals, und diesmal mit dem größten Geräusche aufgeschlossen, und herein traten der Polizeilieutenant, der Feldwebel, zwei Mann Wache und der Gefangenwärter.

Raimund machte große Augen.

Das Arrestzimmer wurde durch drei große Laternen, welche hinein getragen wurden, beleuchtet.

Herr Schreffler, sagte der Lieutenant, Sie ziehen sich augenblicklich an. Sie werden auf Nr. 43 in einen anderen Trakt transportirt, dort werden Sie auf kein Klopfen horchen können!

O nehmen Sie mich auch mit, bat Raimund. In diesem Arrest ist's mir doch gar zu unruhig!

Sie bleiben! sagte der Lieutenant barsch.

Hurtig! Hurtig! Herr Schreffler! sagte der Gefangenwärter.

Schreffler konnte vor lauter Angst sich nicht ankleiden.

Der Gefangenwärter half ihm.

Als Schreffler zu Ende kam, sagte er zu Raimund leise:

Verrathen Sie nichts von dem, was Sie gehört haben! Leben Sie wohl, Herr Raimund, wahrscheinlich sehen Sie mich nie wieder!

Er wurde fortgeführt.

Der Lieutenant blieb bei Raimund einige Augenblicke.

Wahrscheinlich, sagte der Lieutenant, hat er Sie ersucht, nichts von dem auszusagen, was Sie gehört haben!

Ich habe nichts gehört! antwortete Raimund unwillig.

Was wispelte der Mann Ihnen zu?

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nichts gehört habe.

Sie sind verpflichtet, Alles zu sagen, was Sie wissen, und was dieser Mann mit Ihnen gesprochen!

Verpflichtet? Ich bin ein Arrestant, wie er. Er ist vielleicht auf seine Lebenszeit unglücklich, und ich auf drei Tage. Ich soll ihn also noch mehr hineinreiten ins Malheur? Deßhalb habe ich mich nicht einsperren lassen. — Ich wünsche, wohl zu ruhen, Herr Lieutenant, und bitte, mich auch ruhen zu lassen!

Der Lieutenant ging ganz unwillig fort.

Ich werde ihn nicht verhören, sagte er, aber der Kommissär, der ihn morgen vernehmen wird, dürfte in einem anderen Tone mit ihm sprechen.

Er ließ den Arrest schließen und entfernte sich.

4. Ein Abenteurer im Gefängniß.

Die fernere Ruhe Raimunds wurde nicht weiter gestört. — Um halb sieben Uhr erwachte er, zog sich an, und ließ sich zum Besuche der Kirche melden.

Der Lieutenant stand auf dem Gange.

Raimund ging auf den Lieutenant zu.

Verzeihen Sie einem Schlaftrunkenen, sagte er, wenn er gestern kurz angebunden war. Sie waren aber auch ganz barsch.

Wenn ich unter vier Augen mit Ihnen herzlich bin, so kann ich unter zehn Augen keinen vertrauten Ton annehmen, am wenigsten, in Gegenwart eines groben Verbrechers.

Begreife es.

Als ich dann allein mit Ihnen war, sprachen Sie sogar voll Unwillen mit mir.

Ich war ärgerlich, daß ich gegen einen armen Teufel hätte aussagen sollen.

Sie kennen diesen armen Teufel nicht, der hat durch seine nachgeahmten Zettel viele Menschen unglücklich gemacht. In Ihrer Vorstadt hat er einem Krämer mit großer Familie mehrere Hundert Gulden angehängt. Dieser Krämer verliert das Geld. —

Was wird dem Fälscher geschehen?

Er wird nach dem Gesetze zum Tode verurtheilt.

Und wenn ich erzäle, was er mir gesagt? Erhält er dann eine gnädige Strafe? Notabene, wenn sein Diskurs seine Unschuld nicht beweist?

Nein, da bleibt es bei derselben Strafe.

Also, zu was brauchen Sie mich?

Was Sie von ihm erfuhren, kann dazu beitragen, seinen Genossen, der mit ihm durch die Wand korrespondirte, besser aufs Korn zu nehmen.

Ich habe nichts verstanden. Das Klopfen, das Sie selbst besprochen, und welches ihm einen andern Arrest verschaffte, waren keine Worte.

Herr Lieutenant, fuhr Raimund fort, ich gehe jetzt in die Kirche. Ich werde für die zwei armen Teufel beten, welche gehängt werden sollen.

Raimund ging.

Der Lieutenant stattete seinen Rapport ab.

Der Polizeihaus-Direktor erwiederte:

Ein Arrestant kann zu einer Aussage gegen seine Mitgefangenen nur in dem Falle verhalten werden, wenn der Arrestant im Gefängnisse Zeuge eines Vergehens oder Verbrechens wird. Wenn Raimund nicht freiwillig eine Aussage abgibt, so kann er hiezu nicht gezwungen werden.

Dem Polizei-Lieutenant fiel ein Stein vom Herzen. Aus übergroßem Diensteifer glaubte er Raimund verantwortlich machen zu müssen.

Er wartete Raimunds Rückkunft aus der Kirche nicht ab, und ging in die Kanzlei.

In der Kirche fielen Raimund die vielen jungen Frauenzimmer auf.

Er fragte den Gefangenwärter, was denn diese verbrochen?

Mit Ausnahme von Einigen, antwortete der Gefangenwärter, sind es lauter leichtsinnige Dirnen. Morgen geht der „große Schub" von Wien ab. Diese frechen, arbeitsscheuen Geschöpfe werden in ihre Heimat abgeschoben. Viele wurden schon oft weggewiesen, kamen aber immer wieder. —

In Wien, antwortete Raimund herrscht ein heiteres Leben, das gefällt solchen Mädchen, und da gehen sie bei der einen Linie hinaus, bei der andern wieder herein. Da sehe ich ja sogar einige in seidenen Kleidern und mit Blumen frisirt. —

Die sitzen morgen sogar mit Hut und Schleier auf dem Leiterwagen! dergleichen sollte ein Lokaldichter mitansehen, bemerkte der Gefangenwärter, das gäbe Stoff!

Unser Herr Gott, soll uns bewahren für einen solchen Stoff! erwiederte Raimund. Viele unserer Possendichter bringen ohnehin so Manches, was gerade nicht zur Erhöhung der Moral dienlich ist.

Als Raimund in seinen Arrest zurückkehrte, fand er wieder einen neuen Stubengenossen.

Raimund wurde unangenehm berührt, bei dem Anblicke des neuen Arrestanten, nicht weil er etwa widerlich aussah, sondern weil er frech sich benahm.

Derselbe ging auf Raimund zu, und sagte:

Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste. Ich bin kein Verbrecher; ich stelle nur in jeder Stadt, wohin ich komme, gelegentlich Etwas an, um eingesperrt zu werden. Ich schreibe ein Buch „Er-

lebnisse in deutschen Gefängnissen," ich war schon in zwei und dreißig Städten verhaftet; Wien war mir vor Allem wichtig. Gott sei Dank! Ich habe erreicht, was ich wünschte!

Was es jetzt für Narren auf der Welt gibt! dachte Raimund, dieser läßt sich aus Unterhaltung einsperren, damit er ein Buch darüber schreiben kann! Hören Sie, sagte Raimund, wenn Sie über Wien schreiben und etwa mich in Ihr Buch bringen, so erweisen Sie mir einen schlechten Dienst; was braucht Deutschland zu wissen, daß ich im Polizeihaus gesessen habe.

Gerade Deutschland soll es erfahren! Ich habe mir schon sagen lassen, wer Sie sind! Gott im Himmel! eine dramatische Zelebrität! Sie allein liefern mir Stoff zu einem ganzen Bande.

Warum nicht gar! Uibermorgen bin ich wieder frei!

Aus zwei Tagen, mache ich zwei Jahre! Sie werden sich gar nicht erkennen, wenn Sie mein Buch lesen; dessen ungeachtet werde ich es Ihnen widmen; ich lasse Sie „in Stahl stechen, wie Sie in Eisen sitzen!" das kaufen dann alle Leihbibliotheken; drei Tausend deutsche Leihbibliotheken sind meine Kunden!

Raimund mußte lachen über diese ganz eigenthümliche Erscheinung.

Was sind Sie für ein Landsmann? fragte Raimund.

Ein Königsberger, mein Herr. Mein Name ist Isidor Bebe, Doktor der Weltweisheit, korrespondirendes Mitglied der gelehrten Gesellschaften von Jena, Erfurth, Halle, Leipzig, Mitarbeiter am „Hesperus," Korrespondent des „Morgenblattes," der „eleganten Zeitung," des „Freimüthigen" und Falks „Elisium und Tartarus," Stifter des literarischen Klubs in Weimar, Redakteur des „Musenalmanaches" von Löffler und Schwemmer in Eisenach und — und —

Das merk' ich mir mein Leben lang nicht! versetzte

Raimund. Sagen Sie mir nur, was Sie angestellt haben, daß man Sie fest nahm?

Ich habe in Wirthshäusern raisonnirt, dann blieb ich die Zeche schuldig und machte einen Versuch zu echappiren; da wurde ich gefaßt.

Sie kommen auf den „Schub!"

Das ist mein Wunsch! Erstens gibt das mir Stoff zu einigen Kapiteln, dann kostet mich die Reise nach Hause keinen Heller.

Sind Sie denn gar so arm?

Keine Idee! Aber, Herr, sparsam! äußerst sparsam.

Schmutzig!

In Oesterreich nennt man es so!

Ich trage immer Geld bei mir. Sechs Goldstücke und eine englische Banknote über einhundert Pfund —

Aber im Arrest haben Sie dieses Geld nicht?

Auch im Arrest!

Wo haben Sie es denn?

Das sag' ich nicht.

Hat man Sie denn nicht visitirt?

O ja und sehr strenge, aber nichts gefunden. Von Berlin aus, wurde nach Prag gemeldet, daß ich immer Geld verborgen hätte, denn Behörden unterhalten sich am liebsten in ihren Korrespondenzen von verdächtigen Leuten; wie überall war ich nicht vierundzwanzig Stunden in Prag und schon arretirt. —

Was haben Sie denn da verbrochen?

Immer dasselbe. Im „schwarzen Roß" habe ich über Prag unverschämt geschimpft, dann einen Versuch gemacht, mit der Zeche zu echappiren; ich wurde gefaßt und eingesteckt, visitirt, nach meinem Gelde gefragt, ich habe keins, antwortete ich. „Entkleiden Sie sich!" hieß es; ich zog mich aus; Herr, ich sah aus wie Adam im Paradiese, als es noch keine Hemdenmacher und keinen Schneider gab; man durchforschte meine Kleider, trennte

die Nähte auf, durchstöberte meine Stiefel, guckte in das Innerste meiner Sohlen, nirgends ein Heller Geld! Man durchkämmte meine Haare; nirgends nichts, gar nichts, nichts, nicht das Geringste! Man warf mir die Kleider hin. Man wird Ihnen Ihre Sachen repariren lassen, sagte man. Ist nicht nöthig, erwiederte ich; diese Untersuchung liefert mir zwei Kapitel für mein Buch. In Berlin foppte ich die Gerichte tagelang. Im Stadtgefängnisse gefiel es mir gar zu wohl! Ich saß mit einem Geisterbeschwörer zusammen, einem prächtigen Kerl, der machte der Schutzmannschaft bange, neckte die Gendarmen, und jagte dem Amtsdiener Angst ein; der Teufelsmensch sprach schauerliche Beschwörungsformeln, wußte Flüche auszustoßen, daß die preußischen Grenadiere vor Entsetzen die Ohren zuhielten, profezeite aus der flachen Hand und schielte dabei so gräßlich, daß eine gesegnete brandenburgische Frau riskirte, von einem pommerschen Kinde erlöst zu werden. — Wie überall hätte ich auf Kosten der guten Stadt Königsberg schon in drei Tagen über die Gränze gebracht werden sollen. „Schwedenborg" sagte ich zu meinem Geisterbeschwörer, nein, „Schwedenborg" von Dir trenne ich mir noch nicht! — Du mußt fort! replizirte er; sie leiden Dich nicht länger hier. — Doch, doch! sagte ich, laß mir nur machen. — Ich holte schnell meine Hundert-Pfund-Note hervor, glättete sie, weil sie zu einem Knäuel zusammengelegt war, auf dem Schenkel aus und klimperte mit meinen Goldstücken. —

Als das die andern Gefangenen erblickten, es waren einige Berliner Taschendiebe darunter, die so große Meister im Stehlen sind, daß sie einem in Galopp dahinsprengenden Reiter die Socken aus den Stiefeln stehlen können, ohne daß er es bemerken kann; als diese Diebe meinen Reichthum sahen,

schrieen sie auf: „der Kerl hat Monnetten! Männiken, sei so liebreich und gib Etwas ab davon, oder wir zeigen Dir an!" — „Zeigt mir an! Spandauer Galgenvögel!" sagte ich, was die Kerle ein wenig kitzelte, denn der Eine gab mir sogleich einen Kreuzhieb, wie die deutschen Ritter vor Nizäa den Sarazenen, daß ich hinstürzte. Dies war mir lieb, erstens für mein Buch, dann kollerte ich unter die Schlafstelle und hatte also Gelegenheit, mein Geld rasch wieder verschwinden zu machen.

Man zog mir hervor und applicirte mir noch einige Keile; Schwedenborg wollte mir zu Hilfe eilen, verließ aber schnell mit blutender Nase das Gefecht; nun schrie ich um Hilfe, weil die Kerle mir auch mit Fußtritten regalirten; da kam die Wache, der oberste Hallunken-Verwahrer an der Spitze und fragte, was es gäbe. — Die Kerle denunzirten mir und nun ward ich fortgeführt und gehörig ausgeforscht nach dem Gelde. — Ich habe keins, betheuerte ich mit einer Keckheit, die so glorreich war, daß man sie sogleich hätte litografiren sollen für mein Buch. — „Rasch ausziehen!" hieß es; ich that es.

Ja, sucht nur, sagte ich, wo nichts ist, hat selbst der Herzog von Mecklenburg sein Recht verloren!

Aber es haben ja sechs Gefangene gesehen, daß Sie Geld haben, Friedrichsd'ors und englisches Bankgeld, sagte der Schließer.

Die Lumpen haben mir verleumdet! entgegnete ich. Ich bitte um Satisfaktion und meine augenblickliche Entlassung.

Augenblickliche Entlassung? herrschte mir der Geheim-Schlüssel-Bewahrer der königlich preußischen Gefangenzimmer an. Nicht vor 14 Tagen kommen Sie jetzt los! Isidor Bebe von Königsberg, Sie verharren hier! Ihre heimlichen Kapitalien müssen erst

aufgefunden werden, dann beginnt die Kriminal-Untersuchung, um zu vigiliren, ob Sie das bewußte Geld nicht gestohlen, gemaust oder defraudirt haben!

Ganz wohl! sagte ich, „Erste Arrest-Größe!“ welcher Titel ihm sehr schmeichelte. Man ließ mich wieder in mein Kerkerloch zurück führen.

Nun, ist es jetzt besser? fragte mir der deutsche Ritter von Nizäa, der mir den Sarazenenhieb verabreicht hatte? — Nun hast Du nichts und wir haben auch nichts.

Ja, sagte ich, graduirter Straßenräuber, geprüfter Buschklepper, absolvirter Strauchdieb, „Mathias von Baiern“ und „Schinder Johannes vom Rheine;“ es ist besser, denn man hat nichts gefunden, und ich habe abermals Stoff für zwei Kapitel zu meinem Buche.

Du hast das Geld also noch? brüllte mir der Raubritter mit einer Stimme in die Ohren, so daß Gaugraf Urach der Wilde als Kastrat gegen ihn erschienen wäre. So gib's jetzt heraus, oder wir erwürgen Dich so gewiß als der Scharfrichter von Potsdam ein Dutzend zweischneidiger Schwerter in seiner Schlafkammer hängen hat!

Gib's heraus! sagte Schwedenborg, weshalb sollst Du Dich denn erwürgen lassen?

Sollen h'ran kommen! wüthete ich; jeder Schlag, den sie mir versetzen, jeder Hieb, den sie mir zumessen, jeder Fußtritt, den sie mir theilhaftig werden lassen, kommt in mein Buch; gebt mir nebstbei zehn Tausend Schimpfnamen, diese füllen zwanzig Seiten an und sind gediegenes Gold für mein Buch!

Der will den Märtirer spielen zu Gunsten des schriftstellerischen Gefängnißbeschreibens in Europa! höhnte der Mann von Nizäa. Nu warte, mit Deiner

rechten Hand sollst Du gewiß nichts mehr schreiben, die breche ich Dir wie Breslauer Zwieback entzwei.

Schon drang er auf mich ein, allein ich gebrauchte die Kraft meines linken Fusses mit solcher Gewalt gegen seinen Bauch, daß er „Quecks“ machte, und sogleich in einen Winkel taumelte.

Schwedenborg rief wieder die Wache, und wieder wurde ich fortgeführt.

Neuerdings denunzirten die Kerle, welche schon längst für die Raben zu einem Diner hergerichtet waren, was ich gesagt; schwuren bei Cartouche, Jack Shäppard, Mandarin und Fra Diabollini, daß ich das Geld dennoch besäße, und nun guckte man mir in die Ohren, in den Mund und überall hin, und entdeckte wieder nichts.

Ein Bad! richtet ein Bad! sagte der Gefängniß-Kommandant! Setzt den Kerl eine Stunde lang, ins warme Bad!

Sehr angenehm, erwiederte ich. Herrliches Kapitel für mein Buch. —

Das Bad wurde gebracht.

Man setzte mir eine Stunde hinein.

Man schöpfte das Bad fast mit Kaffeelöffeln aus.

Man fand wieder nichts!

Ei, sagte Raimund, Sie machen ja preußische G'spaß und erzälen norddeutsche Lügen!

Auch diese Bemerkung kommt in mein Buch! erwiederte Isidor Bebe, aber hören Sie nur! — Als ich mir wieder angezogen hatte, wurde ich in eine enge Kammer geführt. Man setzte mir bald darauf eine Flasche von ungefähr sechs Maß, gelbbrauner Tinktur vor, und trug mir auf, diese binnen 12 Stunden auszutrinken!

Charmant! sagte ich. Das ist besonders anziehend für mein Buch. —

Und als Sie dies tranken, fragte Raimund, fand man da auch wieder nichts?

O, da hätte man schon Etwas finden können, aber der Torturmeister versäumte den rechten Moment, und so fand man wieder nichts, warf mir aus dem Hause, setzte mir auf die Köpnicker-Diligenze, und in acht Tagen kam ich zur Freude meiner Eltern in Königsberg an.

Sie sind unter allen Narren, sagte Raimund, welche ich mein ganzes Leben gesehen habe, der allernärrischste! Ich weiß nicht, liegt ihre Narrheit in Märchen erzälen oder in der Manie, Märchenhaftes erleben zu wollen? — Was soll denn mit Ihnen hier geschehen?

Hier mache ich dasselbe Manöver mit den Goldstücken und mit der englischen Note, und Sie müssen mir angeben!

Warum nicht gar! Was muthen Sie mir zu!

Ich wäre neugierig, was man in Wien mit mir anfängt!

In Wien sperrt man Sie ins Narrenhaus, und ich werde dann kniefällig bitten, daß man Sie nicht mehr herauslasse.

Raimund wurde jetzt zu dem Polizei-Lieutenant gerufen.

Gott sei Dank! sagte er, der Lieutenant bringt mir Nachricht von Emmi! Leben Sie wohl, Sie, mit der lebendigen Sparbüchse! setzte Raimund bei, und stürzte zur Thüre hinaus.

* *
*

Dem verehrlichen Lesern muß hier bemerkt werden, daß die Erzälung, welche Isidor Bebe in den Mund gelegt wird, keine Erfindung ist. Dieser Narr eigener Art befand sich in der That im Jahre 1818 in Wien.

Was hier von ihm erzält wird, hat sich wortgetreu ereignet. Der Mann, der hier Isidor Bebe genannt wird, führte einen andern Namen; sein Bruder war ein geachteter Buchhändler in Leipzig, welcher verhinderte, daß das Buch „Erlebnisse in zweiunddreißig deutschen Gefängnissen" gedruckt würde. Raimund sah den lächerlichen Abenteurer in spätern Jahren in einer Buchhandlung in Berlin. Dieser Narr starb in Berlin, wie Raimund nachträglich erfuhr, in einer Irren-Anstalt.

5. Herr Leopold Huber.

Wer beschreibt die Freude Raimunds, als er von dem Lieutenant Nachrichten über Emmi erhielt, als der Lieutenant ihm schilderte, mit welchem Entzücken sie Raimunds Brief empfing, und wie es unverkennbar aus ihren Augen strahlte, daß sie ihn liebe!

„Nur auf zwei Stunden möchte ich mich jetzt aus meinem Arrest entfernen können, sagte Raimund, meine nächste Einnahme im Leopoldstädter-Theater gebe ich den Armen Wiens, wenn Sie mich, Herr Lieutenant, nur auf zwei Stunden zu Emmi lassen! Jetzt ist es zehn Uhr, bis zwölf Uhr bin ich wieder hier, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!"

Der Lieutenant lächelte zu diesem Antrage. — Uebermorgen um diese Zeit, sagte er, sind Sie ja ohnehin frei; da können Sie mit dem leichtesten Herzen von der Welt, nicht nur zwei, sondern zwölf Stunden zu Emmis Füßen liegen und von Liebe mit ihr sprechen, ohne je wieder hieher zurückzukehren!

Raimunds Drängen um „einen kleinen Abstecher in Gottes freie Luft," wie er sich ausdrückte, wurde unterbrochen. Der Direktor Leopold Huber

erhielt die Bewilligung, Raimund besuchen zu dürfen, und da sich Raimund gerade in der Kanzlei befand, so lagen sich Direktor und Schauspieler schnell in den Armen.

Leopold Huber war ein komischer Patron mit einer Menge seltsamer Eigenheiten; zu diesen gehörte auch, daß er immer „gesalzene Bretzen" im Sacke herumtrug, und Jeden damit regalirte, der sich seiner Gunst erfreute. —

Diejenigen Schauspieler, welche er bereits bei dem Leopoldstädter-Theater vorfand, als er dasselbe pachtete, mochte er, und wenn sie noch so beliebt waren, nicht gut leiden; diese bekamen wol, wenn sie ihn darum ersuchten, bare Vorschüsse und nach ihrer Stellung auch erhöhte Gagen und sogar „Einnahmen," aber — „Bretzen" bekamen sie nicht. Gesalzene Bretzen waren bei Huber, was bei einem König ein Orden ist, eine wahre Auszeichnung, ein Beweis der höchsten Gunst.

Nach der Umarmung Raimunds, erhielt dieser drei Bretzen auf ein Mal, das gesalzene Großkreuz der höchsten Huberschen Anerkennung und der unbestreitbarsten Verdienste.

Haben Sie schon wieder einen „Bretzenbäcken" ausgekauft? fragte Raimund.

Ja, lachte Huber, ich habe in der „Preßgasse" beim „Brodsitzer" ein Dutzend gekauft. Wenn Sie frei sind, Ihre Strafe überstanden haben, erhalten Sie noch drei. —

Indeß werden sie „altgebacken!" scherzte Raimund. Vor Allem danke ich Ihnen für meine tägliche Zulage pr. 10 fl.! — Sie geben mir ja Revenuen, welche ich nicht verzehren kann! — Und nun erzälen Sie mir vom Theater.

Vom Theater? Da hätte ich Ihnen viel zu sagen.

Seit vorgestern? — Ich höre, Sie geben während der drei Tage meiner Verhaftung immer „Fausts Mantel."

Ja, erwiederte Huber, Ignaz Schuster muß jetzt immer „einspannen;" wie Sie aber frei werden, müssen Sie wieder „ziehen."

Sorgen Sie nur für ein neues Stück.

Ich habe schon eines, den „Verwunschenen Prinzen;" die Hauptrolle für Sie berechnet.

Von wem?

Von Bäuerle.

Nicht möglich!

Warum nicht möglich?

Ich dachte, der schreibe nur für Ignaz Schuster. —

O, er schreibt auch für Sie.

Da bin ich neugierig.

Ich habe das Stück bei mir. Hier ist es.

Ich werde es sogleich lesen; ich habe nichts Besseres zu thun.

Und die Rolle des „Sandelholz" müssen Sie noch im Polizeihause lernen. —

Spiel' ich einen jungen Mann?

Gott bewahre! einen alten.

Her damit! Nur keine jugendlichen Rollen mehr. Den „lustigen Fritz" verzeih' ich dem Dichter Meisl nie.

Und die Rolle ist so brillant, das Stück so gut. —

Aber „Fritz" ist jung, und so jung ich bin, so freuen mich jugendliche Charaktere nicht.

Nun sagen Sie mir, wie der Arrest anschlägt?

Gut! — Ich werde hier behandelt wie das Kind im Hause. Hier, der Herr Lieutenant, ist ein wahrer Engel!

Herr Lieutenant, sagte Huber, darf ich mit einer Bretzen aufwarten?

Der Lieutenant lächelte, nahm die Bretze und dankte.

Der Herr Lieutenant, fuhr Raimund fort, hat ein edles Herz; ich benahm mich gestern nicht so, wie ich sollte; der Herr Lieutenant verzieh mir.

Herr Lieutenant, noch eine Bretze! sagte Huber, und hatte die Augen voll Wasser.

Nicht nur, daß er mir mein barsches Wesen verzieh, so erwies er mir auch heute noch einen Liebesdienst, welchen ich ihm mein ganzes Leben hindurch, nicht vergessen werde. —

Herr Lieutenant, wiederholte Huber und weinte dabei, daß ihn der Bock stieß: Herr Lieutenant, hier haben Sie alle meine Bretzen! Und wenn Raimund frei ist, so feiern wir an dem auf seine Entlassung folgenden Sonntag, seinen „glücklichen Ausgang" durch eine brillante Tafel in meinem Hause; Herr Lieutenant, Sie dürfen es nicht abschlagen, mein Gast zu sein!

Der Lieutenant verneigte sich artig.

Ich, alter Narr! sprach Huber, bin so bewegt, daß Sie, lieber Raimund, so gut behandelt werden! Ich freue mich darüber wie ein Kind; ach, setzte Huber bei, wenn es der Herr Lieutenant nicht übel nehmen würde, so trüge ich ihm freien Eintritt in meinem Theater auf Lebenszeit an.

Davon mache ich keinen Gebrauch, versetzte der Lieutenant; mit innigem Danke lehne ich Ihre Gastfreundschaft ab; ich sehe gerne jedes neue Stück im Leopoldstädter Theater, wenn ich einen Abend loskomme und es mein Dienst zuläßt; aber da bezahle ich mein Billet und bin dann Publikum, welches sich frei äußert über Gefallen und Nichtgefallen. Ich zische zwar nie, ich applaudire auch nicht, aber ich theile meinen Freunden mit: „Heute habe ich mich

amüsirt oder ennuyirt!“ Das darf Einer, der ein Freibillet besitzt, sich nicht herausnehmen.

Bei uns wohl! erwiederte Raimund, denn diejenigen, welche im Leopoldstädter Theater Freibillete haben, die schimpfen am meisten.

Ein Alarm unterbrach die Unterredung.

Der Einlösungsschein-Fabrikant, hieß es, ist während er zum Verhör geführt wurde, in einem der finstern Gänge verschwunden. Keine Spur ist bis jetzt von ihm zu entdecken.

Die Thore sind doch augenblicklich geschlossen worden? fragte der Lieutenant.

In dem Momente, in welchem der Arrestant vermißt wurde, antwortete der Korporal der Wache, sind alle Ausgänge gesperrt worden.

Der Lieutenant befahl den Dachboden, die Keller, die „Schupfen“ im Hause, jedes Holzgewölbe, jede Rumpelkammer u. s. w. zu untersuchen.

Der Lieutenant eilte selbst zur Visitation.

Das ist nicht übel! meinte Huber, die Thore sind gesperrt; ich bin gewissermaßen jetzt auch Arrestant. —

Es wäre herrlich! meinte Raimund und lachte, wenn Sie hier bleiben müßten. Es ist ohnehin bald zwölf Uhr; speisen Sie bei mir. Die Traiterie ist vorzüglich.

Es kam alle Augenblicke ein anderer Wachtmann in die Kanzlei, holte bald einen Schlüssel, bald eine Laterne, u. s. w.

Raimund fragte Jeden nach dem entflohenen Fälscher.

Immer hieß es: Es ist keine Spur von ihm aufzufinden.

Einer der Polizeidiener meinte:

Dieser Mann muß schon oft in diesem Hause gesessen haben und die Gänge und Stiegen rückwärts, genau

kennen. Es fehlt auch einem Soldaten der Hau
und die Holzmütze, beide hat der Entflohene wahrsch
lich erwischt und ist an der Wache am Thore nach
Salzgriese vorüber gehuscht, ohne aufzufallen.

Der Lieutenant kam zurück.

Es ist leider wahr! sagte er; er ist entkommen.
wird nun eine höllische Untersuchung geben! Der H
mann ist außer sich!

Ich bin froh! bemerkte Raimund, daß der
scher nicht mehr bei mir auf Nr. 17 einquartirt w
sonst würde ich auch vernommen.

Nun erzälte Raimund seinem Direktor, wa
von dem Fälscher vernommen, unter andern auch,
derselbe sich geäußert, er säße nicht gerne bei Ei
der nur für drei Tage verurtheilt sei, solche schwätz
gerne, wenn Einer entfliehen wolle. —

Der Lieutenant hörte dies und sagte:

Dies hätten Sie anzeigen sollen.

Warum denn?

Wir hätten ihn dann besser verwahrt!

Und er wäre doch durchgekommen! So ein gewan
Kerl kriecht durch ein Schlüsselloch.

Direktor Huber bat den Lieutenant, sich entfe
zu dürfen, weil es Mittag sei und er vor Tische
die Regisseure zu sich bestellt habe.

Der Lieutenant ließ ihm das Thor öffnen.

Raimund wurde in seinen Arrest geführt.

Sie, sagte Raimund zu Isidor Bebe, ich
eine Neuigkeit für Ihr Buch: ein Hauptspitzbube ist
flohen. —

Vortrefflich! rief Bebe; erzälen Sie!

Zuerst speisen wir, dann erzäle ich. Sehen Sie
die liebliche Anna in unsern Arrest blicken? die b
Delikatessen!

Ja, für Sie!

Für Sie auch! Sie haben ja Geld!

Das wird nicht angegriffen. Ich nehme mit der „Hausmannskost“ vorlieb.

Das ist nichts, sagte Raimund. Wer mit mir in einem Zimmer schläft, muß mit mir auch an einem Tische essen. Liebe Anna, bat Raimund das Mädchen, wie gestern, aber Alles dreifach! Für den armen Schauspieler daneben, für Herrn Bebe und für mich! Raimund-Bretzen und Mailberger-Wein in Hülle und Fülle.

Nun hören Sie, sagte Bebe, ich will als Gast meinem preußischen Vaterlande Ehre machen; ich will essen und trinken, daß sich Königsberg meiner nicht schämen darf, und das Geld, welches das Polizeihaus für meine Mahlzeit angewiesen hat, lasse ich mir auf die Hand geben.

Sechs Kreuzer? fragte Raimund.

Genug! für mein Buch!

Die Mahlzeit wurde gebracht.

Raimund erzälte von der Flucht des Fälschers was er wußte.

Gott im Himmel! rief Bebe, ein Fälscher, der vor mir in diesem Zimmer gesessen hat! Was er Ihnen mitgetheilt, das Klopfen an der Wand, ist für mich Etwas ganz Neues! für Deutschland Etwas Nie erhörtes!

Irren Sie sich nicht! bemerkte Raimund. Das Klopfen soll in Königsberg erfunden worden sein!

Ne! rief der Preuße, in Königsberg gibt es nur „dumme“ Spitzbuben!

Ich merk's, versetzte Raimund und lachte.

Ach Herr Je! rief Bebe, das Ochsen-Glück, das mich zu Theil wird, dem Polizeihause in Wien, Ihnen Herr Raimund und dem Fälscher werde ich eine zweite Auflage meines Buches verdanken! Auf Ihr

Wohl, Herr Raimund, dieses Glas delikaten Oesterreichers auf Ihr Wohl!

Gott soll mir strafen! fuhr der Preuße fort, wenn ich von hier mehr weggehe; nicht zwölf gehörnte Bierwagen-Schimmel bringen mich aus dem Polizeihause, so lange Sie hier sitzen! Muß ich dann hinaus, so ziehe ich mich zu Ihnen. Ich brauche sonst nichts als Tinte, Feder und Papier für mein Buch; ein nettes Zimmer und eine weiche Schlafstelle, Mittags und Abend nur so viel Speisen und Wein wie bei dieser Mahlzeit und an Isidor Bebe sollen Sie einen Freund erworben haben, der Ihnen in seinem Buche ein Denkmahl setzt.

6. Eine Ueberraschung.

Der Nachmittag des zweiten Tages im Arreste Raimunds verstrich schnell. Raimund hatte ein Stück, welches er las, ein Stück, das ihm eine brillante Rolle verschaffte; er durchging es mit sichtbarem Wohlgefallen und spielte den ersten Akt seinem Stubengenossen vor.

Bei der Stelle, welche Raimund als ein Vater, der in Armuth lebt und eine seiner Töchter so gerne an einen verzauberten Prinzen verheiraten möchte, von dem erzält man, daß er, der Prinz, nur lustige Frauenzimmer liebe, und der Vater zu sagen hat: „Meine Töchter werden schon lustig werden, sie müssen nur erst mehr zu essen bekommen,“ schrie der Preuße auf:

Jott! wie wahr! wie janz aus dem Leben gegriffen! — Ich sehe es bei mich; wie ich aufthaute, und heiter jestimmt wurde und Schnacken extemporirte, als meine Jedärme nicht mehr krachten! Ja, zu essen und zu trinken, Herr Raimund; viel zu essen und viel zu

trinken, das Thema wird mein Buch variiren, und Sie werden sehen, diese Stelle im Stücke und in meinem Buche wird die Zustimmung von Süd- und Norddeutschland erhalten.

Am andern Morgen ging Raimund wieder an seine Rolle; er spielte sie förmlich, und der Preuße mußte ihm nicht nur soufflіren, sondern auch den „verwunschenen Prinzen" darstellen.

Der dritte Tag verging Raimund, wie er nicht hätte angenehmer vergehen können; Raimund hatte eine neue Rolle, wußte sie bereits auswendig, komponirte sich sogar einige Melodien zu den Liedern und sang und deklamirte so laut, daß ihm die Wache auf dem Gange zurufen mußte:

Nicht zu laut, auf Nr. 17!

„Das kommt in mein Buch!" gab Isidor zurück.

Noch an demselben Nachmittage wurde Bebe zu Protokoll vernommen.

Als sein Examen bei dem Kommissär zu Ende war, und er in seinen Arrest zurückgeführt wurde, sagte er zu Raimund:

„Herr Künstler, Sie sind Schuld, daß ich mir nicht, meiner gewöhnlichen Marotte zufolge, ins Gefängniß länger hinein, sondern kürzer heraus gelogen habe. — Der Herr Kommissarius meint selbst, wenn mich nur meine Leidenschaft, in Gefängnissen herum zu vagiren und ein Buch darüber zu schreiben, in solche Situation gebracht, daß ich dem preußischen Gesandten, höchstens als ein überspannter, nicht aber als ein übelberüchtigter Mensch bekannt wäre; so dürfte es möglich sein, Notabene, wenn ich die Mittel hiezu hätte, einige Zeit in Wien bleiben zu können. Die Mittel? sagte ich, und nun erzälte ich ihm von meiner heimlichen Schatzkammer und von den Abenteuern, die ich erlebt. Der Herr Kommissarius, ein gemüthlicher Wiener, lachte

aus vollem Halse über meinen Witz. — Ich holte meinen Nothpfennig hervor, deponirte die zehn Friedrichsd'or und die englische Note in einem kleinen Weinbüchslein verschlossen, und nun wird es Königsbergs alter Herrgott fügen, daß ich, ohne auf den Schub zu kommen, frei werde. — Herr Raimund, ich ziehe dann zu Ihnen. Für die Opfer, die ich Ihnen bringe, sollen Sie mir auf den Hals haben, so lange ich lebe!

* *
*

Am vierten Tage um zehn Uhr Morgens wurde das Arrestzimmer Raimunds aufgeschlossen.

Hauptmann von Wenzl und sein Lieutenant traten ein.

Der Hauptmann, ein Freund und Verehrer des wackern Künstlers, ging auf ihn zu und sagte:

Die Befreiungsstunde hat geschlagen; kommen Sie, mein lieber Raimund, ich führe Sie in die Arme Ihrer Freunde, welche alle sehnlichst Ihrer warten.

Raimund verabschiedete sich von Bebe.

In ein paar Tagen hoffe ich ebenfalls frei zu werden, sagte Bebe, dann, wie gesagt, komme ich zu Ihnen.

Auf dem Gange vor der Gefängnißthüre umarmte der Hauptmann Wenzl seinen Freund Raimund und äußerte sich:

Ich wollte Sie nicht früher sehen, als bis Ihre Strafe überstanden war. — Ich führe Sie nun nicht in die Kanzlei, sondern in meine Wohnung.

Der Hauptmann ergriff Raimund am Arme und führte ihn dahin.

Da fand sich denn eine ansehnliche Versammlung.

Leopold Huber, Ignaz Schuster, die Regisseure Schikaneder und Swoboda, der Kapellmeister Müller und der Balletmeister Rainoldi

Raimund wußte nicht, in welche der ihm entgegen gehaltenen Arme er zuerst stürzen sollte.

Mein lieber Direktor, meine theueren Kollegen, sprach Raimund, Sie erweisen mir zu viele Theilnahme! Nur drei Tage war ich von Ihnen getrennt, und Sie bewillkommnen mich so herzlich, als wenn ich von einer weiten Reise wieder in Ihren Kreis zurückgekehrt wäre.

Swoboda, welcher immer Witze reißen wollte, antwortete: Gerade weil es nur drei Tage waren, beweisen wir Ihnen unsere Freude, wären es drei Jahre, hätten wir Sie vergessen!

Und nun schnell hinaus aus diesem Hause! rief Schikaneder. Ich bin ein dicker Mann, mich könnte der Schlag treffen in dieser eingesperrten Luft.

Herr Hauptmann, Herr Lieutenant, nahm Raimund das Wort, empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre humane Behandlung. — Ich habe in meinem Arreste erfahren, daß ein unglücklicher Schauspieler wegen Schwärzervergehen verhaftet ist; — ich bitte Sie, zu erlauben, daß ich zu seiner bessern Verpflegung einen Betrag in die Kanzlei sende, und meinen Gefangenwärter eine kleine Aufmerksamkeit für die Mühen zurücklasse, die ich ihm gemacht.

Der Gefangenwärter trat ein.

Raimund beschenkte ihn.

Huber öffnete die Brieftasche und regalirte ihn reichlich.

Auch den Gefangenwärter drückte Huber an sein Herz und schob ihm unvermerkt eine Bretze in die Tasche.

Raimund hielt seinen Auszug aus dem Polizeihause, wie wenn ihm hier Lorbeern geblüht hätten.

Huber eilte in das Wachzimmer und gab den Polizei-Soldaten Geldgeschenke.

Das Thor wurde geöffnet.

Vier Fiaker standen vor demselben.

In welchem Wagen wollen Sie fahren? fragte Huber. Ich bin mit drei Fiakern hier.

Ich bemerke vier, erwiederte Raimund und wurde glühend roth.

Steigen Sie ein, wo es Ihnen beliebt! sagte Huber.

Wo es mir beliebt? fragte Raimund; Sie grollen nicht, wenn ich einem dieser Wagen den Vorzug gebe?

Gewiß nicht!

Auch die Herren nennen mich nicht unhöflich, wenn ich nach meinem Belieben von hier wegfahre?

Der Himmel bewahre! versetzte Schuster. Nur fort von hier! Es versammeln sich immer mehr Leute. Es ist ja ein völliges Ereigniß!

Nun, so steige ich hier ein! rief Raimund, riß den Schlag von dem vierten Wagen auf, setzte sich ein und fuhr davon.

Aha! sagte Swoboda, welcher eine verschleierte Dame bemerkt hatte, das wird die Grünthal sein, und im Wagen wird die Versöhnung gefeiert! — Ich gratulire!

Ignaz Schuster und Kapellmeister Müller, die mit Huber und Swoboda in einem Wagen saßen, widersprachen der Meinung Swoboda's.

Wir werden ja sogleich sehen, wer uns den Vorzug streitig gemacht hat, sagte Huber; wir lassen den Fiaker nicht aus den Augen. Ich mache eine Wette, am Hause „zum Marokaner“ hält er nicht!

Der Fiaker Hubers erhielt den Auftrag, rasch nachzufahren.

Die Fahrt ging über den Hohenmarkt, aber statt links, rechts durch die Bischofgasse; — wie ein Pfeil

flog der Wagen nach der Wollzeile und hielt am Hause Nr. 773.

Raimund stieg aus dem Wagen; er hob eine Dame aus demselben, reichte einem alten Herrn die Hand, und führte die Dame und den Herrn über die Treppe.

Huber und seine Gesellschaft waren ebenfalls ausgestiegen, und sahen, ohne von Raimund bemerkt zu werden, ihm und seinen Begleitern nach.

Er wird doch nicht hier speisen! sagte Huber. — Meine Frau hat es sich nicht nehmen lassen, eine Festtafel zu besorgen. — Wenn ich nur wüßte, wer hier wohnt? und ob man Raimund nicht aufmerksam machen könnte, welche Ueberraschung ihm meine Frau bereitete.

Wer hier wohnt? antwortete der Lederhändler im Hause, der den ganzen Tag über vor der Thüre seines Ladens stand, und jeden Sperling lästerte, der vorüber flog; wer hier wohnt, damit kann ich dienen. Reiche Leute sind es; der Alte wird im Hause der Baron genannt, die Junge ist seine Nichte und Mündel. Raimund ist oft bei ihnen. — Wie mir die Küchenmagd erzälte, ist heute eine Tafel, zwar nur für drei Personen, aber es wird so viel aufgetragen werden, als ob zwanzig geladen wären.

O weh! rief Huber.

Ich fände es unartig von Raimund, warf Swoboda hin, wenn er die Aufmerksamkeit seines Direktors und die Freundschaft seiner Kollegen so gering achten könnte, und nicht wenigstens auf eine Minute abkäme, um sich zu entschuldigen.

Wir wollen ihn nicht verdammen! sagte Schuster, wir wollen ihm Zeit lassen, herabzukommen und —

Ei was! versetzte Swoboda, ich gehe hinauf,

lasse mir Raimund herausrufen, und führe ihm sein Benehmen zu Gemüth'.

Aber schonend und höflich! bat Wenzel Müller. Wenn hier Raimunds Herz im Spiele ist, so muß man ihn achten. Das Herz geht dem Magen vor.

Ich gehe mit Swoboda, versetzte Ignaz Schuster. Wie heißt der Herr da oben? fragte er den Lederhändler.

Hilbert.

Ei, den kenne ich ja! Er ist ein großer Theaterfreund, er ist mir sehr gewogen; er weiß, daß ich Raimunds Freund bin; ich hoffe kein ungeschickter Abgesandter zu sein.

Swoboda und Schuster stiegen die Treppe hinauf.

Huber überreichte indeß dem Lederhändler eine Bretze.

* * *

Ignaz Schuster bat den Bedienten, Herrn von Hilbert verstohlen einen Wink zu geben, um ihn in das Vorzimmer zu bitten. Weder er, noch der Freund, welcher Schuster begleitete, sagte letzterer, wollen den Herrn Baron stören.

Herr von Hilbert erschien im Vorzimmer.

Ei, mein vortrefflicher Freund! redete Hilbert, Ignaz Schuster an. Was verschafft mir die Ehre, Sie hier zu sehen. Wollen Sie denn nicht bei uns eintreten? — Herr Raimund ist hier.

Wir wissen es, erwiederte Schuster, ich und der Herr Regisseur Swoboda, den ich Ihnen hier vorzustellen die Ehre habe. — Auch der Herr Direktor Huber weiß es, welcher mit dem Kapellmeister Müller am Hausthore uns erwartet. Bei Raimunds Befreiung folgten wir Ihrem Wagen, der hier-

her fuhr. Raimund begleitete Sie und nun schwebt Huber und die ganze Gesellschaft in großer Besorgniß; heute um zwei Uhr findet zu Ehren Raimunds ein großes Diner bei dem Direktor statt. Huber ist nun in Angst, daß Raimund bei Ihnen speisen werde.

So ist es auch!

Herr Baron, sagte Swoboda, liefern Sie uns Ihren Gast aus. Heute soll Raimund seinem Direktor und der Gesellschaft angehören.

Ich kann dies leider nicht. Ich habe meine wichtigen Gründe.

Wir wollen mit Raimund selbst sprechen, meinte Swoboda.

Raimund hat sich bei uns versagt.

Herr Baron, versetzte Schuster, vielleicht gibt es ein Auskunftsmittel. Sie speisen, wie ich weiß, sehr spät; ich hatte einmal die Ehre, Ihr Gast zu sein. Das Diner sollte um 5 Uhr statt finden; es wurde 6 Uhr, bis alle Gäste zusammen trafen; — setzen Sie heute die Speisestunde auf 7 Uhr. Raimund speist um zwei Uhr bei Huber, um 7 Uhr bei Ihnen. Er nimmt Ihr Diner für ein Souper, Sie nehmen es für ein Diner; so ist uns Allen geholfen.

Der Baron lächelte. Ich bin dabei, allein Raimund will hier bleiben, bei uns bleiben, von 11 Uhr Vormittags, bis 11 Uhr Nachts.

Ich verstehe, erwiederte Schuster. Er will die Ehre haben, in Ihrer auszeichnenden Gesellschaft zu sein; ich weiß auch hier ein Auskunftsmittel. Herr Leopold Huber hat mir aufgetragen, Sie und das verehrliche Fräulein Emmi zum Diner bei ihm einzuladen. Der Herr Baron wünschten, wie Sie mir selbst sagten, einmal einem Gastmahl in der Mitte, fröhlicher Schauspieler einzunehmen; eine fröhlichere Schauspieler-Gesellschaft werden Sie noch nie getroffen haben,

wie heute. Herr Huber kann in einigen Sekunden hieher kommen, und seine Einladung selbst machen. — Herr Baron, gönnen Sie ihm mit dem Fräulein die Ehre Ihres Besuches.

Ich werde den Direktor herauf führen, und ihn seine Einladung persönlich vorbringen lassen, sagte Swoboda, und entfernte sich eilig.

Huber kam.

Ach, hätte er diese Sache mit Bretzen abmachen können, wie glücklich wäre er gewesen! Huber gerieth in die größte Verlegenheit, wenn er mit Personen aus einer andern Sfäre als die seinige war, sprechen mußte. Er stotterte, er athmete tief auf, er konnte kein Wort hervorbringen.

Meine Herren, sagte Hilbert, im Vorzimmer können wir nicht bleiben, kommen Sie in mein Arbeitskabinet.

Er führte sie hinein.

Was hier ausgemacht wurde, erzälte keiner der vier Herren.

Genug, Hilbert sagte Raimund das Diner ab, schützte eine Krankheit vor und legte sich zu Bette.

Emmi war bestürzt.

Raimund ging nach Hause. — Dort erst erfuhr er, daß ihn Huber um ½ 3 Uhr erwarte.

Raimund dachte an kein Diner mehr, und machte seinem Direktor eine Visite.

Es wurde nur von Theaterangelegenheiten gesprochen.

Plötzlich endete Huber die Unterredung mit den Worten: „Meine Suppe wird kalt! Meine Frau wird ungehalten werden, wenn ich nicht zu Tische komme. Wenn Sie noch nicht gespeist haben, Herr Raimund, so nehmen Sie mit einer einfachen Mahlzeit vorlieb.

Mathias! befahl er seinem Diener: Noch ein Kouvert für Herrn Raimund.

Ach, ich wollte gar nichts essen! versetzte Raimund; ich bin so verstimmt, daß mir nichts munden wird. —

Wer weiß! versetzte Huber; ich setze Ihnen etwas Besonderes vor.

Er führte Raimund nach seinem großen Tafelzimmer.

Die Thüre flog auf, und Raimund bebte zurück vor Erstaunen.

Oben an der Tafel, neben Frau Justinen, war Raimunds Ehrenplatz. Ihm zur Linken saß die Frau Direktorin und zu seiner Rechten — Emmi.

Raimund vermochte nicht zu sprechen vor Freude.

Dieses Diner, sagte Raimund oft, wenn er sich daran erinnerte, war meines Lebens glücklichste Stunde, aber bald darauf fing mein Kummer an, und so aus dem Herzen froh, vermochte ich nicht mehr zu werden.

7. Ignaz Schuster und Ferdinand Raimund.

Am 2. März 1818 wurde „der verwunschene Prinz," Zauberspiel von Bäuerle, aufgeführt. Raimund erschien in der komischen Hauptrolle, in der Rolle des Vaters dreier heiratslustiger Töchter, welche er in ein Zauberreich führt, dort um die Hand eines, als Ungeheuer verzauberten Prinzen zu buhlen.

Raimund war in seiner Rolle wahrhaft komisch, sein Spiel drastisch. Er gefiel so außerordentlich, daß er an jenem Abende gewiß zehn Mal gerufen wurde.

Seit dem Erfolge dieser Rolle begann das Publi-

kum sich in zwei Parteien zu sondern, die eine wollte nur Raimund in den komischen Stücken sehen, die andere entschied sich für Ignaz Schuster.

Die Partei Raimunds war ungerecht. Weshalb einen wackern, sehr geachteten Künstler wie Ignaz Schuster war, anfeinden, ihm entgegen treten, wenn dieser eben so eminent ist; weshalb den Einen in den Himmel heben, um den Andern in den Koth zu treten?

Da war vorzüglich ein kleines buckliches Männchen, wir wollen seinen Namen nicht nennen, weil er zu bekannt ist, welcher Schuster verfolgte und in den Kaffeehäusern muthwillige junge Leute warb, und sie mit Freibilleten und Punsch gewann, den vortrefflichen, noch jetzt unvergeßlichen Schuster auszuzischen.

Raimund selbst fühlte sich wahrhaft unglücklich über dieses freche Benehmen naseweiser Jungen, welche leider damals den Ton im Leopoldstädter Theater angeben durften; wir sagen durften, weil es nur des Einschreitens der besonnenen Leute benöthigt hätte, um einige Dutzend unbärtiger Laffen, unwissender, frecher Roués und Pflastertreter zu recht zu weisen.

Das Meiste an diesem Parteikampfe verschuldete die Direktion. — Herr Leopold Huber sah es gar so gerne, wenn diejenigen Schauspieler, die seine Lieblinge waren, gefielen und die anderen gehetzt wurden. Um Raimund den Sieg in der ersten Zeit seines Engagements im Leopoldstädter Theater recht leicht zu machen, ließ er ihn mit Ignaz Schuster an einem Abende, in ein und demselben Stücke nie auftreten. Damals war die Direktion des Leopoldstädter Theaters noch nicht so aufmerksam für das Vergnügen des Publikums wie heute. Huber und später Sartory führten nur einen ersten Komiker ins Treffen; — Carl brachte häufig drei; Nestroy läßt vier der

vorzüglichsten Matadore an einem Abende den Kampf gegen die Langeweile beginnen, sich selbst, also: Nestroy, Scholz, Treumann und Grois!

Dies zeigt Achtung für die Wünsche des Publikums.

Die gemeinen Neckereien gegen Ignaz Schuster währten fort, er mochte spielen, was er wollte.

Ein Rudel geckenhafter Laffen ließ nicht nach, den braven Schuster zu kränken. Mit außerordentlicher Ruhe ertrug er die schmählichsten Verfolgungen, wußte er doch, daß der wackere, ehrliche Raimund nicht hiezu beitrug, sondern, daß Raimund selbst die lästigen Gönner, „die sich ihm aufdrangen und die ihm so erbärmliche Beweise von Zuneigung gaben," wie Reibersdorfer in seinen Skizzen über Raimund bemerkt, selbst tadelte, und einmal einen ganz besonders faden Dandy ersuchen ließ, er möchte sich doch im Theater nicht so frech und blindleidenschaftlich benehmen, das honnette Publikum Wiens müsse sonst glauben, er, Raimund, bedürfe solche erbärmliche Manöver, einen Kunstgenossen in Schatten zu stellen.

Der dumme Junge, der mit seinen bübischen Anhängern solchen Spuk im Leopoldstädter-Theater anzettelte, hieß Trocken. Er starb als eilfjähriger Praktikant. Er hatte aber noch immer nicht seinen Namen hinter den Ohren, als er starb.

Ignaz Schuster wurde für die Unbilden, welche ihm, wie gesagt, alberne Jungen zufügten, gewissermaßen durch die auffallenden Auszeichnungen allerhöchster Personen reichlich entschädigt.

Seine Majestät, der höchstselige Kaiser Franz, besuchte das Leopoldstädter Theater nur, wenn Ignaz Schuster spielte. So oft der unvergeßliche Kaiser seinen Sommeraufenthalt in Baden bei Wien nahm, mußte

Ignaz Schuster auf dem dortigen Theater Gastrollen geben; des Königs von Preußen Majestät berief Ignaz Schuster in jedem Sommer nach Tepliz; derselbe Monarch lud den Künstler zwei Mal nach Berlin ein, und als der König sich in Aachen befand, mußte Schuster dort zwölf Gastrollen spielen; König Max von Baiern ließ Schuster nach München kommen. Er erhielt von den sämmtlichen deutschen Monarchen kostbare Ringe, Dosen, Brillant-Nadeln u. s. w. als Zeichen ihrer besondern Huld und Zufriedenheit mit seinen „eminenten" Leistungen. Solcher Auszeichnungen konnte sich Raimund nie erfreuen, und oft sagte Raimund: „Ach, wie gerne gäbe ich das tolle, einfältige, hirnlose Gejohle meiner unbärtigen Gönner hin, verzichtete für immer auf ihre Gunst, würde mich nur der kleinste deutsche Landesfürst als Gast an sein Hoftheater berufen!"

In welcher Beziehung Raimund mit Schuster rivalisirte, waren Aeußerlichkeiten.

Ignaz Schuster hatte eine prachtvoll eingerichtete Wohnung mit der Aussicht nach der Jägerzeile; Raimund mußte eine ähnliche und wo möglich noch elegantere haben; Ignaz Schuster erfreute sich häufig des Besuches geachteter Personen, Raimund trachtete nicht minder ein artiges Haus zu machen; Ignaz Schuster hatte sich ein hübsches Vermögen gesammelt, Raimund ruhte nicht, bis auch er sich ein Kapital erworben; Ignaz Schuster hielt eine nette Equipage — Raimund mußte ebenfalls Pferde und Wagen besitzen; doch die Art und Weise, wie Raimund zu einer Equipage gelangte, ist zu komisch, und Raimund als Pferdelenker war zu drollig, als daß wir diese närrische Episode aus seinem Leben, im Verlaufe unserer Mittheilung, nicht ausführlicher berühren sollten.

Raimunds Beliebtheit in Wien begann von dem Jahre 1818, sich von Tag zu Tag zu steigern.

Seine beiden früheren Liebesverhältnisse lagen hinter ihm. Von Madame Schandel hörte und sah er nichts mehr; Fräulein Therese Grünthal war zwar noch immer im Leopoldstädter Theater engagirt, und spielte in den meisten Rollen mit ihm, aber sie war ihm so gleichgiltig wie jede fremde Person.

Ich sehe schon, sagte er einst zu Leopold Huber, mit Schauspielerinnen habe ich kein Glück; diejenigen, welche ich liebte, haben mich noch immer grausam betrogen; ich werde „außer meinem Stande," eine Frau suchen; eine Frau muß ich haben; Schuster ist ja auch verheiratet, und seine Frau ist keine Schauspielerin, und er ist glücklich; warum sollte ich es nicht ebenfalls werden können?

Sie haben ja schon eine Geliebte, welche Sie beglückt, versetzte Huber; eine bessere Wahl als die schöne Emmi, in welche sich sogar meine Frau und alle meine Künstler, ja sogar Schuster trotz seiner reizenden Gattin, verliebte, können Sie nicht treffen!

Die nimmt mich nicht! versetzte Raimund ganz verdrießlich.

Woher wissen Sie das?

Ich weiß es. Auch hat sie zu viel Geld! Ein reiches Weib ist etwas Entsetzliches! — Wenn ein reiches Weib noch so liebenswürdig ist, so macht sie doch zu Zeiten ein Gesicht, als wenn der Mann von ihr abhinge! — Der Mann ist nicht Herr im Hause, wenn die Frau Geld hat! — Ist Einem irgend eine Ausgabe für Putz und Geschmeide, Gesellschaften, Bälle u. s. w., nicht angenehm, so antwortet die beste Frau: „Geht Dich dies Etwas an? Ich bestreite alle Auslagen von meinem Vermögen!" Läßt man sich Alles gefallen, Aufwand in der Toilette und Aufwand im

Hause, so sagen die Leute: „Was für das Vergnügen der Frau ausgegeben wird, das rührt nicht vom Manne her!“ — Von mir würden die Leute sagen: „Er hat ja nichts, als seine lumpige Gage und alle Jahr eine Einnahme! Wenn er sich heute einen Fuß bricht und nicht mehr spielen kann, so dankt ihn sein Direktor ab und die Frau kann ihn erhalten, den Herrn Raimund!“

Erlauben Sie, erwiederte Huber, „lumpige Gage“ müssen Sie nicht sagen; Sie haben jährlich 2000 fl., und wenn Sie sich einen Fuß brechen, so lasse ich diesen wieder einrichten. Sie stehen gewiß gut. —

Auf einem gebrochenen Fuße!

Närrisch! Ich meine es nicht so!

Ich meine es auch nicht so; ich sage nur, was die Leute sagen würden. Ich bin mit der Gage zufrieden, aber für 2000 fl. darf man noch nicht sein Auge zu einer Baronesse erheben, und ich sage Ihnen, sie ist eine Baronesse, nur wegen mir, will sie eine Bürgerliche sein!

Nun da haben wir's! versetzte Huber. Sie will eine Bürgerliche sein, Ihnen zu liebe! Ist Ihnen denn das noch nicht genug?

Es wäre mir schon genug, aber es ist mir immer, als wenn doch Etwas wäre, ja, Etwas sogar sein müßte, was zwischen uns Beiden feindlich einwirkte.

Der Alte vielleicht, der Vormund und Onkel ist?

Gott bewahre! Der thut Alles, was sie will. Es hat noch gar keinen solchen Vormund gegeben! Wenn man diese Beiden mit einander sprechen hört, so glaubt man, sie sei der Vormund, und er die Mündel!

Haben Sie denn noch gar nicht angeklopft?

Ich klopfe alle Tage an, aber sie sagt nie „Herein!“

Heute ist meine Frau auf ein großartiges Gouter bei der Baronesse Emmi eingeladen. —

Ich weiß es. Ich bin auch invitirt. —

Meine Frau wird um 6 Uhr hin kommen. Heute wird in unserm Theater eine Pantomime aufgeführt. Sie haben nichts zu thun. Kommen Sie um 7 Uhr! — Meine Frau wird die Baronesse ausholen. Meine Frau braucht nur leise Andeutungen, und sie weiß genug. —

Leise Andeutungen?

Sie meinen, weil meine Frau etwas schwer hört? Meine Frau schaut den Personen, mit welchen sie spricht, nur auf den Mund, und versteht jedes Wort. —

Das wird eine hübsche Unterhaltung werden, wenn ich um sieben Uhr eintrete. Ihre Frau kann nicht hören und Fräulein Emmi will nicht hören; es wird sein, als wenn ich im Taubstummen-Institut Gast wäre!

Nur Courage!

Sie haben leicht lachen! Sie sind ein Glücklicher, die Schuhe, mit welchen sie auf Freiers Füßen gingen; haben Sie längst zerrissen; bei mir ist der Urgroßvater von dem Kalbe noch nicht auf der Welt, welches das Leder für meine Hochzeitsstiefeln liefern soll —

Schreiben Sie Emmi.

Ich habe ihr geschrieben. Ernsthaft und in einer Stimmung, die nicht herzlicher sein konnte; Sie können leicht ermessen, wie ernsthaft ich schrieb, der Brief war aus dem Polizeihaus datirt.

Hat sie Ihnen geantwortet?

Nicht mündlich, nicht schriftlich!

Haben Sie denn gar kein Zeichen besonderer Zuneigung?

Als ich, nach meiner Erlösung vom Arreste, in den bewußten Fiaker stieg, hat Emmi mich in der Freude ihres Herzens umarmt, und ich habe ihr einen Kuß

applicirt, wie ich bisher nicht ahnte, daß ich einen solchen Kuß zu verabreichen im Stande wäre! — Punktum! Aus war es mit der Küsserei! — Als ich dann in Emmis Haus trat, als ich auf den Knien vor ihr lag, vor Glück, Wonne, Verliebtheit und Dankbarkeit, kaum sprechen konnte; als dann ihr Vormund durch Ignaz Schuster und Sie, Herr Huber abberufen wurde, und uns beide über eine ganze Stunde allein ließ; — da bat ich sie um einen Kuß, um einen einzigen Kuß! — Vergebens! — „Das wäre ja ein Kuß der Liebe, sagte sie; aus Freundschaft konnte ich es wohl geschehen lassen, daß Sie mich küßten, aber — — — Das ist mir alles Eins, erwiederte ich; küssen sie mich meinethalben aus Haß, aus Verachtung, aus Abscheu! wenn nur geküßt wird! — Sie lachte! Sie lachte! Mir standen die Thränen in den Augen.

Da hätte ich mir selbst genommen, was sie mir versagt!

Ach Sie thun immer, als wenn Emmi die Frau Justine wäre! die sagt freilich nichts! — Aber Emmi! Wagen Sie es, sich ihr zu nahen, wenn sie Sie mit ihrem Blicke, worin ein Zeughaus moralischer Waffen liegt, ansieht, so beben Sie zurück!

Gott bewahre! Ich stürme. —

Sie mit 68 Jahren und diesem dicken Bauche!

Nur vorwärts!

Das müssen Sie mir zeigen, wie Sie stürmen!

O wäre ich noch vier und zwanzig Jahre alt!

Ja so!

Als ich noch vier und zwanzig Jahre alt war, hätten Sie mich kennen sollen!

Sein Sie froh, daß es vorbei ist!

Und noch! — Ich bin im Stande und küsse unsere neue Köchinn!

Jetzt gehe ich, Sie Don Juan, sonst werden Sie noch so jung, daß Sie mich ausstechen.

Nichts meiner Frau erzälen!

Sie hört nicht auf meine Worte.

Raimund ging unter lautem Lachen fort.

Huber rief ihm nach: Ich bedauere die gegenwärtige Generation! O Gott, zu meiner Zeit! Und wie ich war! O Gott!

8. Frau Justine Huber.

Es wurde in diesen Mittheilungen bereits gesagt, daß die Frau des Direktors, Personen ihres Geschlechtes nicht leiden mochte.

Sie ging gerne mit Männern um; vor Männern genirte sie sich nicht, aber die Weiber scheute sie.

Als ihr Gatte noch Eisenhändler war, mußte sie wohl häufig Visiten von Weibern annehmen; aber wer waren diese? Hammer-, Sensen-, Nagel- und Hufschmiedsgattinnen; mit diesen war sehr leicht zu konversiren, doch jetzt war sie auch Vorsteherin einer Kunstanstalt geworden; es galt, wenn nicht gewählt, doch gescheit und gut zu sprechen, es galt, den Fehler, daß sie ihr Gehör etwas eingebüßt, so gut es ging, zu bemänteln. Die Schauspieler waren galant genug, die Vornirtheit der Frau Direktorin nicht auffallend zu finden, ihre Taubheit zu ignoriren; aber die Damen des Theaters, werden diese auch so delikat sein?

Sie fürchtete diese Damen.

Als die Theatergesellschaft ihre Aufwartung machen, und sich bei Uebernahme der Direktion durch Herrn Huber der Gattin desselben empfehlen wollte; ließ sie

nur die Herren vor; die Damen wurden mit den schalen Worten: „die Frau Direktorin befinde sich unwohl!" abgewiesen.

Herr Huber gerieth hierüber in Zorn.

Du mußt auch die Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, ja sogar die Choristinnen empfangen! sagte er. Niemand soll behaupten, daß Du hochmüthig bist, oder nicht zu leben weißt!

Was soll ich mit diesen Damen sprechen?

Was Dir gefällig ist, aber ihren Besuch mußt Du annehmen.

Sie sollen in des Himmels Namen kommen! Ich werde es mit ihnen kurz machen.

Die Künstlerinnen wurden hievon verständigt; sie schickten sich zu einer neuen Visite an, aber ein großer Theil blieb zurück. Einige Schauspielerinnen, welche den Dünkel dieser Eisenhändlerin nicht ertragen konnten, kamen nicht.

Die Deputation stellte Madame Platzer, erste Sängerin der Leopoldstädter-Bühne, an die Spitze.

Ist Frau Huber etwa unartig, dachten die Künstlerinnen, Madame Platzer ist schlagfertig, hat gute Einfälle, und versteht es, durch ihr köstliches komisches Flegma der Indolenz entgegen zu treten.

Ich werde schon die rechten Worte finden, meinte Madame Platzer. Diese Frau kann man mit Gemeinplätzen glücklich machen. Sie überhört ohnehin das Meiste. Wenn ich Huld, Gewogenheit, Mutter der Gesellschaft, edles Herz, gewohnte Nachsicht u. s. w. recht heraus hebe, so hat sie genug.

Die Damen des Theaters wurden vorgelassen.

Sie waren alle sehr elegant gekleidet, meistens in Sammt und Seide, prächtig chaussirt und coiffirt.

Frau Huber kam ihnen entgegen.

Frau von Huber! begann Madame Platzer — — —

Ich danke Ihnen, erwiederte diese, ich bitte mir die Ehre auf einen Kaffee aus.

Das Glück, Sie, verehrte Frau, als Vorsteherin einer Kunstanstalt zu begrüßen —

Sie sind geschieden von Ihrem Manne, Madame Platzer, fuhr Frau Justine fort, ist mir recht leid! —

Bringt uns hieher, setzte Madame Platzer ihre Anrede fort, wir zollen Ihnen unsere Achtung; gewiß wird Ihre Nachsicht —

Und Fräulein Gottlieb ist auch da? Alt werden wir halt schon alle zwei!

Ei, dachte Madame Platzer, die weiß ja gar nicht von was die Rede ist, da muß ich in ihren Ton einstimmen; sie erhob die Stimme, und sagte:

Wenn Sie erlauben, so kommen wir ein ander Mal auf einen „Plausch" zusammen, dann können wir besser von geschiedenen Eheleuten und von Leuten, die schon alt werden, sprechen. —

Führen Sie sich nur gut auf! erwiederte Frau Huber; — wenn ich Ihnen mit Etwas dienen kann bei Tag oder bei der Nacht, zu jeder Zeit, ungenirt, mit dem größten Vergnügen; der „Meinige" braucht's nicht zu wissen! — Wenn ich nicht zu Hause bin, nur ein par Zeilen der Köchin geben; ich bekomm' es schon!

O welche Frau! rief Madame Platzer sehr vernehmlich. Rechnen auch Sie auf uns! — Namenstag, Geburtstag, Weihnachten, Neujahr, Lichtmeß, Aschermittwoch, Ostern, Pfingsten, Frohnleichnam, Peter und Pauli, Martini-Gans! — Nimmersehen!

Alles zu viel! versicherte die Direktrize. Verdiene es nicht! Verdiene es nicht! Was halt recht ist! — Wünsch wohlauf zu bleiben! „Thänige" Dienerin!

Mit diesen Worten bekomplimentirte sie die Damen bis an die Thüre.

Die Huber sagte für sich, als sie fortgegangen waren: Jetzt wäre dieß auch überstanden! Ich habe es nicht gedacht, daß ich mich so gut reden würde mit ihnen! Aber die Gottlieb ist alt worden, sie muß ja schon eine junge Siebzigerin sein!

Die Künstlerinnen lachten über die ganze Treppe hinab und bis vor das Hausthor über diese Unterredung.

Der Name „Martini-Gans," den Madame Blatzer der bornirten Frau im Aerger zuschleuderte, blieb der Frau Huber so lange sie lebte.

Und diese Frau war zu einem Gouter bei Emmi geladen, zu der fein gebildeten, reichbegabten Emmi!

Zu dieser ging Frau Huber ohne Scheu.

Frau Justine hatte Emmi liebgewonnen; sie faßte ein Herz zu ihr; auch sollte sie bei Emmi für Raimund sprechen; für Raimund wäre sie ins Feuer gegangen, warum nicht auch zu Emmi.

Frau Justine erschien schon um halb fünf Uhr bei ihrer neuen Freundin.

Sapperment! rief sie, als sie eintrat, da ist es schön!

Das Portrait Maria Stuarts, ein treffliches Oelgemälde von dem alten berühmten Lampi gemalt, hing in dem Salon.

Das ist gewiß die selige Mama! sagte Huber. Die Aehnlichkeit mit Ihnen, Fräulein Emmi, ist auffallend.

Das ist die unglückliche schottische Königin Maria Stuart, antwortete Emmi mit etwas erhöhter Stimme.

Was Sie sagen! Herrlich getroffen, ich hab' viel reden gehört, hab's aber nicht gekannt. War sie von hier?

O nein! erwiederte Emmi mit unbeschreiblicher Nachsicht. — Sie war in England und wurde hingerichtet.

Hingerichtet? — Gewiß eine Kindsmörderin! Schade um die hübsche Person! Ist vielleicht verlassen und betrogen worden von einem schlechten Mann! O Fräulein, sein Sie nur vorsichtig! Trauen Sie dem Tausendsten nicht! — Ich habe einen braven Mann, aber auch er ist nichts nutz! — Ich glaube immer, in die Tänzerin Rainoldi ist er g'sprengt; wie könnte sie sonst solche Sprünge machen; doch lassen wir das! — Ich denke in der ganzen Welt gibts nur einen honnetten Menschen und das ist der Raimund — — — nu, nu, Sie dürfen nicht roth werden; ich ließ ihn selbst nicht aus, wenn ich jung wäre!

Raimund ist ein sehr braver Mann.

Nicht wahr! Hören Sie, den würde ich heiraten, wenn ich wie Sie wäre! — O ich forsche „Ihnen" schon noch aus! — Ich trete ganz behutsam auf. — Plötzlich werde ich Sie aber ertappen und dann müssen Sie „Ja" sagen und Hochzeit muß sein in meinem Hause.

Ich achte Herrn Raimund, aber ich denke nicht ans Heiraten.

Justament müssen Sie daran denken! Aus welchem Grunde sind Sie ein Frauenzimmer geworden! — Sie kommen mir vor wie meine alte Köchin, die vor 14 Tagen bei mir ausgestanden ist, — 26 Jahre war Sie in meinem Dienst, und 26 Jahre hat sie nichts vom Heiraten wissen wollen. — Vor vier Wochen kommt sie daher, sagt, ihr Herz habe sich jetzt entschieden, sie heirate — und wen? Unsern Hausmeister! — Meine alte Köchin hat nur gewartet bis des Hausmeisters Weib gestorben war. — Hausmeister und Köchin sind schon vermält, haben auch schon ein Kind, ein Bürscherl, ein nettes Bürscherl, ist schon Korporal bei Deutschmeister! —

Sehen Sie, so ist's mit der Liebe! — Meine Köchin hat sich 26 Jahr gewehrt, nun mußte sie doch anbeißen. Akkurat so wirds Ihnen gehen! Denken Sie an meine Worte, Fräulein Emmi!

Wenn ich 26 Jahre auf einen Mann warten müßte, würde ich lieber gar nicht heiraten.

Auf den Raimund brauchen Sie nicht 26 Jahre zu warten, den können Sie sogleich haben, nun — nur Geduld! — um 7 Uhr kommt er zu Ihnen. Da soll die Hochzeit augenblicklich ausgemacht werden.

Emmi befand sich in der größten Verlegenheit über das tolle Zeug, das diese Frau zusammen schwätzte.

Sie klingelte dem Bedienten.

Melde meinem Onkel, trug sie dem Bedienten auf, daß Frau von Huber mich bereits mit ihrem Besuche beehrt hat. Ich lasse um des Herrn Onkels Gesellschaft bitten. —

Wenn Sie heiraten, Fräulein, fuhr Frau Justine mit stupider Schonungslosigkeit fort, so wird Ihnen um dieses Quartier leid sein. — Wie viele Zimmer haben Sie denn hier?

Zehn. —

Zwei Leute und zehn Zimmer! Fürchten Sie sich denn nicht in dieser großen Wohnung?

Fürchten? Weshalb?

Wir haben sieben Zimmer und ein Vorhaus; acht Kommis in unserer Eisenhandlung, drei Lehrjungen, vier Hausknechte und einen Buchhalter. Alle wohnen bei mir in meinem eigenen Hause, und doch fürchte ich mich im Winter, in der Dämmerung, wenn unsere Leute im Gewölbe beschäftigt sind, oder mein Mann in der Direktionskanzlei im Theater sich befindet. Jedes Mal muß sich mein Stubenmädel mit ihrem Liebhaber, der ein Büchsenspanner ist, zu mir in's Zimmer setzen, blos wegen den Räubern, von welchen man jetzt so

viel spricht. — Nu-ja! Ich hör' nicht gut; zu mir kann Einer auf den Zehen schleichen, ich bemerk' ihn nicht; er kann mir einen Stich geben, und ich hör' ihn nicht. Nein, nein, Sie haben ein zu großes Quartier! —

Wir haben aber auch unsere Domestiken.

Denken Sie nur an die Mordthat in Ihrem Hause am hellichten Tage!

Das war ein besonderer Fall. —

Jeder Raubmord ist ein besonderer Fall! — Nichts! nichts! Sie müssen heiraten und in die Leopoldstadt ziehen; im Theaterhaus bekommt dann Raimund freies Quartier! — Schlagen Sie ein, Sie heiraten und ich bin die Kranzeljungfer.

Hilbert trat ein.

Gott sei Dank! sagte Emmi für sich. — Meine Brust ist durch das überlaute Sprechen ganz wund, und mein Kopf ist wüste von den albernen Schwätzereien dieser Frau. —

Nach einfachen Begrüßungen setzte Frau Justine ihr absurdes Geschwätz auch gegen Hilbert fort. Sie sprach fort und fort nur von Raimund. Mit ihren Wünschen hielt sie nicht zurück. Sie fiel nicht, sie kollerte mit der Thür in's Haus.

Endlich wurde Raimund gemeldet.

Emmi bat ihren Onkel, unter dem Vorwande, Frau Justine seine Oelgemälde zeigen zu wollen, Emmi auf einige Zeit mit Raimund allein zu lassen.

Hilbert lud Frau Huber ein, seine Gallerie zu besichtigen.

„Ich kenne mich schon aus," bemerkte Frau Huber, und machte dabei ein so schlaues Gesicht, als hätte sie ein Meisterstück von einer diplomatischen Sendung vollbracht. Ja, ja, gehen wir! sagte sie. Jetzt macht sie ihm einen Heiratsantrag, und das ist mein Werk!

Sie hing sich an den Arm Hilberts, und verfügte sich mit ihm in den Bildersaal.

Lieber Raimund, sagte Emmi, als sie sich mit ihm allein befand, was haben Sie mir gethan?

Ich? Mein Fräulein —

Diese sonderbare Frau! Was sprach sie für tolles Zeug!

Ich weiß von nichts. —

Sie drängt und dringt in mich, Ihnen meine Hand zu reichen, und benimmt sich nicht anders, als wenn sie hiezu gedungen worden.

Fräulein, können Sie glauben, daß ich —

Nein, — ich kann es nicht glauben, aber wie kommt Frau Huber dazu, auf eine so plumpe, so ganz undelikate Weise in mich zu dringen?

Weil sie gemein, plump und undelikat ist!

Aber wie kann sie sich's denn einfallen lassen, von einer Heirat zwischen uns zu sprechen?

Wie? sagte Raimund, das darf sie sich nicht einfallen lassen, und ich natürlich auch nicht?

Ich erstaune über Sie, Herr Raimund.

O mein Gott! sagte Raimund und verhüllte sich das Gesicht.

Seien Sie doch vernünftig!

Ja, ja! Ich will's versuchen. —

Was berechtigt Sie denn eine solche Idee zu fassen?

Eine solche Idee ist närrisch! Ich sehe es wol ein. Verzeihen Sie, daß ich meine Augen zu Ihnen erhob. Ich bin ein leicht zu täuschender Mensch! Ich glaubte, Ihre Güte für mich, Ihre Theilnahme sei mehr als Freundschaft; ich glaubte, in Ihnen könne keine Falschheit liegen, Koketterie, ein leichtsinniges Spiel mit einem ehrlichen Manne, sei Ihnen unmöglich. Es ist anders! Es muß anders sein! — Ver-

lachen Sie den eingebildeten Thoren nicht, der sich so arg hintergehen ließ! Mich sehen Sie nicht wieder!

Er ergriff seinen Hut und stürzte fort.

Raimund! Raimund! rief Emmi.

Sie wollte ihm nacheilen.

Da trat ihre Tante herein. Sie umarmte Emmi.

Retterin meiner Ehre! rief sie. Nimm meinen Dank!

Emmi war tief bewegt, und vermochte nicht zu sprechen. Sie wollte noch immer Raimund nacheilen.

Die Tante schloß sie in ihre Arme.

9. Emmi.

Als Raimund in seiner Verzweiflung nach Hause kam, fand er zwei Vorladungen zum Kriminal-Gerichte.

Nr. 1.

Am 27. Februar, um 10 Uhr Vormittags, hat der Schauspieler Herr Raimund, einer Auskunft wegen, vor dem Criminal-Gerichte der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien zu erscheinen, und sich in dem Bureau des Herrn Magistratsrath Beck gehörig anmelden zu lassen.

Nr. 2.

Am 27. Februar, um 10 Uhr Vormittags, hat der Schauspieler Herr Raimund, einer Auskunft wegen, vor dem Criminal-Gerichte der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien zu erscheinen, und sich in dem Bureau des Herrn Magistratsrath Schweydler gehörig anmelden zu lassen.

Zu beiden Räthen in einer und derselben Stunde? sagte Raimund, wie ist denn dies möglich! — Ich werde mir schon helfen! — Den Magistratsrath Schweydler kenne ich persönlich. — Er besucht das Leopoldstädter Theater oft. — Vielleicht finde ich ihn im Parterre!

So war es auch.

Raimund eilte ins Theater und fand Schweydler.

Rath Schweydler war ein sehr heiterer Mensch, ein Verehrer der Schauspielkunst. In seinem Amte ein strenger Richter, im Leben ein humaner Mann.

Raimund begab sich in seine Nähe, grüßte ihn artig, hielt es aber nicht für schicklich, von seiner Vorladung zu sprechen.

Schweydler erwähnte derselben ebenfalls nicht.

Es wurde an jenem Abende eine neue Pantomime gegeben.

Schweydler lachte sehr über die Späße Pierrots.

Raimund war nicht gut zu Muthe.

Endlich fragte Schweydler:

Haben Sie bald wieder eine neue Rolle, Herr Raimund?

Ja, antwortete dieser. Einen komischen Kauz in Meisl's „Damenhüte im Theater." Dieses Stück wird sehr gefallen; es ist ein recht witziges Gelegenheitsstück; morgen, den 27. Februar, um zehn Uhr vormittags wird Leseprobe gehalten; morgen um zehn Uhr vormittags, Herr Rath; morgen um zehn Uhr vormittags.

Ich höre schon! erwiederte Schweydler. Was kann dies aber mich interessiren, ob Sie um neun Uhr, zehn Uhr oder um eilf Uhr Probe haben; die Proben gehören zu Ihrem Berufe. Oder wünschen Sie, daß Stücke ohne Probe aufgeführt werden sollen?

Das nicht, aber man wird manchmal verhindert bei einer Probe zu erscheinen.

Sie werden sich doch nicht hindern lassen.

In gewöhnlichen Fällen gewiß nicht; aber manchmal ereignet sich etwas Ungewöhnliches.

So zum Beispiel fand ich heute, als ich nach Hause kam, zwei Vorladungen zu dem hiesigen Kriminalgerichte. — Nun weiß ich nicht, was ich thun soll. — Da ich die Hauptrolle in dem neuen Stücke spiele, so

muß die Probe auf jeden Fall abgesagt werden; ohne mich ist sie nicht möglich. — Damit ist es aber nicht abgethan; zwei Herren Kriminalrichter erwarten mich als Zeuge zur selben Stunde. — Welchem soll ich zuerst folgen? Welchem später?

Wie heißen denn die beiden Herren Räthe?

Der eine heißt mit dem Anfangsbuchstaben B., der andere S.

Dann gehen Sie zuerst zu B — dann zu S — Das B geht dem S im Alfabet vor.

Ich danke Ihnen, Herr Rath, versetzte Raimund; ich werde es so machen. — Sie können mir wol nicht sagen, was ich bei dem S zu thun habe?

Wie können Sie mich hier darum befragen? — Hier bin ich Zuschauer und nicht Kriminalrath.

Ich bitte um Entschuldigung, erwiederte Raimund; ich dachte nur, weil auch Sie mich um meine neue Rolle fragten, und sich nicht daran erinnerten, daß ich im Parterre nicht Schauspieler, sondern blos Zuschauer bin.

Schweydler mußte herzlich lachen.

Nun, kommen Sie morgen, nachdem Sie bei Rath Beck gewesen, nur in mein Bureau. Es wird den Kopf nicht kosten!

Raimund empfahl sich.

Als er nach seiner Wohnung sich verfügte, stand Isidor Bebe am Thore des Hauses.

Sind Sie einmal frei! rief ihm Raimund entgegen. — Ich dachte schon, Sie wären hängen geblieben, hätten etwas Neues verbrochen, und ich müßte wegen Ihnen morgen bei dem Kriminalgerichte erscheinen.

Ne, sagte Bebe, man hat mir drei Tage nach Ihrer Befreiung entlassen; ich habe auch durch die Polizei Erlaubniß erhalten, vier Wochen hier zu bleiben.

Wenn ich mir gut betrage, hat man beigesetzt, könnte ich auch weitere vier Wochen hier bleiben. Mein Gesandter ist ein Ehrenmann, der hat mir das beste Zeugniß gegeben; er ließ mich den Behörden blos als übergeschnappt, aber nicht als übel berüchtigt bekanntgeben. — Dies half! — Als ich frei wurde, lief ich hin zu ihm, und bedankte mir gerührt. Da ließ der Gesandte mich einen Brief meiner Mutter einhändigen. Darin lagen in Tresor-Scheinen 500 Thaler preußisch Kourant!

Herr Raimund, diese 500 Thaler sind aber nicht für mein Buch, fuhr Bebe fort. Mein Gesandter redete mich zu, dieses Geld anständig zu verwenden, der preußischen Nation nicht durch meinen bekannten Geiz Unehre zu machen, und meiner Mutter nicht durch Extravaganzen Kummer zu bereiten. Ich gelobte es, und ging augenblicklich in eine der ersten Kleiderniederlagen, equipirte mir gehörig, kaufte mir einen Wiener Hut und Handschuhe, die ich noch mein ganzes Leben nicht getragen. — Sehen Sie mir an, — Alles von London und Paris, aus dem „tiefen Grafen,“ drei Treppen hoch!

Sie sehen ja aus wie ein Kavalier! Sie wollen also nicht mehr so „schundig“ leben?

Dem Gesandten und der alten Mutter zu liebe, „ne;“ — aber das Buch wird doch gedruckt. Fleischer in Leipzig verlegt es. Dieses Buch muß zwei Tausend Thaler Honorar abwerfen. Jeder Justizmann, jeder Polizist, ja selbst jeder Verbrecher muß es kaufen. Wenn ich annehme, daß es in Deutschland nur 40,000 Diebe gibt, die einen halben Thaler a parte haben, so bringen mir die Diebe schon 20,000 Thaler!

Kommen Sie herauf, in meine Wohnung! sagte Raimund. Bleiben Sie abends bei mir. Es wird mich freuen, wenn Sie mir Gesellschaft leisten. — Ach,

lieber Bebe, ich bin heute in einer Lage, die so gräßlich ist, daß ich nur bedauere, aus dem Polizeihause entlassen worden zu sein.

Raimund führte Bebe in seine Wohnung, aber kaum zehn Minuten da angelangt, ließ Frau Justine Raimund zu sich rufen, und Bebe wurde ersucht, kurze Zeit auf ihn zu warten.

Lesen Sie indeß im „Shakespeare," sagte Raimund zu Bebe. — Ein solches Buch sollten Sie schreiben, das wäre dann: mein Buch!

* * *

Frau Justine ging Raimund fast bis vor die Thüre entgegen.

Sagen Sie mir um Gottes willen! redete sie ihn an, was Sie für ein Mensch sind! — Warum sind Sie denn davon gelaufen, wie Einer, der sich ein Leid anthun will?

Ich bin in einer Situation, um mir entweder eine Kugel, einen Strick, oder eine Portion Blausäure zu wünschen.

Kennen Sie denn die spröden Frauenzimmer nicht?

Ich habe in meinem Leben noch mit keiner Spröden zu thun gehabt! — Hat Emmi den Wahn, daß ich sie ihres Geldes wegen heirate, so soll sie ihr Geld den Armen schenken; ich heirate sie, und wenn sie bettelarm ist.

Davon ist ja nicht die Rede; die Sache ist ganz anders! — Man wird es Ihnen selbst sagen. Sie müssen heute noch Emmi und ihren Vormund besuchen. Man erwartet Sie. — Ich habe mein Ehrenwort geben müssen, daß ich Sie heute noch veranlasse, Emmi zu sehen.

O, da lassen Sie sich nur gleich Ihr Ehrenwort zurück geben; ich sehe Emmi nicht mehr! — Was soll denn das vorstellen, auf eine solche Weise mich abzu-

fertigen? — Ich kann eine Prinzessin um ihre Hand bitten, ich werde es nicht thun, um nicht ausgelacht zu werden; — wenn diese Prinzessin mir aber zeigt, daß ich ihr nicht gleichgiltig bin, mir bei jedem Anlasse beweist, daß sie eine Herzensneigung zu mir gefaßt hat, mir sogar ein Buch übergibt, in welches sie ein Blatt, von ihrer Hand beschrieben, hineingelegt, eine Art Liebeserklärung mir zusteckt; — wenn diese Prinzessin mir in dem Augenblicke, in welchem sie mich nach meiner Arreststrafe wieder sieht, vor ihrem Onkel aus Freude um den Hals fällt; dann ist es die Sache der Prinzessin, wenn sie A gesagt hat, auch B zu sagen. Fassen Sie dies, Frau von Huber?

Schreien Sie nicht so! Ich höre Sie ja ohnehin; Sie wissen, daß nur mein rechtes Ohr so obstinat ist, zeitweise taub zu sein.

Wollen Sie die Güte haben, Frau von Huber, dem Fräulein wissen zu lassen, daß ich sie nicht mehr besuche, so werden Sie mich sehr verpflichten. —

Schreiben Sie ihr!

Ich habe ihr ein Mal geschrieben und nicht wieder! Sie hat mich keiner Antwort gewürdigt! Nichts ist aber für mich empfindlicher, als auf einen Brief, den ich geschrieben, keine Antwort zu erhalten. —

Was Sie Alles hervorsuchen, um sich in Ihren Haß immer mehr hinein zu reden!

Ich hasse Emmi nicht, ich liebe sie innig; ich liebe sie wie ein höheres Wesen, ich liebe sie, wie ich noch kein Geschöpf auf dieser Welt geliebt habe; liebe aber auch mich, und mache mir keine Gnade daraus, von ihr launisch, wetterwendisch und unwürdig behandelt zu werden!

Ich danke Ihnen, Frau von Huber, für Ihren Antheil an meinem Schicksale; aber Sie müßten mich

selbst verachten, wenn ich als ein ehrlicher, offener Mann, als ein Mann mit dem redlichsten Herzen, für meine Verehrung — Kränkung, für meine Liebe — Hohn hinnehmen, und noch demüthig um huldreiche Blicke buhlen könnte. — Ich empfehle mich Ihnen auf das herzlichste, Frau von Huber.

Bleiben Sie noch!

Ich habe einen Gast in meiner Wohnung, den ich ersucht habe, mich zu erwarten.

Raimund verneigte sich und ging.

Ich kann ihm nicht unrecht geben! dachte Frau Justine. — Wenn Raimund nur nicht gar so geschrieen hätte mit mir! — Ein jedes Wort muß meiner „Lenerl" ihr Liebhaber, der Büchsenspanner, hinaus in das Vorzimmer gehört haben. Mein „Lenerl" martert den armen Menschen auch immer mit ihren Launen und Kaprizen; der Büchenspanner ist im Stande und macht ihr's so wie der Raimund seiner Emmi.

* * *

Als Raimund zu Isidor Bebe zurückkehrte, erschien er noch immer in der größten Aufregung.

Ich werde heute nur heiter sein können, wenn ich mir den letzten Tag, den ich mit Ihnen im Arreste zugebracht habe, vergegenwärtige. An diesem letzten Tage hatte ich ein Herz voll schöner Hoffnungen; ich brachte diesen Tag mit Entwürfen über mein künftiges Glück hin! — Ich will mich in jene schönen Stunden zurück lügen. — Unser Souper lasse ich mir ganz so auftischen wie an jenem letzten Abende, vielleicht erwartet mich morgen wieder ein Fiaker, der mir ein theueres Wesen zuführt, und wenn nicht, so habe ich doch einen schönen Traum noch ein Mal geträumt!

Vor Allem sagen Sie mir, Herr Bebe, haben Sie schon ein Mal recht innig geliebt?

O Herr Je und wie!

Und wurden wieder geliebt?

So lange ich Geld daran wendete, ungeheuer!

Sie haben also gar keine Person gefunden, mit welcher Sie ein Herz und eine Seele hätten sein können?

O ja, eine einzige; es sind gerade vier Jahre! Dieser Engel, den ich liebte und der mich wieder liebte, war des Rabiners in Königsberg alleenige Tochter.

Sind Sie denn ein Jud'.

Wozu soll ich ein Jud' sein, es war schon genug, daß der Vater des Mädchens ein Jud' war.

Der gab Ihnen seine Tochter nicht? der erlaubte nicht, daß seine Tochter Christin wurde?

Nein. Er stieß mir aus dem Hause, als ich ihm diese Zumuthung machte.

Und das gute Judenmädchen?

Starb am gebrochenen Herzen!

Die hat geliebt! Das war ein Mädchen, zu dessen Grabe man wallfahrten sollte! — Es gibt vielleicht keine Zweite mehr auf der Welt! Am gebrochenen Herzen sterben! Mir ist noch kein Beispiel vorgekommeu; ja, trotz gebrochenen Schwüren, leben, und lustig und fidel leben, das ist Sitte! — —

Nach einer Pause hub Raimund wieder an:

Jetzt sollen Sie meine Geschichte erfahren und meinen Jammer! Freund Bebe, denken Sie an mich, ich werde auch noch am gebrochenen Herzen sterben!

Raimund erzälte ohne Rücksicht seine Liebesgeschichte mit Emmi, wie sie sich ergeben.

Was sagen Sie hiezu? fragte er Bebe.

Hören Sie, Herr Raimund, versetzte Bebe. Verdammen kann ich das Mädchen noch nicht! für eine

Kokette halte ich sie auch nicht. Sie sind zu früh von ihr fortgerannt! Sie haben sich übereilt! Es kann sich ja auch Etwas ereignet haben, das sie verhindert, so schnell Ihnen die Hand zu reichen. Vielleicht sind Verwandte da, welche Hindernisse in den Weg legen, wenn es auch der Vormund nicht thut; vielleicht ist der Vormund ein Intriguant, trotz aller Herzlichkeit, die er zeigt; vielleicht ist diese Emmi auch eine Jüdin, wie es meine Sara war. —

Was fällt Ihnen ein! In der Wohnung des Vormunds finden Sie in jedem Zimmer eine Madonna, einen Christus, einen Heiligen, von berühmten Meistern gemalt.

Das thut nichts zur Sache! Der alte Rabbiner Isak Kneifeles in Königsberg, hat die „Kreuzabnahme Christi" in seinem Schlafzimmer; ein Bild von einem italienischen Maler, 4000 Thaler im Werthe. Er gibt es nicht für 6000 Thaler! Ist er deshalb ein Christ? O, so befangen sind die Juden nicht mehr, daß sie ächte Kunstwerke nicht schätzten, wenn sie auch keinen Gegenstand aus dem alten Testament darstellen. —

Sie bringen mich da auf einen Gedanken, Herr! — Wenn wir ein Schicksal hätten! — Doch nein, nein, diese Jüdin, wenn sie noch eine ist, stirbt nicht am gebrochenen Herzen!

10. Vor dem Kriminalgerichte.

Raimund verfügte sich zu dem Kriminal-Rath Beck in sein Bureau auf dem Hohenmarkte im sogenannten Schrannengebäude, zur bezeichneten Stunde.

Nach den gewöhnlichen Fragen wurde Raimund aufgefordert, anzugeben, ob er einen Mann kenne,

welcher der Verfälschung öffentlicher Kreditspapiere verdächtig gewesen sei.

Raimund bejate dies.

Wo lernten Sie ihn kennen? war eine neue Frage.

Raimund antwortete: „Im Polizeihause," und nun sollte Raimund genau angeben, was er von dem Fälscher wußte, was er mit Raimund gesprochen, und wie sich der Fälscher im Arreste benommen.

Raimund glaubte, mit den Worten: „daß er sich nicht mehr erinnere," durchzukommen, allein der Herr Kriminalrath ließ diese Ausflucht nicht gelten und drohte, einen Zeugen rufen zu lassen, dem Raimund vor kurzem erst, die Unterredung sehr genau mitgetheilt hatte, welche er mit dem Fälscher gepflogen.

Wer ist denn der Schwätzer? fragte Raimund in seiner gewöhnlichen ungezwungenen Weise.

Sie sind hier zu antworten und nicht um zu fragen, erinnerte der Kriminalrichter, auch dürfen Sie nicht vergessen, daß Sie hier eidlich vernommen werden, und daß es einem ehrlichen Manne nicht ziemt, einen der abgefeimtesten Fälscher, Betrüger und Gauner schonen zu wollen.

Was ich von dem Unglücklichen erfahren und im Gedächtniß behalten habe, werde ich zu Protokoll geben, versetzte Raimund.

Es ist sonderbar, setzte er hinzu:

Ich darf den Herrn Rath nicht befragen, und doch hätte ich noch eine Frage auf dem Herzen. —

Und diese besteht?

In den Worten: Hat man den verblendeten Menschen wieder eingefangen?

Dies gehört nicht hieher, und kann auf die Wahrheit Ihrer Angaben unmöglich Einfluß haben.

Raimund erzälte nun aufrichtig Alles, was er im Gedächtniß behalten. Er legte auch am Schlusse sei-

nes Protokolls den Eid ab, daß er die Wahrheit ausgesagt.

Als dies geschehen, bedeutete ihm der Rath, daß seine Aufgabe gelöst sei.

Raimund schickte sich an abzutreten, sagte aber: Herr Rath, sind Sie ungehalten, daß ich mir ein paar Fragen erlaubte? Doch das ist ja schon wieder eine Frage; ich bitte um Entschuldigung.

Er ergriff die Klinke von der Thüre.

Einen Augenblick! begann der Rath. Ihre Aussage ist zu Papier gebracht, nun kann ich von andern Dingen mit Ihnen sprechen. So vernehmen Sie denn, daß, wenn ich wirklich Ursache hätte, über Sie ungehalten zu sein, daß ich es unmöglich vermöchte, denn ich schätze Sie; ich schätze Ihr Talent und bin Ihnen dankbar für die vielen heiteren Stunden, welche Sie mir bereitet haben und Tausenden fast täglich bereiten. Ein solcher Mann wie Sie verdient Achtung. Nach des Tages Mühen sehnt man sich am Abende nach Erholung und Zerstreuung, und wer sie bei Ihnen nicht findet, muß ein Klotz oder eine Steinmasse sein! So, Herr Raimund, dieß als Antwort auf Ihre Frage, ob ich ungehalten sei.

Raimund fühlte sich durch diese einfachen, schlichten Worte höchst angenehm berührt.

Herr Rath, erwiederte er, ich war bisher, oft so glücklich, freundliche, nachsichtsvolle Urtheile, meine unbedeutenden Leistungen betreffend, zu vernehmen, aber nie hat mich noch ein Lob so sehr erfreut und nie hat mir noch ein Lob eine solche Auszeichnung verschafft, wie das Lob aus Ihrem Munde, aus dem Munde eines Mannes, dessen Amt ein so ernstes, dessen Beruf es mit sich bringt die Menschen von ihrer Schattenseite zu sehen und der nach meiner Ansicht zu sehr verstimmt

sein müßte, um durch eine Theatervorstellung von den trüben Bildern, die ihn täglich umgeben, abgezogen zu werden.

Das Theater ist noch das Einzige, was mir mein schweres Tagewerk erleichtert, erwiederte der Rath. In der nächsten Woche referire ich den Prozeß eines Raubmörders. Die Sentenz lautet auf Tod durch den Strang. Ein Todesurtheil, das ich zuerst aussprechen muß, macht mich immer unglücklich. Ich wünsche deshalb, daß Sie künftigen Montag eine recht komische Rolle darzustellen haben. Sie vermögen es, mich zu zerstreuen, und kein Anderer als Sie, ist im Stande mir die schauderhaften Bilder zu verscheuchen, welche in einem solchen Falle meine Abendstunden unausstehlich machen.

Herr Rath, versetzte Raimund, ich werde am künftigen Montag meine komische Rolle für Sie allein spielen; wollen die andern Zuschauer auch mitlachen, so wird es mich freuen; daß aber Sie, verehrter Herr, lachen und sich erheitern sollen, dies wage ich ohne anmaßend zu sein, zu verbürgen.

Als Raimund aus dem Bureau auf den Gang trat, brachte man den Fälscher über eine Treppe aus seinem Arreste.

Er hatte schwere Ketten an den Händen und Füßen.

Das Geklirre der Ketten machte Raimund auf ihn aufmerksam und er blickte nach dem Unglücklichen, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Raimund riß sein Schnupftuch aus der Tasche und verhüllte sich damit das Gesicht.

Er befürchtete, wenn der Fälscher ihn erkennen würde, von ihm angesprochen zu werden.

Der Fälscher ging an Raimund vorüber.

Er wurde in das Bureau seines Untersuchungsrichters geführt.

Also hat man ihn doch wieder eingebracht! sagte

Raimund für sich. Was wird des Aermsten Schicksal sein!

Indeß kam der Gefängnißdiener, welcher den Fälscher begleitet hatte, wieder aus dem Bureau heraus.

Raimund wandte sich an den Mann und fragte: Warum ist dieser Mensch mit so schweren Eisen belastet?

Weil er jeden Augenblick einen Fluchtversuch zu wagen geneigt ist. Drei Mal 24 Stunden ist er hier und jede Nacht unternimmt er ein anderes Wagniß. Ich schließe ihn diese Nacht an einen Ring in der Mauer seines Arrestes. Dieser Verwegene soll mich nicht um mein Brod bringen.

Freiheit! Freiheit! dachte Raimund, Freiheit ist das herrliche Wort, das jeder Vogel in der Luft singt. Dieser ist zwar ein Unglücksvogel; sein Gewissen bleibt sein ewiger Peiniger, aber frei will er sein!

Er trat in das Bureau des Raths Schweydler.

Nun haben Sie's überstanden? redete ihn Schweydler an. Sie werden ja völlig wichtig in diesem Hause! Ich glaube, Sie sollten sich als beständiger Zeuge für alle möglichen Fälle hier anstellen lassen!

Ich habe schon genug, Herr Rath, versetzte Raimund. Das sind zu schreckliche Eindrücke, die man hier empfängt. — Ich begreife es nicht, wie es die Herren Räthe in diesem Hause aushalten können. Diese Herren haben die besten Herzen! Sie, Herr Rath, kenne ich als einen Mann so butterweich bei fremdem Leid und Jammer wie ein Kind, und der Herr Rath Beck besitzt ein Herz wie ein empfindsames Mädchen. Ich wäre in vierzehn Tagen todt, wenn ich alle Augenblicke einen andern Unglücklichen sehen, und ihn, statt zu helfen, verdammen müßte.

Setzen Sie sich, Herr Raimund, sagte Rath Schweydler.

Nach den gewöhnlichen Fragen forderte der Rath, Raimund auf, zu Protokoll zu geben, was er von einer gewissen Fanni Trur, der Gattin eines bürgerlichen Lebzelters und Hausinhabers, wisse, und ob es wahr sei, daß Raimund den Hang, Schauspielerin zu werden, in ihr erweckt und gesagt: „Nu, wenn „Sie denn durchaus Komödie spielen wollen, so spielen „Sie sie! — Wenn Ihr Mann seine Einwilligung hie„zu nicht geben will, so gehen Sie ihm durch, und „wenn er Ihnen kein Geld gibt, so schaffen Sie sich „die Mittel zu Ihrer Flucht mit Gewalt! Dies rathe „ich Ihnen!"

Wie? sagte Raimund, dies soll ich gesagt haben? ich zu dieser Frau? Wer behauptet denn das?

Sie selbst.

Ja, wo ist sie denn? Wahrscheinlich im Narrenhaus?

Nein, sie ist hier; hier in diesem Gefangenhaus, und ich kann Sie Ihnen jeden Augenblick vorführen lassen, um das Gesagte aus ihrem Munde selbst zu hören.

Das ist aber eine unverschämte Lüge! Gerade ich war es, der sie auf das Thörichte ihres Vorhabens aufmerksam machte; ich war es, der ihr abrieth; dafür kann ich sogar Zeugen aufbringen. — Ist sie denn hier eingesperrt, und was hat sie gethan?

Es ist ein eigener Fall, und Sie werden davon wol gehört haben. Ihr Mann, der Lebzelter, wurde eines Morgens räuberisch überfallen, mit dem Tode bedroht, und dann so schonungslos ausgeplündert, daß ihm kein Gulden im Hause blieb.

Die Geschichte weiß ich, aber es ist seither einige Zeit verflossen.

Die Frau schlief in einem Zimmer nach der Straße, der Mann in einem Zimmer nach dem Hofe. Als der Mann, der wegen grober Mißhandlung, die sich die

Gauner gegen ihn erlaubten, nicht selbst seiner Frau nachsehen konnte, sendete er vertraute Leute aus seinem Hause, nach derselben. Die Frau war jedoch entflohen, und ihre Schränke waren ebenso ausgeraubt, wie die des Mannes.

Man konnte nicht glauben, setzte der Rath hinzu, daß die Frau, die seither bis auf die Marotte, für's Theater zu schwärmen, und sich befähigt dafür zu halten, fast untadelhaft gelebt, sich eines Raubes werde schuldig gemacht haben. Der Verdacht fiel also auf dieselben Gauner. — Nach langem Spähen entdeckte man die Diebe. — Es waren drei Gesellen des Fleckfieders aus demselben Hause, in welchem der Einbruch geschah. Später entdeckte man auch die, durch eine Beschreibung der Polizei kenntlich gemachten werthvollen Perlen der Frau, bei einem Tröbler in Olmütz. Er wurde aufgefordert, anzugeben, von wem er sie gekauft. Er nannte eine Schauspielerin mit Namen Madame Möth. — Madame Möth wurde eingezogen, nach Wien geliefert, und siehe da! Madame Möth die Schauspielerin, und Madame Fanni Trur die Lebzelterin, waren eine und dieselbe Person.

Sie wissen nun Alles.

Das ist eine verwünschte Geschichte! versetzte Raimund. Ich könnte das alberne Weib bedauern, das so verblendet war, wenn es nicht so gewissenlos, ja unverschämt über mich gelogen hätte! — Herr Rath, ich bitte Sie, diese unbesonnene lebzelterne Schauspielerin mir vor's Gesicht bringen zu lassen! Ich will ihr sagen, daß sie eine heillose Lügnerin ist.

Der Rath klingelte.

Der Gefangenwärter erschien.

Die Frau Fanni Trur wird vorgeführt! befahl der Rath.

Wenn ich nur wüßte, was die Hexe davon hat, daß sie mich in ihre entsetzliche Geschichte bringt!

Was sie davon hat? — Beschönigen will sie ihre abscheuliche Handlung. Der Vorsatz zu derselben soll nicht von ihr ausgegangen sein, sondern von Jemand Anderem. Retten will sie sich.

Retten? Sie kommt also in das — — — ich will das Wort gar nicht aussprechen.

O nein! Eine so schwere Strafe wird sie nicht treffen, da ihr Gatte angibt, seine Frau hätte nur mitgenommen, was ihr Eigenthum gewesen; — aber der Gatte nimmt sie nicht mehr zu sich, sein Haus darf sie nicht mehr betreten, und das ist es, was sie zu solchen Aussagen bestimmt, Verzeihung will sie erzwecken.

O dieser Gatte nimmt sie wieder! Er ist zu sehr verliebt in sie. — Sie hätte ihm beide Ohren abschneiden, die Nase wegbeißen und die Augen ausstechen können, er würde sie noch um Vergebung bitten, daß sie sich so viele Mühe genommen. —

Rath Schweydler mußte lachen.

Ich kann mich nur nicht genug wundern, fuhr Raimund fort, daß sie mich, gerade mich nennt, bei ihrer unsaubern Geschichte; da hätte ich eher geglaubt, sie würde Kindler anschwärzen.

Den armen Kindler wollte sie noch mehr verdächtigen, von Kindler behauptete sie die absurdesten Dinge! — Kindler überwies sie eklatant, daß sie gelogen, und ihn verleumdet hatte. Sie nahm ihre Angaben zurück.

Bei mir, sagte Raimund, soll sie noch schlechter wegkommen. Sie soll mir nur gegenüberstehen!

Der Gefangendiener öffnete die Thüre, und führte die Lebzelterin herein.

11. Frau Fanni Trur, die Lebzelterin als Schauspielerin.

Frau Fanni Trur erblickte kaum den Mann, den sie so grober Gemeinheiten beschuldigte, als sie zu zittern anfing, sich entfärbte und einem Stuhle zuwankte, der ihr als Stütze dienen sollte.

Raimund wollte sie sogleich zur Verantwortung ziehen, aber der Rath ermahnte, die einzuholenden Auskünfte ihm selbst zu überlassen.

Frau Trur, redete Rath Schweydler die Verhaftete an; es scheint, daß Sie mir eben solche Märchen von Herrn Raimund erzält haben, als es Ihnen in den Sinn kam, mir von Herrn Kindler mitzutheilen. — Ich habe Herrn Raimund vorgehalten, was Sie über ihn zu Protokoll gegeben; — da er jedes Wort Ihrer Aussage als eine Unwahrheit bezeichnet, so fordre ich Sie hiermit auf, Ihre Beschuldigungen vor ihm zu wiederholen, und ihm all das auf das bestimmteste in's Gesicht zu sagen, was Sie über ihn ausgesagt. —

Ja, Madame, sagte Raimund, ich ersuche Sie, vor mir anzugeben, was ich Ihnen in Bezug auf Ihre Lust, das Theater zu betreten, gesagt habe, und daß ich beigesetzt, was Sie in Bezug auf etwaige Hindernisse Ihres Gatten zu thun hätten. —

Madame Trur schwieg.

Mit Ihrem Schweigen wird die Geschichte nicht abgethan, bemerkte der Rath.

Madame Trur fing heftig zu weinen an.

Mein Gott! preßte sie endlich heraus, hilft mir denn Niemand!

Helfen Sie sich vor Allem selbst und sprechen Sie

Wahrheit! entgegnete der Rath. — Vermögen Sie zu wiederholen, daß Herr Raimund zu Ihnen gesagt: „Nu, wenn Sie denn durchaus Komödie spielen „wollen, so spielen Sie sie! — Wenn Ihr Mann „hiezu seine Einwilligung nicht geben will, so gehen „Sie ihm durch, und wenn er Ihnen kein Geld gibt, „so schaffen Sie sich die Mittel hiezu mit Gewalt! — „Dies rathe ich Ihnen!"

Sind dies die Worte, welche Herr Raimund an Sie gerichtet, und welche Sie, Ihrer Angabe nach, bestimmt haben sollen, alle Sachen von Werth, die sich in Ihrem Zimmer befanden, „zusammen zu packen," wie Sie sich ausdrückten, und heimlich, ohne Ihren Gatten hievon das Geringste bemerken zu lassen, zu entfliehen. Sprechen Sie!

Ich will die Wahrheit sagen, erwiederte Frau Trur, aber nur unter einer Bedingung!

Unter einer Bedingung? fragte der Rath, Sie, eine gravirte, dem Gerichte überlieferte Person, machen Bedingungen? Sie vergessen, wo Sie sich befinden, oder sind so — — übel von Ihrer Lage unterrichtet, daß Sie nicht wissen, was Ihnen bevorsteht. —

O, ich weiß recht gut, versetzte Frau Trur, was mir bevorsteht; ich habe mich schon erkundigt. —

Bei wem?

In meinem Arreste befindet sich eine Frau, die erfahren ist wie ein Mann, welche die Gesetze kennt wie ein Kriminalrath, die, wie sie selbst bekennt, schon oft eingesperrt war, und die noch nie bestraft werden konnte, weil man ihr das, wessen man sie beschuldigte, nicht zu beweisen vermochte; — diese Frau sagte mir: „was die, auf meine Flucht mitgenommenen Schmucksachen und andere Dinge beträfe, so könne mir vom Gerichte aus, nichts geschehen, weil mein Mann sie mir geschenkt habe, weil sie mein Eigenthum

seien und man mit seinem Eigenthum anfangen könne, was man wolle; — aber es gäbe eine andere Strafe, setzte sie bei; mein Mann könne mich verstoßen, mein Mann könne seine Hand von mir abziehen, und um diesem auszuweichen oder mein Vergehen gegen ihn zu mildern, müßte ich —

Lügen! fuhr Raimund auf, und vorgeben, daß ich Sie, Madame, zu dieser schlechten Handlung verleitet? Ich bin Ihnen sehr verbunden, für diese nichtswürdige Zumuthung und bitte Sie, nur so schnell als möglich Ihre abscheuliche Verleumdung zurück zu nehmen, sonst würde ich vergessen, wo ich mich befinde.

Was erwiedern Sie hierauf? fragte der Rath.

Das ist's ja eben! rief Frau Trur aus, auf dieses Zurücknehmen wollte ich ja gerade meine Bedingung setzen. —

Sie haben nichts zu bedingen, erklärte der Rath wiederholt.

Ich will ja dem löblichen Gerichte keine Bedingung machen, fuhr die Frau fort, nur Herrn Raimund, und Herr Raimund kann meine Bedingung und wird sie erfüllen, wenn er dadurch eine tiefgekränkte Frau, welche ohnehin bei den kleinen Theatern und herumziehenden Truppen, bei welchen sie engagirt war, so viel ausgestanden und die ganze Habe, die sie aus ihres Mannes Haus mitgenommen, eingebüßt hat, zu retten vermag. Ja, dürfte ich hier erzälen, wie mir mitgespielt wurde, wie Direktor Schandel mich betrogen und geprellt hat, so würden Sie mir Ihr Mitleid gewiß nicht entziehen.

Von Schandel, fuhr Raimund auf, vom Direktor Schandel? Ist dieser von Wien, wegen Silber-Löffel-Diebstahl entwichene Gauner, ein Theaterdirektor? Und wo denn? Und waren Sie bei diesem engagirt?

Ich bitte um Verzeihung, Herr Rath, sagte Raimund, daß ich bei dem Namen Schandel mir Fragen erlaube, aber dieser entsetzliche Mensch muß über das, was er mir angethan hat, nicht nur mich, er muß auch als ein von Wien echappirter Verbrecher, das löbliche Gericht interessiren.

Was ist es mit diesem Schandel? fragte der Rath Frau Trur.

Als ich von Wien entfloh, antwortete sie, reiste ich noch in der Nacht nach Iglau. Bei dem dortigen Theater wurde mir ein Engagement gegen die Verpflichtung zugesichert, daß ich ein halbes Jahr ohne Gage jede, wenn auch noch so kleine Rolle spielen müsse; hätte ich jedoch ein Verlangen nach einer bedeutenden Rolle, oder fände mich die Direktion hiezu geeignet, eine solche Rolle zu spielen, so müsse ich für jeden Abend sechzig Parterre-Billete und drei Logen an der Kasse kaufen, über welche sodann die Direktion verfügen werde.

Raimund lachte laut auf.

Das ist Etwas ganz Neues! sagte er. Ich bin doch auch bei vielen miserablen Theatern herumgekommen, und habe mir Manches Ungewöhnliche erzälen lassen, aber derlei habe ich noch nicht erfahren *).

Ich trat in einer kleinen Rolle in Iglau auf. Das Publikum nahm keine Notiz von mir. Dessen ungeachtet kam der Direktor am andern Morgen zu mir, und sagte:

„Sie haben außerordentlich angesprochen. Sie können morgen schon eine Hauptrolle spielen; versuchen Sie es nur mit der „Johanna von Montfaucon," die

*) Was hier bemerkt wird, ist Wahrheit. In Iglau existirte in den Jahren 1818 und 1819 ein Schauspiel-Direktor, der an Dilettanten solche Forderungen stellte.

Ihnen die Schauspielerin Krosek, vom Theater an der Wien, einstudirt hat; ich werde Sie als ihre Schülerin annonziren, und Sie werden gewiß gefallen; nur müssen Sie die 60 Parterre-Billets mit 24 fl. und die 3 Logen-Billets mir sogleich mit 7 fl. 30 kr., zusammen 31 fl. 30 kr. bar bezahlen; ich habe die Zettel bereits drucken lassen, daher geben Sie mir diese Kleinigkeit jetzt, so machen Sie doch einen Anfang! —

Ich war sehr glücklich. Ich holte meine Brieftasche hervor.

Als der Direktor, Zirrer war sein Name, bemerkte, daß meine Brieftasche ziemlich gefüllt war, sagte er:

Da Sie in der Lage sind, für vier Vorstellungen die Billete und Logen zu bezahlen, so bezahlen Sie gefälligst für vier Vorstellungen schon heute, und ich bringe Sie zwei Mal als „Johanna von Montfaucon,“ ein Mal als „Klara von Hoheneichen“ und ein Mal als „Agnes Bernauerin“ auf das Repertoire. Diese Vorstellungen können binnen acht Tagen statt finden, und Ihr Ruf ist für Deutschland gegründet.

Ich jauchzte vor Freuden, und übergab dem Direktor augenblicklich 126 fl.

Der Direktor ging.

Abends spielte ich.

Ich wurde aber so verhöhnt, verlacht und ausgezischt, daß ich schon nach meiner dritten Szene nicht mehr auf der Bühne erscheinen wollte.

In der Szene mit Lasarra und dem kleinen Sohne Otto, fing man aus allen Tonarten zu pfeifen an; ich wankte in die Koulisse, und war außer mir.

Da trat der Schauspieler, der den Estavajel spielte, zu mir. Er nannte sich Roller.

Er sprach mich mit den Worten an: Madame, merken Sie nicht, daß der Direktor dies angezettelt hat?

von 40 fl. Reichswährung ab. Was wollen Sie meh
Dann zahlen Sie mich hinaus, und spielen meine
gen allein. Als Ihr erstes Stück geben Sie
„Philippine Welserinn," welche „den L
benskelch in raschen Zügen austrink
Kennen Sie dieses Stück? Die Welserinn stirbt d
Gift!" — Da laßt sich ein Spiel anbringen! — J
seien Sie ruhig! Richten Sie sich 62 fl. für das T
tament! — Geben Sie 80 fl. her für die Fahrt
Braunau nach Ingolstadt. Wir reisen jetzt mit
baierischen Diligenze, 10 Personen in zwei Wag
Seien Sie nur lustig! — Apropos, meiner Frau
ben Sie zwei von Ihren goldenen Brazeletten;
haben ohnehin vier. Meine Frau muß auch Sch
haben; Sie haben kostbare Perlen und Ringe, K
liers, eine prachtvolle Uhr und brillantene Ohrrin
Es wäre wahrhaft niederträchtig, wenn die eine
rektrize wie eine Dame und die andere wie eine
chenmagd aussähe!

Ich war gutmüthig genug, in Alles zu willigen.
Endlich fuhren wir von Braunau ab.

Nach drei Tagen kamen wir in Ingolstadt a
Das Theater erhielt Schandel sogleich, auch ei
Komiker fand er, der, wie es hieß, Raimund
Rollen spiele, aber ich mußte ihn aus dem „Kar
auslösen, in welchen er wegen 62 fl. eingesteckt w

Ich hatte bereits für die Reise, für Vorschüsse
den Theaterpacht 1200 fl. ausgegeben.

Wie viel hatten Sie denn mitgenommen vom Ha
fragte der Rath.

2000 fl., antwortete Frau Trur; ach wäre es
dem baaren Gelde nur geblieben, aber es kam Ung
über Unglück über mich.

Sind Sie wieder ausgepfiffen worden? warf R
mund hin.

O nein! Ich wünschte es wäre geschehen.

Ich spielte wirklich die „Jungfrau von Orleans."

Mit einem Personal von zehn Personen? fragte Raimund.

Schandel strich das Stück so stark zusammen, daß es nur fünf Viertelstunden spielte, aber es gefiel dennoch. — Ich gefiel so sehr, daß ich acht Mal gerufen wurde. — Ich war überglücklich. Ich spielte die Agnes Bernauerin, die Jungfrau von Orleans, ich gefiel immer mehr.

Nach acht Tagen kamen Schandel und seine Gattin zu mir.

Sehen Sie meine Frau an, sagte Schandel, sie ist krank und elend; ihr thut die baierische Luft und das baierische Bier nicht gut; ich muß mit ihr an den Rhein. Das Theater hab' ich Ihnen eingerichtet, ein Kind kann es jetzt dirigiren. In der nächsten Woche lassen Sie den beliebten Komiker Schöberl auftreten, „das Donauweibchen," „die Teufelsmühle," „Dämona, das kleine Höckerweibchen" setzt er selbst in die Scene. Sie sind geborgen! Zahlen Sie mich jetzt heraus! Ich schnüre mein Bündel und gehe.

Herauszahlen? antwortete ich, Sie haben ja nichts eingelegt. —

Einlegen auch noch? Habe ich nicht meinen Ruf, meine Geschicklichkeit, meinen Namen, der in ganz Europa einen guten Klang hat, eingelegt? Ist das nichts?

Wenn Sie mich allein hier lassen, bin ich verloren.

Allein sind Sie nicht! Sie haben den Regisseur Bameisel an der Seite. Er liebt Sie, wie er mir gestand. Er spielt Liebhaberrollen auf und außer der Bühne. In Passau gefiel er der Lösch-Bräuerin so sehr, daß sie ihm einen schwarzen Frak machen ließ. Halten Sie sich an den, und Sie werden gut fahren.

Was muß ich Ihnen denn herauszahlen? fragte ich.

Sie überlassen mir die bisherigen Einnahmen, dafür bezahle ich heute die Wochengage, dann geben Sie mir 500 fl. bar für meinen Austritt von der Entreprise.

Ich wollte weniger geben.

Besinnen Sie sich nicht, sagte Schandel.

Dazu kam Bameisel mit seiner süßen einschmeichelnden Stimme. Er versprach mir goldene Berge. Er lobte mein Talent. Er versicherte, wenn ich mit ihm nur in allen Schillerschen und Shakespeareschen Stücken, z. B. in „Don Carlos" und in „Romeo und Julie" spielen würde, so brächten uns die Ingolstädter den letzten Groschen ins Theater.

Ich ließ mich bereden.

Ich gab Schandel 500 fl.

Er reiste ab.

Dies geschah um 10 Uhr vormittags.

Um ein Uhr ließ mir die Gesellschaft sagen, wenn sie binnen einer Stunde ihre Gage nicht erhielte, so würde sie Abends nicht spielen.

Hierauf kam ein Mann von der Stadtbehörde, und erklärte: „wenn ich den Pacht nicht augenblicklich berichtigte, so müsse die Stadtbehörde das Theater schließen lassen, und Garderobe und Bibliothek sogleich sperren.

Der Regisseur Bameisel, der mir so gut war, und dessen Gage ich bedeutend erhöhte, kam in diesem Augenblicke ganz verstört in mein Zimmer, und berichtete, daß er dem Kronwirth 40 Gulden schuldig geworden, daß dieser ihn verhaften lassen wolle; daß sein Schneider ihn eben so tirannisch wegen eines Anzugs bedrohe; 100 fl., flehte er, geben Sie mir Vörschuß, und zählen Sie dann auf mich in Noth und Tod.

Ich war in Verzweiflung.

Ja, sagte ich, Sie sollen die hundert Gulden haben,

aber nehmen Sie Extra-Post und reisen Sie dem schändlichen Schandel nach! Er hat die Gagen und den Pacht nicht bezahlt. Er hat mich niederträchtig betrogen. Retten Sie einen Theil meines Geldes!

Er ist nach Würzburg, sagte Bameisel, und will von da nach Mainz. Geben Sie mir die 100 fl., damit ich reisen kann.

Ich gab sie.

Mein muß er sein! rief er. Sie sehen mich mit ihm, oder Sie sehen mich niemals wieder! und stürzte fort.

So war es auch. Ich sah ihn niemals wieder!

Da wären Sie ja bei einer Truppe des Schinderhannes besser weggekommen! bemerkte Schweydler. —

Herr Rath! versetzte Raimund, diese Frau entwirft Ihnen das beste Bild von gewissen kleinen Bühnen! Könnte ich es zum abschreckenden Beispiele allen Jenen mittheilen, welche im blinden Wahne glauben, wenn sie nur dem Theater sich widmen, dann blühen ihnen Rosen auf allen Wegen. Besonders jungen Frauenzimmern möchte ich zum warnenden Exempel diese Geschichte in irgend einer Zeitung abdrucken lassen, sie müßte so viele junge Leute von der Sucht, um jeden Preis der Bühne anzugehören, abschrecken; — doch Sie haben nur Geld verloren, Andere verlieren ihre Ehre!

Frau Trur fing heftig zu weinen an.

Schweydler tröstete sie.

Raimund meinte: Preisen Sie sich glücklich, daß Sie dem Theater wieder Adieu gesagt haben und wieder in Wien sind. —

Ja, schluchzte Frau Trur, aber wie bin ich in Wien und wo befinde ich mich!

Enden Sie Ihre Erzälung, sagte der Rath.

Frau Trur fuhr fort:

Ich will Sie, Herr Rath und Sie, Herr Raimund, nicht länger mit meiner Unglücksgeschichte ermüden; ich will nur hinzufügen, daß ich in Ingolstadt nicht genug bares Geld besaß, Alles zu bezahlen, was mir zu bezahlen oblag.

Los wollte ich kommen vom Theater, von der Gesellschaft, von der Stadt, fort! fort! Und nichts mehr hören.

Ich verkaufte bis auf meine Perlen und die Uhr, die ich an meinem letzten Geburtsfeste von meinem Manne erhielt, Alles, was ich besaß. Ich warf das Geld meinen Schauspielern hin, ich berichtigte die Miethe für den Theaterpacht und reiste so schnell als möglich von Ingolstadt ab.

Wohin? Als eine Bettlerin wollte ich meinem Manne nicht vor Augen kommen; stolz auf den Beifall, den ich in Ingolstadt erhielt, wollte ich dem Theater bleibend angehören.

Ich reiste nach Wien.

Heimlich blieb ich drei Tage in meiner Vaterstadt; da erfuhr ich durch den Schauspieler Sannens, der als Theateragent mir bekannt war, daß man in Olmütz eine junge Heldenspielerin suche. —

Unter dem Namen Möth erhielt ich ein Engagement. Ich gefiel; aber meine vielfachen Leiden warfen mich aufs Krankenlager.

Erst nach vier Wochen genas ich.

Ich hatte nichts mehr als meine Perlen.

Meine Krankheit kostete viel!

Doktor, Apotheke, Pflege, Wohnung mußten bezahlt werden.

Ich steckte meine Perlen zu mir.

Ich verkaufte sie.

Bald hierauf wurde ich verhaftet.

Als eine Diebin bin ich hier; gebrandmarkt, verachtet, und bin doch nur ein verblendetes, unglückliches Weib.

Sie weinte heftig.

Rath Schweydler und Raimund hatten Thränen in den Augen.

Ich weiß jetzt Ihre Bedingung, rief Raimund aus: Sie bedingen sich, daß ich Ihren Gatten bewege, Ihnen zu verzeihen! — Ich verspreche Ihnen, daß ich es versuchen werde. — Und bringe ich den alten Trur dazu, daß er zu dem Herrn Rathe in sein Bureau kommt, und sich nach Ihnen erkundigt, so kenne ich das Herz des edlen Richters, er wird Ihrem Gatten, wie ich, zu Gemüthe führen, daß dort, wo die Gesetze nicht strafen, auch die Menschen nicht grausam sein sollen.

Raimund stürzte fort.

Daß Sie Ihre Freiheit bald wieder erlangen sollen, versicherte Schweydler, kann ich Ihnen heute schon versprechen, aber über Schandel und seine betrügerische Kompagnie muß ich noch ein Protokoll mit Ihnen aufnehmen. Diese Gaunerbande soll verfolgt werden, dies versichere ich im Namen des Gerichtes.

12. Ein Blick in Raimunds Charakter.

Raimund verfügte sich augenblicklich zu Herrn Trur.

Die Köchin desselben, welche, seitdem die Frau nicht im Hause war, wieder eine wichtige Person geworden, wollte Raimund ganz kurz und schnippisch abfertigen.

Der Herr, sagte sie, ist nicht zu Hause, und wäre er

es auch, so würde er Sie nicht vorlassen. Seitdem gewisse Dinge vorgefallen, darf Niemand mehr vom Theater mit ihm sprechen; wenn der Herr ausgeht, so macht er einen Umweg, damit er das Theatergebäude nicht sieht, und erblickt er von weitem einen Theaterzettel an irgend einer Straßenecke, so hält er ein Tuch vor die Augen, damit er die Titel der Komödien nicht zu lesen braucht.

Das mag er halten wie er will, versetzte Raimund, ich mache es ebenso; wenn ich an einem „Lebzelterstand" vorübergehe; — ja, ich halte mir die Nase zu, wenn Einer das Wort: „Meth" nur ausspricht; aber es gibt Angelegenheiten in der Welt, über welche Schauspieler und Lebzelter mit einander sprechen müssen, und in einer solchen Angelegenheit bin ich hier.

Es wird Ihnen nichts helfen; der Herr läßt Sie nicht vor. —

Nicht vor! Er läßt mich nicht vor? betonte Raimund, wer sind wir denn, daß wir's so hoch geben! Glaubt der Herr Trux vielleicht, seine Marzipan-Husaren sind wirkliche Husaren, und er kommandire diese regimenterweise? — Ich bleibe einmal hier und warte auf ihn, und sollte es bis morgen Früh währen!

Kommen Sie, wenn der Herr zu Hause ist. Ich darf Sie hier nicht warten lassen; ich würde die größte Verantwortung haben.

So? Eine Verantwortung! Bin ich ein verdächtiger Mensch, oder glaubt sie, ich könne alle fünf Minuten von der Leopoldstadt in die Josefstadt kommen? Das ist ja ein Weg, nicht viel näher als bis nach Baden! Hier bleibe ich und hier setze ich mich nieder, und wenn es ihr nicht recht ist, so ändere sie's!

In Gottes Namen! rief die Magd; wenn ich aus dem Dienste komme, so müssen Sie mich aufnehmen. —

Mit Vergnügen! wenn ihr Herr ihr nicht etwa seinen Abscheu vor einem Schauspieler eingeflößt hat.

Herr Trur kam nach Hause.

Als er Raimund erblickte, wich er völlig vor Entsetzen zurück.

Ich bitte nicht zu erschrecken, sagte Raimund; ich will Sie wahrhaftig nicht zu einer Theatervorstellung engagiren, noch Ihnen eine Komödie vorspielen; — ich komme von dem Kriminalgerichte.

Herr Trur erschrack heftig.

Er gab Raimund einen Wink, nicht weiter vor der Köchin zu sprechen.

Herr Trur öffnete die Thüre zu seinem Zimmer, und ließ Raimund eintreten.

Das ist schon ein gutes Zeichen, dachte Raimund, daß der Lebzelter seine Frau vor der Magd zu schonen sucht. Ich hoffe das Beste!

Wir wollen in dieses Zimmer uns verfügen, meinte der Lebzelter, recht weit von der Küche weg; denn die Köchin hat die schöne Gewohnheit, zu horchen.

Ich sehe schon, erwiederte Raimund, daß Sie Ihre Frau nicht für vogelfrei erklären wollen. Sie geben ihr Schicksal nicht Ihrer Magd preis.

Meine Frau verdient es nicht, daß ich noch einige Rücksicht für sie habe; noch ist sie meine Frau, sobald ich aber von ihr gerichtlich geschieden bin, dann —

Dann stirbt sie, versetzte Raimund; eine Scheidung von Ihnen, überlebt sie nicht. —

Hoho!

Ganz gewiß! Ich komme von dem Kriminal-Gericht. Ich habe Ihre Frau gesehen, gesprochen, in Gegenwart ihres Untersuchungsrichters ihre Leidensgeschichte gehört; Herr, diese Frau hat ihre Verblendung, ihren thörichten Hang, Schauspielerin zu werden, auf die kläglichste Weise gebüßt; Noth, Kummer, Reue,

Verrath, Verhöhnung, warfen sie aufs Krankenbett; nur durch ein Wunder kam sie mit dem Leben davon; sehen Sie sie, noch trägt sie die Spuren ihrer schweren Leiden in ihrem Gesichte; ein Felsen müßte mit ihr Erbarmen haben. —

Ich bin ein solcher Felsen.

Das macht Ihnen keine Ehre.

Hat sie mir Ehre gemacht?

Beim Theater hat sie Ihnen keine Schande gemacht.

Außer an einem Abende, an welchem eine geflissentlich angezettelte Kabale sie kränkte, hat sie gefallen, dann spielte sie unter dem Namen Madame Möth.

Das ist's ja eben! Durch den Namen „Meth" wollte sie auf mich, auf den Lebzelter, anspielen!

Wer sagt dies?

In Schwarz's Kaffeehaus in der Josefstadt haben sie mir dies so ausgelegt. —

Das soll man in meiner Gegenwart so deuten, dann sage ich den Hetzern und Lästerern, daß sie malhonnette Menschen sind. Endlich schrieb sich Ihre Frau Möth mit ö, nicht Meth mit e.

Meth bleibt Meth.

Nein. Auf die Schreibart kommt es an; fragen Sie gescheidte Leute, aber nicht Ihre Schnallenmacher, Schmalzversilberer und Handschuhnäher. Ich kenne die Kotterie dieser Leute; die eine Hälfte mißhandelt ihre Frauen, die andere ist geschieden von ihnen. Es gibt Menschen, welche keine glückliche Ehe leiden können.

War meine Ehe glücklich?

Bis auf den Spleen Ihrer Frau, das Theater betreten zu müssen, gewiß; von diesem Spleen ist sie kurirt. Alle Pferde des Ottakringer Bräuhauses ziehen sie nicht mehr auf die Bühne.

Ja, jetzt weil sie sitzt.

Pfui, schämen Sie sich, daß Sie so boshaft ihr Unglück berühren. Es könnte Ihre Köchin auch nicht hämischer sprechen! Sie sitzt, ja, aber durch Ihre Unklugheit.

Meine Unklugheit?

Natürlich! Wie konnten Sie denn die Gegenstände, welche sich in dem Zimmer Ihrer Frau befanden, die ihr Eigenthum waren, nachdem die Frau nicht zu finden, ebenfalls als von Gaunern geraubt, bezeichnen? Mußte Ihnen nicht zuerst einfallen, daß wenn die Frau fort ist, sie ihrer Neigung Komödie zu spielen, nachgegangen sein werde, und das mitgenommen haben müsse, was ihr Eigenthum war? Ein Ehrenmann darf, bis er nicht vom Gegentheil überzeugt ist, nicht verdächtigen. — Uibrigens wird Ihre Frau jetzt als unschuldig entlassen. —

Als unschuldig?

Natürlich! Sie selbst gaben ja zu Protokoll, daß Ihre Frau nur ihr Eigenthum mitgenommen. Wo kein Thatbestand eines Verbrechens vorliegt, gibt's auch keine Verurtheilung. — Wahrscheinlich kommt Ihre Frau schon morgen nach Hause.

Wohin?

Nach Hause.

Zu mir nach Hause?

Sie sind ja Ihr Mann!

Ich will sie nicht mehr.

Sie verstoßen sie?

Ja, ich verstoße sie.

Gut, sagen Sie dies dem Kriminalrathe selbst; mir würde er nicht glauben, daß Sie ein so unversöhnliches Herz haben! — Der Herr Rath Schweydler laßt Sie ersuchen, noch heute zu ihm zu kommen; wahrscheinlich wird er Sie über das künftige

Schicksal Ihrer Frau befragen; wird sie Ihnen vorstellen; dann brechen Sie den Stab über die Aermste; die strengsten Richter des Gerichtes verdammen Sie nicht, davon werden Sie sich überzeugen.

Herr Trur ging einige Male im Zimmer umher. Er schien mit sich zu kämpfen.

Wenn nur die Josefstädter-Klatscher nicht wären!

Lassen Sie sie klatschen! Das Klatschen dauert drei Tage. Ueber mich haben die Leute auch geklatscht und klatschen noch; mich hat man auf drei Tage ins Polizeihaus geklatscht; wie ich 24 Stunden darin zugebracht, hätte man mich gern wieder herausgeklatscht! Was liegt an der Klatscherei in Wien!

Aber meine Frau muß ja den Josefstädtern wieder unter den Augen herumgehen.

Sie besitzen noch ein Haus; lassen Sie Ihr Geschäft in der Josefstadt und ziehen Sie mit Ihrer Frau in Ihr anderes Haus.

Ich muß zuerst mit dem Herrn Rath reden. Das sag' ich Ihnen aber, wenn die Untersuchung herausstellt, daß meine Frau einem Manne zu liebe mich und mein Haus verlassen hat, so nehme ich sie nicht mehr, und wenn Kaiser und Könige für sie bitten.

Darüber können Sie ruhig sein! Eine Untreue beging sie nicht an Ihnen; ihre Leidenschaft für die Schauspielkunst entriß sie Ihnen, dafür wurde sie so abscheulich von schlechten Komödianten behandelt, betrogen, bestohlen, hintergangen, daß sie wie eine Bettlerin in der Welt herumzog. Hören Sie ihre Leidensgeschichte aus ihrem eigenen Munde, und wenn Sie selbst eine Verwünschung auf den Lippen hätten, so werden Sie sie nicht aussprechen können. Ich melde

jetzt dem Herrn Rathe, daß Sie mich gut aufgenommen, und zeige ihm an, daß Sie in den Nachmittagsstunden zu ihm kommen werden.

Was nachmittags! Ich gehe sogleich mit Ihnen. Ich danke Ihnen, Herr Raimund für Ihre Theilnahme. Kommen Sie schnell.

Als beide an der Köchin vorübergingen, sagte diese:

Sie gehen vor Tische noch fort, Herr von Trur? Ich kann die Suppe in einer Viertelstunde auftragen. —

Ich speise nicht zu Hause! erwiederte der Lebzelter.

Aber ich habe doch Alles gerichtet, was Sie gerne essen.

Esse sie's selbst.

Verreisen Sie denn?

Nein, aber ich bringe die Frau nach Hause und abends wird ihr die Frau sagen, was gekocht werden soll. Wenn Jemand aus dem Kaffeehause nachfragen sollte, warum ich nicht zu einer Partie „Tarok" komme? so antworte sie: der Herr hat „austarokirt;" er besucht kein Kaffeehaus mehr!

Bravissimo! rief Raimund, hing sich an den Arm des Lebzelters und ging wolgemuth mit ihm fort.

Ist es mir doch vorgegangen, rief die Köchin aus, daß die Visite des verwünschten Raimund mir Unglück bringen werde. Jetzt bleibe ich nicht mehr in diesem Hause; ich suche mir einen andern Dienst.

* * *

Als des Lebzelters Frau im Bureau des Kriminalraths vorgeführt wurde, erschrack dieser über ihre bleiche, abgehärmte Gestalt.

Der herzensgute Rath Schweybler ließ es an nichts fehlen, die arme leidende Frau der Verzeihung ihres Gatten zu empfehlen.

Trur war so ergriffen von dem Schicksale seiner

Fanni, daß er sie in seine Arme schloß und vor Schluchzen sonst nichts hervorzubringen vermochte als: Ich will Alles vergessen, aber laß nur Deinen Theaterschwindel; werde eine brave Hausfrau, und führst Du Dich gut auf, so will ich Dir noch schönere Schmucksachen kaufen, als diejenigen waren, um welche man Dich so schmählich gebracht hat.

Rath Schweybler eilte zu dem Vizebürgermeister. Er referirte über seine bereits beendete Untersuchung, und schon um zwei Uhr war Frau Fanni frei.

Wir wollen in eine ganz entlegene Vorstadt fahren und da in einem guten Gasthofe speisen, sagte der Lebzelter. Abends erst wollen wir nach der Josefstadt, damit Dich Niemand nach Hause kommen sieht. Morgen aber wollen wir beide in die Kirche. Mit Gott wollen wir ein ganz neues Leben beginnen; Gott mußt Du um Verzeihung bitten, für Deinen Fehltritt; Gott wird Dir auch gnädig beistehen! Gott wird Dir vergeben, ich habe es mit freudigem Herzen gethan.

* * *

Raimund war sehr wol zu Muthe, daß er Zeuge dieser Versöhnung war. Er hätte sich noch mehr erfreut, aber er dachte an Emmi und wie auch er eines Freundes bedürfte, um ebenfalls beseligt an das Herz eines geliebten Weibes zu sinken.

Er suchte seine Wohnung auf.

Da lagen denn ein paar neue Stücke, die für ihn geschrieben worden waren; da lag die Anordnung, daß die vorgehabte Leseprobe für den andern Morgen bestimmt sei, und der Theaterfeldwebel meldete, daß Herr Raimund schon drei Mal von einem alten Herrn aufgesucht worden sei.

Zuletzt, sagte der Feldwebel, hat der alte Herr ein paar Zeilen hier aufgeschrieben. Hier liegt der Zettel.

Raimund las:

„Heute Abend nach dem Theater werden Sie in der „Wollzeile erwartet. Sollten Sie nicht erscheinen, so „wäre diese Einladung die letzte. Ehrbare Leute drin„gen sich nicht auf. Es handelt sich hier nur um Er„klärungen, damit Niemand in ein falsches Licht gestellt „werde. Es findet eine Unterredung ohne „Damen statt.

„Der wolbekannte Freund."

Nicht übel! dachte Raimund. — Man will sich nichts vergeben! — Ganz recht! Ich vergebe mir auch nichts! — So lange ich nicht die Uiberzeugung erlange, daß ich Unrecht habe, beuge ich mich nicht! So muß ich mich auch benehmen und sollte ich darüber meinen Verstand verlieren. — Es ist das erste, wahrhaft ernste Liebesverhältniß, das ich angeknüpft. Es muß zu einer eheligen Verbindung führen, oder eine Kokette hat ihr Spiel mit mir getrieben! Oder ein reiches Mädchen hat den Wahn, wenn es mir seine Hand reiche, meine Selbstständigkeit durch Geld zu paralisiren! — Wir wollen sehen, in wie ferne ich irre oder recht habe.

Nach dem Theater erschien Raimund bei Herrn von Hilbert.

Hilbert empfing ihn recht herzlich.

Meine Nichte und ich haben viel von Ihrer Empfindlichkeit und Reizbarkeit sprechen hören; wir haben uns nun selbst davon überzeugt. — Sie haben meiner guten Emmi sehr wehe gethan. —

Sie hat mich auf eine Weise behandelt, erwiederte Raimund, welche mich gleichsam vernichtete.

Sie war gleichsam vernichtet, entgegnete Hilbert,

vernichtet durch Frau Huber, die Emmi für eine Abgesandte von Ihnen hielt.

Ich widersprach dieser Ansicht.

Frau Huber, so albern sie immer sprach, ließ dennoch merken —

Daß ich Emmi liebe? ich gestand dies dem Gatten meiner ungeschickten Gönnerin. Herr Huber glaubte es klug zu machen, wenn er seine Frau zur Fürsprecherin bei dem Fräulein erwähle.

Emmi, versetzte Hilbert, wollte nur andeuten, daß Dinge, ihr Herz betreffend, erst zwischen Ihnen und ihr besprochen werden müßten, ehe sich eine dritte, und noch dazu höchst ungebildete, Person auf eine derbe Weise in eine so zarte Angelegenheit mengen dürfe. Emmi wollte Ihnen dies erklären; Sie eilten fort in einer — undelikaten Aufregung.

Geben Sie mir eine Erklärung; Herr von Hilbert, weil Sie mich eingeladen, hier Erklärungen zu empfangen und zu erwiedern. Sagen Sie mir offenherzig, treibt Fräulein Emmi ein Spiel mit mir? Gefällt es ihr, sich mit meiner heißen Liebe die Zeit zu vertreiben?

Nein.

— Ist es Sitte und Gewohnheit reicher Mädchen. einen Mann zu quälen, und macht sie diese Sitte mit?

Nein.

Dann gestatten Sie, daß ich mich ihr wieder nahen und sie um Verzeihung bitten darf.

Sie ist nicht in Wien.

Abgereist?

Sie ist mit ihrer Tante nach Brünn.

In diesem Augenblicke, in welchem —

Ganz natürlich! Sie ließen nichts mehr von sich sehen

und hören; Sie hätten ja eben so gut eine Reise antreten können.

Ohne, daß wir uns noch ein Mal gesprochen haben, reiste sie fort?

Entfernten Sie sich nicht auch von ihr? Riefen Sie ihr nicht zu: Leben Sie wol, mich sehen Sie nie wieder?

Ich fühle, erwiederte Raimund, Emmi und ich taugen nicht zusammen. Sie vermag abzureisen, sie vermag es, mich in einer solchen Stimmung zu verlassen? Sie vermag es, sich zu rächen, weil ich aus übergroßer Liebe zu ihr, vielleicht unbesonnen handelte! Nein, nein, Herr von Hilbert, Emmi und ich taugen nicht zusammen! Emmi würde mein größtes Unglück ausmachen.

Hilbert stand auf.

Sie sind ein Egoist! sagte er. Sie erwägen nur sich, nur Ihr Ich, nur was Ihnen schmeichelt, soll geschehen. Ich gebe Ihnen zurück, was Sie von Emmi sagten: Ich behaupte: Sie würden Emmi unglücklich machen.

Wenn sie arm wäre! erwiederte Raimund, würde ich selbst die ungerechtesten Launen ertragen, der reichen Emmi gegenüber kann ich mir nichts vergeben; ich vermag es nicht; — verdammen Sie mich deßhalb!

Den ersten Schritt zur Versöhnung müssen Sie thun. Ich stelle Ihnen die Post zur Verfügung; Emmi ist erst vor zwei Stunden abgereist; vier Stationen von hier auf der Brünner-Straße holen Sie sie sicher ein —

Und komme vielleicht vor morgen in der Nacht nicht zurück! Um zehn Uhr habe ich Probe — abends habe ich zu spielen. —

Sie sind der Liebling des Direktors; Sie schreiben

ihm einige Zeilen — und Ihr Ausbleiben hat nichts zu bedeuten. —

Nein, Herr Baron, auf Kosten meines Berufes, kann ich diese Reise, nicht unternehmen. Der Direktor zählt auf mich; der Gesellschaft würde ich ein schlechtes Beispiel geben, und erführe das Publikum von meiner Liebesfahrt, so —

Sie lieben Emmi nicht, betonte der Freiherr auffallend; ein jedes Wort gibt Zeugniß von dem unbeugsamsten Egoismus. Entschuldigen Sie mich, wenn ich diese Unterredung als Vormund, welcher das Wol seiner Pflegebefohlenen, bei welcher ich Vaterstelle vertrete, beendigen muß.

Ich will Emmis Zurückkunft in Wien erwarten, und ein Urtheil über mich, aus ihrem Munde hören!

Raimund verließ Hilbert sehr aufgeregt.

Es ist wahr, sprach Hilbert, was er selbst gesagt: Er und Emmi, taugen nicht zusammen! — Wenn ihm Emmi erst mittheilen wird, unter welchen Zugeständnissen er ihre Hand annehmen darf, dann flieht er sie wie seine größte Feindin.

13. Ein nächtlicher Besuch.

Hilbert hatte am anderen Morgen nichts dringender zu thun, als Emmi die letzte Unterredung mit Raimund fast buchstäblich mitzutheilen. Der Brief, den er nach Brünn sendete, war vier Seiten lang und ganz enge geschrieben.

Am Schlusse seines Schreibens bemerkte er:

„Selbst auf die Gefahr hin, daß Du, mein theue-
„res Kind, mir gram werden solltest, bitte ich Dich
„noch einmal, Raimund aufzugeben. Das Opfer,
„das Du von ihm verlangst, wird er Dir nicht brin-

„gen, und bringt er es nicht, so kannst und darfst
„Du nicht seine Gattin werden.

„Ich muß Dich noch einmal an Marchese Farlani erinnern. Er befindet sich zwar in Olmütz;
„es wäre jedoch möglich, daß ihn ein Zufall nach
„Brünn führen, und er das Haus besuchen könnte,
„das Du mit Deiner Tante bewohnst.

„Sei nicht so kalt und zurückhaltend gegen ihn,
„wie Du es in Wien gewesen.

„Farlani ist ein höchst liebenswürdiger, fein„gebildeter Kavalier; ein Mann, der schon seiner
„Stellung, seines Reichthums und der Auszeichnun„gen wegen, welche ihm von so vielen regierenden
„Häuptern verliehen wurden, Ansprüche auf Deine
„Hand hätte.

„Liebe Emmi, erwäge dies wohl.

„Wie Du aber auch immer über Raimund und
„Farlani denken magst, so werde ich weder
„Deinen Ansichten, noch Deinen Neigungen hindernd
„entgegen treten; ich habe Dir wiederholt die über„zeugendsten Beweise gegeben, daß ich weder Deinen
„Geist, noch Dein Herz bevormunde."

* * *

Raimund nannte sich den unglücklichsten Menschen. Er kam nach Hause.

Bebe hatte sich bei Raimund förmlich einquartirt.

Es freute Raimund, als er Bebe fand.

Nun, wie ist es? fragte Bebe. Ist sie eine Jüdin?

Ach, daran zu denken, war wirklich keine Gelegenheit. Meinetwegen soll sie eine Türkin sein! Die Religion ist es nicht, welche sie von mir entfremdet, die Liebe kennt nicht den Unterschied der Glaubensbekenntnisse, und vereinigt Christen und Heiden. Ist sie

eine Jüdin, so wird sie sich taufen lassen; aber sie liebt nicht! Sie hat mir eine Kränkung zugefügt, die ich ihr nicht verzeihen kann; sie hat mich gestraft für meine Empfindlichkeit, sie hat sich gerächt an mir, hat mir mein schnelles Forteilen, als ich sie das letzte Mal sah, vergolten, und ist — abgereist, abgereist nach Brünn mit ihrer Tante, der Baronin Resom!

Sie wird schon wieder kommen!

Ei, so leicht gehe ich über ihre Abreise nicht hinaus! Je länger ich darüber nachdenke, je mehr verletzt mich ihr Benehmen.

So denken Sie nicht nach; ei, ich kann Sie ja sogleich zerstreuen, wenn ich Ihnen eine Neuigkeit mittheile. Sie erhalten heute noch einen Besuch. —

Heute noch? Es ist schon eilf Uhr. —

Ja, das sagte ich dem Manne auch! Ich sagte ihm, daß Sie vor eilf Uhr Nachts nicht heimkehren würden. Er entgegnete, daß er mit Ihnen von außerordentlich wichtigen Dingen zu sprechen hätte; sie möchten ihn nur ein Viertelstündchen anhören, dann wolle er sich wieder entfernen.

Wer ist denn dieser Mann?

Hören Sie, sagte Bebe; er ist eigentlich ein Narr, er sieht ganz unvernünftig aus; ich könnte sagen, er sei eine Karikatur, wenn ich vor Kurzem nicht selbst einer Karikatur ähnlich gesehen hätte!

Ist er alt? ist er jung? Wie ist er denn gekleidet?

Sie sind wohl nie in Danzig gewesen?

Nie.

Schade! Wenn Sie in Danzig je einen Schullehrer oder besser eines Schullehrers Substituten gesehen hätten, so würden Sie ein Bild von ihm haben.

Man klopfte.

Raimund ging dem Fremden entgegen und öffnete selbst die Thüre.

Ein Mann trat herein von hoher Gestalt, mager wie das Bein einer Giraffe und submiß wie ein Jagdhund.

Verzeihen Sie, daß ich noch zu so später Stunde erscheine; doch mein Anliegen ist dringend. —

Haben Sie mir eine vertrauliche Mittheilung zu machen, so bemühen Sie sich in mein zweites Zimmer.

Ach mein Unglück schreit so laut, daß ich keinen Anstand nehme, vor Zeugen davon zu sprechen.

Mit wem habe ich die Ehre?

Ich bin der Thurmwächter von Petersdorf, mein Name ist Schneckel. Der Dichter Meisl hat ein Stück geschrieben, in welchem ich vorkomme.

So? Dieses Stück ist sehr gut. Wir werden es aufführen.

Das wäre mein Unglück.

Ihr Unglück?

Wenn ich auf dem Theater lächerlich gemacht werde, verliere ich meine Braut.

Sie werden nicht lächerlich gemacht. Dieser Thurmwächter ist wohl ein Mensch, dessen Liebesschwärmerei komisch ist, aber er selbst ist gutmüthig, herzlich, und Jeder, der diesen Charakter auf der Bühne sehen wird, muß ihm gut sein.

Ach, wenn diese Darstellung meine Persönlichkeit nur nicht persifflirt.

Kommen denn die Bewohner von Petersdorf in das Leopoldstädter-Theater?

Das nicht; auch liegt mir nichts an den Petersdorfern. Ich als Thurmwächter bin weit über die Petersdorfer erhaben, aber ich habe eine Braut, und die ist bei vornehmen Leuten in Wien in Diensten; diese vornehmen Leute kommen in das Theater, und werde

ich auf dem Theater als ein Narr dargestellt, dann reden sie meiner Geliebten zu, damit sie mich nicht nehme, oder statten meine Braut nicht aus, wenn sie dennoch nicht von mir läßt.

In welcher Eigenschaft dient denn Ihre Geliebte?

Der Thurmwächter wurde verlegen; er stotterte — als — als

Verzeihen Sie, Herr von Raimund, sagte er endlich, fehlen ist menschlich und straucheln kann auch ein Geschöpf mit vier Füßen, aber dieses Straucheln hat Ihnen keinen unbedeutenden Dienst erwiesen.

Mir?

Und da glaubt nun meine Geliebte, Dienst für Dienst, Gefälligkeit für Gefälligkeit! wer dem Sohne Gutes erzeugt, kann häufig vom Vater auf Dankbarkeit rechnen.

Ich verstehe Sie nicht. Sie scheinen mir überhaupt etwas konfus zu sein. Legen Sie vor Allem Ihre Befangenheit ab; ich bin wahrhaftig nicht der Mann, vor welchem Sie sich zu scheuen haben. —

Es ist bald Mitternacht.

Fürchten Sie sich vor Gespenster?

Ein Thurmwächter, welcher zu allen Stunden im Finstern über den Kirchhof schreitet, kennt keine Furcht, und bei uns in Petersdorf hat es nie Geister gegeben; aber ich fürchte, Sie in so später Stunde —

So kommen Sie am Tage zu mir.

Das ist unmöglich; um drei Uhr Früh muß ich schon wieder zu Hause sein, länger vertritt der „Halter“ meinen Dienst nicht.

Also machen Sie's kurz; was wollen Sie da mit Ihrem „Dienst und Gegendienst,“ und Vater und Sohn, und Gutes thun und Vergelten? Noch ein Mal: Wer ist denn Ihre Braut und wo ist sie?

Ich will's sagen: Meine Braut ist Milchmädel bei dem kleinen Ferdinand Raimund!

Eine verwünschte Geschichte! — Die Amme im Hause des Baron Hilbert?

Ja.

Und da glauben Sie, ich wäre der Vater von dem kleinen Ferdinand?

Ja.

Und das glaubt man vielleicht in dem Hause des Barons auch?

Ja.

O, jetzt fällt's mir wie ein Schleier von den Augen! — Bebe! Bebe! Mir geht ein Licht auf!

Entschuldigen Sie! sagte Bebe. Haben Sie wirklich durch einen kleinen Raimund, dem großen Raimund ein Hinderniß in den Weg gepfropft?

Ei, lassen Sie mich aus! Niederträchtiger Argwohn. Emmi glaubt es ja selbst nicht. —

O ja, sie glaubt's auch, replicirte der Thurmwächter, und findet es — aber Sie müssen es nicht übel aufnehmen, daß ich es so gerade heraussage — herzlos, daß Sie sich um den kleinen Sohn nicht umsehen! Sie kommen so oft in das Haus, und fragen nicht einmal nach ihm.

Eben weil er mich nichts angeht, weil der extemporirte Raimund, dem Raimund, der nie aus seiner Rolle gefallen ist, ein vom Himmel geschneiter Raimund ist! — — So verfolgt mich das Unglück doch in Einem fort, und ich kann mich nie erholen; jeden Tag, ja sogar jede Nacht kommt etwas Anderes! —

Sie werden sich schon helfen, Papa Raimund, versetzte der Thurmwächter, helfen Sie nur erst mir! Reden Sie mit dem Dichter Meisl, daß er wenigstens meinen Namen nicht nennt, sondern einen an-

dern hinsetzt, oder wenn er sich das nicht ausreden läßt, so sprechen Sie dem Herrn Baron und dem Fräulein zu, daß sie ihre Hand nicht von meiner Geliebten abziehen, wenn ich lächerlich gemacht werde.

Das verspreche ich Ihnen. — Da fällt mir Etwas ein! Es ist zwar nicht meine Gewohnheit, Jemand auszuholen, doch erlaube ich mir eine Frage. Da Sie ganz gewiß heute bei Ihrer Geliebten waren, so können Sie wohl auch erfahren haben, ob Fräulein Emmi nach Brünn gereiset ist.

Ganz gewiß. — Sie wollte nicht, aber die Frau Tante drang darauf, der Herr Baron bestürmte sie, und als das Fräulein bereits vom Hause weggefahren war, sagte die Kammerjungfer: „Die arme Baronesse wird bald wieder in Wien sein. Wenn sie in Brünn den Marchese Farlani sieht, der sie heiraten will, und den sie nicht ausstehen kann, so bleibt sie nicht eine Viertelstunde!"

Jetzt endlich sehe ich klar! rief Raimund. — Doch wie reime ich mir das zusammen, daß Herr von Hilbert mich aufforderte, Emmi nachzureisen?

Das weiß ich nicht.

Sei's wie es sei! Ich werde doch dahinter kommen. Mein lieber Herr Schneckel, gehen Sie ruhig nach Hause, oder fahren Sie nach Hause, damit Sie nur nichts versäumen. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie Ihre Geliebte zur Frau bekommen, und an einer Aussteuer soll es von meiner Seite auch nicht fehlen!

Schneckel schien vor Freude noch größer zu werden, und wollte Raimund die Hände küssen.

Herr Schneckel! sagte Raimund. Nehmen Sie dies als Beitrag für einen Wagen nach Petersdorf!

Schneckel ging, mit einem Geschenke beglückt.

Hören Sie, Herr Raimund, erinnerte Bebe;

ich an Ihrer Stelle hätte den Mann noch mehr ausgeholt — die Amme hat im Hause wohl noch Einiges aufgeschnappt.

Es ist mir dies schon genug! — Mir ehrlichen, unbescholtenen, redlichen Menschen, eine schlechte Handlung auf den Hals hinaufzulügen! — Jetzt muß Frau Schandel verfolgt werden. Morgen wende ich mich an die Gerichte, und bitte um Hilfe! — Ich weiß gut, von wem die bösen Ausstreuungen herkommen! Von der Frau Tante kommen sie; ein Bürgerlicher soll sich um ihre Nichte nicht bewerben, das ist es was sie antreibt, meinen guten Ruf zu brandmarken.

14. Die Bedingung.

Am dritten Tage nach dem Besuche des Thurmwächters, nachdem Raimund drei Abende nach einander mit dem glücklichsten Erfolge die komische Hauptrolle in den „Damenhüte im Theater" gegeben, brachte ihm Bebe auf das Theater einen Brief, der in Raimunds Wohnung abgegeben wurde und von dem Bebe sagte:

Nach dem köstlichen Parfum, welcher dieses Billet durchduftet, zu schließen, kommt dasselbe von Ihr! Ich bringe Ihnen das wunderschöne Briefchen mit dem Wunsche: „Möge sein Inhalt eben so anziehend sein als sein Aeußeres."

Meisl's „Damenhüte" bestehen nur in einem Akte; Raimund war bald zu Ende mit seiner Rolle; er brach das Billet auf und las:

„Frau von Huber erwartet Sie nach Beendi-
„gung Ihrer heutigen Rolle."

Eine Unterschrift war nicht beigesetzt, aber das Bil-

let kommt von Emmi; sie ist wieder hier! — Gott sei Dank! — Endlich wird meine qualvolle Lage aufhören. Hätte ich doch Flügel und wäre schon bei ihr!

Raimund eilte zu Frau Huber.

Eine der Mägde schien ihn zu erwarten.

Ist Frau von Huber allein?

Eine Dame ist bei ihr.

Kann ich vorgelassen werden?

Ich will Sie anmelden.

Aber wozu diese Umstände? In diesem Hause macht man doch sonst keine Zeremonien.

Die Thüre ging auf.

Frau Huber kam zu Raimund ins Vorzimmer.

Lieber Raimund, sagte sie, wegen Ihnen kann ich schon seit mehreren Nächten nicht schlafen. Es ist mir von Jemand, den ich jetzt nicht nennen will, vertraut worden, daß ich Ihnen durch meine Unterredung bei dem Fräulein, einen schlechten Dienst erwiesen haben soll, ich soll — hat man mir vertraut — „unmenschlich dumm" gesprochen haben, wie mit einer Köchin soll ich geredet haben; ich verstehe es nicht, habe auch mein ganzes Leben nicht gehört, daß man auf zweierlei Art reden soll, mit den Gebildeten anders und mit den Ungebildeten wieder anders; mein lieber Himmel, ich bin nicht die Frau darnach; das Fräulein Emmi habe ich schon um Verzeihung gebeten; jetzt bitte ich auch Sie um Verzeihung. Ich will Alles wieder gut machen. Zu diesem Ende war ich heute, gleich nach der Ankunft der jungen Baronesse, bei ihr, und habe sie gebeten, daß ich sie Abends in meine Wohnung führen, und Sie ebenfalls einladen dürfe. Sie will mit Ihnen sprechen, aber Sie möchten vor Allem Ihren Eisenkopf brechen, Sie möchten ruhig bleiben, und wenn das Fräulein auch Dinge sagen soll-

te, die Ihnen nicht gefallen, so möchten Sie doch nicht heftig werden.

Ja, ja, sagte Raimund sehr ungeduldig, führen Sie mich nur einmal zu ihr.

Wie? fragte Frau Huber. Heute bitte ich Sie, recht laut zu sprechen; es hatte gestern die ganze Nacht geregnet, und da saust es in meinem Gehör, als wenn in meinem Kopfe ein Wolkenbruch nieder ginge.

Ich verspreche Ihnen Alles, ich verspreche dem Fräulein ruhig und geduldig zuzuhören; ich will selbst gelassen bleiben, wenn jedes Wort Gift enthält, das sie ausspricht.

Wie? sagte Frau Huber.

Raimund hielt nun seinen Mund an das Ohr der Frau Justine, wiederholte diese Worte sehr vernehmlich, und schloß seine Bitte mit dem Wunsche: „Führten Sie mich doch endlich zu ihr!"

Jetzt hab' ich es verstanden! erwiederte Frau Huber; nur deutlich reden; es kostet eben so viel, ob Sie den Mund um zwei, drei Zoll mehr aufmachen oder nicht. Kommen Sie! — Die Musik allein höre ich gut! versicherte Frau Huber, indem sie Raimund durch drei große Zimmer führte; wenn alle Menschen mir ihre Angelegenheiten vorsingen möchten, so würde ich gut verstehen. So wie z. B. der Bassist Pfeifer bei unserm Theater, der singt, wenn er mich Mittags sieht:

„Wohl zu speisen wünsch' ich Ihnen!"

und Abends:

„Gute Nacht, wie ruhig schwebst du durch die Abendwolke hin!"

Da verstehe ich jedes Wort nach einem Regen!

Raimund hörte sie nicht an und dachte nur an Emmi, endlich stand er vor ihr. Wie am Morgen nach seiner Befreiung aus dem Polizeihause im Wa-

gen, umarmte er sie, zog sie an sich, küßte sie unaufhörlich und weinte dabei wie ein Kind.

Emmi vergoß ebenfalls Thränen.

Sie hielten sich schweigend umschlungen und sahen einander in die Augen.

Ich verstehe kein Wort! sagte Frau Huber, wenn sie nur singen möchten!

Mir ist es, fing endlich Raimund die Unterredung an, als wenn ich Sie zehn Jahre nicht gesehen hätte; ach, Emmi, theuere Emmi, Sie begehen eine große Sünde, wenn Sie mich nicht wieder lieben; Emmi, wenn Sie mich nicht so innig lieben könnten wie ich Sie, so müßte ich wahnsinnig werden.

Lieber Ferdinand, gab Emmi herzlich zurück, ich liebe Sie innig, wahr und rein; ich habe Ihnen dies sogar mehr gezeigt, als ich sollte, und bin mit meinem Vormund deshalb in manche unangenehme Konflikte gekommen. Wenn Sie wüßten, was ich anwendete, um Sie endlich einmal sprechen zu können; daß ich den Besuch des Balles im „Sperl" nur deshalb veranlaßte, um Sie zu sprechen, so würden Sie schon daraus meine zärtliche Neigung zu Ihnen erkannt haben — aber —

Keine Vorwürfe, bat Raimund, und küßte Emmi wieder.

Schauts! sagte Frau Huber, jetzt hat sie gewiß recht laut sprechen wollen, und er schnappt ihr die Wort' vom Munde weg.

Ich habe Sie neulich sehr erzürnt, erinnerte Emmi, daß ich auf die Heiratsanträge der Frau Huber nicht eingehen konnte. Ach, lieber Ferdinand, wir müssen erst einig sein! Sie wünschen, daß ich Sie heiß und innig liebe; ich muß ja dasselbe wünschen dürfen.

Stellen Sie mich auf die Probe! rief Raimund.

Jetzt betracht's den „Schlankel!" sagte Frau Hu-

ber für sich. Er hat gar keine Probe! Erst in 14 Tagen haben wir wieder ein neues Stück.

Ersinnen Sie sich die strengste Prüfung meiner Liebe zu Ihnen, fuhr Raimund fort; ich bestehe jede, die schwerste, die härteste. Bestimmen Sie, daß ich Jahre lang, auf Ihren Besitz hoffen soll — es wäre entsetzlich, aber ich würde mich fügen; setzen Sie zur Bedingung, daß ich allen Vergnügungen der Welt, meinen Freunden, allen Einladungen, die mich so häufig auszeichnen, meiner Sehnsucht im Sommer, das Land zu besuchen, entsagen soll; ich will wie ein Karthäuser leben; nur gestatten Sie mir, daß ich Sie zeitweise sehen und sprechen dürfe, dann erfülle ich freudig jede Bedingung.

Nein, guter Raimund, Sie gehören der Welt; solchen Grillen könnte ich nicht nachhängen, ich begehre als Beweis Ihrer Liebe Etwas ganz Anderes, Etwas, das ich leider begehren muß. — Sie wissen es vielleicht, daß ich mit Glücksgütern gesegnet bin. Ich bin reich, lieber Ferdinand, sehr reich, und mein Vermögen soll das Ihrige sein!

Nein, nein, sprechen Sie nicht von Ihrem Gelde; die Reichthümer, die Sie besitzen, könnten einst mein Unglück sein.

Gewiß nicht! Bei meinem Charakter wäre dies unmöglich. Einer der klügsten Advokaten soll einen Vertrag festsetzen; es soll bestimmt werden, daß Alles, was ich besitze, das Erbe meines Vaters und meiner Mutter, Ihnen gehöre; als Bettlerin sollen Sie mich von sich weisen, wenn je ein Wort darüber, daß ich Vermögen besaß, im Scherze oder Ernst über meine Lippen kommt — aber —

Nun, aber? Quälen Sie mich doch nicht länger! Ich habe Ihnen ja gesagt, daß mir keine Ihrer For-

derungen ein Hinderniß sein könne, Ihnen meine Liebe zu beweisen; nun, sprechen Sie die Bedingung aus!

Entsagen Sie dem Theater. Hören Sie auf, Schauspieler zu sein!

Dies berührte Raimund wie ein Donnerschlag.

Er stand auf.

Er blieb sprachlos vor Emmi stehen, und starrte sie an.

Frau Huber, die nicht begriff, was er vorhaben könne, sagte:

Wollen Sie denn schon fortgehen? lieber Raimund; es ist erst ein Viertel über zehn. Warten Sie bis der „Meinige" nach Hause kommt, und soupiren Sie bei uns; Fräulein Emmi bleibt auch da; ich hab' schon um ein Paar „Pollakeln" fortgeschickt und ein gutes Kompot kriegens auch!

Emmi! sagte Raimund, und sah ihr fest ins Auge, Emmi, ist es Ihnen mit der gemachten Bedingung Ernst?

Mein vollkommener Ernst.

Und wie lange soll ich dem Theater entsagen?

Für immer!

Emmi, Emmi! eine andere Probe,! ich flehe Sie an wie ein Mensch, der um sein Leben bittet, eine andere Probe, denn diese bestehe ich nicht! —

Dachte ich es doch!

Und davon hängt Ihre Hand ab?

Leider.

Den Grund hiezu, Emmi! Schämen Sie sich vielleicht die Gattin eines Schauspielers, eines Schauspielers des Leopoldstädter Theaters zu sein, eines Schauspielers, welcher in Possen spielt und tolles Zeug treiben muß? — Auch ich empfinde Widerwillen bei den meisten Rollen, die mir zu Theil werden; auch ich verabscheue die häufigen Lazzi, zu welchen ich verur-

theilt werde; aber ich will mich durch rastlose Studien, durch beispiellosen Fleiß dahin bringen, daß mich kein Hoftheater für unwürdig halten soll, mich zu einem Mitgliede für erste Fächer zu ernennen; Emmi, wenn ich es dahin bringe, bestehen Sie noch auf Erfüllung Ihres Wunsches?

Ich bestehe darauf, ich muß darauf bestehen. — Raimund, verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen entsagen soll; ich beschwöre Sie!

Raimund schwieg und lief, was er in großer Gemüthsbewegung immer that, heftig umher.

Suchen Sie Ihren Hut? fragte Frau Huber. Diesen bekommen Sie nicht; den Hut hab' ich versteckt, o ich kenne schon Ihre Geschichten!

Emmi stand auf, hing sich an Raimunds Arm und sah ihn mit großer Aengstlichkeit an.

Jetzt geht die auch! murmelte Frau Huber. Jetzt kann ich die „Pollakeln" den Dienstboten preisgeben!

Sie lieben mich nicht! sagte Emmi mit Thränen in den Augen.

Gott weiß es, daß ich sie liebe! — Meines Vaters Fluch hat mich nicht abgehalten dem Stande, der auch Ihnen ein Gräuel ist, anzugehören.

Er ist mir kein Gräuel!

Jede andere Person als Sie, würde ich für meinen ewigen Feind ansehen; ich liebe Sie als mein höchstes Gut, Emmi, — gewähren Sie mir wenigstens eines.

Ihren Kontrakt mit dem Theater zu beachten? — Ich gestehe Ihnen das unbedingt zu!

Nein, nicht für so lange Zeit, bitte ich Sie um Rücksicht, gewähren Sie mir nur drei Tage Bedenkzeit.

Ferdinand, Sie machen mich glücklich!

Raimund umarmte Emmi.

In dieser Stellung fand sie Leopold Huber, der mit Emmis Vormund eintrat.

Bravo! sagte Huber, als er die Liebenden in so herzlicher Umarmung fand. Gott sei Dank! So feiern wir denn endlich eine Hochzeit.

Emmi eilte auf ihren Vormund hin und stattete Rapport ab.

Raimund war in sich versunken, trat ans Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Frau Huber, die kein Wort verstanden von Allem, was gesprochen wurde, und sich nach dem, was sie sah, ein Resultat zusammen reimte, referirte ihrem Manne:

Jetzt sind sie einig, aber es ist hitzig hergegangen! — Wohl hatte mir Raimund versprochen, nicht wieder aufzubrausen, wenn sie ihm Vorwürfe machen sollte, aber er brauste dennoch auf. — Im Anfange hat er sie sprechen lassen, als sie aber anfing, ihm die „Levitten zu lesen," hat er sich nicht anders helfen können, als daß er ihr den Mund durch einen Kuß verschloß. Dann aber hat er gesagt, er müßte zu einer Probe. Er wollte ihr entwischen, da ist es angegangen; drauf sind sie beide hitzig worden; er ist aufgesprungen, hat fort wollen, ich habe ihn aber durch meine Beredsamkeit bewogen, daß er geblieben ist; drauf hab' ich ihm gesagt, daß ich „Vollackeln" bringen ließ und er kehrte um; drauf hat sie wieder zu „kneifen" angefangen, da hat er seinen Hut gesucht und wollte wieder fort, endlich ist sie auch aufgestanden und hat davon wollen; ich aber habe gedroht, daß, sobald beide sich auf den Weg machen würden, ich meine „Vollackeln" den Dienstleuten abtreten würde, das hat gewirkt; sie haben sich versöhnt, sind sich in die Arme gesunken, und heiraten sich nun — — Ich kenne die Menschen! Bei ihrer schwachen Seite muß man sie packen, und man hat sie! Lieber Mann, diese Versöhnung wäre ein prächtiger Stoff für ein Stück; lasse

sogleich ein solches von Meisl schreiben. Ich glaube unter dem Titel: „Die Pollackeln," oder „Er kriegt sie doch!" Es würde ein Kassastück werden.

Huber war ganz entzückt. Er rief aus:

Du bist ein herrliches Weib!

Huber küßte Frau Justine und überreichte ihr eine Bretze.

Auf, auf! sagte Huber zu Raimund, Lustig! Heiter! Morgen werden auf allerhöchsten Befehl „Die Damenhüte" und die „Zauberschere" gegeben. Der gesammte allerhöchste Hof kommt ins Theater! — Sie, Raimund, werden morgen vor Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin zum ersten Male spielen. Bedenken Sie diese Ehre, diese Auszeichnung! Können Sie da traurig sein? —

Raimund sprang auf.

Wirklich kommen Ihre Majestäten morgen ins Theater? sagte er. Der Kaiser und die Kaiserin und der gesammte Hof werden mich sehen?

Außer der Hofloge sind noch eilf Logen für den allerhöchsten Hof bestellt, erwiederte Huber. Die fremden Prinzen kommen ebenfalls. Die ganze Nacht lasse ich die Tapezierer arbeiten, um, wie zur Kongreßzeit, alle Logen mit rothem Sammt und Damast dekoriren zu können. Das Theater wird mit 200 Wachskerzen beleuchtet; der Logengang und die Treppe werden mit Teppichen belegt; Blumen und blühende Bäume kommen in die Halle. Sobald der Kaiser und die Kaiserin eintreten: Trompeten und Pauken! Hundert Bretzen vertheile ich an die Hofdienerschaft. —

Geben Sie in Ihrer Freude, bemerkte Raimund, nur nicht den allerhöchsten Herrschaften etwa selbst Bretzen!

Weshalb nicht? — erwiederte Huber. Wenn ich wüßte, daß sie der Kaiser und die Kaiserin gerne essen, brächte ich tausend Bretzen!

Emmi, sagte Raimund, haben Sie gehört, morgen spiele ich zum ersten Male vor den beiden Majestäten! — Mein Gott ich werde die ganze Nacht nicht schlafen können vor Freude! — Emmi, Sie müssen morgen ebenfalls eine Loge haben! — Emmi, welch ein Glück: Kaiser und Kaiserin werden meiner Darstellung beiwohnen! — Schuster wird nun nicht mehr der Einzige sein, welcher den allerhöchsten Hof veranlaßt, unser Theater zu besuchen. O meine liebe, gute Emmi! dieses Glück! Ich kenne mich nicht vor Freude!

Der entsagt dem Theater nicht! sagte der Vormund leise zu seiner Mündel.

Jetzt wollen wir zum Souper! erinnerte Huber. Wir wollen auf das Wol des kaiserlichen Hauses Champagner trinken bis zum Morgen! Laß die Spieluhr aufziehen, schrie er Frau Justine zu, lasse die Walze mit der Volkshimne einlegen:

„Gott erhalte Franz, den Kaiser!" soll sie so lange spielen, bis der Landesvater bei unserem Theater absteigt.

15. Die beiden Majestäten im Theater in der Leopoldstadt.

Raimund war noch nie so aufgeweckt, nie so heiter, als während des Souper bei seinem Director.

Er war so ausgelassen fröhlich, daß Emmi einige Male über seine köstlichen Einfälle laut auflachen mußte. Wer Raimund kannte, wird nicht entgangen sein, daß er nur selten ein guter Gesellschafter war, daß ihn

seine melancholische Stimmung nie verließ, und daß sein düsteres Brüten seine Freunde oft sehr besorgt machte.

Reibersdorfer findet in seinen Skizzen über Raimund den Grund zu seiner Schwermuth in dem Fluche, welchen der Vater Raimunds über den Sohn aussprach.

Reibersdorfer erzält die Veranlassung zu dem Fluche des Vaters auf folgende Weise:

Raimunds Vater lag krank in seinem Bette.

Dieses Bett stand in dem Schlafzimmer des Alten in einer Richtung, daß dieser das Zimmer des Sohnes zu übersehen vermochte und ihm sonach nichts entging, was Ferdinand, so lange er zu Hause war, trieb.

Der Vater hatte dem Sohne wieder eine Strafpredigt über seine Theaterlust gehalten.

Raimund flüchtete in sein Zimmer.

Der Vater verfolgte ihn mit seinen Blicken und bemerkte, wie Ferdinand die Finger seiner beiden Hände dazu benützte, seinen Mund in die Breite zu ziehen und die Mundwinkel grausam zu verzerren.

Ferdinand! rief der Vater. Was ist dies nun wieder?

Ich ärgere mich, daß ich dem Hofschauspieler Ochsenheimer durchaus nicht ähnlich sehe! Ich will einen Mund haben wie er; ich will die hängenden Lippen, wie er, besitzen; ich will an meinem Munde und meinen Wangen so lange dehnen und ziehen, bis sie dem Munde und den Wangen meines Vorbildes gleichen.

„Ferdinand! sprach der todtkranke Vater. Kaum habe ich Dich ernstlich ermahnt, Deine Thorheit, Deine verrückte Leidenschaft, ein Komödiant zu werden, aufzugeben, und dennoch gehst Du wieder hin, hängst Deiner wahnsinnigen Vorliebe nach, stellst Dich vor den Spiegel, welcher meinem Bette gegenüber hängt,

und treibst Deine Possen, mir gleichsam zum Hohne, nur noch ärger. Hätte der Schauspieler Ochsenheimer, welcher Dein unseliges Ideal ist, nur ein Auge, Du würdest Dir ebenfalls ein Auge aus dem Kopfe reißen! Ferdinand, Dir hat die Natur ein ehrliches Gesicht gegeben, Du willst aber die infame Fratze eines Darstellers verabscheuungswürdiger Bösewichter daraus formen; diese Kränkung fügst Du Deinem sterbenden Väter zu! Ich verfluche Dich, verfluche Dich ungerathenen Sohn, und mein Fluch begleite Dich durch Dein ganzes Leben!"

Bald darauf starb Raimunds Vater, und wie Reibersdorfer wissen will, sei dieser Fluch Veranlassung zu der düstern Melancholie unseres Künstlers gewesen.

An jenem Abende, an welchem Raimund an der Seite Emmis saß, und in dem Gedanken schwelgte, daß ihn der Kaiser und die Kaiserin nicht unwürdig fänden, eine seiner Leistungen zu beachten, gedachte Raimund vielleicht der Verwünschungen des Vaters nicht, oder fand gewissermaßen eine Genugthuung für seinen Beruf, dem zu folgen er so schwere Hemmnisse zu überwinden hatte.

Huber, der Raimund so vergnügt sah, sprach an diesem Abende von Raimunds nahem Benefice und forderte ihn auf, den kaiserlichen Hof hiezu einzuladen, welcher gewiß diese Einladung gnädig aufnehmen würde.

Die drei Tage Bedenkzeit werde ich wohl in drei Monate verlängern müssen! warf Emmi, ohne die geringsten Besorgnisse zu verrathen, hin.

Lassen Sie, Fräulein, nur den schönen Abend, an welchem ich vor den beiden allerhöchsten Personen

spiele, vorübergehen, dann — dann werde ich selbst die Bedenkzeit abkürzen, darauf mein Wort.

Emmi und ihr Vormund gaben noch an demselben Abende die Heirat auf, doch äußerten sie ihre Befürchtungen nicht und erwähnten mit keinem Worte mehr der Bedingung.

Am andern Tage fand die Vorstellung der dramatischen Bagatelle „die Damenhüte im Theater“ statt.

Die beiden Majestäten, die durchlauchtigsten Erzherzoge, die fremden Prinzen, und der unvergeßliche Erzherzog Anton, der leutseligste und populärste Prinz, der eigentliche Mäzen der sämmtlichen Bühnen Wiens, erschienen im Theater.

Der Jubel des Publikums war so außerordentlich, daß Kaiser und Kaiserin gewiß zehn Minuten nicht dahin gelangten, sich auf ihre Sitze zu begeben; immer brach das, sein Herrscherhaus über Alles liebende Volk, in neue Akklamationen aus; endlich verhallte das Vivatrufen und Beifallsjauchzen, und die Kourtine ging in die Höhe.

In der fünften Szene erschien Raimund.

Das Publikum voll feinen Taktes, an einem Abende, an welchem der Kaiser und die Kaiserin mit donnerndem Applaus empfangen wurden, gleiche Ovation nicht auch einem Schauspieler entgegen zu senden, applaudirte Raimund's Erscheinen nicht; dessen ungeachtet spielte der wackere Meister mit erhöhter Lust, und Kaiser und Kaiserin bezeigten ihr sichtbares Wohlgefallen dem ihnen ganz neuen Künstler.

Emmi, welche in einer Loge dem kaiserlichen Hofe gegenüber saß, verwendete keinen Blick von den allerhöchsten Personen. Wie es sie aber auch einerseits erfreute, daß Raimund dem Kaiser und der Kaiserin gefiel, so betrübte sie dies auf der andern Seite, weil

sie sehr gut einsah, daß die hohe Ehre, welche dem Künstler zu Theil wurde, ihn sicher bestimmen würde, seinem Berufe nicht zu entsagen.

Als das Stück zu Ende war, und Raimund nach dem Fallen des Vorhangs vor dem Publikum noch ein Mal erscheinen mußte, verneigte er sich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser und der Kaiserin. Emmis Herz pochte mächtig, denn sie bemerkte, daß die beiden Majestäten Raimund gnädig zulächelten, und der Kaiser sogar das Haupt freundlich neigte.

Es war damals Sitte, daß der Direktor nach einem Vorstücke, sobald der allerhöchste Hof in einem Vorstadt-Theater sich befand, bei dem, den Kaiser begleitenden Kammerherrn anfragen durfte, ob Seine Majestät nichts zu befehlen geruhten.

So lange Leopold Huber Direktor der Leopoldstädter- Bühne war, mußte der älteste Regisseur diese Anfrage stellen, da Huber nicht den Muth hatte, mit einer hohen Person, am allerwenigsten mit einer Person, die in der Nähe des Monarchen sich befand, zu sprechen. — Der alte Sartory nahte sich also der Vorkammer der Hofloge und erhielt den Bescheid: Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin hätten sich sehr amüsirt, und bemerkten mit Vergnügen, daß Raimund dem Publikum sehr gefallen müsse; Raimund sei wirklich ein ausgezeichneter Schauspieler und trefflicher Komiker, und die beiden Majestäten würden in kurzem das Leopoldstädter-Theater wieder besuchen, und wünschten ein Stück dargestellt, in welchem Raimund den ganzen Abend beschäftigt sein würde."

Sartory eilte mit dieser Freudensnachricht zu Huber. Huber befahl dem Logenmeister, sich in alle Logen zu verfügen, und den huldvollen Ausspruch Ihrer k. k. Majestäten zu verkünden; Sartory ver-

fügte sich auf das Theater und setzte Raimund in Kenntniß von dem allerhöchsten Wohlgefallen. Huber folgte Sartory auf dem Fuße und umarmte Raimund.

Ein Tausend Gulden jährlich haben Sie von heute an, mehr Gage, rief Huber seinem Lieblinge zu, weil Sie dem Kaiser und der Kaiserin gefallen haben! Wenn Sie sich umgekleidet, verfügen Sie sich in die Loge der Baronesse Emmi; verkünden Sie ihr dies. Sie haben nun 4000 fl., eine freie Einnahme, die Ihnen mindestens auch 1000 fl. einbringt; Sie haben freies Quartier, können also anständig leben und haben nicht nothwendig, von Ihrer künftigen Frau abzuhängen, und wenn diese noch so reich ist.

Raimund fiel die Bedenkzeit auf einmal aufs Herz.

Ei was! sagte er, jetzt muß sie nachgeben! Dem Theater jetzt zu entsagen, nachdem mein höchster Wunsch erfüllt wurde, wäre Wahnsinn! — Hätte ich von dem kaiserlichen Hofe keinen Beifall erhalten, wäre ich nur bemerkt, aber nicht ausgezeichnet worden, dann hätte ich Schuster das Feld geräumt, aber jetzt — jetzt — nein! nein! — Emmi muß nachgeben.

Raimund kleidete sich rasch um, und verfügte sich in die Loge zu Emmi.

Ihm leuchtete die Freude aus den Augen.

Emmi und ihr Vormund, welche schon durch den Logenmeister von der Gnade, die dem Künstler durch das allerhöchste Kaiserpaar widerfuhr, unterrichtet waren, gratulirten Raimund herzlich, und Emmi bat ihn, bei ihr in der Loge zu bleiben. So lange die Pantomime währte, sprach sie mit ihm, erwähnte aber mit keiner Silbe ihrer Bedingung.

Endlich sagte Raimund:

Liebe, theuere Emmi, bleibt es noch bei Ihrem Vorsatze? Nachdem mir nun eine solche Huld zu Theil wurde, soll ich noch einem Stande entsagen, der mein Lebensglück ausmacht?

Ihr Lebensglück darf ich nicht zerstören, erwiederte Emmi; Sie dürfen aber auch nicht das meinige vernichten!

Raimund schwieg.

Ich habe nichts anderes erwartet, als daß Sie Schauspieler bleiben, setzte Emmi hinzu; auch wenn Sie heute nicht den allerhöchsten Personen entsprochen hätten, wären Sie dem Theater doch getreu geblieben.

Raimund wollte sich vertheidigen.

Keine Einwendung! bat Emmi, nur einige Worte gestatte ich Ihnen, und diese müssen lauten:

„Meine Liebe ist stärker, als meine Sehnsucht, applaudirt zu werden!"

Vermögen Sie diese Worte nicht hervorzubringen, so bleibe ich Ihre Freundin, so lange ich lebe, aber wir denken beide an keine eheliche Verbindung mehr! Sie sollen nicht drei Tage, Sie sollen drei Monate Zeit haben, mir diese Erklärung zu bringen!

Die Pantomime war zu Ende, der kaiserliche Hof erhob sich.

Alle Anwesenden in den Logen und im Parterre standen von ihren Sitzen auf und begrüßten den Kaiser und die Kaiserin.

Ich stelle mich auf den Logengang, rief Raimund, und verneige mich vor den allerhöchsten Herrschaften. Ich bin sogleich wieder hier!

Er flog aus der Loge.

Emmi sah ihren Bedienten vor ihrer Loge stehen.

Den Wagen! rief sie.

Hilbert nahm Emmi an den Arm, und führte sie über die Stiege zu ihrem Wagen.

Als Raimund zurück kam, fand er weder Hilbert noch Emmi.

Er schlich betrübt nach Hause.

16. Raimunds Entschluß.

Bebe war im Theater.

Er traf mit Raimund zusammen, als dieser seine Wohnung betrat.

„Herr Raimund,“ sagte Bebe, „was sind Sie für ein trefflicher Künstler; zwei Drittel des österreichischen Dialekts verstehe ich als Preuße nicht, und dennoch habe ich durch Ihre Geberden, Ihre Mimik, durch die Wahrheit Ihres Spiels, Ihre herrliche Darstellung sehr wohl begriffen, und mich daran erfreut, wie ein geborner Wiener! — Und der Kaiser und die Kaiserin ergötzten sich nicht minder. — Ich sah es, wie der Monarch immer beifällig nickte, sich an die Kaiserin wendete, und die hohe Frau ebenfalls ihr Wohlgefallen aussprach. Der ganze Hof, besonders der freundliche Erzherzog Anton, lachte, wie ich noch nie eine so hohe Person lachen sah. Ach Jott, dieser Abend wäre Etwas für mein Buch, wenn ich jetzt noch daran dächte, ein Buch zu schreiben. — Aber der „Freimüthige“ in Berlin von Gottlieb Merkl, der erhält einen Aufsatz von mich. Herr Raimund, da sollen Sie einmal sehen, wie ich loslegen werde; über diesen liebenswürdigen Hof; über diesen milden, jöttlichen Kaiser Franz und die engelgute Kaiserin, will ich janze bejeisterte Kapitel schreiben, und über den heitern, lebensfrohen Erzherzog Anton, in welchen alle Wiener völlig verliebt sind, will ich einen

Aufsatz zum Drucke befördern, daß janz Berlin sich sehnen soll, nach Wien zu kommen, um einen solchen vortrefflichen Kaiserhof in der Nähe zu sehen."

Sie haben ja auch einen vortrefflichen König.

O ja, aber immer ernst. Er lacht vielleicht inwendig. — Der König ist auch ein großer Theaterfreund; — wenn Schmelka spielt, zeichnet ihn der Monarch immer aus, und kommt in das Theater zu Schmelka. Schmelka ist so beliebt, daß der König schon um 6 Uhr in seiner Loge sitzt, und das Theater fängt erst um sieben an! Aber die Majestät bleibt immer ernst, indeß Ihr Kaiser lacht, und mit seinem Volke sich freut, und dies unverholen zeigt! — Herr Raimund, das ist etwas ganz Eigenes um eine solche Kaiserfamilie! Nu, lassen Sie mir nur machen; der Kaiser soll's wohl selbst lesen, wie ich ihn liebe und verehre. —

Schön von Ihnen! sagte Raimund. Loben Sie unsern Kaiser nur recht! Schreiben Sie nur Gutes von unserm Hofe, darüber werden Sie sich den Dank jedes Oesterreichers erwerben.

Ja, dazu gehört auch keine Kunst; man berichtet nur die Wahrheit! — Und nun sagen Sie mich, Herr Raimund, werden Sie jetzt auch noch der Marotte Ihrer Geliebten nachgeben und dem Theater entsagen? Ruhm, Ehre, vielleicht Unsterblichkeit aufgeben, um eine Geliebte zu erobern? Wissen Sie, was das Wiener Publikum sagen würde? — „Seht mal, würde es sagen, seht mal, den ganz gewöhnlichen Menschen, den Raimund an, uns Publikum, hat er glauben gemacht, er liebe uns — und liebt nun eine andere! Unsere Liebe ist ihm nichts, aber das „Jeld" dieser Andern ist ihm Alles! Des Jeldes wegen entsagt er uns! — Pfui! von Raimund hätte dies niemand geglaubt! Nu, er ist

eben auch nur ein janz jewöhnlicher Mensch, dieser Raimund!"

Sie haben Recht! erwiederte Raimund, so würde man sprechen. — Nein, nein, ein Schauspieler muß wie ein Soldat sein! Wenn die Ehre, der Ruhm winken, wenn die Pflicht ruft, der Fahne zu folgen, der er Treue zugeschworen, muß er das Liebchen verlassen! Fahre wohl, schöne Emmi! Du willst nicht mit in den Krieg? Bleib daheim, mich dürstet's nach Lorbeern.

Und jesetzt, fügte Bebe hinzu, Sie könnten es über sich gewinnen, der Bühne zu entsagen; Herr, was für eine erbärmliche Rolle würden Sie neben der reichen Dame spielen? Freuen, so recht vom Herzen freuen, könnten Sie sich ja nicht mehr! — Der Regisseur Schickaneder, erzälte mir bei dem Herausgehen aus dem Theater, daß, nachdem Sie heute dem Kaiser und der Kaiserin so sehr gefallen, hätte Ihnen der Direktor freiwillig 1000 fl. zugelegt; — Ihr Einkommen bestände also jetzt, sammt der früheren Gage per 3000 fl. sammt Einnahme und Gratis-Wohnung in circa 6000 fl.! — Herr, Ihr Talent ist also ein Kapital von 120,000 fl., und dies wollen Sie gleichsam für nichts achten, in den Staub werfen und von Ihro Gnaden, der Frau Jemalin leben, und bei jedem Löffel Suppe, den Sie Ihnen reicht: Küß die Hand, mein Engel! ausrufen? — Nein, Herr Raimund, für 6000 Gulden bekommen Sie viele Löffel Suppe und brauchen Niemand obligirt zu sein!

Ich will Ihr einen Absagebrief schreiben. Es wäre unehrlich, sie noch einen Tag hinzuhalten! — Weshalb soll denn ich ein Opfer bringen? Ein Opfer, wie Sie ganz richtig bemerken, von jährlichen 6000 fl.

Notabene ohne Jastrollen im Auslande,

oder wenigstens ohne Jastrollen in den österreichischen Provinzen.

Richtig, daran habe ich nicht ein Mal gedacht! Ich sage also, weshalb soll denn ich ein Opfer bringen, indeß sie nichts zu opfern hat, als eine Grille, ein Vorurtheil! — So bleibt es: Ich schreibe ihr — herzlich, innig, warm, so warm, als ich sie liebe, schreibe ich ihr, und morgen soll es geschehen!

Ja, schreiben Sie ihr einen rührenden Brief. Ich habe immer Thränen in den Augen, ich lasse ein paar darauf fallen, dann glaubt sie, Sie hätten geweint, und wird vielleicht erweicht. —

Nein! Keine Täuschung! Keinen Betrug. Ich will mich auch fest und männlich zeigen — aber — aber — jetzt fällt mir Etwas ein! — Was thun wir mit dem kleinen Ferdinand Raimund?

Der geht Sie ja gar nichts an; den mag sie als Angedenken behalten!

Gott bewahre! Der Knabe hat ein Mal meinen Namen, den Knaben zu versorgen ist meine Pflicht, auf mich hatte es das abscheuliche Ehepaar gemünzt, welches das arme Kind zur Waise machte und vor eine fremde Thüre legte! — Das unglückliche Kind kann nichts dafür! Ich würde auch kein weggelegtes Kind verstoßen, und wenn es den Namen meines Todfeindes führte! Dieses Kind erbitte ich mir von Emmi. Ich bringe es zu braven Leuten. Ich kenne eine Schullehrers-Witwe, diese zieht fremde Kinder auf, als wenn es ihre eigenen wären, dadurch erzeige ich der Witwe und dem Kinde etwas Gutes, das ist auch Etwas werth!

Bravo! Auch das kommt in mein Buch! — Ja so! Ich schreibe ja keines.

So, mein lieber Bebe, wird es am besten sein! — Ich sehe schon, ich habe an Ihnen nicht nur einen

guten, sondern auch einen recht gescheidten Freund erworben; bleiben Sie mir zur Seite, und wenn mein liebewundes Herz in der ersten Zeit zu bluten anfängt, und es wird stark bluten, ich fühle dies, — denn ich liebe Emmi, wie ich nicht geträumt, daß ich lieben könnte; — so stehen Sie mir mit Rath und That bei, ich bitte Sie um Gottes willen, verlassen Sie mich nicht; ich fürchte die lange, düstere Zeit, welche verrinnen muß, bis meine Wunden vernarben. —

Ich war auch einmal in der Schule, in welcher Sie jetzt auf der Prüfungsbank sitzen! — Wissen Sie, was ich that, als mir meine Rabbiners Tochter starb? Ich ging anfänglich herum wie Einer, der zuerst geköpft und dann begnadigt wurde, und in der Konfusion seinen Kopf nicht mehr finden konnte. —

Nun, was thaten Sie?

Ich arbeitete Tag und Nacht. Ich schrieb einen Roman, fand aber keinen Verleger; ich schrieb einen zweiten, der fand einen Verleger, es kaufte ihn aber Niemand; endlich schrieb ich ein Stück: „Trübsal ohne Ende," hieß es, „Drama aus dem Menschenleben!" Es wurde in Königsberg aufgeführt, gefiel mir ausnehmend, wurde aber ausgepfiffen. Dies konnte mir Alles nicht trösten! Nun liegt mein Drama neben meiner Sara in meiner Vaterstadt begraben. Sie „morschen" wohl beide schon! Da dachte ich mir, wie bringe ich das Trübsal ohne Ende zu Ende — ich verliebe mir jeschwind. Ich machte der Todtengräbers Frau, einem jungen Weibe in Danzig, den Hof. Wir liebten uns drei Wochen mit einer Romantik ohne Gleichen. Da überraschte uns eines Abends, an welchem der Mondschein für unser Verhältniß zu ungünstig schien, der Mann mit dem Spaten, schlug mir drei Löcher in den Kopf, und Arm und Beine so blau, als wären sie beim Indigo-Fär-

der jewesen. Ich wurde ins Spital gebracht, von meiner Liebe, meiner Trauer, meinen Leiden geheilt, nach drei Monaten war ich radikal hergestellt. Probiren Sie das auch! Es hilft!

Ich will auch Etwas schreiben. Ich versuche es und schreibe ein Stück! Vielleicht bring' ich Etwas zusammen, das ebenfalls ausgepfiffen wird; diese Kur will ich versuchen; die andere, bei welcher man Arm und Bein riskirt, lasse ich Ihnen über, wenn Sie diese Kur noch ein Mal nöthig haben sollten.

Der Theaterdiener trat mit zwei Kellnern, welche einen gedeckten Tisch mit sehr geschmackvollen Aufsätzen trugen, herein.

Was ist denn das? fragte Raimund, wer erinnert mich denn, daß ich noch zu Nacht speisen muß?

Verzeihen Sie, Herr Raimund, sagte Bebe; vom Polizeihause angefangen bis heute, haben Sie mir täglich bewirthet. — Aus Anlaß des freudigen Abends und der hohen Auszeichnung, die Ihnen zu Theil wurde, habe ich den Theaterdiener Franz ersucht, weil er gut Bescheid weiß, ein kleines Souper für meine Rechnung zu bestellen; eine janz unbedeutende Revanche für so viele Artigkeiten, welche Sie mir erwiesen. — Sie wissen, ich bin jetzt kein armer Teufel mehr, ich kann traktiren, also, greifen Sie zu! Morgen setzen Sie dann auf den Brief, den ich meiner Mutter sende: „Bebe, Ihr Sohn, ist kein schundiger Patron mehr!" — das wird meine Mutter mehr freuen, als wenn ich mein Buch vollendete.

Sapperment! sagte Raimund, diese Gerichte sehen ja vortrefflich aus. Wo sind denn alle diese Delikatessen her?

„Vom goldenen Lamm in der Leopoldstadt," berichtete einer der Kellner.

Und „Maißberger“ und „Raimund-Bretzel“ sehe ich ja auch!

Janz wie im Polizeihause, erwiederte Bebe, nur daß wir jede Minute zur Thüre hinaus können, welches uns im Polizeihause nicht möglich war.

Das Fortgehen lassen wir für heute bleiben! — Eingeschenkt, Bebe! Eingeschenkt! Vor Allem einen Toast! Bebe, diesen müssen Sie erwiedern, wenn Sie mich lieben. —

Ich trinke dem Teufel seine Gesundheit, wenn er ein fideler Kerl ist!

Nein, keinem Teufel! Einem Engel soll es gelten!

„Emmi Dir, herrliches, mir ewig unvergeßliches Wesen! Emmi, auf Dein Wohl! Emmi, wenn Du mich, nach unserer Trennung, auch hassen solltest, so möge Dir doch Freude und Glück blühen auf allen Deinen Wegen! Emmi, wenn Du einem Andern Deine schöne Hand reichen solltest, so soll er Dich lieben, wie ich Dich liebe, und über Dein Glück wachen, wie ich gewacht hätte! Emmi Dir, Emmi bis über das Grab hinaus, unvergeßliche Emmi!“

Emmi! erwiederte Bebe, schöne, freundliche Emmi, Ihnen dieses Glas! Emmi, Sie wissen zwar noch nicht, was Liebe ist, sonst könnten Sie nicht ein ehrliches Herz wegen Bedingungen zurückweisen, welche nicht klug, nicht gut, nicht wahrer Neigung würdig sind! Emmi, auf Ihr stetes Wohl, und daß nie Reue in Ihr Herz komme, das jetzt so grausam ist!

Sie leerten die Gläser. Emmi, hoch! hoch! riefen Beide.

17. Der Abschied.

Raimund wollte am andern Morgen schreiben, aber die Buchstaben tanzten ihm auf dem Papier. Er vermochte nicht drei gesunde Worte zusammen zu stellen. — Ihm war zu Muthe, als müsse er sein Testament aufzeichnen und von seinem Leben Abschied nehmen.

Bebe! rief er seinem Freunde zu, der in einem Nebenzimmer sich befand, Bebe, schlafen Sie noch?

Ne, antwortete Bebe, ich liege nur so hin und dusle ein wenig, wie die Papageien, wenn sie zu viel gefressen haben, und nicht mehr wissen, ob sie indianische oder ordinäre Raben sind.

Bebe, erwiederte Raimund, ich dusle auch ein Wenig, ich könnte sagen, ich dusle viel! Ich vermag nicht zu schreiben! Ich kann Emmis Namen nicht aufs Papier bringen, ohne zu zittern. —

Nu, hören Sie, ich will Ihnen diktiren!

Mir diktiren? Fremde Gefühle soll ich Ihr zuschicken? — Nein, lieber will ich nicht schreiben. — Könnte sie es denn nicht auch für eine Beleidigung ansehen, wenn ich ihr schriebe? Wenn ich nicht noch einmal selbst zu ihr käme? Ein Absagebrief! Ein schriftliches Adieu —

Wenn sie Sie nur nicht herum kriegt!

Bebe! welch ein Ausdruck! Das war „echt preußisch;" ein Mädchen wie Emmi kriegt einen Mann nicht herum!

Ich weiß es, die Oesterreicher sagen: „dran kriegen," ist das hübscher?

Es ist nicht von „drankriegen" und nicht von „herumkriegen" die Rede; es ist die Rede davon, daß mir Emmi ihre Gründe sage, warum sie mich,

so lange ich Schauspieler bin, nicht heiraten will. — Sind es Gründe, die ich ehren muß — so

Hol' mich der Teufel! rief Bebe, Sie wollen wankelmüthig werden! — Nu, ich mache mich aus meiner Lagerstätte und komme hinaus zu Ihnen! Es wäre doch entsetzlich, wenn Sie heute Morgens ein ganz anderer Mensch geworden, als Sie gestern Abends waren.

Ja, ja, stehen Sie auf! — Ich gehe zu Emmi. — So früh ist es wol nicht schicklich, sie zu besuchen; jetzt ist es sieben Uhr. Wenn es Ihnen gefällig, so gehen wir in den Prater!

In dieser Witterung? Statt Blüthen hängt an den Bäumen Schnee!

Das ist das Wahre! Wer wahrhaft liebt, dem ist immer warm.

Aber ich liebe nicht!

Ihnen kann ich auch warm machen; hier habe ich ächten Danziger! Einen Landsmann, einen Anverwandten, denn Danziger und Königsberger sind Geschwister-Kinder! — Wenn Sie diese Flasche leeren, so erhalten Sie zwanzig Grad Hitze in Ihre Brust, da zerfließen die Eiszapfen, wenn Sie husten!

Ich bin schon hier, sagte Bebe und eilte aus seiner Stube; ich bitte Sie um den Zwanzig-Grädigen!

Im Lusthause da frühstücken wir dann erst recht!

Im Lusthause? Das ist da, wo ich schon ein Mal gewesen? Herr, das liegt ja so weit von hier wie Potsdam von Berlin! Und da wollen Sie in vier Stunden wieder zurück sein?

Bebe, gehen Sie nur mit! dafür gehe ich mit Ihnen von Wien bis Berlin.

Darf ich Sie beim Wort nehmen?

Wirken Sie mir vorerst nur Gastrollen aus.

Soll geschehen, und nun frisch weg, ins Lusthaus!

Die beiden Freunde gingen in der That.

Was sie miteinander sprachen? Der Leser wird es errathen: Emmis Name wurde zehntausend Mal genannt. Beim Frühstücke im Lusthause war nur immer Emmi das Thema; bei dem Rückmarsche aus dem Prater war es wieder Emmi. Als sie um halb eilf Uhr am Theater vorüber kamen, sagte Bebe:

Sie gehen nun aus der Jägerzeile in die Wollzeile, Herr Raimund, nun, werfen Sie noch einen Abschieds-Blick auf das Theater! das war ja auch ein Mal Ihre Geliebte und erhält jetzt wahrscheinlich den Abschiedsbrief, der Emmi vermeint war!

Ich bitte Sie, machen Sie mir mit Ihren preußi-Kniff-Reden den Kopf nicht voll, sonst schreibe ich Ihnen den Abschiedsbrief?

Ich verabschiede mir schon! sagte Bebe, zog seinen Hut und ging.

Verdammter Preuße! sagte Raimund für sich. Was dieser Mensch für eine sonderbare Politik hat, immer anders zu reden als er denkt! Jetzt wollte er wieder, ich möchte Emmi heiraten, und als ich auf meinem Wege am Theater vorüber kam, versetzte er mir wieder in der entgegengesetzten Richtung seines eben gegebenen Rathes, einen Stich. — Welche Falschheit! — Ich soll Emmi versprechen, daß ich dem Theater entsage, und wenn ich sie dann besitze, soll ich wieder Schauspieler werden! Ich bin aber ein Oesterreicher und gehe nie auf Täuschung aus. — Emmi, jetzt komm' ich zu Dir! Gott lenke Dein Herz, und breche nicht das Meinige.

* * *

Raimund ließ sich bei Emmi melden.

Emmi flog ihm entgegen.

Ihr früher Besuch bringt mir doch keine Trauerkunde?

Ach, liebe Emmi, sagte Raimund, ich bringe nicht Ihnen, ich bringe mir selbst die größte Trauerkunde, oder vielmehr, ich hole sie mir von Ihnen.

Sie wünschen, daß ich Ihnen entsage?

Um Gottes willen, nur dies nicht! Ich habe mir einen Ausweg ausgesonnen, der uns Beide zum Ziele führen kann, ohne daß wir uns auf andere Weise als durch den Tod trennen.

Lassen Sie hören. —

Ich vermuthe, daß Sie nur in Wien nicht, einem Schauspieler Ihre Hand reichen wollen. Bei dem neuen Königstädter-Theater in Berlin, sucht man einen Komiker. Man gibt dort auf dem Cerf'schen Theater größtentheils Wiener Stücke. Mit dem „Freunde in der Noth" wurde das Königstädter-Theater eröffnet. — Ich weiß, daß ich bei diesem neuen Schauspielhause in der preußischen Residenzstadt, mit Vergnügen engagirt würde. — Emmi, wenn Sie mich lieben, so folgen Sie mir dahin — Niemand kennt Sie dort! Ich bringe Ihnen das Opfer, meine theuere Vaterstadt zu verlassen; ich opfere Ihnen die Beliebtheit, die Stellung, deren ich mich erfreue, ich opfere Ihnen das brillante Engagement, das mir zu Theil geworden; — Emmi, opfern Sie mir Ihre Grille, diese Ihre Grille, nicht einmal ganz, nur zum Theil. Wenn Sie, was ich Ihnen schon so oft gesagt, eines Menschen einziges Glück nicht zerstören wollen, so gehen Sie auf diesen Vorschlag ein!

Lieber Raimund, antwortete Emmi ernst, welcher Ausdrücke bedienen Sie sich fortwährend; der Himmel weiß es, ich will nicht Ihr Glück zerstören, aber Sie wollen das meinige, ja das Glück einer ganzen Familie vernichten. — Ich darf keinen Schau-

spieler zum Gatten wählen. Ich verliere mein ganzes, wahrhaft bedeutendes Vermögen, und gerne würde ich auch dieses einbüssen, Ihretwegen würde ich meinem Vermögen mit Vergnügen entsagen, aber durch den Verlust, den ich erleiden müßte, versetzte ich meinen Onkel, der auch mein Vormund ist, und meine Tante in die größte Dürftigkeit. Mein Onkel und meine Tante sind arm; sie werden mit mir gestraft, wenn ich gegen den Willen des Testamentes heirate, Onkel und Tante verlieren meine Unterstützung, denn all die Güter und Summen, die ich besitze, fallen meinem Bruder zu, der nur darauf lauert, mein Erbe an sich zu reißen. —

Aber was ist denn das für ein sonderbares Testament? — Daß ich ein Bürgerlicher bin, würde kein Bedenken erregen?

Nicht das geringste. — Die Veranlassung zu diesem Testamente berühre ich nur mit Widerstreben, aber ich darf Sie Ihnen nicht verschweigen. — Ich besaß eine Schwester, schön wie ein Engel, begabt mit allen Eigenschaften des Geistes und des Herzens. — Ein Hofschauspieler vom allerersten Range, der Liebling Wiens, kam in unser Haus, meine Schwester und mich in der Deklamation zu unterrichten. Er wußte uns beiden eine solche Vorliebe für den Schauspielerstand einzuflößen, daß meine Schwester alle Mittel anwendete, um diesem Stande anzugehören. Daß dies meinen Eltern einen unbeschreiblichen Kummer bereitete, muß ich hinzufügen. Es blieb meinem Vater nichts übrig, als den Lehrer der Deklamation aus unserem Hause zu entfernen; allein, zum Entsetzen unserer Familie, war bereits ein anderes Unglück geschehen. Meine Schwester gerieth in die Fallstricke ihres Lehrers. Ich will schnell über dieses Ereigniß hinweg gehen, und nur bemerken, daß meine Schwester starb, indem sie einem neuen

Menschen das Leben gab. — Der Kummer und die Schande nagten an der Gesundheit meines Vaters und meiner Mutter. Sie folgten bald ihrer Emilie; aber der Fluch beider fiel auf alle Schauspieler, und veranlaßte die Klausel: „daß, wenn ich je vermöchte, einem Bühnenkünstler die Hand zu reichen, so solle ich von dem Nachlasse meiner Eltern nur einen Pflichttheil erhalten, und die ganze Erbschaft meinem Bruder zufallen," der doch ohnehin reichlich bedacht wurde.

Hier ist das Testament, sagte Emmi, indem sie aus einem Sekretär dasselbe hervorzog, lesen Sie selbst!

Raimund las.

Das sind hübsche Ausdrücke, mit welchem hier die Schauspieler bezeichnet werden rief er aus. Ich sehe, leider! daß ich auf Ihre Hand verzichten muß, denn hier steht ja ausdrücklich, daß Sie nicht einmal einen Schauspieler in Ihrem Hause aufnehmen sollen, auch, wenn Sie schon mit einem Manne aus einem anderen Stande vermält wären! Dieser Beisatz könnte Sie noch in einen unangenehmen Prozeß verwickeln.

Behaupten Sie noch, daß ich Sie einer Grille opfere?

Ich behaupte es nicht mehr. — Wüßte ich, daß ich Ihnen dereinst nur den vierten Theil von dem zu bieten vermöchte, was Sie an Ihrem Erbe verlieren, so würde ich Sie bei meiner heißen Liebe beschwören: weisen Sie den Mammon zurück und reichen Sie mir Ihre Hand. Aber zu einem solchen Kapitale bringt es vielleicht ein italienischer Sänger, ein deutscher Schauspieler nie, und erstrebte er auch eine Gage, welche der Velutis gleich käme! Auch fiele mein Einkommen weg, wenn ich krank, wenn ich hinfällig würde, wenn mich der Tod von Ihrer Seite riefe. Auch wenn ich meinem Stande entsage, so hilft uns dies nicht, Sie sollen ja nicht einmal einem Schauspieler Zutritt in Ihr

Haus gestatten! — Mein Unglück ist grenzenlos! Deshalb gönnen Sie mir nur eine Huld, weisen Sie mich nicht so plötzlich aus Ihrer Nähe; gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Sie besuchen dürfe. —

Was würde dies frommen! Es würde mein Herz nur fortwährend zerfleischen. Nein, nein! Wir wollen uns noch heute für immer trennen. — Ich will eine Reise, eine Reise nach Italien mit meinem Vormunde und meiner Tante antreten, und Sie werden durch Ihren Beruf mich aus dem Gedächtniß bringen.

Weder aus dem Gedächtnisse, noch aus dem Herzen!

Ferdinand, leben Sie wohl!

Emmi! gedenken Sie meiner!

Ich bitte Sie, Ferdinand, machen Sie uns die Scheidestunde nicht noch schwerer als sie ohnehin schon ist. Wir lösen uns beide in Thränen auf, und können uns doch nicht helfen.

Einmal, nur einmal möchte ich Sie noch sehen!

Wenn ich zur Reise bereit bin, dann werde ich es Ihnen zu wissen machen.

Raimund drückte Emmi mit Ungestüm an sein Herz, küßte sie noch einmal inbrünstig und eilte fort. Emmi schluchzte laut.

18. Nach der Trennung.

Wohin Raimund lief; er wußte es selbst nicht.

Kindler, dessen Schwager Kontrolor im St. Marxer Bürgerspitale war, Kindler, welcher so eben seine Schwester besucht hatte, begegnete Raimund an der „Simmeringer-Linie" und erschrack über seinen Freund, der wie im halben Wahnsinne daher stürmte und so verstört aussah, als würde er von einem wilden Thiere verfolgt.

Raimund! rief Kindler, Raimund! Um Gottes willen, was ist Dir? Wie kommst Du hierher? Willst Du zu Fuße nach Ungarn flüchten?

Raimund ermannte sich.

Gott sei Dank! sagte Raimund, daß er mir Dich sendet! — O Freund, was ist mir in der langen Zeit Alles geschehen, seit welcher wir im Sperl beisammen waren.

Ich weiß Alles.

Du weißt nichts, denn das Schrecklichste ist mir so eben begegnet.

Sag' mir nur, wohin Du willst?

Nach Hause. —

Das ist ja der Weg nach der Schwechat.

Raimund blickte um sich.

Wohin bin ich denn gerathen?

Dort links liegt der Pulverthurm. Willst Du zum „Neugebäude" gelangen? Gerne würde ich Dich begleiten, aber nach Tische kommt ein Mädchen, das zum ersten Male das Theater betreten soll, und spielt Probe. —

Probe? Ich habe auch eine Probe, ich probire nämlich, ob ich mein bischen Verstand noch behalten kann.

Du siehst schrecklich aus! Du wirst sicherlich krank werden. —

Mir ist auch ganz entsetzlich! Ich habe eine Gemüthsbewegung, die ich nicht schildern kann; dann bin ich so abgeschlagen, so am ganzen Körper matt; meine Füsse wollen mich nicht mehr tragen. Es mag wol daher kommen, daß ich heute schon zu Fuße im Lusthause im Prater, war.

Mein Schwager hat mir seinen Wagen überlassen. Von der St. Marxer-Linie bis in die Josefstadt ist es beinahe so weit, wie von der Jägerzeile ins Lusthaus.

Kindler rief den Kutscher herbei, befahl ihm in die Jägerzeile zu fahren und erst dann in die Josefstadt.

Da kommst Du vor drei Uhr nach Mittag nicht zur Probe.

Meine Sache! sagte Kindler.

Als die beiden Freunde im Wagen saßen und Raimund sich etwas erholt hatte, fing er an, Kindlern seine Leidensgeschichte zu erzälen.

Kindler hörte ihm mit der wärmsten Theilnahme zu.

Raimund endete seine Schilderung.

Kindler erwiederte: Weißt Du, daß wir ein gleiches Schicksal haben? Auch ich habe meine Geliebte verloren! Fräulein Gleich hat mir den Laufpaß gegeben; sie vermöchte, sagte sie, meine Eifersucht nicht länger zu ertragen! Es ist möglich, ich mag auch wohl unerträglich gewesen sein! Auch war ich dem Fräulein zu sentimental; Louise ist keine Lotte! — will keinen „Werther.“ In Gottes Namen! Ich habe zum Glücke schon wieder eine Louise und die paßt besser für mich! meine jetzige Geliebte geht gerne im Mondschein spazieren, und weiß Höltys Gedichte auswendig!

Suche auch Du Dir eine Andere, fuhr Kindler fort! wirst Dir doch wegen Emmi nicht den Kopf an die Wand rennen? — Zerstreuung, Freund, Zerstreuung! — die Liebe ist eine Krankheit, welche nur homöopathisch geheilt werden kann. Schnell, nimm wieder von diesem Gift; ein Gift muß das andere vertreiben. Glaubst Du, daß es die Baronesse nicht eben so macht? die wird bald verheiratet sein!

Glaubst Du?

Ich möchte darauf wetten! Dieses Mädchen mit dem vielen Gelde! Jetzt reiset sie unverehlicht in die Welt, aber verheiratet kommt sie heim! — Ich mache Dir

einen Vorschlag. Bewirb Du Dich um meine abtrünnige Louise. Sie wird ohnehin am Leopoldstädter Theater engagirt. Da hast Du ein hübsches Mädel, ein geschicktes Mädel. Du hast immer bei ihr viel gegolten! Heirate die Louise!

Ach, lasse mich zufrieden. Ich denke so wenig an eine Andere, als Emmi an einen Andern denkt. —

Kindler! rief nach einer Pause Raimund seinem Freunde zu, mußt Du zur Probe?

Ich habe die Regie.

Du hast aber nicht allein über das Talent der Anfängerin zu entscheiden?

Nein.

So schreibe an paar Zeilen an den Regisseur Walla; er wird Dich ersetzen!

Ich muß 5 fl. Strafe bezahlen, wenn ich von dem Probespiele wegbleibe. Es ist wegen des Beispiels.

So bezahle 5 fl. aber nimm sie von mir an. Ich kann heute ohne Gesellschaft nicht sein. Ich bin zu melancholisch. So wie mir ist einem zu Muthe, der sich in's Wasser stürzen will. — Ich habe wol einen Gesellschafter im Hause, Du wirst von ihm gehört haben, es ist der Preuße, der mit mir im Polizeihause saß.

Ach, das ist der Mann, der immer ausruft: „Das ist für mein Buch!"

Derselbe! der verdammte Preuße wird jubeln, daß Emmi und ich uns für immer trennten! Seinen Jubel herabzustimmen bedarf ich eines Mannes, der Emmis Verlust beklagt. Das könnte mich vielleicht zerstreuen. Kindler, bleib bei mir. Ich bedarf Deines Beistandes.

Kindler sagte sogleich zu.

Kindler ward es nicht schwer, wie in seinen Studienjahren die Schule, heute das Theater zu schwän-

zen, den Regisseur an den Nagel zu hängen und bei Raimund ein gutes Diner einzunehmen.

Als Kindler in Raimunds Wohnung ankam, war das Billet an Herrn Walla bald geschrieben und durch den Kutscher nach der Josefstadt gesendet.

Es schlug drei Uhr, als Raimund, Bebe und Kindler sich zu Tische setzten.

Aber das Diner wurde unterbrochen.

Eine Dame ließ sich melden.

Eine schöne Dame, eine der schönsten Schauspielerinnen, welche das Volkstheater je besessen. Madame Walla, erste Lokalsängerin des k. k. priv. Theaters in der Josefstadt.

Die drei Herren sprangen sogleich von ihren Sitzen auf.

Raimund ging ihr entgegen.

Ich will nicht stören, sagte Frau Walla. Ich kann in einigen Stunden wieder kommen, wenn das Diner vorüber ist.

Um keinen Preis lasse ich Sie fort! erwiederte Raimund. Wenn Sie, schöne Frau, etwa noch nicht dinirt haben, so nehmen Sie hier an der Tafel dreier Junggesellen Theil.

Eine Frau, die wie ich höre, auf dem Punkte steht von ihrem Gatten geschieden zu werden, muß sich um einen andern Ritter umsehen.

Hier sind drei, von welchen jeder für Sie eine Lanze brechen wird!

Großer Gott! rief Bebe halblaut, diese Frau ist schön!

Ich werde nicht erst geschieden, erwiederte Julie, ich bin schon geschieden! — Es ging zum Glücke für mich durch die Hülfe meines geschickten Advokaten schneller, als ich dachte, und da ich darauf einging, keinen Beitrag zu meiner Subsistenz zu fordern, so ließ

mein Gatte mich augenblicklich aus seinem Hause. Ich bin ledig, ich bin frei wie der Vogel in der Luft. Ich vermag meine Freude nicht zu schildern.

Darf ich wohl noch ein Mal meine Einladung vorbringen? fragte Raimund.

Sie kommen meinen Wünschen zuvor, erwiederte Madame Walla. Wären Sie nicht so gütig, mich zu invitiren, müßte ich in den ersten besten Gasthof eintreten und irgend auf einem apparten Zimmer speisen. Von 9 Uhr bis 1 Uhr brachte ich bei Gericht zu, dann bis 2 Uhr bei meinem Advokaten. Jetzt komme ich vom Direktor Leopold Huber, der, um mein Glück vollkommen zu machen, mich auf der Stelle bei dem Leopoldstädter-Theater engagirte, meinen Austritt von der Josefstädter-Bühne möglich machte, und mich hiedurch in die angenehme Lage versetzte, mit meinem häßlichen, widerlichen Manne nicht mehr auf dem Theater erscheinen zu dürfen. Sie sehen, meine Herren, das Glück verfolgt mich so zu sagen. — Jetzt will ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen.

Raimund präsentirte ihr einen Stuhl.

Karl! rief Raimund seinem Bedienten.

Ach, lassen Sie doch mich mit Karl sprechen! bat Bebe, und eilte in das Vorzimmer.

Ich komme zu Ihnen, Herr Raimund, mich Ihnen als neuengagirtes Mitglied zu empfehlen und Sie zu bitten, mich recht bald auftreten zu lassen. Die Josefstadt soll bemerken, daß ich weder von ihr, noch vom Josefstädter-Theater, noch — mit Ausnahme des Herrn Regisseurs Kindler — von irgend einem der Mitglieder des Josefstädter-Theaters Etwas wissen will. Ihnen, Herr Kindler, danke ich, da ich Sie gerade hier finde, für all das Freundliche, daß Sie mir erwiesen, herzlich; Sie waren noch der Einzige, der sich einer bedrängten Frau annahm. Sprechen Sie darüber,

Herr Regisseur Kindler, was ich bei meinem brutalen Manne litt. —

Ach! Sie sollten, erwiederte Kindler, wenn es z. B. der Dichter vorschrieb, daß Sie von einem Manne auf dem Theater umarmt werden müßten, dies nicht gestatten; Sie sollten weder zufällig oder absichtlich ihre Blicke an das Parterre richten und hatten Sie in einer modernen Kleidung zu erscheinen, befahl Ihnen Ihr Mann, sich wie eine Nonne zu verhüllen. Jede Rolle in mithologischen Stücken, die Venus, die Juno, die Diana u. s. w. mußten Sie zurücksenden.

Wer eine schöne Schauspielerin als Gattin besitzt, versetzte Raimund, ist wohl zu entschuldigen, wenn er im Uibermaße seiner Liebe und Eifersucht derlei Dinge wünscht, aber ob immer diese Wünsche zu erfüllen sind, ist eine andere Frage.

Bebe kam zurück.

Raimund bemerkte sehr gut, daß die reizende Walla den norddeutschen jungen Mann elektrisirt hatte; es entging ihm nicht, daß er sich auf eine Art bei der Junggesellen-Tafel gastfrei zeigen wolle, wie es vielleicht noch keinem Königsberger in den Sinn kam.

Raimund stellte seinen Freund Bebe der schönen Frau vor.

Herr Bebe, sagte Raimund, ein sehr ausgezeichneter Schriftsteller aus Berlin.

Vielleicht gar Journalist? fragte Frau Walla.

Auch Journalist.

Und wohl auch Beurtheiler theatralischer Leistungen?

Berichterstatter des Berliner „Freimüthigen,“ außerdem Verfasser eines Buches, welches das Merkwürdigste in allen Städten Deutschlands schildern wird.

Also ein Mann, welcher Schauspielerinnen unsterblich zu machen im Stande ist?

Madame, antwortete Bebe, Sie sollen durch mich ganz gewiß unsterblich werden; noch war es mir zwar nicht vergönnt, Sie bewundern zu können, aber Ihre Schönheit soll beschrieben werden im „Stuttgarter Morgenblatte," in der „Leipziger eleganten Zeitung," im Berliner „Freimüthigen," im Danziger „Dampfboot, in der Münchener „Flora," und in der Frankfurter „Didaskalia."

Ach, mein lieber Himmel! rief Frau Walla, das wäre ja Alles zu viel! da würde ja mein Name in ganz Deutschland bekannt.

Und wenn ich Sie erst in einer Rolle gesehen habe, setzte Bebe äußerst galant hinzu, schreibe ich ganze Abhandlungen über Ihr Spiel; gerade so wie Böttcher über Iffland.

Schreiben Sie auch für die „Wiener Theaterzeitung."

Noch habe ich nichts für dieses Journal geschrieben, aber jetzt geschieht es, und der Redakteur wird es aufnehmen müssen, sonst reiße ich ihn herunter in allen Blättern an der Spree, an der Elbe, am Rhein, an der Mosel, an der Isar, an der Donau und an der Weichsel.

Setzen Sie sich näher zu mir, Herr Doktor, rief Walla freudig aus. Mit einem solchen Manne wie Sie, muß man die engste Freundschaft schließen!

Die Tischgesellschaft wurde sehr lebendig.

Wieder wurde der Gasthof zum goldenen Lamm in Anspruch genommen; Bebe hatte für ein kostbares Mahl gesorgt, und Champagner, den Frau Julie ganz besonders liebte, machte das improvisirte Quartett ausnehmend heiter.

Es war Frau Julie Walla wirklich eine reizende Frau. Damals erst zwanzig Jahre alt, und mit allen Vorzügen ausgestattet, welche Jugend und Schönheit

bieten, machte sie zu ihrer Zeit auf allen Bühnen, welche sie betrat, durch ihre Gestalt, ihre schönen Gesichtszüge, ihre feurigen Agen, ihre Lebhaftigkeit und den herrlichen Bau ihres Körpers eben so viel Aufsehen, als in unsern Tagen die Pepita; ja Theaterfreunde welche sich noch an sie erinnern, ziehen sie der lieblichen Spanierin weit vor. Hätte sie nur Etwas mehr Humor und Schalkhaftigkeit besessen, so würde Therese Krones, die bei Weitem von der Mutter Natur nicht so freigebig bedacht war, nicht das Glück gemacht haben, welches sie fand. Julie war schön, sehr schön, aber nicht genial. Sie spielte alle ihre Rollen nach einer Schablone, sang nicht besonders, und glaubte Alles gethan zu haben, wenn sie sich wunderschön kleidete. Den Männern verrückte sie noch weit mehr die Köpfe, als die Krones. Sie war ein höchst gutmüthiges Geschöpf und wäre sie auf dem Theater mit eben dem Succeß erschienen, wie Therese, so würden ihre abenteuerlichen Liebeshändel sie mehr für einen Roman eignen, als jene.

Der Leser wird sagen, Madame Walla ist ganz gewiß eine Episode in diesem Roman, wir aber versichern, daß sie keine Episode ist, denn ihr hatte Raimund seine Heirat mit Louise Gleich zuzuschreiben, welche den ehrlichen Ferdinand das Glück der Ehe nicht empfinden ließ.

19. Drei fröhliche Tage.

Das Diner wurde unter fortwährendem Gelächter über Bebes heitere Einfälle und komische Erzälungen seiner Erlebnisse zu Ende geführt.

Raimund wurde sehr froh gestimmt, und mit Ver-

gnügen bemerkte Kindler, daß Raimunds trübe Laune immer mehr verschwand.

Er gedachte seiner Emmi.

Wenn sie nur hier wäre! rief er aus, sie würde sich gewiß zerstreuen. Ich wünschte ihr einen so heitern Kreis wie den unsern. Ihr wird nicht so wol sein!

Ach lassen Sie mich mit dem Gedanken ungeschoren, versetzte Bebe, als ob diese Dame Talent zur Kopfhängerei und Anlage zu Liebesgram hätte. — Ein Mädchen, das im Besitze von Hunderttausenden ist, das, wie ich höre, eine Wohnung wie eine Fürstin besitzt, in einer Equipage fährt, welche der russische Botschafter auch nicht schöner haben kann, so ein Mädchen hat gar keinen Sinn für Herzenskummer. Ich wette, ihr Vormund und ihre Tante führen sie schon heute von einer Zerstreuung zur andern. Heute Abends wohnt sie gewiß der ersten Vorstellung von Grillparzers „Sappho" im Burgtheater bei, und denkt gar nicht daran, daß sie ebenfalls eine Sappho ist, welche ihr Phaon verlassen hat. — Nur eine Melitta müssen Sie sich schaffen, Herr Raimund, dann wird sich Emmis Schmerz lindern und statt in's Meer wird sie sich einem andern Phaon in die Arme stürzen.

Wenn Sie einer Melitta benöthigen, warf Frau Walla hin; ich übernehme diese Rolle. Ich bin ebenfalls eine Verlassene, und vermag den Platz eines öden Herzens genügend auszufüllen.

Ne, sagte Bebe, wenn Sie den Platz eines vazirenden Herzens einnehmen wollen, schöne Frau, so ziehen Sie bei mich ein. Ich habe zwei Herzkammern zu vergeben.

Loben, gab Julie zurück, will ich mich von Ihnen und lieben von Raimund lassen! Scherz bei Seite! Meister Ferdinand, setzte sie hinzu; ich bin Ihnen schon längst mit Leib und Seele zugethan, lieben Sie

mich wenigstens so lange bis Sie etwas Ansprechenderes für Ihre Neigung finden! Bescheidener kann man doch nicht mehr sein als ich!

Greif zu! flüsterte Kindler seinem Freunde zu. Dieses heitere lebenslustige Weib wird bald Meisterin Deiner Leiden werden.

Es lebe Julie! rief Bebe und sie lebe froh und heiter, aber nur für mich!

Für Raimund will ich leben! versetzte Frau Walla.

Sie hob ihr Champagnerglas empor und stieß mit Raimund an.

Frisch voll geschenkt die Gläser! betonte Kindler. Es lebe Julie, wenn sie für Ferdinand lebt!

In Gottesnamen, sagte Bebe, aber wenn ihr Liebesverhältniß mit Ferdinand zu Ende geht, soll sie mir secundo loco vorschlagen, und dann in ihr Herz einlogiren lassen bis nächsten Michäli!

All zu schmeichelhaft! meinte Raimund. Ich gestatte mir jedoch einen andern Wunsch. Um eine Stellvertreterin für Emmi anzunehmen, ist mein Inneres noch lange nicht aufgeräumt; aber Zerstreuung thut mir Noth, Zerstreuung und freundschaftliche Theilnahme. — Wir wollen, wie heute, alle Tage zusammenkommen, Mittags, Abends, zu allen Stunden, wie es unser Beruf gestattet.

Mein Beruf gestattet mir, ein halb Jahr in dieser Gesellschaft und auf diesem Flecke sitzen zu bleiben! erwiederte Bebe.

Und wir wollen heiter sein! sagte Raimund. Wenn die schöne Julie Geduld mit mir hat, wird in ihrer lustigen Gesellschaft und bei der frohen Laune meiner Freunde, Gram und Betrübniß schwinden.

Angenommen! erwiederte Julie.

Angenommen! akkompagnirten Kindler und Bebe.

Und der heutige Abend muß auch in diesem Sinne verbracht werden, versetzte Bebe. Ich lasse eine Loge zu „Nachtigall und Rabe“ in die neue Oper von Weigl kommen. Haben Sie zu spielen, Herr Kindler, fragte Bebe.

Drei Tage lang bin ich frei.

Ich will ebenfalls für drei Tage mein Debut hinausschieben! versicherte Frau Walla.

Und da der „Freund in der Noth“ und „die Heirat durch die Güterlotterie“ für drei Tage nächst der neuen Pantomime: „Der Tiger im Zaubergebirge,“ auf dem Repertoire sich befinden, so bin ich ebenfalls frei, setzte Raimund hinzu. Wir wollen daher drei Tage nur anständiger Zerstreuung uns hingeben.

Jott! rief Bebe aus, drei Tage nichts denken, nichts thun, als Essen, Trinken und Schnacken und Witze machen, das ist eine Kur gegen böse Verstimmung, welche Wunder wirken muß. Herr Karl! rief Bebe dem Bedienten, brechen Sie doch noch einem paar Bouteillen Champagner von dieser Sorte die Hälse. Ich sehe dem Weine die Sehnsucht an, von Juliens Lippen genippt und von meiner dürstenden Kehle vertilgt zu werden.

Es wurde nun für die drei freien Tage ein Plan gemacht, wie die Zeit auf die anziehendste Weise hinzubringen.

In jener Zeit hatten sich Moscheles, der Großmeister des Claviers, Giuliani, der berühmte Virtuose auf der Guitarre, und Mayseder, der wundervolle Violinspieler, vereinigt, an drei Tagen Konzerte im landständischen Saale zu geben; diese drei Konzerte wurden augenblicklich für den Besuch

vorgemerkt; dann machte „Samson,“ Drama mit Musik, von Tuczek, und mit herrlichen Dekorationen, von Neefe, im Theater an der Wien, viel Aufsehen. „Ein Tag voll Abenteuern,“ Oper von Mehul, war ebenfalls neu und höchst anziehend; die Mittagsstunden für Konzerte, die Abendstunden im Theater waren nun sehr gut besetzt. Es handelte sich nur noch um die Diners und Soupers, da wußte Bebe Rath.

Wir wollen nur in den ersten Hotels speisen! sagte Bebe.

Die Theater bezahlt Raimund.

Die Konzerte Kindler.

Die Diners und Soupers zu bestreiten läßt sich Bebe nicht nehmen.

Der Preuße muß wol Geld haben! sagte Julie zu Raimund.

Ja, entgegnete dieser. Es ist dies ein ganz eigenthümlicher Fall. Bebe war bisher so schmutzig, daß er das Mißfallen seiner Familie auf sich zog; nun lebt er flott, um das Wohlwollen seiner Mutter zu erringen. —

Das ist herrlich! dachte Frau Julie, da will ich mir Mühe geben, daß ihn seine Mutter recht lieb gewinnen soll!

Wie schnell die drei Tage dahin schwanden, bedarf wohl nicht bemerkt zu werden.

Doch am letzten Abende, als das vergnügungssüchtige Quartett aus dem Kärntnerthortheater kam und im Hotel zum „Erzherzog Karl,“ Raimund Madame Walla am Arme führend, in den Speisesaal eintreten wollte, kam ihnen Emmi mit ihrem Vormunde und ihrer Tante entgegen, und brachte Ferdinand in eine Verlegenheit, die ihn schnell dem Arm seiner Begleiterin entriß und das Blut in die Wangen trieb, wie einem fünfzehnjährigen Mädchen.

Lieber Raimund, sagte Emmi und betrachtete ihn mit starren Blicken, Sie suchten wir. — Wir wollennun das Hotel nicht verlassen; wir wollen hier ebenfalls ein Souper einnehmen. Lassen Sie sich aber ja nicht stören! Sie sollen durch uns Ihrer Gesellschaft nicht entzogen werden, nur gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen, da ich morgen abreise, heute noch Adieu zu sagen.

So war Raimund nicht zu Muthe als er das erste Mal die Bühne betrat; eine solche Angst, Beklommenheit und Befangenheit, hatte er nie empfunden.

Kindler hatte Geistesgegenwart genug, Madame Walla den Arm zu reichen und an den von Bebe für das Souper bestellten Speisetisch zu führen. Kindler sagte schnell mit vernehmlichem Tone:

Liebe Julie, dies ist unser Platz! Du wirst hier vortrefflich speisen. Garçon! rief er, wir wünschen, daß bald aufgetragen werde.

Bebe war eben so unbefangen.

„Bordeau Lafitte!" kommandirte er. Gnädige Frau setzte er hinzu. Sie lieben Chablis. Er wird augenblicklich gebracht!

Darauf wispelte er Frau Julie zu:

Das ist Die!

Emmi ist dies? fragte Frau Walla. Nicht übel! Nur Etwas echauffirt! Oder ist diese fliegende Hitze, welche sie befällt, Eifersucht? Der arme Raimund wird mir doch nicht abwendig gemacht werden!

Indeß hatte der Vormund im Speisesaale ebenfalls seinen gedeckten Tisch gefunden. Man placirte sich und Emmi ersuchte Raimund neben ihr zu sitzen.

Sie haben gewünscht, äußerte sich Emmi gegen Raimund, mich noch ein Mal vor meiner Abreise zu sehen. Ich sagte Ihnen dies zu. Ich hatte meine

schriftliche Einladung bereits geschrieben und war auf dem Punkte, sie abzusenden, da erhielt ich dieses Schreiben. Lesen Sie!

Raimund entfaltete das ihm übergebene Billet und las:

„Verehrtes Fräulein!"

„Es wird Sie vielleicht interessiren zu erfahren, „daß Herr Raimund sich über Ihren Verlust „vollkommen getröstet hat. Sein Herz wendete sich „schnell einem neuen Gegenstande zu. Es ist die „Schauspielerin, Julie Walla, die ihn ganz in „ihren Schlingen hält. Er taumelt mit ihr von „einem Vergnügungsort an den andern, von Kon„zert zu Konzert, von Theater zu Theater, von „einem Hotel in das andere. Heute wird er nach Be„endigung der Oper, im Hotel: „Erzherzog „Karl" soupiren. Einer seiner Freunde hat bereits „vier Kouverts bestellt. Wollen Sie sich hievon „überzeugen, so besuchen Sie nach dem Theater „den Speisesaal in dem genannten Hotel."

Raimund antwortete:

Es ist leider wahr! Aber das beweist nicht, daß Madame Walla mich interessirt. Um Sie hiervon zu überzeugen, will ich von Ihrer Seite nicht weichen. Ich habe keine Neigung zu dieser Frau, und bin nur in Gesellschaft, um meinem Grame in einsamer Zurückgezogenheit nicht allzu große Gewalt über mich einzuräumen.

Emmi lächelte und erwiederte:

Sie machen es wie jener Ehemann in der bekannten Anekdote. Des Mannes Frau war gestorben. Die Verwandten besuchten das Trauerhaus, um dem Begräbnisse beizuwohnen. Man suchte den trauernden Witwer. Er war nirgends zu finden. Endlich öffneten die Verwandten das Zimmer des Kammermädchens der Ver-

storbenen. Da lag der Witwer auf den Knien vor der Zofe, und trug ihr seine Hand an. Als die Verwandten den Mann hierüber zur Rede stellten, antwortete er: „Weiß man denn, was man in seiner Verzweiflung thut?"

Ich habe kein Recht, setzte Emmi hinzu, Sie hierüber zur Verantwortung zu ziehen; im Gegentheile, ich bin Ihnen Dank schuldig, daß Sie sich über unsere Trennung zu trösten wußten; — ich werde nun vielleicht mit einem etwas weniger bewegtem Herzen von Wien abreisen. —

Der Schein ist wider mich, sagte Raimund.

Ich fühle nun erst, betheuerte Emmi, wie gerecht die Warnung meiner verstorbenen Eltern war! — Nun, guter Raimund, bringe ich Ihnen mein Lebewohl! Möge Gott Sie zum Glücke führen! In jeder Stadt, in welcher ich mich auf meiner Reise befinde, werde ich mir die Wiener Journale verschaffen, und so oft ich von Ihrem erneuerten Ruhme lese, werde ich heiter sein! — Jetzt verfügen Sie sich zu Ihrer Gesellschaft; — man soll nicht sagen, daß ich keine Rücksichten beobachte.

Emmi, Sie gehen grausam mit mir um! Ich verdiene nicht, daß Sie mich ungerecht beschuldigen. Emmi, hören Sie mich! Ich vermag mich zu rechtfertigen.

Möglich! Doch gewiß nicht hier! Ich ersuche Sie dringend, zu Ihrer Gesellschaft zurückzukehren! Madame Walla wirft mir Blicke zu, als wenn sie mich durchbohren wollte.

Erlauben Sie mir, Ihnen morgen noch ein Mal einen Besuch zu machen. Emmi, ich bitte Sie um diese Gunst! Um welche Stunde reisen Sie?

Um acht Uhr, antwortete die Tante schnell. —

Ich werde um sieben Uhr bei Ihnen sein!

Er preßte Emmis Hand an seine Lippen, ver-

neigte sich vor den Verwandten Emmis und ging zu seiner Gesellschaft.

Madame Walla wünschte, daß Raimund sich an ihre Seite setze; er stellte jedoch seinen Stuhl zwischen die Stühle Kindlers und Bebes.

Nun hätten Sie wahrscheinlich niederknieen und um Verzeihung bitten sollen? sagte Madame Walla. Was wünscht denn die Dame? Etwa, daß Sie ein Einsiedler werden und gleich dem Eremiten auf dem Vesuv in grauenvoller Abgeschiedenheit leben sollen? — Ich habe so eben durch Herrn Bebe erfahren, welche lächerliche Bedingungen gemacht wurden, wenn es Ihnen gelüsten sollte, des Fräuleins Hand zu erhalten. Diese Bedingungen sind nicht nur beleidigend für Sie, sondern beschimpfen den gesammten Schauspielerstand.

Nicht so laut! erwiederte Raimund. Man vermag jedes Wort in jener Ecke zu hören. Schonen Sie mich!

Emmi erhebt sich schon, bemerkte Julie, welche Emmi unaufhörlich ins Auge faßte. Die ehrsame Gesellschaft bricht auf. Die Damen und ihr Begleiter haben sich eine Menge Speisen vorsetzen lassen, genoßen aber nichts; der alte Herr bezahlt die Rechnung! — Ganz natürlich! Wie sie mich sahen, hatten sie schon gegessen!

Emmi ging mit ihrem Oheim und ihrer Tante durch den Saal nach der Mittelthür.

Raimund stand auf und verneigte sich.

Kindler und Bebe standen ebenfalls auf und verneigten sich.

Madame Walla sah auf ihren Teller und beschäftigte sich mit einem Kompot.

Emmi und die Ihrigen grüßten sehr anständig und entfernten sich.

Gott sei Dank! sagte Madame Walla. Die Luft ist rein! — Nun hoffe ich, lieber Raimund, daß Sie wieder heiter sein werden, sonst ist die ganze Kur unnütz, welcher Sie sich unterzogen haben und wir müssen noch acht Tage so fort leben, wie wir begonnen.

Raimund blieb verstimmt.

Madame Walla und Herr Bebe boten alle ihre Heiterkeit auf, um Raimund seinem Trübsinne zu entreißen.

Er hatte über kein Lächeln mehr zu gebieten.

Die Gesellschaft verließ endlich auch bald den Saal.

Als Raimund am andern Morgen um sieben Uhr zu Emmi sich begab, war Emmi mit den Ihrigen schon um sechs Uhr abgereist.

Er fragte nach dem kleinen Ferdinand.

Er ist, hieß es, sammt der Amme, einer Verwandten in Steiermark überwiesen worden und schon zwei Tage früher aus dem Hause gekommen.

Raimund war trostlos.

20. Ein Jahr später.

Wir überspringen einen Zeitraum von beiläufig einem Jahre, in welchem sonst nichts von Belang vorfiel, als daß Raimund in jeder neuen Rolle mehr gefiel.

Raimund saß dem Glücke im Schooße 'das Publikum nannte ihn seinen Liebling; Direktor Leopold Huber hätschelte ihn wie ein Kind, und überhäufte ihn mit zahllosen Aufmerksamkeiten.

Raimund hatte die Grille, wie diese Mittheilungen schon angedeutet, auch in seinen Vermögensverhält-

nissen mit Ignaz Schuster auf gleicher Höhe stehen zu wollen, wenigstens in dem Komfort, dessen sich Schuster erfreute. — Die Wohnung Schusters schwebte Raimund immer als etwas Unerreichtes vor.

Schusters Schlafzimmer hatte ein Baldachin-Bett, Raimund ein ganz einfaches; Schusters Salon zeigte eine Mahagoni-Einrichtung, Raimunds Möbel waren von Nußholz; Schuster produzirte in allen seinen Zimmern prachtvolle Seiden-Draperien; Raimund besaß Draperien von Mousselin; Schuster hatte kostbare Oelgemälde an den Wänden, Raimund einige Litografien unter gewöhnlichen Glasrahmen; bei Schuster sah man Uhren und Lustres von Bronze, Vasen und Büsten von Alabaster und Marmor, Raimund produzirte Uhren und Lustres aus vergoldetem Holze und die Büsten, welche er sich angeschafft hatte, bestanden aus Gips. Für Raimund war dieser Kontrast zu groß. Er fühlte sich höchst unglücklich.

Eines Tages begegnete Huber seinen Liebling auf der Treppe, welche zu Schusters Wohnung führte.

Raimund schien ganz außer sich.

Was haben Sie? fragte ihn Huber.

Ach! Ich bin desperat, erwiederte Raimund. — Schuster hatte mich eingeladen, seine neue Spieluhr zu betrachten, sie kostet ihm 300 fl. und ist 900 fl. werth! Dieser Mensch hat ein ungeheueres Glück! Was er wünscht, erhält er, und was er Schönes kauft bekommt er um den billigsten Preis!

Machen Sie es wie Er, versetzte Huber; begeben Sie sich ebenfalls zu allen möglichen öffentlichen Feilbiethungen. Wenn durch den Tod eines Reichen Verlassenschaftsgegenstände ausgeboten, durch gerichtliche Lizitationen und Kridafälle Möbles und Einrichtungsstücke verkauft werden, da findet sich Schuster ein; — bei jeder Auktion ist er zu sehen, und da er viele

Freunde besitzt, so fallen ihm häufig durch eine Art Protektion, Dinge um einen Preis in die Hände, welche das Dreifache werth sind.

Ich bin nicht geeignet, mit Trödlern zu konkurriren. Ich bin auch nicht schmutzig genug, um auf solchem Wege werthvolle Sachen an mich zu bringen; doch ist es traurig für mich, der ich gewiß mit Schuster auf einer Stufe stehe, ja jetzt noch weit mehr Gage beziehe, daß ich weniger besitze als Er! — Wenn mich Jemand besucht, der früher bei Schuster, so muß dieser glauben, ich wäre blos ein Chorist!

Hoho! sagte Huber, so arg ist es nicht. Sie sind sehr geschmackvoll eingerichtet. —

So? geschmackvoll? Wie ein Chorist, wiederhole ich Ihnen! Gehen Sie hinauf zu dem Glücklichen, und Sie werden wähnen, Sie treten bei einem Grafen ein. Schuster besitzt ja so kostbare Teppiche, daß man Anstand nimmt, seinen Fuß darauf zu setzen!

Ich werde mich hüten! sagte Huber, Schuster einen Besuch zu machen. Sie wissen, daß ich ihn nicht leiden kann, und daß ich ihm gewiß kündigen würde, hätte er nicht so viele Anhänger! — Aber ich werde ihm seine Partei schon noch kleiner machen. Von morgen angefangen, lasse ich den Namen „Raimund" auf jeden Theaterzettel mit großen Buchstaben drukken und „Ignaz Schuster" nur ganz klein, so klein, daß man ihn kaum lesen kann.

Was habe ich davon?

Was Sie davon haben, wird Ihnen doch einleuchten! Das Publikum wird bemerken, daß Sie der Liebling der Direktion sind, daß die Direktion ihr ganzes Vertrauen in Ihnen setzt, und daß Ihr Name der Magnet für die Kassa ist! Sie werden noch beliebter, lassen Sie mich nur machen!

Das Bischen Buchdruckerschwärze, das Sie mehr

an meinen Namen wenden wollen, verschafft mir keinen Vorzug! Ich bitte Sie, meinen Namen auf dem Theaterzettel nicht mit großen Buchstaben drucken zu lassen. Das Publikum könnte der Meinung werden, ich wollte des und könnte mich anmaßend nennen. Solche keinstädtische Dinge, Herr Huber, sollten Sie gar nicht im Kopfe haben!

Raimund entfernte sich ganz verstimmt.

Kleinstädtisch! rief ihm Huber nach; wenn Ihr Name groß gedruckt wird, so ist das großstädtisch!

Huber begab sich in seine Theaterkanzlei.

Hier traf er seinen Kompagnon Edelbauer.

Diesem theilte er das Gespräch mit, das er mit Raimund geführt.

Es ist mir nicht neu, erwiederte Edelbauer, daß Schusters prächtige Wohnung unserm Raimund schwer aufs Herz fällt. Es ist nicht Neid, es ist nicht Mißgunst, welche ihm diesen Kummer bereiten; wäre es Neid, so müßte er Rainoldi, der ebenfalls höchst elegant möblirt ist, nicht minder anfeinden; aber Ignaz Schuster ist Komiker und Regisseur wie Raimund, und dennoch vermag Schuster mehr zu prunken.

Schuster sammelt an seinem Vermögen schon 25 Jahre, warf Huber ein, Raimund erst zwei Jahre!

Deshalb müssen wir nachhelfen! bemerkte Edelbauer.

Mit Vergnügen! versicherte Huber.

Wenn wir 3 bis 4000 fl. daran wenden, so kann Raimund viel schöner „möblirt" werden als sein Kollege. Nur muß Raimund auf die theueren Oelgemälde verzichten, denn diese allein würden vielleicht nicht für 10 bis 15,000 fl. zu kaufen sein. Schuster besitzt unter andern einen „Rembrand," für welchen der

berühmte Maler Lampi schon 3000 fl. bot, und einen Guido Reni von gleichem Werthe.

Wir wollen Raimunds Wohnung heute noch prachtvoll möbliren lassen! sagte Huber.

So schnell geht dies nicht! entgegnete Edelbauer. Ich werde in Dannhausers berühmte Möbelfabrik mich begeben, und Dannhauser ersuchen, während Raimund nicht zu Hause ist, seine Wohnung zu besehen. Wir wollen Raimund überraschen. Wir wollen ausgezeichnet schöne Möbel auswählen, und vorzüglich viele schöne Spiegel in allen Zimmern anbringen, mit Spiegeln, Kandelabern, vergoldeten Trumeau-Tischen ist Schuster nicht versehen; diese soll Raimund haben, und Hundert setze ich an Eins, Raimunds Ameublement soll glänzend werden.

Ich bin ganz einverstanden, erklärte Huber. Wenn nur Raimund auch in andern Dingen mit Schuster auf gleicher Höhe stünde! Schuster hält sein Geld mehr zusammen, indeß Raimund —

Sie spielen auf seine Ausgaben mit Madame Walla an! — Diese Liebschaft hat ihr Ende erreicht.

Ich glaube es nicht!

Gewiß!

Die Geschichte dauert bereits schon ein Jahr. Madame Walla ist so vergnügungssüchtig! Raimund muß sie an alle Vergnügungsorte führen. Am 1. Mai speiste er mit ihr im Augarten.

Im Augarten wurde Raimund selbst zu Gaste gebeten.

Von wem?

Von dem ungarischen Grafen Otto —

Und Raimund merkte nicht, daß dieser Graf Absichten auf Madame Walla hat?

Hat es längst gemerkt; da ihm aber nichts an der schönen Julie gelegen, so lachte er hiezu, und er-

klärte sie für ungebunden. Wäre Raimund verliebt gewesen und hätte ihn Eifersucht gepackt, so würde Madame Walla mit Fräulein Grünthal dasselbe Schicksal gehabt haben. Nein, nein, Herr Huber, Sie können ganz ruhig sein; von Madame Walla will Raimund schon lange nichts wissen, und an dem Diner im Augarten nahmen vielleicht zehn der vorzüglichsten Schauspieler unserer Bühne Theil, welche alle Gäste des Grafen waren; Raimund konnte nicht zurückbleiben, da auch Schuster geladen war.

Ist es gewiß so?

Gewiß. Raimund liegt in ganz anderen Banden. Wenn er nur erst erhört wird, will ich es Ihnen sagen, für wen er entbrennt. —

Sie wälzen mir eine Last vom Herzen.

Edelbauer ließ nun einen Fiaker kommen, um sich in Dannhausers Möbel-Fabrik zu begeben.

* * *

Was Emmi betraf, so gedachte Raimund ihrer noch mit aller Liebe.

Er würde sie zu lieben nie aufgehört haben; da erzälte ihm aber einmal in einer Gesellschaft ein Kaufmann aus Mailand, der sich einige Zeit in Wien aufhielt, daß Emmi sich in Mailand mit einem Conte Soletti vermält habe, und daß sie vielleicht bald die Freude haben werde, ein theueres Pfand der Ehe auf ihren Armen zu wiegen.

Für den ersten Augenblick ergriff Raimund diese Kunde gewaltig, aber bald ermannte er sich und dachte: Wenn Emmi so bald sich vermälen konnte, so habe ich mir auch nicht mehr Zwang anzuthun! Ich danke Emmi, daß sie früher heiratete als ich; jetzt erst fühle ich mich wirklich frei und werde meine Freiheit benützen.

Raimund hatte wirklich schon gewählt.

In der Vorstadt Leopoldstadt, in der Praterstraße, lebte im Kreise ihrer Familie ein braves, wohlerzogenes, sittsam gebildetes Bürgermädchen, ein niedliches, kluges, herzensgutes Wesen, das Raimund zwar nur vom Vorübergehen an ihrem Hause kannte, das ihm aber unendlich gefiel; war das Mädchen doch gar so liebreich und freundlich und dankte Raimund immer herzlich, wenn er sie von der Straße aus grüßte.

Noch hatte er sie nicht gesprochen; er wußte nicht ein Mal ihren Namen.

Wer sind ihre Eltern?

Unbescholtene, wackere Bürgersleute.

Wie heißt dieser Engel?

Antonie.

Antonie! sagte Raimund, ihr Namensfest fällt im Rosenmonat! — Ach! sie ist selbst eine Rose.

Wenn ich Antonie nur sprechen könnte!

Es war nicht so leicht, die Eltern bewachten ihr Kind; aber Raimund schrieb zärtliche Briefe, schwärmte für Antonie; die Briefe kamen zwar nicht zurück, wurden aber auch nicht beantwortet.

Endlich begegnete er Antonie auf dem Wege nach der Kirche.

Beten Sie für mich auch! rief er ihr zu. Beten Sie, daß Gott Ihr Herz mir zuwende!

Um dies soll ich beten!

Ich will ebenfalls darum beten! Vielleicht erhört Gott Sie eher als mich. Ach! theure Antonie, gehen Sie nicht so schnell an mir vorüber! Der Himmel weiß, wie schwer es mir gemacht wird, Sie zu sprechen.

Eine alte Frau begleitete Antonie, eine Freundin des Hauses, eine Beschützerin, eine Rathgeberin.

Raimund gefiel der Alten.

Ein charmanter Mann! sagte die Duenna zu Antonie. Außer dem Theater gefällt er mir noch besser als auf dem Theater. Man kann die schönen blonden Haare besser ausnehmen! Ich möchte doch wissen, warum der Raimund immer komische Väter spielt, jugendliche Liebhaber stünden ihm besser zu Gesichte! Ach Gott, wie schön hat er die Worte gesagt:

„Ach! theuere Antonie, gehen Sie nicht so schnell an mir vorüber!"

Wenn er diese Worte mit gleichem Feuer auf dem Theater deklamirt, so muß er auf der Stelle herausgerufen werden!

Ich habe diese Worte überhört, erwiederte Antonie.

Das ist's ja eben! was mich alterirt, keifte die Alte. O Sie werden sehen, der läßt trotz Ihres „Uiberhörens" nicht nach! Der ist zu verliebt!

Wir sind in der Kirche! entgegnete Antonie verweisend.

Er ist auch in der Kirche! — Dort steht er an der Säule! — Mein Gott, kann der Mensch schön beten! Sehen Sie nur, wie prachtvoll andächtig er ist!

Antonie ließ sich in ihrem Gebete nicht stören.

— Fräulein Antonie, wispelte die Alte, nach einigen Minuten: Haben Sie das gesehen? — Der Herr Raimund hat jetzt eine ganze Handvoll Zwanziger in den Klingenbeutel geworfen; so viel Zwanziger in den Klingenbeutel! Ach heiliger Johannes! was muß das für ein braver Mensch sein!

Antonie wendete keinen Blick von ihrem Gebetbuche.

Und wie ihn die Leute ansehen! fuhr die Alte fort. Natürlich einen solchen berühmten Künstler! —

Die ganze Christenheit hat eine Freude, daß er so andächtig ist.

Der Gottesdienst ging zu Ende.

Antonie und ihre alte Freundin traten aus der Kirche.

Dort steht er! sagte die Alte. Er spricht mit dem Schauspieler Fermier; dieser war gewiß nicht in der Kirche! Ja, so viel Religion wie der Raimund, hat nicht bald Einer! — Der dumme Fermier, wenn er ihn nur los ließe!

Sehen Sie sich nicht immer um, bat Antonie. Sie setzen mich in die größte Verlegenheit!

Nicht umsehen! — Zu was hätte mir der liebe Gott denn einen Hals beschert, wenn ich ihn nicht drehen dürfte. — Dem Himmel sei Dank! Jetzt kommt Er! Gehen wir recht langsam. Er will über den Weg! — Der Teixel hole das dumme Kalesch, welches gerade vorüber fährt! — Jetzt wäre er bald „niedergeführt" worden! — O Gott! O Gott! da ist er schon.

Fräulein, sagte Raimund, ich muß Sie noch ein Mal ansprechen. Schöne Antonie, Sie müssen mich hören! Ich bin ja mit der edelsten Absicht für Sie erfüllt! Erklären darf ich mich doch?

Antonie schlug die Augen nieder, sprach kein Wort und eilte in ihr Haus.

Heiliger Johannes! rief die Alte aus, wie sind die heutigen Mädeln erzogen! Zu meiner Zeit ging das anders! Sehen, sprechen, lieben war das Werk von zwei Minuten. — Mein Seliger hat blos „Geliebte Sandel" zu mir gesagt, und ich habe ihm Treue geschworen. Wie er „Geliebte Sandel" zum zweiten Male gesagt hat, waren wir schon vier Jahre verheiratet, und bei dem dritten „Geliebte Sandel" ist er gestorben. — Jetzt gehört ein Menschenalter

dazu, bis ein solches schüchternes Bürgerskind nur eine Liebeserklärung anhört. Doch seien Sie nur ruhig, Herr von Raimund, feind ist sie Ihnen nicht! Dies können Sie mir glauben!

Es währte eine geraume Zeit, bis Antonie ihrem Anbeter mehr zu sprechen gestattete, als ein junger Mann, wenn die Eltern des Mädchens nicht zugegen sind, sich zu reden erlaubt.

Die alte Frau, wir wollen sie fortan Sandel nennen, half wohl in ihrer Weise nach, aber ein eigentlich Verständniß kam zwischen Ferdinand und Antonie nicht zu Stande.

Nach einem erneuerten Kirchengange sprach Raimund:

Liebe Antonie, die Lage, in welcher ich mich befinde, ist für mich schrecklich! Ich liebe Sie, ich lebe nur für Sie! — Daß Sie mir gut sind, habe ich, trotz der Aengstlichkeit, mit der Sie mich anhörten, bemerkt; — ich kann mir nun nicht mehr anders helfen, als ich betrete Ihr Haus. Ich wende mich an Ihre lieben Eltern. Vater und Mutter können ja nicht zürnen, wenn ich als ein ehrlicher Mann, welcher eine Frau zu erhalten vermag, um Ihre Hand bitte. Und dies geschieht morgen. Morgen um 9 Uhr vormittags komme ich zu Ihren Eltern. — Ihre etwaigen Einwendungen, Antonie, höre ich nicht. Leben Sie wohl, Antonie; wenn Ihre Eltern einwilligen, sind Sie in drei Wochen meine Frau!

Raimund eilte fort.

Aber jetzt hätten Sie doch den Mund öffnen können! sagte Frau Sandel zu Antonien. — Das ist ja abscheulich, was sie treiben! Für was sind Sie denn ein Frauenzimmer geworden, wenn Sie nicht heiraten wollen?

Ach! seufzte Antonie.

Auf die „letzt" lieben Sie ihn nicht einmal!

Ach ja! hauchte Antonie.

Nun also, warum sagen Sie es denn nicht? Ich habe es tausend Mal gesagt wenn ich Einen geliebt habe! — Das ist ja der erste Beruf des Weibes zu lieben, der zweite ist zu heiraten, der dritte ist Witwe zu werden. Diese drei Berufe merken Sie sich! Prägen Sie sich doch meine Moral ein! Ich bin von Ihren Eltern aufgestellt, Sie zu überwachen, und muß mir fast die Brust wund reden, bis Sie mir folgen! Es ist schauderhaft!

21. Die Brautwerbung.

Raimund fand sich pünktlich bei den Eltern Antoniens ein.

Mit großer Freude wurde der beliebte Komiker empfangen.

Die Mutter Antoniens sagte ihm viel Artiges über seine Darstellungen.

Sie besuchte das Theater mit Vorliebe, besonders, wenn Raimund spielte. Sie freute sich, dies dem Künstler mittheilen zu können.

Raimund hielt es für eine gute Vorbedeutung.

Der Vater setzte bei: Ich besuche das Theater wohl seltener, als meine Familie, aber von jeder Ihrer Darstellungen höre ich so viel Rühmliches, daß ich Sie vor Allem als „Gespenst auf der Bastei" sehen muß. — Indeß glaube ich nicht, daß Sie zu uns gekommen sind, um Lobeserhebungen zu vernehmen. Sie werden Ihnen überall zu Theil; das Publikum applaudirt Sie, die Journale erheben Sie; Ihre zahlreichen Freunde vergöttern Sie. Direktor Huber hat Ihre schönen

Verdienste um sein Institut durch bedeutende Erhöhung Ihres Einkommens anerkannt. —

Ja, erwiederte Raimund, er hat mir abermals einen Kontrakt für zehn Jahre angeboten. Nach den neuen Bedingungen würde ich jährlich gegen 8000 fl. erhalten. —

Nicht mehr als billig! versetzte Antoniens Vater — doch muß ich noch ein Mal erwähnen, daß Sie uns gewiß nicht deßhalb besucht haben, um hierüber zu sprechen. Sie haben vielleicht irgend einen Wunsch, den wir erfüllen sollen. —

Was es immer sei, bemerkte die Mutter, wir werden bereit sein, Ihnen zu willfahren. Ein Mann, wie Sie, wird weder etwas Unmögliches, noch etwas Unbilliges von uns begehren.

Ich habe allerdings einen Wunsch, versetzte Raimund, von dessen Erfüllung mein Glück abhängt, dessen Erfüllung Niemand als nur Sie mir zu gewähren vermögen; ich will es schnell sagen, denn es preßt mir das Herz zusammen: **Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter Antonie!** — So! Jetzt ist die Bitte ausgesprochen. Von Ihnen hängt nun mein Tod oder mein Leben ab.

Die Mutter hörte, um was es sich handle. Sie ergriff die Lehne eines Stuhles, hielt sich daran, und setzte sich dann nieder.

Der Vater antwortete: Heiraten wollen Sie unser Kind — unsere „Toni,“ kennen Sie denn unsere „Toni“ so gut, um ihre Hand zu begehren? Und wo haben Sie sie kennen gelernt?

Das müßte ja ohne unserem Wissen geschehen sein — meinte die Mutter.

Wähnen Sie nicht, daß Ihre vortreffliche Tochter auch nur einen Schritt gemacht hätte, der ihren Eltern Kummer, ihrer Sittsamkeit Nachtheil bringen könnte.

Ich kenne Fräulein Toni nur von ihrem Fenster aus; ich kenne sie nur von dem Lobe aus, das ihr Jederman zu Theil werden läßt; ich kenne ihre geistigen und moralischen Vorzüge; ich habe sie zwar einige Male auf dem Wege nach und aus der Kirche angesprochen, nie aber erhielt ich von ihr eine Erwiederung meiner Gefühle. Ich müßte jetzt erst durch die Eltern vernehmen, ob Antonie mich zu lieben vermöge — sie selbst hat mich kaum angehört.

Herr Raimund, nahm die Mutter, welche sich indeß gesammelt hatte, das Wort; Herr Raimund, sagte sie, wir achten Sie als einen honneten Mann; wir wissen, daß Sie auch im bürgerlichen Leben ganz tadellos sind, allein — wir — nehmen Sie es aber ja nicht übel, — **geben unser Kind keinem Schauspieler zur Frau!**

Raimund starrte die Mutter an.

Fühlen Sie sich hierdurch nicht gekränkt, fuhr die Mutter fort, wir haben zu viele Beispiele von unglücklichen Ehen bei dem Theater, als daß wir eine unserer Töchter einem Bühnenkünstler zur Frau geben möchten. — Ich könnte Ihnen bei den Theatern Wiens so viele Ehepaare nennen, die sich in kurzer Zeit trennten, so viele junge Frauen namhaft machen, welche wieder in das Haus ihrer Eltern zurückkehrten, daß schon die Hälfte der Unglücklichen hinreichte, uns vor einer ähnlichen Verbindung abzuschrecken.

Hieran ist nicht das Theater Schuld! erwiederte Raimund. In Wien geht vielleicht kein Tag vorüber, an welchem nicht Ehescheidungen vorkommen!

Verhältnißmäßig doch am meisten bei den Theatern, sagte der Vater. —

Die Eheleute aus der Kunstwelt, setzte die Mutter fort, laufen größtentheils so gewissenlos von einander, als hätten sie eine Komödien-Hochzeit gefeiert;

da haben Sie das neueste Beispiel an Madame Platzer und ihrem Gatten, an Madame Wolf und dem Ihrigen, an Madame Schuster und ihrem Gatten Josef Schuster, ich meine nicht den Komiker. —

An diesen Trennungen waren die Frauen Schuld — erwiederte Raimund.

Wie es nun kommt, versicherte der Vater, das Eine bricht die Tasse, das Andere die Schale. Wir sind einfache Bürgersleute und könnten uns gar nicht beruhigen, eine unserer Töchter einer Welt angehören zu sehen, in welcher man so leicht liebt und so leicht haßt!

Mein Gott! mein Gott! sagte Raimund, so schwinden denn die Vorurtheile gegen die Schauspieler noch nicht! Vor hundert Jahren verweigerte man ihnen ein ehrliches Begräbniß, heut zu Tage weiset man sie von den Trau-Altären zurück! — Es ist entsetzlich! Zum zweiten Male widerfährt mir eine solche Demüthigung! Erwägen Sie doch den ehrlichen Mann in mir und nicht den Schauspieler. Mein Stand gibt mir ein reichliches Auskommen, mein Herz und meine Biederkeit wird Ihnen einen braven Schwiegersohn geben. Erkundigen Sie sich nach mir in allen Kreisen, in den obersten und untersten, überall wird man mir das beste Zeugniß gewähren. —

Ja, ja, meinte die Mutter, das ist Alles wahr. Sie sind brav, das sagt Jederman, aber Sie sind ein Schauspieler, wechseln mit jeder neuen Rolle Ihren Charakter; — Ihr künstlerischer Ehrgeiz ist Ihnen das Höchste; — wer garantirt uns, daß Sie nicht selbst Ihr häusliches Glück Ihrem Ruhme opfern werden.

Ich könnte Ihnen unter den Schauspielern mehr glückliche als unglückliche Ehen anführen; alle unsere verheirateten Hofschauspieler und Hofopernsänger

leben in der glücklichsten Ehe; im Theater an der Wien befindet sich nicht ein geschiedener Gatte, nicht eine geschiedene Gattin; bei dem Theater in der Leopoldstadt leben Ignaz Schuster, Schickaneder, Swoboda, Rainoldi, Schack in musterhafter Ehe, die übrigen ersten Mitglieder sind unverheiratet. Sie treten mir also mit einem unverantwortlichen Vorurtheil entgegen, das ich zu bekämpfen für heute aufgeben muß. Ich bitte, zu einer andern Zeit wieder bei Ihnen erscheinen zu dürfen. Auf jeden Fall müßten Sie doch auch mit Fräulein Antonie sprechen; weiset sie meine Bewerbung nicht zurück, fürchtet sie nicht, mit mir kummervolle Tage zu verleben, setzt sie Vertrauen in mich, so sollten Sie doch Antoniens Stimme vor Allem hören, ehe Sie mich für immer abweisen.

Raimund ging in großer Bewegung fort.

Wir könnten bei Raimund doch eine Ausnahme machen, meinte der Vater.

Nein, nein, keine Ausnahme! erwiederte die Mutter. Schauspieler bleiben Schauspieler! die Verführung beim Theater ist zu groß, zumal wenn Eines von den Eheleuten nicht dem Theater angehört und das Andere nicht zu überwachen vermag. Täglich, stündlich ergeben sich neue Versuchungen. Man hat Beispiele, daß Schauspieler zwanzig Jahre mit einander im besten Einvernehmen lebten, auf ein Mal kam eine Verführung! Weib und Kinder verließ der Mann, oder die Gattin Mann und Kinder und aus war es mit der ehelichen Glückseligkeit.

Und in andern Ständen geschah dies nicht und noch auf betrübendere Weise? Erinnere Dich an den Sattlermeister auf der Laimgrube. Er entfernte sich nach fünfzehn Jahren von seinem braven Weibe und seinen wolerzogenen Kindern, und ging mit einer

Kunstreiterin auf und davon; denke an den Kaffeesieder in der Stadt, der packte all' sein baares Geld zusammen, und flüchtete mit seiner Kassierin nach der Schweiz. Das sind Beispiele, die mir nur so einfallen, erwiederte der Vater.

Ehe wieder ein Sattler seinem Weibe davon läuft, laufen fünfzig Schauspieler fort, und ehe ein Kaffeesieder wieder seiner Gattin einen solchen Streich spielt, geht die Welt zu Grund! sagte die Mutter.

* * *

Die Eltern sprachen mit ihrer Tochter.

Antonie gestand aufrichtig, daß sie Raimund liebe, daß sie ihm dieses Geständniß jedoch nicht gemacht; daß sie aber überzeugt sei, daß Raimund sie glücklich machen würde.

Als sie den beharrlichen Willen ihrer redlichen Mutter vernahm, ihrer Mutter, die sie über Alles liebte und von der sie wußte, daß sie keinen andern Wunsch kenne, als ihre Kinder glücklich zu wissen; als ihre Mutter sagte:

Liebe Toni, könntest Du es denn über Dein Herz bringen, Deine Eltern zu verlassen und Dich dem Schicksale eines Bühnenkünstlers zu vertrauen, der heute vom Publikum in den Himmel gehoben wird, und morgen von demselben Publikum in die Hölle gestoßen werden kann; der heute in der Fülle seiner Gesundheit allerdings seinem Berufe zu entsprechen vermag, aber morgen krank und elend von einer undankbaren Direktion entlassen wird. — Nein, nein Toni, dies könntest Du nicht über Dein Herz bringen. Darum denke nicht eher ans Heiraten, als bis ein Mann kommt, der kein Geschäft hat, das ihn allerlei Launen und Zufälligkeiten aussetzt, der ein Bürger und kein Künstler ist, der

einem Berufe angehört, der ihn nährt, wenn er auch krank darnieder liegt.

Toni, die vortreffliche Tochter fügte sich dem Willen ihrer Mutter. Sie gehorchte mit gebrochenem Herzen; sie entsagte Raimund, um ihn dennoch zu lieben. Sie heiratete auch keinen andern, und gedenkt noch heute des Todten wie sie mit Liebe seiner im Leben gedachte.

* * *

Als Raimund seine Wohnung wieder betrat, glaubte er, sich geirrt zu haben.

Er fand vom Himmelbette bis zur Lichtschere, vom Schreibtische bis zum Spucknapfe, vom Luster bis zum Stiefelknechte ein ganz neues Ameublement.

Im Salon hingen rothseidene Draperien; Sofas, Fauteuilles, Stühle, alles mit dem gleichen kostbaren Stoffe überzogen, das Holz Mahagoni, der Pfeilerspiegel von immenser Größe, die Kandelabres prachtvoll, die Oelgemälde an den Wänden wunderschön; ein Teppich lag auf dem Boden mit tausend Blumen besäet. —

Das Kabinet, in welchem Raimund seine Rolle einzustudiren pflegte, war besonders geschmackvoll. Der Sekretär von Palissander-Holz, der Ruhesessel groß, weit, bequem, mit rothem Saffian ausgestattet, eine hellgelbe Seidendraperie verbreitete ein magisches Licht; ein bequemer Divan nahm die breite Mauer ein; ein kolossaler Bücherschrank mit Glasthüren, verhüllte mit, in Falten gespannten, gelbem Taffet die nett geordnete Bibliothek. Das Schlafzimmer war besonders anziehend. Grüne schwere Draperien, ebenfalls von Seidendamast, ein Bett unter einem förmlichen Baldachin, dessen vier Säulen allegorische Figuren trugen, ein Schlafsessel, in welchem man so weich liegen konnte wie auf Eiderdunen, und ein paar Kleider-

schränke von Eschenholz, dies waren die Möbel, welche Raimund zuerst in die Augen fielen.

Karl! Karl! rief er.

Sein Bedienter erschien in einer blauen, ganz neuen Livrée.

Zum Geier! was ist denn das? Wer hat mir denn das Alles hergezaubert?

Der Thäter hat sich hier selbst aufgehangen, meldete Karl und lachte.

Er zeigte Raimund ein, mit einem grünen Seidenvorhang verhülltes Oelgemälde in einem goldenen Rahmen.

Raimund riß den Vorhang zurück, und erblickte das Porträt des Herrn Leopold Huber.

Der Kompagnon des Direktor Huber, Herr Joseph Edelbauer, meldete Karl, hat dies Alles mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit besorgt. Drei große Spiegel, zwei Stutz-Uhren von Bronze und eine Hängeuhr für den Salon kommen noch nach. Auch mein Bedientenzimmer wird neu eingerichtet: Die Küche wird mit allem Möglichen versorgt. Herr Edelbauer sagte, es fehlt jetzt nur noch die Frau, dann ist Herr Raimund ein gemachter Mann.

Herrlich! herrlich! versetzte Raimund. Wenn Alles beisammen ist, gebe ich ein Diner, und dazu lade ich Ignaz Schuster ein. Jetzt stehe ich gegen ihn nicht mehr zurück!

Er besah sich noch ein Mal seine schönen Meubels, und rief dann aus:

Es ist wahr, eine Frau fehlt! aber, lieber Karl, an die Stelle der Frau müssen wir einen ungeheueren Korb setzen. Ich bin schon wieder abgewiesen worden! Wenn das so fortgeht, so werde ich ein barmherziger Ordensbruder; allen den harten Menschen zum Trotze, welche mit mir so unbarmherzig um-

gehen. Ehe ich aber noch in ein Kloster mich begebe, will ich zu meinem guten Direktor und seinem Kompagnon, und meinen Dank aussprechen.

Herr Huber hat mir aufgetragen, Sie nicht fortzulassen. Er besucht Sie in wenig Minuten. Er führt Ihnen eine Dame auf.

Man klopfte, und herein traten Herr Leopold Huber mit Fräulein Louise Gleich.

Der Direktor bringt auch schon eine Frau! murmelte der Bediente für sich und ging.

Raimund umarmte Huber, und sagte zu Louise Gleich in großer Freude, aber ganz gedankenlos:

Fräulein Louise, gehorsamer Diener!

22. Vorbereitungen.

Raimund wollte seinen Dank aussprechen.

St! St! entgegnete Huber leise. Es ist ja noch nicht Alles vollständig, und endlich, was braucht denn eine dritte Person zu wissen, daß Sie sich Ihre Wohnung nicht selbst einrichten ließen. Hierauf sprach Huber laut: Hier führe ich Ihnen Fräulein Louise Gleich auf, welche Sie sehr gut kennen. Ich habe Sie engagirt und wünsche, daß sie schon morgen mit Ihnen in dem Quodlibet: „Die beiden Spadifankerln," auftreten möchte. Sie wird in vielerlei Charakteren erscheinen; unterstützen Sie sie bestens; erinnern Sie sich freundlich daran, daß der Vater Louisens, Ihnen viele gute Rollen schrieb, und daß Sie dem Adam Kratzerl vom Vater Gleich Ihre ersten Lorbeern verdanken.

Wer mir Freundliches erwiesen, erwiederte Raimund, dem gedenke ich es ewig; hätte mich aber auch Dichter Gleich nicht väterlich bedacht, so würde ich

doch seiner Tochter wie ein Bruder meine Hand reichen.

Darauf sah er Louisen an.

Liebes Fräulein! rief Raimund aus, wie haben Sie neuerdings an Liebreiz gewonnen, seitdem ich Sie nicht gesehen. Ihre Neigung zu Kindler haben Sie aufgegeben, wie ich gehört habe. —

Ich mußte wol, versetzte Louise. Ich finde es begreiflich, daß man sich von einem Gatten kann tirannisiren lassen, aber von einem Liebhaber, das wäre unverantwortlich!

Was mich betrifft, versicherte Raimund, so würde ich mich als Liebhaber und Ehemann unter Ihren Pantoffel stellen.

Wenn Madame Walla nicht wäre! versicherte Louise.

Welch ein Unrecht fügen Sie mir zu. Unter das Kommando Juliens habe ich mich wie ein Verzweifelter gestellt, wie etwa Einer, der aus Desparation zum Militär geht, und wenn ihm dann der Dienst zu anstrengend wird, um Gotteswillen um seinen Abschied bittet. Madame Walla hat mich auch gerne aus ihrem Dienste entlassen.

Das ist nicht wahr, entgegnete Louise. Erst gestern hat sie mir gesagt, daß sie Alles anwenden wolle, Sie wieder zu fesseln. —

O, sie ist sehr schnell bereit, einen Mann in Liebesbande zu legen, aber sie will frei sein. Ich habe mich losgemacht, zum Beweise, daß ich heute um die Hand eines vortrefflichen Mädchens warb, von den Eltern jedoch abgewiesen wurde, weil ich ein Schauspieler bin!

Abermals dieselbe Geschichte! versetzte Huber. — Geben Sie es auf, eine Andere als eine Künstlerin zu heiraten.



Noch ein Mal will ich um das holde Mädchen werben, dessen Eltern mich heute abgewiesen, dann aber ledig bleiben, so lange ich lebe.

Edelbauer besuchte Raimund, und überbrachte ihm in einem prächtigen Rahmen einen Stahlstich, den er ihm, die Unterschrift verdeckend, vorwies.

Kennen Sie diesen beliebten Dichter? fragte Edelbauer. Es ist dies sein bestes Porträt, und nur mit Mühe habe ich ein Exemplar davon erhalten können.

August von Kotzebue! rief Raimund aus. Du wackerer Bühnendichter, Du genialer Mann, der sogar talentlosen Schauspielern Gelegenheit gab, zu gefallen! Du unglücklicher Mann, welcher auf so schmähliche Weise geendet hat, um welchen alle Schauspieler Trauerflöre tragen sollten.

Es fiel Raimunds Annäheruug an seine künftige Gattin Louise Gleich gerade in die Tage, in welchem die betrübende Nachricht nach Wien gelangte, daß der Student Karl Friedrich Sand, Kotzebue ermordete.

Die Porträte Kotzebues wurden damals (als die ruchlose That in Mannheim verübt wurde), in allen Kunsthandlungen und wo sie sonst nur immer aufzutreiben waren, aufgekauft, und für das große Porträt, das in Weimar erschien, wurden in Wien 50 bis 100 fl. bezahlt. Edelbauers Geschenk an Raimund war sonach kein geringes.

Dieses Bild hat für mich unschätzbaren Werth! sagte Raimund, seit zwei Monaten jage ich ihm nach, seit dem 23. März (1819) kann ich sagen, an welchem Tage der Mord geschah. Herzlichen Dank, lieber Edelbauer! Aber was steht unter diesem Bilde mit Bleistift geschrieben?

Er las:

„August von Kotzebue, geboren zu Weimar 1761,

„ist mehr ein Dichter für die Schönen, als ein Dichter des
„Schönen; mehr ein Schriftsteller für alle Nationen, als
„ein National=Schriftsteller; kein Mann von eminentem
„Genie, aber ein Mann von vielfachen Talenten; weniger
„durch die Originalität seiner Ideen hervorragend, als in=
„teressant durch Witz und seltene Produktionskraft. Uner=
„schöpflich in Erfindung neuer Situationen und unverdros=
„sen, die alten wieder zu benützen. Meister im Dialog,
„Schüler in der Zeichnung, Schwächling im Umriß und
„Haltung der Charaktere, weniger gründlich als blendend,
„seltener witzig als Witzling; ohne Wahrheit und Natur,
„ohne Anstand und Gehalt, aber immer anziehend und ge=
„fällig; – die Moral predigend, Unmoral lehrend. — In
„der Philosophie ein Dilettant, in der Kunst ein Schwätzer,
„in der Kritik ein Fanatiker, in der Politik ein Achselträger.

Etwas tiefer stand:

„Kotzebue war ein menschenfreundlicher, dienstfertiger
„Mann, der herzlichste Freund seiner Freunde, der dank=
„barste Schüler gegen seinen Lehrer Musäus, und nie
„hat ein Sohn seine Mutter kindlicher verehrt, nie ein
„Mann seine Gattin, ein Vater seine Kinder zärtlicher
„geliebt, als Er!“

Die oben stehenden Zeilen vertilge ich! rief Raimund, sie sind hämisch und beschimpfen den beklagenswerthen Todten mehr, als sie ihn ehren. Die letzten sollen auf seinem Bilde bleiben, denn sie rühmen ihn als edlen Menschen. Diese letzten Zeilen sind auch gewiß von anderer Hand! Es ist anzunehmen, daß derjenige, welcher das Unfreundliche über Kotzebue geschrieben, nicht den hundertsten Theil der seltenen Geistesgaben besaß, welche den tiefbetrauerten Dichter auszeichneten.

Raimund nahm das Portrait Kotzebues, und befestigte es über seinem Schreibtische.

Da Sie den genialen Dichter so sehr ehren, bemerkte Louise, so will ich Ihnen mit seiner Büste ein Geschenk machen. Mein Vater hat sie in einer Auktion erstanden. Ich werde sie Ihnen heute noch senden.

Nein, erwiederte Raimund, ich werde sie mir selbst holen. Ihren Vater habe ich schon lange nicht gesehen. Wenn Sie es mir erlauben, so —

Ich habe einen Fiaker vor dem Hause. Wollen Sie mich begleiten, so kann die Büste bald in Ihren Händen sein!

Sehr gerne! sehr gerne! rief Raimund.

Der Bediente trat ein.

Es hat hier Jemand einen Brief abgegeben, meldete er.

Gib! sprach Raimund. Ich bitte um die Erlaubniß, diesen Brief lesen zu dürfen. — Wartet Jemand auf eine Antwort? fragte Raimund.

Der Brief wurde kaum übergeben, so entfernte sich der Uiberbringer wieder.

Raimund erbrach den Brief und durchflog ihn.

Jetzt habe ich es auch schriftlich! sprach er kleinlaut, daß ich keine Hoffnung habe, meine gute Toni zu besitzen! Man fordert mich sogar auf, das treffliche Mädchen nicht mehr anzusprechen, der Ruhe der Familie wegen, soll ich sie für immer aufgeben! — Dieser Schlag trifft mich hart!

In Raimunds Augen traten Thränen, wehmüthig sagte er:

Die Mutter bittet mich, ihr Kind nicht mehr zu lieben! Bei dem Andenken an meine Muter beschwört sie mich, ihre Antonie weder zu sprechen, noch ihr zu schreiben!

Ermannen Sie sich doch! sagte Edelbauer. Ihnen bleibt ja noch immer eine große Wahl. Sollten nur Sie verurtheilt sein, mit Vorurtheilen zu kämpfen?

Kommen Sie, Fräulein Louise! sprach Raimund. Wir fahren zu Ihrem Herrn Papa.

Er führte Louise fort. Huber und Edelbauer folgten.

*　*
*

Wir überspringen wieder einige Monate.

Während dieser Zeit starb der Gatte der Madame Walla.

Eines Tages kam Julie in Trauerkleidern zu unserm Künstler und zeigte ihm den Tod ihres Mannes an.

Ich habe von dem schnellen Hintritte meines ehemaligen Kollegen gehört und muß gestehen, daß mich sein Tod sehr betrübt hat.

Mich nicht, versetzte Julie. —

Nun, fragte sie, wie gefalle ich Ihnen Herr Raimund in der Trauer? — Man sagt mir, ich sähe so gut aus, daß ich als Witwe reizender wäre, denn als Frau. Was sagen Sie?

In der That, bekräftigte Raimund. Sie sehen ganz vortrefflich aus. Die Trauer kleidet Sie gut! Nur zu viel Schwarz! — Ein schwarzes Kleid! einen schwarzen Hut! schwarze Haare! schwarze Augen! schwarzen „Wall—a!“ (Raimund machte ein österreichisches Wortspiel: einen „schwarzen Voile auch!“ wollte er bezeichnen.)

Und im Sacke bin ich auch schwarz, versetzte Julie; ich habe all mein Geld ausgegeben.

Soll ich Ihnen meine Kasse anbieten? fragte Raimund.

Gott bewahre! Bis zum Ersten des nächsten Monats habe ich was ich brauche; am Ersten treffen meine Revenuen von Pesth ein.

Ist Graf Otto — in Pesth?

Ei, mit diesem ist es schon vorbei! — ich bin eine doppelte Witwe, eine Witwe ohne Mann und ohne Geliebten. Finden Sie mich denn noch nicht annehmbar?

Hören Sie auf! Wer könnte sich denn mit Ihnen ernstlich einlassen! Uiber den „Wildpretmarkt“

könnte ich ja gar nicht mehr gehen, die Leute müßten glauben, es sei einer ihrer Hirsche lebendig geworden.

(Wörtlich aus Raimunds Gespräche mit Madame Walla.)

Ich werde mich bessern.

Ich auch.

Sie sind ohnehin vortrefflich.

In den „Sitten" gebe ich mir die dritte Klasse.

Wie bescheiden!

Ich werde nächstens auf der „Schandbank" sitzen.

Da setze ich mich zu Ihnen. Im Ernste! Sie sollten nicht mehr so allein sein.

Ich bin mir allein schon zu viel!

Lieber Ferdinand, Sie müssen mir eine Bitte gewähren.

Wenn ich das nur im Stande bin.

O, Niemand vermag dies besser als Sie.

Sprechen Sie.

Ich möchte so gerne Madame Raimund werden!

Und ich möchte so gerne Herr Walla sein!

Der ist ja todt!

Eben deswegen!

Könnten Sie sich nicht entschließen, mich zu heiraten.

O nein!

Und dies sagen Sie mir so kalt?

Bei Ihnen warm zu werden, ist gefährlich.

Was haben Sie gegen mich? — Ich gelobe Ihnen Treue, Anhänglichkeit und Liebe, bis zum Grabe.

Wie grausam! Jetzt haben Sie kaum einen Mann in die Erde versenkt, so sprechen Sie schon wieder von dem Grabe eines zweiten.

Ferdinand!

Julie!

Ich weiß, warum Sie mich abweisen; Sie sind in Louise Gleich verliebt.

Es ist wahr, ich bin „gleich“ verliebt!

Ohne Wortspiel! — Aber diese Louise — Ferdinand bekommst Du nicht! Da wird früher noch „Kabale und Liebe“ auf eine andere Manier aufgeführt.

„Deine Limonade ist matt.“

Ich bin gut!

„O gut sind sie alle!“

Ich trete dazwischen! Ihr spiele ich einen Streich. Ihrem Vater sage ich, wie man Präsident wird!

Er ist nur Rechnungsoffizial.

Genug!

Ja wol!

Ich bin nicht so leichtfertig wie Sie, mein Herr, und nehme es nicht geduldig hin, wenn ich einen Korb bekomme. —

Ich habe bereits eine ganze Sammlung. Nächstens geb' ich zu meinem Benefice: „den Körbchenflechter an der Zauberquelle.“

Der Korb, den Dir, Ferdinand, Deine Louise senden wird, kommt von dem Wurm her, der an meinem Herzen nagt!

Madam Walla verließ voll Entrüstung Raimunds Wohnung.

Jetzt wird geheiratet! sagte Raimund. Ich hätte mir sehr gerne noch einige Zeit gegönnt! Aber dieser Madame muß ich doch zeigen, daß ich mir aus ihrer „Kabale“ und ihrer „Liebe“ nichts mache. Was sie damit will, daß sie meinen künftigen Schwiegervater sagen will, wie man Präsident wird?

Raimund lachte.

Ach, ich weiß es schon! Sie will bei seinen Vorge-

setzten anzeigen, daß Gleich als öffentlicher Beamter die Direktors-Stelle des Josefstädter Theaters angenommen hat. — Mag sie dies thun! Was ihm, wenn er seine Direktors-Stelle verliert, an pekuniärem Gewinn entgeht, wird ihm Leopold Huber reichlich ersetzen!

Bebe kam zu Raimund.

Da ging sie hin! sagte Bebe. Sie ging eigentlich nicht, sie rasete! Sie schaute mir jar nicht an.

Sind schon Ihre Gelder aus Königsberg angekommen?

Ja, Herr Raimund. Tausend Thaler schickte mich die jute Mutter.

Weiß dies Madame Julie?

Kein Wort. Sie sah mir ja nicht an!

Seien Sie froh. Hätte sie gewußt, daß Sie wieder mit preußischen Thalern versehen sind, so wäre sie nicht so unartig an Ihnen vorübergegangen.

Herr Raimund, dieses Wesen kostet mir ohnehin meine Ruhe.

Die Ruhe werden Sie wieder bekommen, aber das Geld ist hin!

Herr Raimund wissen Sie das Neueste?

Das Neueste ist, daß ich heiraten werde!

Ne, wie sich das trifft! ich heirate auch!

Doch nicht Madame Walla?

Ne — da müßte meine jute Mütter in einem Jahre Haus und Hof verkaufen. — Ich heirate nicht in Wien, sondern in Königsbergs nördlichem Bezirke.

Wer ist denn die Glückliche?

Ich kenne sie nicht, aber sie soll einmal reizend gewesen sein! Ihr Portrait und sechs pommersche Jänse von ihr, liegen bereits auf der Hauptmauth.

Da eilen Sie, daß Sie sie nach Hause bekommen,

in dieser warmen Frühlingsluft, könnten sie einen üblen Geruch erhalten.

Meine Braut auch?

Nein, nur die andern Gänse.

Was ist denn Ihre Braut? fragte Raimund.

Stellenmachers-Witwe.

Was ist denn das Stellenmacher?

Hat man dies in Wien nicht?

Nein.

So sind wir quitt! Bei uns hat man keine „Greißler." Meine Stellenmacherin soll ein infamiges Vermögen haben.

Zugegriffen!

Ich thue es auch! Aber Hochzeit halte ich in Wien. Die Alte soll die Flitterwochen und ihre Thaler hier zu- und anbringen. Wir, Herr Raimund, lassen uns dann vier Mann hoch an einem Tage trauen und will Madame Walla mir noch jut sein! Eh bien! Ich bin ohne Rancune.

Eins möchte ich Ihnen aber dennoch sagen, Herr Raimund, das Eine, was mir nämlich Herr Kindler vertraute. — Er ist nicht etwa ärgerlich, weil Sie seine frühere Geliebte ehelichen werden —

Was sagte Kindler? fragte Raimund hastig.

Er sagte — aber Sie möchten nicht ungehalten werden —

So sprechen Sie!

Jeben Sie mir die Hand, daß Sie Kindlern nicht anfeinden. —

Zum Teufel, zielen Sie nicht so lange und schießen Sie einmal los!

Kindler sagte: Fräulein Louise habe ein ungeheueres hitziges Gemüthe; sie trüge immer einen kleinen Vesuv im Busen; sie walle gleich auf wie siedendes

Wasser. Wenn Sie ihr irgend einmal widersprechen, so hätten Sie die Hölle —

O, wenn sie verheiratet sein wird, wird sie sich schon abkühlen.

Kindler sagt: Ne!

Weil er ein Hasenfuß ist, erwiederte Raimund. Ein Mensch voll Taubenblut und geduldig wie ein Lamm. Ich aber werde Gaßner der Zweite sein, ich werde den Teufel austreiben, ich werde den Mann vorstellen, der in Shakespeares „bezähmter Widerspenstigen" die Hauptrolle spielt. Sie werden mein Beistand sein, Herr Bebe, und sich überzeugen, was ich für ein zahmes Rothkehlchen zum Altare führen werde.

23. Vorbereitungen zur Hochzeit.

Die Bemerkungen Kindlers gingen Raimund doch im Kopfe herum.

Er hatte häufig mit angesehen, wie übellaunig seine Louise werden konnte.

Es war nicht Verleumdung, was Kindler sagte.

Widerspruch vertrug die schöne Louise nicht; was sie sich einbildete, mußte geschehen. Wer immer vom Theater mit ihr in einen Zank gerieth, dem spielte sie übel mit durch ihren Jähzorn. Das letzte Wort gönnte sie keinem, welcher mit ihr stritt; geschah aber Alles nach ihrem Sinne, so war sie auch das beste Wesen von der Welt.

Raimund versuchte oft, sie über ihr auffallendes Benehmen zur Rede zu stellen; er that dies immer mit aller Freundlichkeit und Güte, aber er kam übel an.

Etwas aufgestachelt durch Kindler und Bebe,

nahm sich Raimund vor, der Braut vor Allem das Dominiren abzugewöhnen, weil es der Frau dereinst zu untersagen, wohl nicht mehr gut möglich sei.

Er besuchte die Geliebte und beschloß, bei dem ersten besten Anlasse sogleich mit einer Lektion zu beginnen.

Aber Louise war bei diesem Besuche gerade ein Engel an Sanftmuth.

Sie kam dem geliebten Ferdinand mit solcher Zärtlichkeit entgegen, daß er ihr bei jedem Worte, das sie sprach, um den Hals fallen wollte.

Liebe Louise, erklärte Raimund, jetzt wird es Ernst! — Wir wollen sobald als möglich uns trauen lassen. Bitte Deinen Vater, daß er mit Dir und mir zum Pfarrer gehe; wir wollen uns in die Kirchenbücher einzeichnen lassen. Die Heiratsbewilligung der Regierung besitzen wir bereits. Es hindert uns nun nichts mehr.

Louise zeigte ihre Freude.

Sie eilte zu ihrer Mutter, ihr Vater war noch in seinem Bureau.

Louisens Bruder kam nach Hause.

Die glückliche Braut sprang ihm jauchzend entgegen und verkündete ihm ihre nahe Vermälung.

Wenn Ihr Euch zu dem Pfarrer begeben wollt, bemerkte Frau Gleich, so müßt Ihr Eure Trauungszeugen, oder Beistände mitbringen.

Ich habe bereits meinen Beistand! sagte Louise, Direktor Huber wird mein Trauungszeuge sein!

Und mein Beistand heißt Bebe, bemerkte Raimund, Bebe ist ein Preuße, ein guter Mensch, den ich glücklich mache, wenn er bei meiner Hochzeit Zeuge sein kann.

Herrlich! betonte Louise. Ich habe schon von ihm

gehört; er soll ein recht drolliger Kauz sein! Nur keine Kopfhänger bei einer Hochzeit.

Jetzt kam Vater Gleich nach Hause.

Die Freudenbotschaft wurde ihm hinterbracht.

Den alten Gleich rührte die Szene bis zu Thränen.

Als er sich die Augen getrocknet, und Ferdinand und Louise gesegnet hatte, dachte er aber an eine zweite Hauptsache, an die Hochzeit selbst.

Vater Gleich war ein berühmter Gourmand. Er lebte und starb für einen guten Tisch und eine erquickende Flasche. Seine liebsten Worte waren: „Gehen wir zum Essen!" — Es war also natürlich, daß er, nachdem der poetische Seite einer Trauung, die kirchliche Feierlichkeit besprochen, auch der prosaischen des Hochzeitsschmauses gedachte.

Wo wird gespeist? fragte Vater Gleich.

Das werden wir schon sehen! bemerkte seine Gattin.

Nein, widersprach er, das müssen wir sogleich sehen! Nur nicht im Prater, da ist es mir zu ordinär; nur nicht im Sperl, da gibt es zu viele Gaffer; nur nicht bei den „drei Hackeln," da ist keine Auswahl; nur nicht in — —

So höre nur einmal auf mit Deinem ewigen „Nur nicht!" replizirte die Mutter; lassen wir das Hochzeitsmal dem „Herrn Sohn" über, der wird schon wissen, was zu geschehen hat.

Ich bitte um Entschuldigung, erwiederte Raimund; ich glaube, wir sollten dies Herrn Leopold Huber, dem Beistande Louisens überlassen, denn dieser wird uns sämmtlich einladen, und seine Frau wird ihre vortreffliche Köchin produziren.

O das wäre fad! versetzte Vater Gleich; wenn ich meine humoristischen Knallraketten bei der Tafel loslasse, so hört Madame Huber nichts davon. Ich

aber stehe auf jeden einzelnen Beifallslacher an, besonders wenn ich ein kleines Publikum vor mir habe.

Das sind lauter Nebensachen! bemerkte Raimund.

Ja wol Nebensachen! wiederholte Louise, welche Bekräftigung seiner Worte, Raimund unendlich beglückte, da er, was Jederman weiß, auch keinen Widerspruch vertragen konnte, und mit Freuden bemerkte, daß Kindler, Louise bei ihm anschwärzen gewollt.

In Gottes Namen! entgegnete Gleich. Meinethalben speisen wir bei Huber, aber nur viel Champagner! Ich habe einmal am Leopoldstag bei dem Direktor gespeist und mit Schaudern bemerkt, daß, als wir zwölf Flaschen die Hälse gebrochen, und noch zwölf Flaschen hätten trinken können, Frau Justine plötzlich einen Abschnitt machte, und mit lauter Stimme rief:

„Geschwind, den schwarzen Kaffee herein! Räusche brauche ich nicht in meinem Hause!"

So behandelt man Dichter! Perinet und ich hätten allein noch ein halbes Dutzend Bouteillen konsumirt!

Ich bitte mir's aus, Papa, sagte Louise, bei meiner Hochzeit muß es solid zugehen. Einen „Haarbeutel" gestatte ich nicht!

Um den Champagner-Diskours zu beendigen, erzälte Raimund seine pikante Szene mit Madame Walla.

Louise lachte herzlich, umarmte Raimund in ihrer Freude, daß er ihre Nebenbuhlerin so gut zurechtgewiesen; dann wendete sie sich an ihre Mutter, und sprach leise mit ihr.

Was hast Du für Geheimnisse? fragte Raimund. Darf ich nicht wissen, was Du Deiner Mutter in's Ohr zu wispeln hast?

Was wird es sein? bemerkte Gleich. Louise wird

mit ihrer Mutter vom Brautkleide sprechen; bis sie darüber einig geworden, schreibe ich ein Stück in drei Akten, das Honorar dafür verwende ich dann für das Brautkleid. Ich habe gerade einen prächtigen Stoff, also Stoff für Stoff.

Das Brautkleid ist meine Sache! warf Raimund ein. Louise, ich lade Dich ein, mit mir nach der Stadt zu fahren, und das Geschmackvollste und Schönste, welches Hofzinser in seiner Niederlage hat, wirst Du wählen. —

Bei Hofzinser? fragte Louise. — Madame Schoberlechner in ihrer Putzhandlung zur „schönen Wienerin" wäre mir lieber; da herrscht die größte Auswahl.

Nichts da! bei meinem Freunde Hofzinser. —

Nichts da! bei meiner Freundin Frau Schoberlechner. —

Aber so streitet doch nicht! beschwichtigte Frau Gleich. Für sein Geld hat man überall Freunde.

Ferdinand versteht dies nicht, versetzte Louise. Ein Mann hat über weiblichen Putz kein Urtheil. Sieh lieber auf Dich! Du bist ja in der Wahl Deiner eigenen Kleider unglücklich, und trägst Deine Fraks und Gilets nach einem Schnitte, als wenn sie vor hundert Jahren in St. Pölten gemacht worden wären?

Wie? fuhr Raimund auf: ich wäre Dir nicht modern genug?

Nein, Du ziehst Dich entsetzlich an! Im „lustigen Fritz" sollst Du als ein wahrer Dandy erscheinen, und trägst einen Frak, der, aus Blech zusammengelöthet, auch nicht plumper sein könnte! Da sieh meinen Bruder an, der versteht es, sich zu kleiden. Lind ist sein Schneider, indeß Deiner, ich glaube, Spinatinger heißt er, nur für Zimmer- und Maurergesellen arbeitet.

Das ist ja impertinent, was Du da zusammen plauderst!

Es ist bekannt, daß Du keinen Geschmack hast. —

So? Und ich nehme doch Dich zum Weibe! Nun, weil Du über meine Kleider gar so losziehst, so lasse ich mich im Schlafrock trauen.

Meinethalben lasse Dich gar nicht trauen!

Aber Louise! bat die Mutter. Ist es der Mühe werth, über solche Dinge in Streit zu gerathen!

Er soll mir nicht widersprechen!

Dir werde ich schon noch die Unverträglichkeit vertreiben; Du denkst wohl gar, Du habest Kindler vor Dir, der Dir, verzogenes Ding! in Einem fort nachgeben mußte. O, Kindler hat mich durch Bebe vor Dir warnen lassen, und ich habe es Bebe versprochen, daß ich Gaßner der Zweite sein werde.

Verstehe ich recht? — Der lustige Patron Kindler, dem ich die Thüre wies, hat Dich durch Bebe warnen lassen? Und Bebe, der preußische Windbeutel, war der Zwischenträger?

Ja, ja, Bebe hat mir jedes Wort wiedergesagt, was Kindler gesprochen; Bebe hat mir mitgetheilt, was Du für einen unverträglichen Charakter besitzest, daß Du die ganze Welt durch Deine Ungezogenheiten, durch Deinen Widerspruchsgeist malträtirst — daß Du —

Schweige! befehle ich Dir. Jetzt wird's mir schon zu viel! — Also Bebe hat Dir das rapportirt? Und Bebe soll Dein „Beistand" bei unserer Trauung sein! — Nun, warte, preußischer Unruhstifter, Dir werde ich's gedenken! Mein Vater muß sogleich ein Stück schreiben und diesen frechen Preußen lächerlich machen. Du darfst diesen Bebe nicht als „Beistand" nehmen, sonst laufe ich Dir bei dem Traualtar davon und dann kannst Du unsere alte Hausmeisterin heiraten, eine

junge Person nimmt Dich ohnehin nicht, Du Hausschild von den „sieben Körben" in der Seilergasse!

Gut! sagte Raimund, ich nehme Deinen Korb auch noch dazu; mich siehst Du nie mehr! Lasse Dich mit einem Narren kopuliren, der Deine Rohheiten geduldig hinnimmt. Adieu Mamsell!

Raimund wollte zur Thüre hinaus eilen.

Die Mutter und der Bruder Louisens hielten ihn zurück.

Vater Gleich kam aus seinem Studierzimmer.

Aber Louise, sagte er verweisend, was treibst Du wieder! Willst Du mir eine unauslöschbare Schande machen? — Ich, der ich als Theaterdichter, seit mehr denn dreißig Jahren, in meinen Stücken, gewiß Tausend Liebende verbunden habe, soll nun in meinen alten Tagen, meine einzige Tochter nicht unter die Haube bringen?

Was gehen mich Ihre Komödien-Heiraten an! fuhr Louise heftig gegen ihren Vater auf.

Du, gegen mich vergiß Dich nicht! Ich bin bekannt als „polternder Alter," ich spiele aber auch öfters den „massiven Haustirannen!" Augenblicklich bitte Deinen Bräutigam um Verzeihung!

Eher sterbe ich! Eher, Vater, thue ich mir ein Leid an, als ich um Verzeihung bitte! Was hat Raimund für ein Recht, mir in Sachen, die in mein Fach schlagen, welche meine Toilette betreffen, entgegen zu treten? Er soll mich um Verzeihung bitten, dann will ich seine Grobheiten verzeihen.

Madame Gleich, flehte Raimund, lassen Sie mich fort! — Ich beschwöre Sie!

Vater Gleich war außer sich.

Louise! rief er mit drohender Stimme, bitte ihn um Verzeihung, oder ich vergesse mich!

Reize den Vater nicht all zu sehr, sagte Louisens Bruder; neulich hast Du ihn so weit gebracht, daß ihn bald der Schlag gerührt hätte.

Abbitten werde ich nie! erwiederte Louise, aber erklären will ich, unter der Bedingung erklären, daß Raimund den Hetzer Bebe nicht zum Beistand nehme, —

Was, was wollen Sie erklären, Mamsell? fragte Raimund.

Daß es mir leid thut, daß ich Sie erzürnt habe.

Raimund besann sich.

Nehmen Sie damit vorlieb, Herr Schwiegersohn, sagte die Mutter. Der Mann muß dem Weibe entgegen kommen, der Bräutigam muß der Braut Alles nachsehen!

In Gottes Namen! versetzte Raimund, man soll nicht sagen, daß ich, gleich Louisen, unverträglich sei.

Und Bebe wird nicht Dein Beistand?

Nein.

Jetzt kommst Du hieher und küssest mir die Hand. —

Da weiß ich mir Etwas Besseres! sagte Raimund, flog auf Louise zu und küßte sie herzlich.

Ich bitte Dich, mich nicht mehr auf solche Weise zu behandeln! bat er. Ich verdiene es nicht!

Er küßte sie wieder.

Gott sei Dank! rief der Vater. Das war ja etwas Schreckliches für mich! — Louise, ich danke Dir, daß ich Dich nicht habe durchprügeln dürfen, mir hätte es weher gethan als Dir! Aber, Kinder, „jetzt gehen wir zum Essen!"

Ich bleibe bei Tische! rief Raimund.

Allons, umschießen in der Küche! kommandirte Gleich, Mutter und Tochter! Zwei Enten sind zu wenig! Geschwind noch eine abstechen!

Man setzte sich zu Tische.

Als Raimund sich neben Louise und ihrem Bruder hinpflanzte, fragte er den Letzteren:

Wo wohnt denn der Schneider Lind? Ich muß mir doch von diesem, mein Bräutigams-Kleid machen lassen, weil Louise behauptet: Ich trüge Fracks, als wenn sie der Spengler aus Blech gemacht hätte!

Vergib! versetzte Louise. Es war nicht so böse gemeint!

Raimund war jetzt ganz versöhnt.

Aktschluß! rief Vater Gleich auf folgende Weise: „Braut und Bräutigam umarmen sich. Vater und Mutter geben ihren Segen. Der Sohn, Bruder und respektive Schwager, wie die jämmerlich geschriebenen Partezettel in Wien, zum Gespötte aller Ausländer sich ausdrücken, der Bruder schenkt die Gläser voll, und da das Ehepaar jährlich gemeinschaftlich auf 10,000 fl. zu stehen kommt, so kann diese Ehe als ein Kassastück betrachtet werden. Die Kourtine senkt sich langsam! Hervorrufen! Raimund und Braut heraus! Gleich, als Verfasser der „Braut," heraus! Trompeten und Paucken und Kränze für die Neuvermälten!"

24. Raimunds Projekt.

Raimund und seine Braut lebten nun im herzlichsten Einverständnisse durch volle drei Wochen.

Louise Gleich, neuengagirtes Mitglied der Leopoldstädter-Bühne, spielte fast in jedem Stücke mit Raimund.

Sehr bald wurde sie ein Liebling des Publikums, vielleicht noch mehr, als sie es im Josefstädter-Theater war.

Louise Gleich war ein sehr schönes Mädchen, spielte

alle ihre Rollen mit jugendlicher Frische und Humor, kleidete sich allerliebst und sang ihre heiteren Lieder so schön, so herzgewinnend, daß sie Beifall und Hervorruf immer auszeichneten.

Madame Walla blieb nur noch einige Wochen im Engagement neben Louise. Sie hielt es an der Seite ihrer glücklichen Nebenbuhlerin nicht lange aus. Pesth war die Stadt, welche sie abermals anzog. Dadurch kam Louise bald in den alleinigen Besitz aller munteren Partien des lokalen Lustspiels und der Gesangspossen.

Das Publikum nahm herzlich Theil an der nahen ehelichen Verbindung zweier Lieblinge.

Raimund, erfreut über die günstigen Erfolge, welche seine Braut errang, glücklich durch seine Stellung, welche täglich glänzender wurde, hatte dessenungeachtet einen großen Kummer im Herzen.

Er hörte von vielen Seiten die betrübendsten Nachrichten über den Vermögenszustand seines Direktors und warmen Freundes Leopold Huber.

Er glaubte anfänglich nicht daran, als er aber fast zu allen Stunden so viele, in dem übelsten Rufe stehende Leute, welche ihm, aus den Leopoldstädter Kaffeehäusern längst schon als Wucherer und Blutsauger, als Wechselmäkler und Beutelschneider, zur Warnung, gezeigt wurden, bei Huber aus- und eingehen sah, da faßte er ein Herz, und mit seiner bekannten Geradheit und Offenherzigkeit redete er Huber an:

Sagen Sie mir doch aufrichtig, wie kommen diese schlechten Leute in Ihr Haus, Leute, welche kein Mensch, der in Achtung steht, um sich duldet.

Mit schwerem Herzen dulde ich sie nur, antwortete Huber. Aber in großen momentanen Geldverlegenheiten, die mich dergestalt in die Klemme bringen, daß ich an manchem Gagentage meine Gesell-

schaft nicht bezahlen könnte, wenn Mäkler mir nicht Geld verschafften, ließ ich mich aus falscher Scham mit diesen Teufeln ein, und nun vermag ich ihren Krallen nicht mehr zu entrinnen, so ungeheuere Anstrengungen ich auch vornehme!

Aber wie war es denn möglich, daß Sie in eine Geldverlegenheit gerathen konnten? Sie haben doch täglich ungeheuere Einnahmen gemacht? Ich hielt Sie bisher für einen Mann, der Hunderttausende gewonnen.

Es könnte wol so sein, allein mein Unglück schreibt sich nicht vom Theater her! Als Kaufmann spekulirte ich schlecht; ich maskirte meine großen Verluste vor der merkantilischen Welt und pachtete das Leopoldstädter Theater um mir zu helfen. — Solide Geschäftsleute, namentlich die Besitzer von Eisenhammern, die reichen Sensenschmiede, mit welchen ich als Eisenhändler im Verkehr stand, entdeckten sehr bald, daß ich auf morschem Boden stehe. Sie kündigten mir ihre Kapitalien; sie prolongirten mir keinen Wechsel mehr und so mußte ich die reichsten Einnahmen des Theaters hingeben, um fort und fort, die Schulden, die ich als Kaufmann gemacht hatte, zu bezahlen, bis ich so weit kam, daß mir in der Theaterkasse das Nöthigste fehlte.

Soll denn da durchaus nicht zu helfen sein? fragte Raimund. Wenn wir noch mehr neue Stücke geben würden, wenn wir, Ignaz Schuster, ich und die Dichter und die ganze Gesellschaft und das Pantomimen-Personal, uns noch mehr anstrengten? Ich mache mich anheischig manchen Tag zwei Mal zu spielen, jeden Sonntag, Montag und Donnerstag um 4 Uhr Nachmittags und um 7 Uhr Abends. Ich will alle ersten Mitglieder, ohne daß sie Gagenzulagen begehren sollen, hiezu bewegen, nur, um Ihnen zu helfen und die Wuche-

rerbrut aus dem Hause zu bringen, denn für Diebe und Schufte, damit diese von unserm sauer Erworbenem schwelgen können, zu arbeiten, fühle ich wahrlich keinen Beruf in mir! Gehen Sie doch auf meinen Vorschlag ein, Herr Huber, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ein beliebtes Theater, durch seine gewiß talentvollen Mitglieder, nicht aus den Händen solcher Vampire zu reißen wäre.

Ich bin zu tief ins Unglück gerathen. Ich müßte Jemand finden, der mir wenigstens 100,000 fl. baar vorstreckte und nur 5 Procent berechnete, dann wäre ich geborgen. Aber wo findet sich der Menschenfreund, der einem Theaterpachter 100,000 fl. vorstreckt?

Muß es denn Einer sein? Zehn, Zwanzig mit kleineren Beträgen vermögen dasselbe! Ich werde bei einigen reichen Leuten, Banquiers, Rentiers, Hausbesitzer u. s. w. anklopfen.

Ach Raimund, wenn ich Ihnen meine Rettung verdanken könnte!

Verlieren Sie den Muth nicht! Ich versuche mein Glück. Nur verderben Sie mir nichts. Vor Allem lassen Sie die Schandbrut der Wechselmäkler nicht in Ihr Haus! Diese Schufte bestehlen Sie. — Im „grünen Jäger“ wohnt ein Grieche Er kaufte, das ist, wie ich höre, der Ausdruck der Menschenschinder, bei ihren Geschäften, um den Schandwucher zu bemänteln, einen von Ihnen acceptirten Wechsel auf 3 Monate pr. 1000 fl. für 900 fl. Er gab diese 900 fl. dem Mäkler baar. Dieser aber überbrachte Ihnen nur 600 fl. — Dreihundert Gulden hat der Schurke Ihnen gestohlen! Wollen Sie ihn nicht ins Zuchthaus bringen, diesen verruchten Taschendieb? Ich schaffe Ihnen Beweise für meine Angaben.

Um Gottes willen kein Aufsehen! Wird eine solche

Geschichte ruchbar, so wird mein Kredit gänzlich untergraben.

Ich fürchte, Herr Huber, daß Ihnen bei solchen Ansichten schwer zu helfen sein wird. Ich will es aber dennoch versuchen.

Leider waren Raimunds Anstrengungen fruchtlos. Wir werden auf diesen Vorgang später zurückkommen.

Daß die Unterredung Raimunds mit Huber buchstäblich wahr ist, werden viele Bürger der Leopoldstadt heute noch bestätigen können. Einer der Wackern, welcher auf Raimunds Aufforderung für Huber 15000 fl., aber nur unter der Bedingung zeichnen wollte, wenn Raimund die Direktion dieser Bühne übernehmen würde, lebt noch; — allein Huber wollte die Leitung des Theaters nicht aus der Hand geben. Er sah lieber sein schönes Institut zusammenbrechen.

Raimund war von diesem Augenblick ein Anderer. Er wies alle Gunstbezeugungen Hubers, die mit Geldauslagen verbunden waren, zurück.

Den Antrag des Direktors, Raimunds Hochzeit bestreiten zu wollen, nahm Raimund nicht an.

Er eilte zu seiner Braut und sagte ihr:

Louise, ich werde es als einen Beweis Deiner Liebe ansehen, wenn wir unsere Vermälungsfeier und das Hochzeitmal ganz geräuschlos begehen. —

Mit Vergnügen erwiederte sie. Aber was wird der Direktor, der sich auf unsere Hochzeit so sehr freut und so viele Leute hiezu einladen will, hiezu sagen?

Der Direktor wird darüber sehr glücklich sein. Er wird Geld ersparen.

Geld ersparen? denkt denn Herr Huber daran, Geld ersparen zu wollen?

Jetzt denkt er schon daran.

Was könnte ihm denn unsere Hochzeit kosten?

Zehn Tausend Gulden!

Du scherzest!

Ich werde es Dir beweisen, daß ich nicht scherze.

Mit 300 fl. bestreitet Herr Huber Alles. Die Tafel, den Champagner, ja sogar den Ball, den er beabsichtigt.

Aber er besitzt keine 300 fl.

Er besitzt sie nicht?

Nein, und wenn er sie besitzt, so warten zwanzig Personen darauf, welchen er schuldig ist. Er muß also 300 fl. aufnehmen. Diese kosten ihm bei seinem gesunkenen Kredit für 3 Monate 200 fl. — Er hat also am Verfallstage 500 fl. zu bezahlen. Diese 500 fl. besitzt er in drei Monaten noch weniger, als er heute 300 fl. besitzt. Er nimmt also 500 fl. auf. Dafür verschreibt er 800 fl. Wieder in drei Monaten verschreibt er, um 800 fl. zu erhalten: 1300 fl. Seine Verhältnisse werden immer ängstlicher; sein Kredit sinkt immer mehr. In anderthalb Jahren ist er dem Wucherer statt 300 fl. 3000 fl. schuldig, und in zwei Jahren ganz gewiß 10,000 fl. — Käme da unsere Hochzeit nicht zu hoch?

Du entwirfst ein schreckliches Bild!

Das Bild ist wahr, darin liegt keine Uebertreibung. Wir aber wollen an unserem Hochzeitstage froh sein. Wir wollen uns durch keine Art trüber Gedanken quälen lassen, uns keine Vorwürfe machen, daß wir beigetragen zu Hubers Ruin. Wir feiern unsere Hochzeit ganz stille bei Deinen Eltern. Eine Torte, worauf Du und ich in Traganth figuriren mit den Worten: „Hoch Louise und Ferdinand!“ wird auf dem Tische stehen; Dein Vater bekommt zwei Flaschen Champagner, damit hat er genug und Du bekommst Dein Lieblingsgericht: Ananas- und

Erdbeer-Gefornes, daraus wirst Du ersehen, daß Du nicht gefroren bist.

Bekommen wir gebackene Hühner?

Das glaube ich! „Händerln“ so groß wie die Kanarien-Vögel, heurige „Backhänderln“ zwei Schüsseln voll! — Das Alles zusammen wird 60 fl. kosten; ich habe es schon ausgetipfelt!

Wie groß wird unsere Gesellschaft sein?

Nicht groß! Du und ich, Vater, Mutter, Bruder, sind fünf; zwei Stück Beiständе macht sieben; der Herr Pfarrer, welcher uns kopulirt, macht acht; Du ladest Dir noch Jemand ein, versteht sich mit Ausnahme des Kindlers, und ich lade mir noch Jemand ein —

Versteht sich mit Ausnahme der Madame Walla.

Nun die könnte ich brauchen! erwiederte Raimund und lachte. — Sprich nun Louise, bist Du mit diesem Hochzeitmal zufrieden?

Zufrieden und glücklich! Nur keine Uebertreibungen, ich liebe sie nicht. —

Wird Dein Vater auch zufrieden sein? Ich fürchte er wird es nicht sein. Er hätte gerne viel Aufsehen, viele Gäste, Musik, Trompeten und Pauken, eine Hochzeit à la Peter Plum —

Und vor Allem mehr Champagner!

Im Ganzen werden wir vier Bouteillen auf die Tafel setzen. Davon kann Dein Vater noch aus einer Flasche einige Gastrollen trinken. Er wird dennoch einen „Dusel“ bekommen!

25. In der Kirche zu St. Johann.

Der Tag der Trauung war gekommen.

Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen.

Um sieben Uhr führte Raimund seine geliebte Louise in den Augarten und hier frühstückten sie unter den blühenden Bäumen.

Um sechs Uhr Abends, hieß es, werde das Brautpaar vor den Altar treten.

Der ehrwürdige Pfarrer Gorbach in der Jägerzeile studirte bereits eine zierliche Rede.

Die Bewohner der Leopoldstadt und der Jägerzeile betrachteten die Kopulation Raimunds mit Louise Gleich als ein Ereigniß.

Schon um zwei Uhr Nachmittags saßen sechs Dutzend alter Klatschschwestern in der Kirche bei St. Johann von Nepomuk und ließen das gute Brautpaar durch ihre spitzigen Zungen Gassenlaufen.

Frau von Nadelgruber sagte zu Frau von Hohenspreitzen, ich bin nur neugierig, was sie „anhaben" wird. Himmelblau war immer ihre Passion!

Ei gehen s' weg! Ihre Passion war das Blaue nie, sondern des romantischen Kindlers Lieblingsfarbe! Haha!

Ob der auch heute in die Kirche kommen wird? fragte Frau von Trittellechner.

Das versteht sich!

Ob der Kindler und die Gleich einander anschauen werden? warf Frau Straukenmüllner hin.

Keine Idee! sagte die Nadelgruber. Er wird grad ausschauen und sie auf die Seiten; dann begegnen sie sich nicht mit ihren Blicken.

Aber dem Raimund darf er nicht viel „unter den Füßen herumgehen!" bemerkte Frau von Warzenlechner. Raimund haut gleich zu! — Denken Sie noch an die Grünthal und wie er für die Ohrfeigen, die er ihr applicirt hatte, drei Monat im Polizeihaus „dünsten" mußte!

Warum nicht gar drei Jahr! versetzte Frau von Hohenspreitzen. Drei Tag ist er gesessen, aber in Eisen! — Ich weiß es von meinem Mann seinem „Balbierer," der „balbirt" das ganze Polizeihaus.

Ob die Grünthal ebenfalls bei der Kopulation sein wird? fragte Frau Senfteiggeberin.

Warten's! erwiederte Frau von Nadelgruber, ich frage den Klingelbeutelmann. Sie, Herr Stangelhaltinger, rief sie, wissen's nicht, wer in's „Offertorium" kommt?

Angesagt, erwiederte er, ist die alte Frau von Huber, ihre zwei alten Mahmen, die alte Gottlieb, die alte Baumann, die alte Schack, die alte Sartorin, die zwei alten Switil, die alte Ipsel und dem alten Ziegelhauser seine zwei alten Schwestern. —

Warum denn lauter Alte, Herr Stangelhaltinger?

Ja, beste Frau von Kauttreterin, die Braut hat ausdrücklich gebeten, Oben und Unten: Alles Alt!

Weiß man nicht, wo die Hochzeit ist?

Beim Sperl! 300 Schauspieler und Schauspielerinnen von allen Theatern, das ganze Kinderballet sammt dem Balletmeister Horschelt, und die fünf Orchester der sämmtlichen Schauspielhäuser in Wien, die englischen Reiter aus dem Prater und der Gimnastiker Jean Porte aus dem neuen Lerchenfelde mit allen Seiltänzern und Luftspringern sind eingeladen.

Wer zahlt denn das Hochzeitmal, fragte Frau Zimpelgramlingerin, das muß ja ein „Enz-Geld" kosten?

Alles der Huber!

Und wo steigen der Bräutigam und die Braut und die Hochzeitsgäste nach der Kopulation ein?

Alles Hint'! versetzte Stangelhaltinger.

Da geh'n wir Alle „hinteri," sagte Frau von Scheckelschwingerin.

Wir lassen die respektable Gesellschaft von sechs Dutzend, den Ruf ehrlicher Leute bis auf die letzte Faser zerfetzenden spitzigen Zungen, mit welchen damals die Leopoldstadt und die Jägerzeile gesegnet war, schwätzen, und wenden uns zu Ferdinand und Louise.

* * *

Als Raimund seine Braut aus dem Augarten zu ihren Eltern nach Hause geführt hatte, sagte er zu Louise:

Es wäre wol am besten, wenn Du, um jedes Aufsehen zu vermeiden, mit Deinen Eltern und Deinem Beistande in einem viersitzigen, verschlossenen Fiaker fahren, und rückwärts an der Kirche, halten, und bei dem Pfarrhofe absteigen möchtest. Ich käme dann mit meinem Beistande zu Fuße nach. — Punkt sechs Uhr träfen wir uns in der Sakristei.

Das wäre doch gar zu einfach! erwiederte Louise. Nein, nein, Du mußt mich abholen, wie sich dies gehört! Wir fahren in zwei Wagen vor. Wir fahren durch die Weintraubenstraße, und steigen dicht am Portale der Kirche ab. Ein größeres Inkognito zu beobachten, wäre unrecht; die neugierigen und klatschsüchtigen Leute könnten glauben, wir schämten uns, einander zu heiraten. —

Das sehe ich nicht ein.

Dein Beistand ist also Hofzinser?

Und der meine Direktor Huber. — Hätte ich Huber nicht gewählt, so wäre er auf das tiefste gekränkt worden. Daß er die Hochzeitskosten nicht tragen darf, hat ihm wehe gethan! Dafür übersendete mir seine Frau als Brautgeschenk dieses kostbare Kollier.

Sie zeigte dasselbe ihrem Bräutigam.

Sapperment! rief dieser, das ist hübsch!

Ich wollte es nicht annehmen! Es fiel mir ein, was Du mir mittheiltest! Dieses Halsgeschmeide kostet wahrscheinlich auch ein Opfer.

Nein! nein! versetzte Raimund, dieses Geschenk kommt von ihr. Sie besitzt eigenes Vermögen, das dereinst ihrem Sohne zufällt. Sollte Huber zu Grunde gehen, so schmälert dies den Besitz der Frau Huber nicht, denn sie hat sich, dem Himmel sei Dank, auf keinem seiner Wechsel und Schuldbriefe unterschrieben.

Und nun gib an, sagte Louise, wie wir im Speisesaal an der Tafel sitzen sollen? Der Vater hat bereits einen großen Tisch und zehn Stühle aufstellen lassen.

Oben an, erwiederte Raimund, sitzt der Herr Pfarrer Gorbach, den ich gestern eingeladen habe. Neben dem Herrn Pfarrer links Deine Mutter. Dann an der breiten Seite der Tafel sitzen Du und ich in der Mitte; an Deiner Seite rechts Huber. Neben mir sitzt mein Beistand Hofzinser, dann sitzet uns gegenüber Fräulein Amalie Winter, Deine Freundin, neben ihr Dein Vater, neben Deinem Vater Dein Bruder und neben diesem Bebe!

Wer sitzet neben meinem Bruder?

Bebe! Ich habe Dir ja gesagt, daß, so wie Du Dir, Jemand einladest, ich mir auch Jemand einlade; ich habe mir Bebe eingeladen.

Ich habe Dir aber ausdrücklich gesagt, daß ich Bebe, der so feindlich gegen mich auftrat, nicht will, daß ich ihn hasse. —

Daß Du ihn als Trauungszeugen nicht willst, hast Du Dir bedungen, das ist wahr; mein Beistand wird er auch nicht, aber bei meiner Hochzeit muß er sein. Er war mein Leidensgefährte, er soll auch mein

Freudensgefährte sein! — Es würde ihn außerordentlich schmerzen, wenn ich ihn ausschlöße. —

Wenn dieser elende Mensch, der die Verleumdungen, welche Kindler gegen mich aussprach, Dir hinterbrachte, und an unserm letzten Zwiste schuld war; wenn dieser elende Mensch an unserer Hochzeitstafel Platz nimmt, so stehe ich auf und lasse mich nicht früher wieder sehen, bis der boshafte Zwischenträger entfernt ist.

Beschämen darfst Du mich nicht, Louise; ich habe Bebe eingeladen; ich kann meine Einladung nicht zurück nehmen. —

Du mußt sie zurücknehmen! herrschte Louise Raimund zu.

Mache Dich und mich nicht lächerlich!

Mache Dich nicht verächtlich.

Louise! sprach Raimund drohend, wäge Deine Worte.

Erwäge Du Deine Handlungen! Ich dulde den Burschen nicht in meiner Nähe! Er hat mich beschimpft! Ich könnte ihn vergiften, den Erbärmlichen! Sage ihm dies wieder und frage ihn dann, ob er noch an meinem Hochzeitsmale Theil nehmen will.

Louise sprach in ihrer Aufregung so laut, daß ihre Mutter und ihr Bruder aus den Nebenzimmern heraustraten.

Was habt Ihr denn schon wieder? fragte die Mutter.

Der Teufel ist neuerdings in sie gefahren! antwortete Raimund. Sie ist schon wieder dieselbe Furie wie neulich!

Du bist ein erbärmlicher Mensch! schrie Louise. Nicht ein Mal den einzigen Tag, der selbst in der schlimmsten Ehe unvergeßlich bleibt, soll zu meiner Freude gefeiert werden, vergällen will er mir ihn! Den schlechten Menschen Bebe, meinen ärgsten Feind,

hat er für heute Abend eingeladen und ich will ihn nicht!

Ich kann mich nicht kompromittiren! versetzte Raimund. Bebe ist ein reisender Schriftsteller. Er schreibt in auswärtige Journale über Wien; er schreibt vielleicht ein Buch über Wien; es fiele ihm wahrscheinlich ein, mich als einen Pantoffelhelden zu schildern. —

Deinem guten Freunde?

Eine Zurücksetzung, wie Du ihm zudenkst, wird ihn zu unserem Feinde machen.

Mein Feind ist er ohnehin.

Das ist nicht wahr! warf Louisens Bruder ein. Ich lernte ihn dieser Tage im Theater kennen; er war hingerissen von Deinem Spiele und Gesange, er applaudirte Dir unaufhörlich; er nannte Dich himmlisch! göttlich! Im Parterre sprach er wahrhaft enthusiastisch von Dir. Er wußte nicht, daß ich Dein Bruder sei und dennoch lobte er Dich! Als ich in das Gasthaus „zum rothem Igel" kam, fand ich ihn wieder. Er erheiterte eine ganze Gesellschaft durch seine lustigen Erzälungen; er ist ein trefflicher Gesellschafter.

Und wenn er alle Vorzüge der Welt besitzt, und wenn er vor Bewunderung für mich stirbt — ich will ihn nicht!

Und Du wirst ihn wollen müssen! sprach Raimund mit Nachdruck. Er kommt! Er kommt gewiß! Ich führe ihn hierher. Ich will doch sehen, ob Du Jemand unartig behandeln wirst, den ich hierher bringe!

Raimund! kreischte Louise, Raimund reize mich nicht! — Ich schwöre Dir, daß ich Dir einen Streich spiele, den Du nie vergessen wirst! Ich kompromittire Dich sammt Deinem preußischen Ehrabschneider!

Du kompromittirst mich. Mich? — —

Raimund wollte Louise bei der Hand fassen.

rerbrut aus dem Hause zu bringen, denn für Diebe und Schufte, damit diese von unserm sauer Erworbenem schwelgen können, zu arbeiten, fühle ich wahrlich keinen Beruf in mir! Gehen Sie doch auf meinen Vorschlag ein, Herr Huber, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ein beliebtes Theater, durch seine gewiß talentvollen Mitglieder, nicht aus den Händen solcher Vampire zu reißen wäre.

Ich bin zu tief ins Unglück gerathen. Ich müßte Jemand finden, der mir wenigstens 100,000 fl. baar vorstreckte und nur 5 Procent berechnete, dann wäre ich geborgen. Aber wo findet sich der Menschenfreund, der einem Theaterpachter 100,000 fl. vorstreckt?

Muß es denn Einer sein? Zehn, Zwanzig mit kleineren Beträgen vermögen dasselbe! Ich werde bei einigen reichen Leuten, Banquiers, Rentiers, Hausbesitzer u. s. w. anklopfen.

Ach Raimund, wenn ich Ihnen meine Rettung verdanken könnte!

Verlieren Sie den Muth nicht! Ich versuche mein Glück. Nur verderben Sie mir nichts. Vor Allem lassen Sie die Schandbrut der Wechselmäkler nicht in Ihr Haus! Diese Schufte bestehlen Sie. — Im „grünen Jäger" wohnt ein Grieche Er kaufte, das ist, wie ich höre, der Ausdruck der Menschenschinder, bei ihren Geschäften, um den Schandwucher zu bemänteln, einen von Ihnen acceptirten Wechsel auf 3 Monate pr. 1000 fl. für 900 fl. Er gab diese 900 fl. dem Mäkler baar. Dieser aber überbrachte Ihnen nur 600 fl. — Dreihundert Gulden hat der Schurke Ihnen gestohlen! Wollen Sie ihn nicht ins Zuchthaus bringen, diesen verruchten Taschendieb? Ich schaffe Ihnen Beweise für meine Angaben.

Um Gottes willen kein Aufsehen! Wird eine solche

Geschichte ruchbar, so wird mein Kredit gänzlich untergraben.

Ich fürchte, Herr Huber, daß Ihnen bei solchen Ansichten schwer zu helfen sein wird. Ich will es aber dennoch versuchen.

Leider waren Raimunds Anstrengungen fruchtlos. Wir werden auf diesen Vorgang später zurückkommen.

Daß die Unterredung Raimunds mit Huber buchstäblich wahr ist, werden viele Bürger der Leopoldstadt heute noch bestätigen können. Einer der Wackern, welcher auf Raimunds Aufforderung für Huber 15000 fl., aber nur unter der Bedingung zeichnen wollte, wenn Raimund die Direktion dieser Bühne übernehmen würde, lebt noch; — allein Huber wollte die Leitung des Theaters nicht aus der Hand geben. Er sah lieber sein schönes Institut zusammenbrechen.

Raimund war von diesem Augenblick ein Anderer. Er wies alle Gunstbezeugungen Hubers, die mit Geldauslagen verbunden waren, zurück.

Den Antrag des Direktors, Raimunds Hochzeit bestreiten zu wollen, nahm Raimund nicht an.

Er eilte zu seiner Braut und sagte ihr:

Louise, ich werde es als einen Beweis Deiner Liebe ansehen, wenn wir unsere Vermälungsfeier und das Hochzeitmal ganz geräuschlos begehen. —

Mit Vergnügen erwiederte sie. Aber was wird der Direktor, der sich auf unsere Hochzeit so sehr freut und so viele Leute hiezu einladen will, hiezu sagen?

Der Direktor wird darüber sehr glücklich sein. Er wird Geld ersparen.

Geld ersparen? denkt denn Herr Huber daran, Geld ersparen zu wollen?

Jetzt denkt er schon daran.

Sie erwischte in ihrer Wuth seinen Finger und biß ihn so arg, daß Raimund laut aufschrie.

Louise erschrack.

Raimund betrachtete seinen Finger.

Der Finger blutete heftig.

Raimund sprach kein Wort.

Er sah Louise starr und mit Entsetzen an.

Dann verneigte er sich gegen die Mutter und den Bruder Louisens und ging schweigend fort.

Louise, ihre Mutter und ihr Bruder waren so erschrocken, daß keines Miene machte, Raimund zurück zu halten.

Nach einer Pause sprach die Mutter:

Ich bin nur froh, daß Dein Vater nicht zu Hause ist. Dein abscheuliches Betragen hätte er Dir nicht hingehen lassen.

Er würde mir auch den Kopf nicht abgerissen haben! versetzte Louise trotzig.

Ich will Raimund aufsuchen, versetzte Louisens Bruder. Ich will ihn bitten, daß er Dir verzeihe, ich will ihn wieder hieher bringen; ich will ihm sagen, daß Du nicht dagegen seiest, wenn er seinen Freund Bebe bringe!

Nicht von der Stelle rühre Dich! befahl sie ihrem Bruder. Raimund soll es sich nur tief einprägen, daß ich mich von Niemand beleidigen lasse, ohne es ihm zu gedenken.

Raimund war ganz leichenblaß als er forteilte, bemerkte die Mutter. Es wäre mir lieber gewesen, er hätte Dir Deine „Bissigkeiten" vorgehalten, und Ihr hättet euch dann wieder versöhnt.

Er wird schon wieder gut werden, bis wir zum Altar treten. Bis sechs Uhr Nachmittags schmerzt ihn weder sein Finger, noch schmerzen ihn meine Worte mehr.

Bebe wird er mitbringen, behauptete die Mutter. Darin wird seine Rache bestehen, und ist Dein Vater einmal bei Tische, wirst Du Bebe dulden müssen.

Dann mache ich mich krank, und der Hochzeitsschmaus wird ohne Braut stattfinden.

* * *

Die Trauungsstunde rückte heran.

Louise befand sich schon um 5 Uhr vollkommen bräutlich angekleidet.

Ein weißes Atlaskleid, an welchem Madame Schoberlechner ihre brillante Fantasie verschwendet hatte, mit Spitzen und Volants reich verziert, schmückte die Braut; ein Mirthenkranz bedeckte ihre Stirne; ein wallender Schleier hüllte sie ein. Ein zierliches Bouquet aus weißen Rosen prangte an ihrer Brust. Sie sah reizend aus.

Frau Justine Huber kam mit ihrem Gatten; die Verwandten der Familie Gleich fanden sich ein. Die Regisseure und mehrere Schauspieler des Leopoldstädter Theaters brachten ihre Gratulationen dar.

Die Stunde von fünf bis sechs Uhr flog hin, als wäre sie eine Minute.

Es schlug sechs Uhr auf der Kirchenuhr zu St. Johann.

Wir wollen uns auf den Weg machen, und Braut und Bräutigam an der Thüre der Sakristei erwarten, sagte Schikaneder.

Noch einen Augenblick! bemerkte der Regisseur Swoboda. Den Bräutigam müssen wir noch begrüßen!

Wie kann Raimund so lange auf sich warten lassen! warf Vater Gleich ärgerlich hin.

Der Schneider Lind wird mit dem neuen Fracke nicht pünktlich gewesen sein! erwähnte der junge Gleich.

Es schlug ein Viertel auf sieben Uhr.

Der Bräutigam kam noch immer nicht.

Die Schauspieler erhoben sich.

Wir müssen in der Kirche Plätze zu gewinnen suchen! sagte Fermier. Einen solchen Zudrang habe ich noch nie gesehen. Aus den entferntesten Vorstädten strömten Menschen herbei.

Die ganze Josefstadt ist heute in der Leopoldstadt, meldete der Schauspieler Landner.

Es schlug halb sieben Uhr.

Es ließ sich kein Bräutigam sehen.

Der Herr Pfarrer Gorbach schickte seinen Meßner.

Seiner Hochwürden lassen anfragen, sagte der Meßner, ob die Braut etwa plötzlich erkrankt sei? Der Herr Pfarrer vermögen sich das späte Eintreffen der Brautleute nicht zu erklären.

Wir kommen augenblicklich! war Vaters Gleich Bescheid.

Um Gottes willen, sagte Frau Gleich leise zu ihrer Tochter. Mich befällt eine furchtbare Angst! Raimund kommt nicht!

Dafür ist mir nicht bange! erwiederte Louise. Er wird mittlerweile schon in der Sakristei sein! Er sagte es ja ausdrücklich, daß er mich dort mit seinem Beistande erwarten wolle.

Frau Gleich und Tochter brachen auf.

Die Versammelten folgten.

Nach Frau Gleich und der Braut erschienen Frau Justine und Herr Huber, und so fort.

Die Wagen fuhren vor.

Der Brautzug arrangirte sich.

Man stieg bei dem Pfarrhofe ab.

Die Sakristei war, wie die Kirche, mit Menschen dicht besetzt.

In der Sakristei erwarteten Frau Platzer, Fräulein Weiß und Frau Wolf die Braut und brachten ihre Glückwünsche dar.

Es schlug sieben Uhr.

Es war noch immer kein Bräutigam zu sehen.

Der junge Gleich lief in Raimunds Wohnung. —

Mein Herr ist seit morgens um sieben Uhr nicht nach Hause gekommen, berichtete der Bediente. Der Herr Pfarrer hat schon zwei Mal nach ihm gesendet. Ich weiß meinen Herrn nicht zu finden!

Der junge Gleich eilte in die Sakristei zurück, und brachte diese entsetzliche Nachricht seiner Schwester.

„Du bist blaß, Louise!"
hätte man jetzt der Braut zurufen können.

Die Bestürzung theilte sich Allen mit.

Um ein Viertel auf acht Uhr stürzte der Bediente Raimunds in die Sakristei.

Er brachte einen offenen Zettel, und überreichte ihn Fräulein Gleich.

Darauf stand geschrieben:

„Mit Louise Gleich würde ich nur un-
„glücklich werden. Ich heirate sie nicht!
„Ferdinand Raimund."

Louise sank in die Arme ihrer Mutter.

Louise wurde ohnmächtig in den Wagen gebracht.

Was jetzt geschah, ist schwer aufzuzeichnen.

Wie ein Lauffeuer durchflog es die Kirche, daß Raimund seine Braut habe sitzen gelassen!

Die alten Klatschschwestern fielen über diese Nachricht her wie heißhungerige Hiänen über Leichname.

Sie sprachen in der Kirche nichts über diese Hiobspost. Sie sahen sich nur bedeutungsvoll an. Es war, als hätten sie sich Zeichen gegeben, den eben vernom-

menen „Standal" allen zweiunddreißig Winden mitzutheilen.

Um acht Uhr Abends wußten ihn bereits Gumpendorf, Margarethen, Hungelbrunn, der Lorenzer- und Magdalenengrund, die alte und neue Wieden, die Alservorstadt, der Thury, Alt- und Neu-Lerchenfeld.

Damals gab es noch keine Telegrafen, aber die alten Weiber waren schneller als die elektrischen Funken. Das Wort, welches die Schmähsucht verkündet, eilt und zündet wie der Blitz.

Die sechs Dutzend Giftmischerinnen, die sich schon um zwei Uhr in die Kirche gedrängt, bedauerten nur: Raimund nicht augenblicklich ergreifen und zerfleischen zu können.

Von einer ähnlichen Linch-Justiz hätten sie Raimund unter ihre Fäuste bekommen, wäre selbst in Amerika noch kein Beispiel vorgekommen.

Wo befand sich Raimund während dieser schauerlichen Katastrofe?

Wir erzälen es im folgenden Capitel unseres Romans.

VII. Raimund nach vollzogener Rache.

Es war ein Uhr Mittags an demselben Tage, an welchem die Kopulation Raimunds mit Louise Gleich stattfinden sollte, als ersterer bei dem damals als Theaterdichter engagirten Redakteur der „Theaterzeitung," Adolf Bäuerle, eintrat.

Bäuerle schrieb gerade an einem neuen Stücke unter dem Titel: „Die Gespenster-Familie," in welchem die Hauptrolle für Raimund berechnet war.

„Grüß Dich Gott!" sagte Raimund; ich war

so eben bei Doktor Dangl, habe ihn aber nicht zu Hause getroffen, und wollte daher nicht an Deiner Thüre vorüber gehen, ohne Dich zu besuchen. — Du schreibst mir eine Rolle? Das freut mich! Kann ich schon Etwas lesen von Deinem Stücke?

Ich bin in einigen Tagen mit meiner Arbeit zu Ende, und werde Dir das Stück zur Einsicht senden. — Was hast Du denn an Deiner Hand? Du hast sie eingebunden wie ein Blessirter?

Ich bin auch blessirt, aber nur an einem Finger. Ich wollte den Doktor Dangl fragen, was ich anwenden soll, um einer Entzündung vorzubeugen. Ich habe mich „gezwickt."

Laß mich den Finger sehen!

Wozu denn, Du kannst mir doch nicht helfen! — Aber einen Gefallen kannst Du mir erweisen. —

Sprich!

Ich möchte bei Dir speisen, aber nicht anders als Du gewöhnlich speisest; mache mit mir nicht etwa Umstände, da würde ich augenblicklich davon laufen.

Nimm bei mir vorlieb! versetzte Bäuerle. Wir gehen aber erst um zwei Uhr zu Tische.

Meinethalben um acht Uhr! — Du mußt Dich mir heute schon opfern. Ich bleibe bei Dir bis Mitternacht!

Heute? Ich weiß ja, daß Deine Kopulation statt findet. Um sechs Uhr, hat mir der Pfarrer Gorbach gesagt.

Heute nicht!

Ist die Kopulation aufgeschoben?

Freilich! Ich bin unpäßlich! Mit einer blutenden Hand kann man sich nicht trauen lassen.

Blutend?

Nu ja! Wenn nur Doktor Dangl schon zu Hause wäre! Ich muß noch einmal hinauf zu ihm. Die ganze Hand schmerzt mich.

(Bäuerle wohnte im Jahre 1820 in der Jägerzeile im Henslerschen Hause, im ersten Stocke; Raimund wohnte unter ihm, und Doktor Dangl auf derselben Stiege, im zweiten Stocke.)

Der Bediente des Doktors hat mir gesagt, er werde mich bei Dir aufsuchen, wenn sein Herr nach Hause kommt. — Wenn ich den Doktor zu Rathe gezogen, eile ich dann wieder zu Dir, doch unter der Bedingung, daß weder Deine Frau, noch Deine Hausleute irgend Jemanden mittheilen, daß ich hier bin. Diesen Liebesdienst wirst Du mir erweisen, nicht wahr?

Mit Vergnügen! aber ich sehe nicht ein —

Du wirst es später schon einsehen! Zu Deiner Beruhigung sage ich Dir nur, daß ich nichts Schlechtes begangen habe. Du darfst nicht etwa fürchten, daß mich die Polizei suche. —

Bäuerle lachte.

Wer könnte von Dir eine solche Meinung hegen! sagte er. Du hast vielleicht heute wieder eine Deiner Marotten. —

Das bilde Dir nur ein! versetzte Raimund. Du machst mich glücklich, wenn Du Dir dies einbildest.

Der Bediente des Doktors kam und meldete, daß sein Herr nach Hause gekommen.

Raimund lief sogleich zu dem Arzte.

Nach einer Viertelstunde kam er zurück.

Eine dumme Anordnung! brummte Raimund. Ich soll meinen Finger fleißig im frischen Wasser baden! Das kann ich bei Dir nicht?

Warum nicht? Bade Deinen Finger, so lange Du willst!

Es wurde frisches Wasser gebracht. Raimund fing die Kur an.

Nicht hersehen! rief Raimund. „Mein Finger schämt sich, weil er kein Hemd' an hat!"

Die Ursache, warum er seinen blessirten Finger nicht zeigen wollte, war, daß man die Spuren jenes Bisses nicht entdecken sollte, den er erhalten hatte.

Raimund badete seinen Finger gewiß eine halbe Stunde lang; er ließ sich immer wieder frisches Wasser bringen.

So! sagte er. Jetzt wird es genug sein! — Das Toben im Finger läßt auch schon nach! Nach Tische gehe ich wieder zu dem Doktor.

Raimund setzte sich mit Bäuerle und seiner Frau zu Tische.

Bei Tische sagte er:

Der Doktor da oben ist doch kein altes Weib? Wenn man ihm Etwas vertraut, so plaudert er doch nicht!

Warum nicht gar! Ein Arzt muß wie ein Beichtvater verschwiegen sein.

Das wäre zu wünschen! versetzte Raimund.

Raimunds gewöhnliches Thema, das Theater und seine Darstellungen, war Gegenstand der Mittagsunterhaltung.

Es war von einem neuen Stücke die Rede, das Kanne unter dem Titel: „Der rosenfarbne Geist," geschrieben hatte.

Kanne hatte unstreitig eine glückliche Idee, sagte Raimund. Aber sein Stück ist zu lang! Es würde drei Abende spielen; dann sind lauter „sächsische" Späße darin. Ueber diese lacht in Wien kein Mensch. Ich übergab mit Kanne's Zustimmung dieses Stück Meisl. Er bearbeitete dasselbe, aber auch in dieser Bearbeitung ist es nicht zu brauchen. Es ist noch immer nicht komisch. Ich möchte den „rosenfarbnen Geist" zu meinem Benefiz geben und das Publikum damit unterhalten. Korntheuer und Johanna Huber, beide vom Theater an der Wien,

welche bei unserm Theater engagirt werden, wollen darin spielen. Korntheuer und die Huber wollen sich die Rollen, welche sie darin darstellen sollen, selbst schreiben; ich will mir meine Rolle, den „rosenfarbnen Geist," ebenfalls schreiben, aber damit ist es wieder nicht gethan. Es kommen noch vier Feen vor; ich wünschte, daß diese Feen in eine Fee verwandelt würden, und daß Du diese Fee, welche sehr wichtig ist, zu einer Parade-Rolle mit mehreren komischen Verkleidungen umgestalten möchtest. Erweise mir diese Gefälligkeit. Wenn, mit Kanne und Meisl, sechs heitere Menschen, die den Theatereffect verstehen und komische Einfälle haben, an diesem „rosenfarbnen Geist" arbeiten, so muß er gefallen. Ich schlage vor, daß diese Gesangsposse den Titel führen möge: „Die Fee aus Frankreich." Der Titel ist zwar nicht besonders motivirt, aber in dieser Zeit der Zaubermärchen, in welcher wir Feen aus allen Ländern der Welt besitzen, wird sich eine französische Fee sehr gut ausnehmen, und die Ennöckl, welche in Verkleidungs- und Dialektrollen eine besondere Gewandtheit und Geschicklichkeit besitzt, wird dieser Fee gewiß einen eigenen Reiz verleihen.

Es wird dann „die Fee aus Frankreich" eine Mosaik-Arbeit. Was wird Meisl dazu sagen? Dem geschieht eine Gefälligkeit! Er ist glücklich, wenn er keine weitere Mühe mehr mit diesem Stücke hat. Er schreibt lieber ein ganz neues Stück, als daß er eines, das er der Direktion bereits übergeben, noch ein Mal änderte. Mit dieser Bearbeitung verbinde ich noch einen eigenen Spaß. Es soll die Bearbeitung unter Gottes freiem Himmel gemacht werden. Wir wollen, Meisl, Korntheuer, die Huber, die Ennöckl, Du und ich noch in diesem Mai eine Landpartie machen. Wir kutschiren nach „Weidling am Bach." Dort speisen wir.

In dem netten Wirthshausgarten, muß uns der Kellner nach Tische, Schreibgeräthe schaffen, und wir machen uns an die Arbeit. Was Jeder und Jede zu Stande bringen, wird Meisl vorgelesen. Unsere Vorlesung gilt dann gleich als Leseprobe.

(Dies geschah auch. „Die Fee aus Frankreich" erblickte ihre eigentliche — Geburt im Wirthsgarten zu Weidling am Bach. Wie sehr die Posse gefiel, ist bekannt. Sie wurde gewiß gegen sechzig Mal bei immer vollen Häusern und man kann sagen, mit stürmischem Beifalle aufgeführt. Die genannten Personen, welche darin spielten, wurden an jedem Abende lärmend gerufen.)

Als das Mittagmahl zu Ende, begab sich Raimund wieder zu Doktor Dangl. Der Doktor empfahl Raimunds Finger, auch noch ferner die Wasserkur. Raimund badete seinen Finger fast unausgesetzt.

Als es sechs Uhr schlug, wurde Raimund sehr unruhig; er ersuchte Bäuerle, ihn eine Stunde in seinem Arbeitszimmer auf dem Divan „ruhen," und die Gardinen der beiden Fenster herab zu lassen.

Es geschah.

Was ficht Raimund an?

Der Bediente Raimunds fragte nach seinem Herrn.

Weshalb suchst Du ihn bei mir? Karl.

Ich suche ihn seit einer halben Stunde bei allen seinen Freunden. — Der Schneider Lind hat seine Hochzeitskleider gebracht. Wenn mein Herr sich nicht schnell umkleidet, kommt er zu spät in die Kirche.

Was soll denn geschehen in der Kirche?

Mein Herr soll sich trauen lassen. Die Kirche ist mit Menschen überfüllt, welche Zeugen seiner Heirat sein wollen.

Einen Augenblick Geduld, Karl! ich komme sogleich wieder.

Bäuerle verfügte sich zu Raimund.

Was soll ich von Dir denken? Dein Bedienter sucht Dich, Dein Schneider hat den Bräutigamsanzug gebracht, Deine Trauung soll statt finden, man erwartet Dich in der Kirche.

Hast Du meinem Bedienten gesagt, daß ich hier bin? —

Kein Wort.

Schick' ihn fort. Sag' ihm, Du wüßtest nicht, wo ich sei. Er möchte in meiner Wohnung bleiben und mich dort erwarten.

Bäuerle gab dem Bedienten den erhaltenen Bescheid.

Als der Bediente sich entfernt hatte, kam Raimund heraus.

Jetzt bedarf ich Deine Gastfreundlichkeit doppelt, sagte er. Jetzt wird's angehen! Noch eine halbe Stunde und meine Braut wird mich austrommeln lassen.

Was ist denn vorgegangen? Willst Du denn Louise nicht heiraten?

Gott soll mich bewahren!

Aber warum hast Du dies nicht längst erklärt?

Nicht längst? Weil ich mich heute erst überzeugt habe, welch einen Jammer ich über mich hereinbrechen sehen würde, wenn ich diese Person zum Weibe nähme! — Da, sieh meinen Finger an! Wie ein wüthender Hund hat sie mich gebissen! — Wenn sie erst meine Frau ist, so habe ich in vier und zwanzig Stunden keine Nase mehr. —

Nach einer solchen Behandlung hätte ich ihr auf der Stelle gesagt, daß ich sie nicht heiraten werde. —

O nein! Ich sagte nichts! Ich entfernte mich stillschweigend; — hätte ich mich expektorirt, so wäre ich nicht aus dem Hause gekommen, ohne einen neuen

fürchterlichen Auftritt. Ich mußte Etwas ersinnen, um sie für immer los zu bekommen. Die heutige Beschämung schafft sie mir vom Halse. Vielleicht legt sie ihre abscheuliche Unverträglichkeit zum Glücke für sie und einen andern Gatten ab. Ich heirate sie nicht. Sie wird sich auch nach mir nicht mehr sehnen.

Aber die Veranlassung?

Raimund erzälte nun Alles, was der Leser bereits vernommen.

Mittlerweile schlug es sieben Uhr.

Jetzt ist es Zeit! sagte Raimund. Ich ersuche Dich, meinen Bedienten rufen zu lassen.

Der Bediente kam.

Raimund ergriff ein Blatt Papier, schrieb darauf:

„Mit Louise Gleich würde ich nur unglücklich werden. Ich heirate sie nicht!“

„Ferdinand Raimund.“

Diese Zeilen trägst Du offen, wie ich sie Dir hier übergebe, zu meiner Braut.

Sie befindet sich nicht mehr zu Hause, erwiederte der Diener. Sie ist in der Sakristei!

Desto besser! Uebergib ihr diesen Zettel dort! — Du mußt Dich aber schnell entfernen, sonst fragt man Dich, wo ich mich befinde. — Daß ich bei Bäuerle bin, darfst Du keinem Menschen verrathen, sonst entlasse ich Dich! Hast Du diesen Zettel übergeben, so komme schnell wieder hieher, Du hast noch einen Auftrag zu besorgen.

Der Bediente eilte in die Sakristei.

Ich werde einen Brief an Hofzinser schreiben, bemerkte Raimund.

Er setzte sich an den Schreibtisch und brachte Folgendes zu Papier:

Bäuerle verfügte sich zu Raimund.

Was soll ich von Dir denken? Dein Bedienter sucht Dich, Dein Schneider hat den Bräutigamsanzug gebracht, Deine Trauung soll statt finden, man erwartet Dich in der Kirche.

Hast Du meinem Bedienten gesagt, daß ich hier bin? —

Kein Wort.

Schick' ihn fort. Sag' ihm, Du wüßtest nicht, wo ich sei. Er möchte in meiner Wohnung bleiben und mich dort erwarten.

Bäuerle gab dem Bedienten den erhaltenen Bescheid.

Als der Bediente sich entfernt hatte, kam Raimund heraus.

Jetzt bedarf ich Deine Gastfreundlichkeit doppelt, sagte er. Jetzt wird's angehen! Noch eine halbe Stunde und meine Braut wird mich austrommeln lassen.

Was ist denn vorgegangen? Willst Du denn Louise nicht heiraten?

Gott soll mich bewahren!

Aber warum hast Du dies nicht längst erklärt?

Nicht längst? Weil ich mich heute erst überzeugt habe, welch einen Jammer ich über mich hereinbrechen sehen würde, wenn ich diese Person zum Weibe nähme! — Da, sieh meinen Finger an! Wie ein wüthender Hund hat sie mich gebissen! — Wenn sie erst meine Frau ist, so habe ich in vier und zwanzig Stunden keine Nase mehr. —

Nach einer solchen Behandlung hätte ich ihr auf der Stelle gesagt, daß ich sie nicht heiraten werde. —

O nein! Ich sagte nichts! Ich entfernte mich stillschweigend; — hätte ich mich expektorirt, so wäre ich nicht aus dem Hause gekommen, ohne einen neuen

fürchterlichen Auftritt. Ich mußte Etwas ersinnen, um sie für immer los zu bekommen. Die heutige Beschämung schafft sie mir vom Halse. Vielleicht legt sie ihre abscheuliche Unverträglichkeit zum Glücke für sie und einen andern Gatten ab. Ich heirate sie nicht. Sie wird sich auch nach mir nicht mehr sehnen.

Aber die Veranlassung?

Raimund erzälte nun Alles, was der Leser bereits vernommen.

Mittlerweile schlug es sieben Uhr.

Jetzt ist es Zeit! sagte Raimund. Ich ersuche Dich, meinen Bedienten rufen zu lassen.

Der Bediente kam.

Raimund ergriff ein Blatt Papier, schrieb darauf:

„Mit Louise Gleich würde ich nur unglücklich werden. Ich heirate sie nicht!“

„Ferdinand Raimund.“

Diese Zeilen trägst Du offen, wie ich sie Dir hier übergebe, zu meiner Braut.

Sie befindet sich nicht mehr zu Hause, erwiederte der Diener. Sie ist in der Sakristei!

Desto besser! Uebergib ihr diesen Zettel dort! — Du mußt Dich aber schnell entfernen, sonst fragt man Dich, wo ich mich befinde. — Daß ich bei Bäuerle bin, darfst Du keinem Menschen verrathen, sonst entlasse ich Dich! Hast Du diesen Zettel übergeben, so komme schnell wieder hieher, Du hast noch einen Auftrag zu besorgen.

Der Bediente eilte in die Sakristei.

Ich werde einen Brief an Hofzinser schreiben, bemerkte Raimund.

Er setzte sich an den Schreibtisch und brachte Folgendes zu Papier:

„Lieber Hofzinser!

„Daß heute meine Verheiratung mit Louise
„Gleich nicht stattfinden werde, habe ich Ihnen
„bereits angezeigt. Mit diesen Zeilen melde ich
„Ihnen, daß ich gar keines Beistandes bedürfe,
„ich bin mir selbst beigestanden. Ich hei-
„rate Gleichs Tochter nicht. Sie ist hievon bereits
„unterrichtet. Lieber Leopold, Sie waren mir seit
„Jahren ein wackerer und erprobter Freund. Ich
„bedarf eines solchen. Kommen Sie so schnell als
„möglich zu Bäuerle. Bringen Sie einen Fia-
„ker mit. Bei dem Thore des Henslerischen Hau-
„ses, das nach der Fuhrmannsgasse gerichtet ist, las-
„sen Sie den Fiaker warten. Wenn es Nacht ge-
„worden, fahre ich mit Ihnen in Ihre Wohnung.
„Sie müssen mich heute Nacht bei Ihnen behalten.
„Theilen Sie Niemand mit, daß ich diese Bitte an
„Sie gestellt. Das Uebrige mündlich. Ihr

„Ferdinand Raimund."

Der Bediente kam zurück.

Hast Du mein Billet übergeben?

Ja!

Wem?

Fräulein Gleich.

Und was sagte sie?

Sie sank wie eine Leiche ihrer Mutter in die Arme.

Raimund, Du warst doch zu grausam! bemerkte Bäuerle.

Möglich! Jetzt ist es schon geschehen!

Raimund wendete sich nun an den Bedienten, übergab ihm den Brief an Hofzinser und prägte ihm ein:

Diesen Brief an Leopold Hofzinser. Du findest ihn vielleicht noch in seiner Niederlage auf dem Gra-

ben. Ist er nicht mehr in seiner Niederlage, so ist er im Kaffeehause im „Repphuhn" oder in seiner Wohnung. Suche ihn auf!

Der Bediente entsprach seinem Auftrage.

Kaum war der Bediente fort, so geschah ein starker Riß an der Thürglocke.

Es wird doch mein Diener Niemandem verrathen haben, daß ich bei Dir bin! sagte Raimund. Ich retirire mich? Wer es auch sei, sprich zu Jedermann: ich sei wohl hier gewesen, aber bald hierauf nach Hitzing gefahren.

Doktor Dangel trat ein.

Doktor Dangel war seiner Zeit einer der geschicktesten Aerzte Wiens. Er war eben so reich an medizinischen Kenntnissen, als glücklich in seiner Praxis; nebenbei ein Mann von bedeutendem Vermögen. Sein großer Ruf als Arzt, seine brillante Stellung, sein namhaftes Kapital brachten ihn in eine ganz unabhängige Lage; diese verlieh ihm eine gewisse Ungenirtheit. Er war ein Feind aller Komplimente, sprach immer, wie er dachte; stieß bei Reichen und Vornehmen häufig wegen seiner Derbheit an; dies hinderte ihn aber nicht, seine Geradheit und Offenheit zu bewahren und oft sogar gegen Leute grob zu werden, die ihrer Geburt, ihrer Stellung, oder ihres Geldes wegen von ihm ein geschmeidigeres Benehmen, weil sie splendid honorirten, verlangten.

Seinen Freunden diente Dangel uneigennützig; Unbemittelten und Armen widmete er seine Hilfe unentgeltlich, und scheute selbst kein Opfer Nothleidenden gegenüber. Wer ihn gekannt hat, wird ihm das Zeugniß eines Ehrenmannes und wahren Menschenfreundes nicht versagen.

Als er bei Bäuerle eintrat, sagte er:

Wo ist denn der Hansdampf, der Raimund?

Raimund hatte kaum die Stimme seines Arztes erkannt, so kam er auch schon aus seinem Verstecke.

Sie haben eine schöne Geschichte angefangen! redete ihn der Doktor an. Jetzt weiß ich erst den ganzen Zusammenhang! Eine solche Rache zu nehmen! Doch Sie wird die Strafe schon ereilen! Treten Sie nur wieder auf! Das Publikum wird Sie Ihr Betragen empfinden lassen! Einen Monat lang werden Sie, so oft Sie spielen, ausgepfiffen und ich pfeife mit!

Was geht das Publikum mein Betragen außer dem Theater an!

So? Haben Sie das Publikum nicht ebenso wie die arme Louise mißhandelt? Die vielen Freunde, welche Sie besitzen, die vielen Gönner, die Sie sich als Künstler erworben, alle wurden in die Kirche gezogen, um Ihnen ihre Theilnahme zu bezeigen. Alle diese Personen wurden in demselben Grade von Ihnen genarrt, wie Ihre Braut beschimpft wurde! Sogar der ehrwürdige Pfarrer Gorbach wurde von Ihnen mißachtet! Beträgt sich wohl auf solche Weise ein Mann von Bildung, von Ehre? Ein Christ!

Man hat Beispiele, daß Braut und Bräutigam schon vor dem Altare standen, daß die Zeremonie schon begonnen hatte und daß, als Eines von den Brautleuten das „Ja" auszusprechen hatte, ein vernehmliches „Nein" hören ließ. So weit habe ich es nicht kommen lassen.

Hätten Sie auch dies gethan, so würden Sie schon in der Kirche, die Entrüstung des Volkes kennen gelernt haben. Wissen Sie von wem ich jetzt komme? von Ihrer Braut komme ich. Als Arzt wurde ich zu ihr gerufen. Sie liegt im Fieber dahin. Es ist möglich, daß ihr die zugefügte Beschämung und

Beschimpfung sogar eine lebensgefährliche Krankheit zuzieht.

Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt. Ich war zu entrüstet über ihr abscheuliches Betragen. —

Ich weiß Alles, die Mutter und der Bruder Louisens haben mir die ärgerliche Szene getreu geschildert. Es könnte dagegen auch nicht so leicht Jemand Etwas einwenden, wenn Sie in dem Augenblicke, als Sie mit Ihrem „wunden Finger" bei mir waren, Ihrer Braut geschrieben: „Ich heirate ein so jähzorniges Frauenzimmer nicht!" aber anderthalb Stunden über die Kopulations-Stunde zu warten, die Aermste und ihre bedauernswerthen Eltern in die Kirche zu locken, Ihren eigenen Direktor und die gesammte Schauspieler-Gesellschaft zu foppen, das Publikum, ich muß dieses Wort wählen, obgleich es in einer Kirche kein Publikum gibt, zu mistifiziren, dieselben Personen, welche das Theater besuchen, zu dupiren, und einen Priester in seiner heiligen Handlung nicht zu respektiren, das ist abscheulich und verdient exemplarische Strafe!

Ich glaubte nicht, daß Louise schon in der Kirche sein würde. Ich vermuthete sie noch zu Hause; erst mein Bedienter meldete mir, daß sie bereits in der Sakristei sei. —

Ganz natürlich! Sie wünschten es ja ausdrücklich, daß sie sich dahin begeben möchte, weil Sie allein mit Ihrem Beistande Punkt sechs Uhr dahin kommen würden. —

Dies wünschte ich, aber vor unserm Zanke. —

Um das unglückliche Opfer desto sicherer in die Falle zu führen.

Mir ist leid, daß ich in meiner Unüberlegtheit so viele schätzenswerthe Personen gegen mich aufgebracht habe. —

Die „schätzenswerthen Personen“ werden Ihnen zeigen, daß sie Ihre Launen nicht so leicht hinnehmen! — Wann haben Sie denn wieder zu thun auf dem Theater?

Morgen!

Ich gratulire Ihnen. Das wird einen Spektakel geben!

Ich fürchte mich nicht! Wenn man mich auszischt, werde ich an die Lampen treten, und dem Publikum erzälen, was mich veranlaßt hat, so zu handeln.

Wähnen Sie, daß die Polizei noch einen zweiten Skandal wird vorbereiten lassen?

Was soll ich also thun?

Heiraten! Und nicht eher auftreten, bis Sie nicht verheiratet sind, dann soll Ihre Frau zugleich mit Ihnen auftreten und insbesondere lassen Sie noch in der „Theaterzeitung“ eine submisse Erklärung einrücken, zu welcher Herr Bäuerle mit Vergnügen die Spalten seines Blattes hergeben wird.

Ich wäre dafür, bemerkte Bäuerle, daß Raimund so schnell als möglich eine Art Entschuldigung abdrucken ließe, vielleicht mit einer Hinweisung auf seinen Wunsch, diese ärgerliche Geschichte auf das schicklichste auszugleichen —

Und etwa gar mit dem Versprechen, fiel Raimund ein, mich aus lauter Zerknirschung absichtlich unglücklich verheiraten zu wollen. Eher — —

Betheuern und beschwören Sie nichts! rief Dangel. Es wird Ihnen doch nichts anderes zu thun übrig bleiben, als zu heiraten, vorausgesetzt, daß Louise Gleich dem Manne noch ihre Hand reicht, der sie auf eine so abscheuliche Art blamirte. Wenn ich die gekränkte Braut wäre, vor mir könnten Sie von Pfingsten bis Neujahr auf den Knien herumrutschen, ich nähme Sie nicht!

O warum sind Sie nicht Louise Gleich, die gekränkte Braut! lachte Raimund.

Mit Ihnen kann man nicht sprechen, entgegnete der Doktor, Sie haben einen noch starreren Eisenkopf, als die bedauernswerthe Gleich. — Als Ihr Freund habe ich mit Ihnen gesprochen, jetzt rede ich als Arzt: Was macht Ihr Finger? Zeigen Sie ihn mir.

Raimund zeigte den kranken Finger.

Sehen Sie, sagte Doktor Dangel, Ihr Finger ist gescheidter als Sie! An Ihrem Finger ist die Entzündung schon gewichen; aber in Ihrem Gehirne befindet sie sich noch! Ich werde Ihnen auf den Kopf ebenfalls kalte Umschläge verordnen. — Guten Abend, Herr Bäuerle, gute Besserung, Herr Raimund!

Mit diesen Worten empfahl sich der Doktor.

Bald nachdem der Doktor sich entfernt hatte, erschien Hofzinser.

Leopold Hofzinser war seinem Freunde Raimund so ergeben, daß er, in derselben Sache um seine Meinung befragt, gar keine Meinung hatte. Endlich gab er Raimund über seine Handlungsweise seinen Beifall. Die Veranlassung hiezu war folgende:

Leopold Hofzinser schrieb damals eine Menge schlechter Stücke für das Leopoldstädter-Theater. Ignaz Schuster wies die Rollen in Hofzinsers Stücken zurück; Raimund spielte sie. Dessenungeachtet fielen die miserablen Machwerke durch. — Hofzinser brachte noch immer neue unglückliche Geisteskinder zur Welt. Wäre der desparate Dichter auf der Seite der öffentlichen Meinung über Raimund gewesen, so hätte dieser Hofzinsers Ausgeburten wahrscheinlich ebenfalls zurückgewiesen.

Hofzinser nahm Raimund in Schutz, und führte ihn nach Hause, aber Raimund ver-

wünschte später die Rathschläge, welche er von Leopold Hofzinser erhalten.

27. Das Publikum Wiens geht mit seinem Lieblinge strenge in's Gericht.

Doktor Dangel war ein Profet.

Am andern Tage nach der ärgerlichen Szene stand Raimunds Name auf der Theater-Affiche.

Es wurde eine Pantomime und derselben vorausgehend, ein Stück in einem Akte: „Die Gunst der Kleinen" oder „die Hintertreppe" nach dem Französischen von Rosenau aufgeführt. Dieses Stück gefiel wegen Raimunds vortrefflichem Spiele. Raimund stellte einen Barbier dar, und sein Humor, seine drolligen Einfälle veranlaßten, daß die Bluette mit einer neuen Pantomime noch acht Tage hindurch volle Häuser versprach.

An jenem Abende war der Zudrang so groß, daß schon um halb sechs Uhr Niemand mehr zu seinem Sperrsitz gelangen konnte.

Leute, welche Tags vorher in ihrem Enthusiasmus sich für Raimund aufgeopfert hätten, erschienen als seine heftigsten Gegner; seine wirklichen Feinde, zum Glücke eine geringe Anzahl, fehlten auch nicht; am stärksten war jedoch die Zahl der „Juxmacher" vertreten, an welchen es in den Vorstadttheatern nie fehlt, und welche das Ehrwürdigste auspfeifen, wird ihnen dadurch nur ein Spaß geboten. — Zu diesen Leuten gesellten sich noch die sogenannten „Sittenrichter," die stets die Worte im Munde führen: „Ich bin ein honnetter Mensch, aber mein Nebenmensch ist ein Lump!" Den großen Bund, der sich gebildet, einen wehrlosen Schauspieler mit Geifer zu besudeln und einen Einzel-

nen, im Angesichte von Tausenden zu verhöhnen, diesen großen Bund machten die Klatschsüchtigen vollzählig; die schmählichen Weiber, welche in der Kirche schon ihre Schandmäuler schliffen und nun einen ganzen Kanonenpark giftiger Kartätschen bildeten, von welcher jede einzelne Kugel ein Stück Ehre hätte wegreißen und den armen Raimund in Fetzen zerfleischen sollen.

Zu jener Zeit lebten in der Jägerzeile, in der Nähe des „blechernen Thurmes" drei Schwestern. Sie waren zusammen 210 Jahre alt. Nie kannten sie das süße Gefühl der Liebe, nie nahte sich ihnen ein Mann, denn obgleich in ihrer Jugend, in der Zeit der Neunziger Jahre, nicht häßlich, wie die Leopoldstädter Chronik schrieb, auch im Besitze eines hübschen Vermögens, so flüchtete doch Jeder vor ihren Stachelzungen; weshalb sie auch unter dem Namen „die Ehrabschneiderinnen" bekannt waren. — Diese drei Ungethüme hatten noch ein paar Freundinnen; eine Witwe, welche seit fünfzig Jahren einen zweiten Gatten suchte und ihre Tochter, 49 Jahre alt, die ebenfalls keinen Mann erhielt, weil sie aussah, als wären ihr die Füße bei den Knieen abgenommen und sie gezwungen, nur auf den „Stumpfen" herumzugehen. Diese Fünf, welche keine Zeit mehr in solcher Vollkommenheit der Schmähsucht, zusammen bringt, welche jeden Mann haßten, weil keiner sie nur eines Blickes würdigte; welche Jedem Rache schwuren, der nicht heiraten wollte, diese fünf hatten Sperrsitze im Parterre in einer Reihe genommen. Die Beschimpfungen, welche diese fünf Entsetzlichen dem armen Raimund zudachten, wären genügend gewesen, ihn zu demüthigen, aber es waren noch 1500 im Theater, welche eben so dachten wie diese fünf Auswürflinge, welche letztere geeignet gewesen wären, nach ihrem Tode in einem Naturalienkabinet, als Kreuzotter, Blindschlei-

che, schwarze Viper, Giftwurm und Klapperschlange ausgestopft zu werden.

Nehmen Sie keine Eier mit? fragte die älteste der drei Schwestern, die Witwe und Mutter des Fräuleins mit den amputirten Füßen.

Nein, sagte diese, aber meine Kreszenz hat recht weiche Bergamotten-Birn in ihrem Ridikül; wenn der Raimund nicht fußfällig abbittet und gelobt auf der Stelle in die Kirche zu laufen und sich kopuliren zu lassen, so bekommt er ein paar saftige Bergamotten ins Gesicht. Meine Kreszenz hat sich schon den ganzen Tag geübt im Werfen; wir haben einen Neptun auf unserm Hausbrunn, der hat heute wenigstens dreißig Birn an den Kopf bekommen. Er sieht jetzt ganz marmorirt aus!

Wir appliziren weiche Eier! sagte das alte Fräulein, welche schon zu Maria Theresens Zeiten zur Fußwaschung hätte angenommen werden sollen.

Hinter den Koulissen auf der Bühne war es verhältnißmäßig eben so voll, wie im Zuschauerraume des Theaters.

Vergebens ersuchte der inspizirende Polizei-Kommissär die Zudringlichen, das Theater zu räumen, vergebens rief der Regisseur Swoboda, der die Gabe hatte recht anständig grob sein zu können: Ich lasse durch zwölf Mann Grenadier die „Bagasche" hinaustreiben! Vergebens flehte der Feldwebel: „Meine Herren, verlassen Sie das Theater, ich verliere meinen Dienst, wenn Sie nicht weichen!" — Es half Alles nichts; das Gedränge wurde immer dichter. Diese Leute wären recht gerne neben Raimund vor die Lampen getreten, nur um den zu erwartenden Skandal recht in der Nähe zu sehen.

Als Regisseur Swoboda wirklich Miene machte, Grenadiere kommen zu lassen, sagte Raimund:

Lassen Sie die Herren doch! — Auf dem Theater werden sie mich nicht insultiren; müssen sie aber das Theater verlassen, so riskire ich noch, daß sie mich auf der Straße auspfeifen.

Das Stück begann.

In der vierten Szene erschien Raimund.

Er trat wie immer, im Geist seiner Rolle, hinaus nicht frech, nicht burschikos, aber auch nicht submiß oder zerknirscht.

Es klang im vollen Hause, als wäre die Decke eingestürzt und ein Geheul erdröhne aus den Ruinen.

Es war kein vereinzeltes Zischen, Pfeifen, Pochen; es waren Salven von den schauerlichsten Mißtönen, darunter grelles Lachen, unartikulirtes Schreien, Höhnen, Rufen, Brüllen, Toben.

Raimund starrte das Haus, welches mit tausend Teufeln und Hexen besetzt zu sein schien, an. Hierauf verneigte er sich wie Einer, der sich in sein Schicksal ergibt und ließ den Rasenden freien Spielraum. Sie tobten wohl sechs Minuten.

Endlich schrie eine Stimme, wie aus einem Sprachrohre tönend, von der dritten Gallerie:

„Stad! Röden lassen!“

Eine andere Stimme, ebenfalls von der dritten Gallerie, rief in tiefem Bierbasse: ’s Maul halt’s, Sauvolk da drunt!

Ein ungeheueres Gelächter ertönte.

Es entstand eine Pause.

Raimund faßte Muth, und begann mit seiner Rolle.

Aber nun ging es von Neuem an.

Das Pfeifen, Toben, das Trommeln mit Stöcken wurde noch heftiger.

Raimund verneigte sich und ging.

Die Kourtine wurde herabgelassen.

Allein damit war das erzürnte Parterre nicht zufrieden.

Raimund heraus! lärmte man.

Man klatschte und trommelte.

Man schlug die gepolsterten Bretter der Sperrsitze auf und nieder.

Aufziehen! rief Raimund dem Theatermeister zu. — Man wird mich wol sprechen lassen.

Sie dürfen sonst nichts sprechen, als was zu Ihrer Rolle gehört, ermahnte der inspizirende Kommissär.

Dann wünsche ich gute Nacht! sagte Raimund. Ich gehe nach Hause.

Er ging.

Der Spektakel dauerte fort.

Als das Theater wirklich in Gefahr stand, beschädigt zu werden, als bereits Bänke gebrochen und Sperrsitze zertrümmert wurden, trat der Regisseur Swoboda vor die Kourtine und meldete:

„Herr Raimund fühlt sich unwol! Er läßt um Entschuldigung bitten, daß er die „Unterhaltung“ stören muß. Die Pantomime wird sogleich beginnen!“

Er verneigte sich und ging.

Ein Theil der Versammelten applaudirte.

Es geschieht dies häufig im Theater, daß jede Meldung von der Bühne herab, mit Bravo und Applaus begrüßt wird.

Als in demselben Theater während der Aufführung einer Pantomime, ein Grotesk-Tänzer von einer schweren Holztreppe erschlagen wurde und augenblicklich todt blieb, meldete der Regisseur Fermier dem Publikum diesen traurigen Unfall mit den Worten:

„Das angekündigte Pas de trois kann nicht getanzt werden. Eine schwere Treppe ist herabgestürzt und hat den Tänzer Elfernicht, erschlagen. Er ist augenblicklich todt geblieben!“

Bravo! schrie man im Parterre.

So waren auch an jenem Abende Viele bereit, dem Regisseur Swoboda ein Bravo zuzurufen. Hinterher fiel es ihnen aber ein, daß er sie gehöhnt hatte, als er die Worte sprach:

„Raimund lasse um Entschuldigung bitten, daß er die Unterhaltung stören müsse.“

Das Publikum hätte nun gerne Swoboda gerufen und diesen statt Raimund verhöhnt, allein die Lärmer waren schon zu heiser.

Als die „Juxmacher“ bemerkten, daß Niemand mehr zu beschimpfen sei, so verließen sie das Schauspielhaus und zerstreuten sich in den hundert Bierkneipen der Leopoldstadt.

Die zahlreichen Hexen des Leopoldstädter Parterres durchwandelten die Jägerzeile, blieben schockweise an den Fenstern Raimunds und Louisens stehen, lästerten an den Fenstern des ersteren unverschämt, und lobten an den Fenstern der Verstoßenen dieselbe ebenso unverschämt.

Ihr Lob und ihr Tadel gingen spurlos vorüber.

Als Raimund nach Hause kam, trat Regisseur Swoboda bei ihm ein:

Ich komme von dem Herrn Direktor, sagte er. Er läßt Ihnen mittheilen, daß Sie acht Tage Ruhe haben sollen. Es wird die neue Pantomime fortgegeben, und Herr Schuster wird in mehreren kleinen Stücken spielen.

Gott bewahre! versetzte Raimund. So lange mir die Behörde nicht verbietet, aufzutreten, spiele ich alle Tage. Das Publikum hat mich heute bestraft, morgen hat es schon wieder verziehen. Ich bedinge es mir ausdrücklich, fortspielen zu können, und ist das Publikum bis morgen und übermorgen nicht versöhnt, so macht ja Herr Huber sehr gute Geschäfte, wenn er mich

auftreten läßt; so voll war ja das Theater nicht, so lange es besteht.

Ich werde es dem Direktor melden! erwiederte Swoboda.

Am andern Tage stand Raimunds Name wieder auf dem Theaterzettel.

Man nannte es „Unverschämtheit," daß er schon wieder spiele!

Das Theater wurde zwar nicht so voll wie am Abende vorher; aber der größte Theil der Schimpfer, Schreier, Lästerer, der Juxmacher war wieder da.

Wir werden die Leser nicht mit erneuerten Schilderungen der Pöbelszenen, welche sich bei Raimunds Auftreten wiederholten, ermüden; die Entrüstung gegen ihn dehnte sich auf vier Abende aus. Dies war gegen Raimunds schlimmste Erwartungen.

Der ehrgeizige Künstler, dem die Achtung des Publikums über Alles ging, konnte diese Behandlung nicht vertragen.

Am meisten schmerzte es ihn, daß sogar ein hoher Herr, der bisher immer Raimunds Gönner war, in seiner Loge auffallend gegen ihn Partei nahm. Bei jedesmaligem Auftreten Raimunds, wendete ihm der hohe Herr den Rücken zu, und als Raimund einmal einige Worte an das Publikum richten wollte, erhob er sich, zischte, und ging dann aus seiner Loge mit großem Geräusche.

Raimund trat zurück, und die Kourtine mußte wieder herabgelassen werden.

Als Raimund in die Kouliſſe trat, sagte er zu dem Regisseur Schikaneder:

Haben Sie bemerkt, sogar der Fürst ***** ist gegen mich! Er, der mir sonst so gewogen war!

Der Fürst ist vielleicht am meisten gegen Sie, versetzte Schikaneder. Er hat sich geäußert: „Ich

werde das Theater in der Leopoldstadt nicht länger besuchen, an welchem ein Schauspieler wie Raimund engagirt ist, dem so wenig an der öffentlichen Meinung gelegen ist! — Dieser Raimund ist doch gar zu pöbelhaft! Vor kurzem schlug er eine Dame im Angesichte des Publikums und mußte dafür eine Polizeistrafe verbüßen, jetzt erlaubte er sich einen noch häßlicheren Skandal. Man riskirt von diesem Menschen, der nicht die geringste Erziehung genoß, noch gemeinere Brutalitäten erleben zu müssen.

Zu wem hat der Fürst dies gesagt?

Zu Sartori, Ignaz Schuster und zu mir, als wir ihn gestern zum nahen Benefize für die Leopoldstädter-Armen einluden.

Ich bitte Sie, Herr Raimund, fuhr Schikaneder fort, mir diese offenherzige Mittheilung nicht übel zu nehmen, Sartori und Ignaz Schuster wollten sie Ihnen nicht mittheilen, aber ich muß sie Ihnen sagen; der Direktor hat mich hiezu aufgefordert, weil er fürchtet, daß wenn der Fürst ****** unser Theater meidet, am Ende der übrige hohe Adel, der so gerne unsere Vorstellungen besucht, ebenfalls weg bleibt. — Bei diesem Anlasse machte der Fürst ****** Ignaz Schuster ein sehr artiges Kompliment, indem er sagte: Man begreift es sehr gut, weshalb Sie sich so großer Achtung erfreuen; Ihr bescheidenes, anständiges Benehmen auch im bürgerlichen Leben, verschafft Ihnen die lauteste Anerkennung.

So? Schuster stellt man mir zum Muster hin! Das soll nicht so bleiben! versetzte Raimund. Morgen lasse ich mich bei dem Fürsten melden. Sein Sekretär soll ihn vorbereiten, daß ich gekommen sei, mein Vergehen gut zu machen. Ich will dem Fürsten zeigen, daß ich auch zu leben wisse.

Ich glaube nicht, daß sich der Fürst herbeilassen

wird, Sie anzuhören, indeß versuchen Sie es; auf jeden Fall werden Sie ihn milder in seinen Ansichten gegen Sie stimmen.

28. Ein hoher Vermittler.

Am andern Morgen verfügte sich Raimund wirklich zu dem Fürsten ******.

Der Sekretär wurde von dem Anliegen Raimunds unterrichtet.

Raimund ersuchte den Sekretär, den Fürsten zu bitten, ihn vorzulassen.

Der Sekretär betrachtete den geängstigten Künstler in einem fort, und konnte nur sehr schwer sein Lachen unterdrücken.

Lachen Sie nicht, Herr Wendler, sagte Raimund; mir ist gar nicht lächerlich zu Muthe.

Ich lache nicht über Ihr Unglück, sondern über Ihre außerordentliche Zerstreutheit! — entgegnete Wendler. Ich werde Sie melden. Seine Durchlaucht befinden sich so eben mit einigen Freunden beim Dejeuner. —

Dann bitte ich mich nicht zu melden. Meine Bitte kann ich dem Fürsten nur unter vier Augen vortragen.

Wie Sie es wünschen, versetzte Wendler; obgleich sich gerade heute zwei Herren bei Sr. Durchlaucht befinden, die Sie, Herr Raimund, über Ihre „unterbrochene Hochzeit“ sehr in Schutz nehmen. — Der Oberst Baron H**** hat sich geäußert, daß Ihr Temperament zu berücksichtigen sei; daß er der Oberste, wenn sich bei seinem Regimente ein Uhlane Etwas zu Schulden kommen ließ, immer das Temperament des Strafbaren ins Auge faßte, und Vergehen, durch leicht aufwallendes Blut begangen, nie habe stren-

ge bestrafen lassen. — Graf P**** erwiederte hierauf unverholen: „Ich bemerke nur, daß sich das Publikum in Privatangelegenheiten nicht zu mischen hat; ob ein Schauspieler heirate, oder nicht heirate, geht das Publikum nichts an. — Daß es mit der Braut in die Kirche genarrt wurde, kann das Publikum nicht übel nehmen; hat es Raimund zu seiner Hochzeit eingeladen? Nein, es kam aus Neugierde; es ist bei solchen Gelegenheiten immer bei der Hand. Am letzten Faschingsonntage ließen sich in der Kirche auf dem Schottenfelde zwei Buckliche trauen; Braut und Bräutigam hatten jedes einen Höcker. Ein paar tausend Menschen strömten in die Kirche. War dieses Theilnahme? War es Andacht? Nein, ein paar arme Buckliche wollten sie am Altare knien sehen, und einen Spaß haben. — Es geschieht den neugierigen Gaffern ganz recht, wenn sie einmal in ihren Erwartungen getäuscht werden. — Uibrigens, setzte der Graf hinzu, heirate ich ein Frauenzimmer ebenfalls nicht, das mich am Tage der Trauung in den Finger beißt!" —

Ein charmanter Mann, dieser Graf P****! bemerkte Raimund. Gott sei Dank! so gibt es in Wien doch noch Menschen, die mich nicht unbedingt verdammen! — Seien Sie so gefällig, Herr Sekretär und bereiten Sie den Fürsten auf mein Anliegen vor. Ich werde hier warten.

Neuerdings mußte der Sekretär lachen, verfügte sich aber sogleich zum Fürsten.

Auf einmal hörte Raimund ein schallendes Gelächter. —

Ich glaube, die hohe Gesellschaft lacht mich gemeinen Menschen aus! sprach Raimund. Auslachen lasse ich mich nicht! — Mir bleibt ja noch immer ein Ausweg über; — ich muß ja nicht in Wien sterben. — In Berlin wird man blos den Schau-

spieler beurtheilen und sich den Teufel darum bekümmern, ob er Bräutigam sein wollte oder nicht.

Raimund hörte jetzt noch stärker lachen.

Ich empfehle mich Ihnen, sagte Raimund. Ich höre es zwar gerne, wenn man über mich lacht, aber in einem solchen Augenblicke bedanke ich mich! — Schon der Sekretär hatte zu thun, daß er mir nicht ins Gesicht lachte! — Auf ähnliche Menschen stößt ein Komiker zwar öfter! Sie lachen über ihn und wenn ihn auch ein Unglück trifft! Sie glauben, man spiele immer Komödie! — Wie lange ist es, so haben mich die Josefstädter „Adam Kratzerl“ geheißen, wenn ich gleich bei einem Leichenbegängnisse hinter dem Sarge einhergeschritten bin.

Das Gelächter bei dem Dejeuner des Fürsten erreichte jetzt seinen Kulminationspunkt.

Ei, die hohen Herren gehen damit um, sich aus meiner Bedrängniß einen Jux zu machen, sagte Raimund. Diesen Jux sollen sie nicht haben.

Raimund eilte durch das Vorzimmer und wollte über die Hintertreppe, da ereilte ihn noch der Sekretär.

Herr Raimund, wo wollen Sie hin? fragte der Sekretär; Seine Durchlaucht wünschen Sie ja zu sprechen!

Ich hörte in dem Zimmer des Fürsten drei Mal so laut und so sonderbar lachen, daß ich fürchtete, verspottet zu werden und lieber fort wollte. — Wenn ich von Seiner Durchlaucht Hohn, statt Hülfe zu erwarten hätte, so müßte ich mich für die Audienz in tiefster Ergebenheit bedanken. — Ich habe so eben einen kleinen Monolog gehalten. Ich habe zu mir gesagt: „Ich muß ja nicht in Wien sterben! — In „Berlin wird man blos den Schauspieler beur„theilen, und sich den Teufel darum bekümmern, ob „er Bräutigam sein wollte oder nicht!“

Treten Sie nur immer bei Seiner Durchlaucht ein. Er wird Sie freundlich empfangen, besonders wie Sie heute aussehen!

Raimund überhörte dies, oder legte den Worten des Sekretärs einen andern Sinn unter. Er pochte bescheiden an das Empfangszimmer des Fürsten und trat ein.

Ein schallendes Gelächter empfing ihn.

Raimund bebte erschrocken zurück.

Der Fürst wollte Raimund ansprechen, aber er warf abermals einen Blick auf den scheu sich zurückziehenden Supplikanten und lachte nur noch mehr.

Raimund betrachtete sich plötzlich. —

Zu seinem Entsetzen entdeckte er, daß er in seiner Zerstreuung in denselben Kleidern sich befinde, welche er abends vorher als „Barbier" in der „Gunst der Kleinen" getragen hatte.

Er erschrack heftig, stammelte einige Worte, und wollte bestürzt zur Thüre hinaus.

Bleiben Sie, sagte der Fürst. Sie beehren mich in einem Kostüme, das seit mehreren Abenden das Unglück erlebte, von Ihnen in einer Situation getragen zu werden, die für Sie nicht die angenehmste war. Sie hatten ganz Recht, auch bei mir in diesen Kleidern zu erscheinen, obgleich Sie hier nicht über die „Hintertreppe" zu kommen nöthig hatten.

Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, Euer Durchlaucht, entgegnete Raimund. Wenn ich seit fünf Tagen den Kopf verloren, so ist dies nicht Wunder zu nehmen. Gestern hat mir zu meiner größten Kränkung auch noch der Regisseur Schikaneder, mitgetheilt, wie sehr meine Handlungsweise Euer Durchlaucht entrüstete. Ich irrte die ganze Nacht in meinem Zimmer herum wie ein Verzweifelter; ich vergaß mich um- und auszukleiden; wie ich vom Theater

nach Hause kam, so blieb ich — ja ich blieb in denselben Kleidern bis zu dem Momente, in welchem ich die Ehre hatte, vor Euer Durchlaucht zu erscheinen. Nichts anders denkend, fühlend als meinen Kummer, erhöht noch durch den Gedanken, die unschätzbare Gunst meines hohen Gönners verwirkt zu haben, kam ich hieher, nur meine Lage, nicht meinen Anzug beachtend. Zudem kommt noch, daß ich im Henslerschen Hause wohne, daß ich bis hieher nicht fünf Schritte zu machen hatte, daß ich durch das kleine Thürchen in Euer Durchlaucht Hause herein kam und wirklich über die Hintertreppe schlich, um zu dem Herrn Sekretär zu gelangen. Euer Durchlaucht geruhen nun zu erlauben, daß ich schnell nach Hause eile, um mich in ein schwarzes Kleid zu werfen und in einem respektvollen Anzuge vor Euer Durchlaucht wieder erscheinen zu können.

Zu Ihren kopflosen Streichen, erwiederte der Fürst, paßt dieser Anzug wohl am besten! — Doch keine Vorwürfe, fuhr der Fürst fort. — Sie wollen Ihre Unbesonnenheit gut machen, referirte mir mein Sekretär; ich hörte dies mit Vergnügen! — Setzen Sie sich zu uns, Herr Raimund, frühstücken Sie mit uns, und lassen Sie hören, auf welche Art, Sie gut machen wollen, was Sie — verbrochen. — Die arme Gleich dauert mich sehr. Ich habe mich gestern nach ihrem Befinden erkundigen lassen. Sie ist sehr krank. — Doktor Dangel findet in seinem Rezeptenbuche das Heilmittel nicht, was ihr helfen kann. Es muß ein anderer Arzt kommen, und dieser Arzt müssen Sie sein! — Sie haben sie krank gemacht, Sie müssen sie auch wieder gesund machen.

Ich will es auch! erwiederte Raimund, aber ich kann mich ihr nicht nähern?

Nicht? Soll sie, die beispiellos Gekränkte, Sie wol noch aufsuchen und vielleicht demüthig bitten, daß

Sie ihren auf die schimpflichste Weise angetasteten Ruf wieder zu Ehren bringen?

Nein, so habe ich es nicht gemeint, Euer Durchlaucht; ich meinte nur, daß es für mich gewagt sei, mich ihr zu nähern. Wenn sie mich etwa nicht anhört, mich nicht vor ihr erscheinen läßt? —

Dann schreiben Sie ihr! versetzte Graf B***.

O, mein Herr Graf, entgegnete Raimund, da würde ich erst recht blamirt! Ich kenne Louisens Vater; der alte Gleich ist im Stande, meinen Brief im „Sammler" abdrucken zu lassen, und eine Antwort darunter, die für mich schimpflicher würde, als das rohe Benehmen im Theater.

Schmähen Sie das Publicum nicht! Es hat ritterlich gefochten für eine verlassene Dame. —

Das war ritterlich? Statt eine Lanze zu brechen, hat es ein paar Dutzend Bänke zusammengeschlagen. Nein, mein gnädiger Fürst, Ritter waren nicht im Leopoldstädter-Parterre; Ritter kämpfen nicht Hunderte gegen Einen, gegen Einen, der mit offenem Antlitz vor ihnen erscheint, indeß die Unbarmherzigen vermummt, ich möchte sagen, mit geschlossenem Visier, aus der bekannten Finsterniß des Leopoldstädter Schauspielhauses tausend Dolche auf diesen unglücklichen Einen schleuderten. Zur Ritterszeit hätte man diese Leute — Troßbuben genannt.

Es ist wahr! sagte der Oberste, es war häßlich, was man sich gegen Sie heraus nahm. Das eigentliche Publicum Wiens, die honnetten Leute, tadeln wol Ihr Benehmen, aber die Honnetten schämen sich auch, daß in Wien solche pöbelhafte Szenen vorfallen konnten.

Skandal für Skandal! versetzte der Fürst. Nicht mehr als billig! Was werden Sie nun thun,

Herr Raimund, daß der Skandal sich nicht mehr erneuere.

Ich könnte sagen, der Gescheidtere gibt nach! erwiederte Raimund, aber ich weiß nicht, ob es gescheidt ist, wenn ich Louise Gleich heirate. Dennoch heirate ich sie und bitte Euere Durchlaucht so gnädig sein zu wollen, diese Heirat zu Stande zu bringen.

Ich? — wie wäre dies möglich!

Ei, möglich ist's Dir schon! bemerkte Graf P****. Laß' den Vater Louisens kommen, sag' ihm, Du wolltest die Sache vermitteln, wenn Louise gegen Ferdinand nicht Widerwillen empfände. —

Und empfindet sie Widerwillen? fragte der Fürst.

Dann heiratet sie Herr Ferdinand nicht, versetzte der Graf. Das Publikum wird hievon schon durch irgend eine Zeitung in Kenntniß gesetzt werden.

Euere Durchlaucht, bat Raimund, geruhen Sie einen Versuch zu machen.

Hoffen Sie auf Erfolg?

Gewiß. Louise haßt mich ja nicht! Nicht ihre Abneigung, nein, ihre Widerspenstigkeit hat uns auseinander gebracht. —

Ich will den Versuch sogleich machen! sagte der Fürst.

Der Fürst klingelte.

Ein Bedienter trat ein.

Mein Sekretär möge kommen!

Der Sekretär erschien.

Der Fürst führte ihn in sein Kabinet und sprach lange mit ihm.

Endlich trat der Fürst wieder in das Empfangszimmer.

Fräulein Gleich wird höchstens in einer Viertelstunde ein Billet von mir erhalten. Wir wollen sehen, welche Wirkung dasselbe machen wird.

Euer Durchlaucht, empfangen Sie meinen innigsten Dank; sagte Raimund, erlauben Sie, daß ich mich jetzt entferne und mich umkleide. Was müßte die Mutter Gleich von mir denken, welche ganz bestimmt die Antwort persönlich überbringt, ich kenne nicht nur diese Mutter, ich kenne die Mütter! — Wenn Mutter Gleich mich in diesem Anzuge bei Euer Durchlaucht fände, was würde sie sagen!

Sie haben Recht! erwiederte der Fürst. Mein Kammerdiener wird Ihnen einen Uiberrock geben, damit man nicht lacht, wenn Sie über die Hintertreppe am hellen Tage als Barbier nach Hause gehen. — Eilen Sie, Herr Raimund, damit Sie früher bei mir sind, als die Antwort auf meinen Brief anlangt.

* * *

Louise noch immer leidend, aber nicht mehr in ihrem tiefsten Herzen so verwundet, wie damals als sie nach der Kirche nach Hause kam, stand bereits am Fenster und zerstreute sich einigermaßen durch die lange Reihe prachtvoller Karossen, welche durch die Jägerzeile nach dem Prater fuhr.

Sie war nicht ohne Hoffnung, denn der Fürst, ein überaus gutherziger alter Herr, hatte den alten Gleich durch drei Tage bei sich gesehen, und diesem stets den Trost an die Tochter mitgegeben, daß der Fürst es so einrichten werde, daß Raimund sein Unrecht wieder gut machen müsse; deßhalb richtete er auch jene strengen Worte über Raimund, an Sartori, Schikaneder und Ignaz Schuster; deßhalb erhob der Fürst auch Ignaz Schuster als ein Muster von feinem Benehmen u. s. w., weil der Fürst wohl wußte, daß eine Bevorzugung Schusters, in welcher Sache es immer geschehen möge, Raimund mehr als der Unwillen zügelloser Theaterbesucher, anderen Sinnes

machen würde. — Louise richteten die Verheißungen des Fürsten auf; als endlich der Brief des „guten alten Herrn" anlangte, da rief Louise, als sie ihn gelesen, freudig aus:

Tausend Dank Seiner Durchlaucht! Sagen Sie dem Fürsten, daß er ein Zauberer, und ich bereit sei, zu jeder Stunde, wenn es Seine Durchlaucht wünscht, mit meiner Mutter und meinem Vater vor ihm zu erscheinen.

Lesen Sie den Brief doch zu Ende! sagte der Sekretär.

Mutter! Mutter! rief Louise freudig, der Fürst ladet uns für morgen zum Diner ein! Raimund wird ebenfalls zur Tafel kommen. —

Er wird schon heute bei Seiner Durchlaucht speisen! bemerkte der Sekretär.

Wie sieht Raimund aus? fragte Louise. Nicht wahr, ganz zerknirscht? Wenn ich ihn nur erst wieder gesehen und gesprochen habe, dann wird Alles gut werden.

Eines, setzte die Mutter hinzu, muß „die Durchlaucht" festsetzen: Es dürfen weder Louise noch Ferdinand, noch der Vater, noch ich, je ein Wort von dem, was früher vorgefallen, erwähnen; — weder der Abend, an welchem die Trauung hätte vollzogen werden sollen, noch die andern hierauf folgenden, eben so betrübenden Abende, dürfen berührt werden!

Ja, ja! sagte Louise, und klatschte wie ein Kind lustig in die Hände. So soll es gehalten werden!

Grüßen Sie mir Ferdinand herzlich! Herr Sekretär, bat Louise. Ferdinand soll keinen Groll mehr haben; ich habe auch keinen Groll mehr!

Der Sekretär ging ganz entzückt über den guten Erfolg, aus dem Hause der Braut zu seinem Fürsten.

VD. Vor, bei und nach der Hochzeit.

Der herzlich gute Fürst ****** veranstaltete wirklich ein Diner, welches den Zweck hatte, Raimund und Louise wieder zu vereinigen.

Hierzu wurde der Oberst Baron H***, Graf B***, Doktor Dangel, der Dichter Gleich und Frau, Louise und Raimund geladen.

Die Speisestunde war drei Uhr.

Die Zusammenkunft wurde um halb drei Uhr festgesetzt.

Als Raimund festlich gekleidet bei dem Fürsten eintrat, ersuchte ihn der Fürst in seiner Bibliothek zu verweilen.

Sobald Louise Gleich mit ihren Eltern bei mir erscheint, sagte der Fürst, sende ich sie allein zu Ihnen. — Sie haben bereits erfahren, daß weder Sie noch Ihre Braut von dem, was zu Ihrer Trennung von ihr, Anlaß gegeben, noch von den traurigen Nachwehen dieser Trennung, ein Wort sprechen dürfen, weder unter vier Augen, noch bei mir an der Tafel. Diese wird nach fünf Uhr beendet sein. Um sechs Uhr verfügen Sie sich mit Louisen in die Sakristei. Pfarrer Gorbach und Ihre Beistände erwarten Sie. Außer den Eltern der Braut und ihrem Bruder ist Niemand Zeuge von Ihrer Vermälung. Ich habe es mit Ihrem Direktor verabredet, daß „der Freund in der Noth," in welchem Schuster beschäftigt ist, nicht gegeben werde. Daß Sie heute spielen, erfährt das Publikum erst kurz vor sieben Uhr. Der Regisseur Swoboda tritt nämlich vor und meldet: „Zufällige Hindernisse wegen kann „der Freund in der Noth" nicht dargestellt werden dafür: „Die Gunst der Kleinen" oder „die Hinter-

man kann sagen maltraitirte, bis Raimund sich unglücklich verheiratete, hat zu spät sein Unrecht eingesehen; auch Madame Raimund kann jenem Publikum wenig Dank wissen.

Diese Eheleute paßten nicht zusammen.

Herr und Frau Raimund verlebten nicht die Flitterwochen in Frieden.

Armer Ferdinand!

Beklagenswerthe Louise!

Nichts als „Kabale" und keine „Liebe!"

30. Ehestands-Szenen.

Die Ehe war nicht glücklich.

Es kamen, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, „zwei harte Steine zusammen."

Häufig gab es Zank.

Beide, Ferdinand und Louise, waren unverträglich.

Louise wünschte, daß ihr Ferdinand, wenn sie eine neue Rolle spielte, eine Artigkeit sage; Raimund prätentirte dasselbe.

Du gehst nie ins Theater; wenn ich spiele, und Du zufällig nicht selbst zu spielen hast, siehst Du mich nie auf dem Theater, sagte Raimund; Dir ist es gleichgiltig, ob ich applaudirt oder ausgezischt werde. —

Und Du — erwiederte Louise, findest es nicht einmal der Mühe werth, in Szenen, in welchen ich ohne Dich auf dem Theater zu erscheinen habe, auch nur einige Minuten hinter den Koulissen zu verweilen; Du, nur Du, Dein Ich, sonst nichts auf der Welt hast Du im Auge! Wenn wir mittags zusammen speisen, wenn wir abends beisammen sind, sprichst Du nur von Dir! — Du hättest Dich selbst heiraten

sollen, aber nicht mich. — Du verlangst von Deiner Frau, daß sie nichts anderes mit Dir spreche, als: „Ach Gott, was ist Raimund für ein Künstler! Garrick, Eckhof, Schröder, Iffland, sind Stümper gegen ihn!“ — Selbst wenn Du die höchste Stufe erstiegen, so vermöchte ich, als Deine Frau, Dir doch keinen solchen Lobqualm ins Angesicht zu hauchen. Endlich soll ich Dir gegenüber keine Meinung haben, dafür danke ich!

Diese und ähnliche Reden ärgerten Raimund über Alles. — Er war nun einmal so ehrgeizig, daß ihm der Beifall, es mochte ihn spenden, wer da wollte, über Alles ging. Er verlangte von seinem Barbier Lob, wenn er des morgens zu ihm kam, und begehrte Lob vom Hausmeister, wenn er ihm nachts das Thor öffnete. Man mußte ihm dies zu Gute halten, Raimund war so; Lob und Verehrung, Huldigung und wieder Huldigung, diese forderte er von seiner Frau, seinen Freunden, seinem Direktor, seinen Kollegen, von Allen, die ihn näher kannten.

An einem schönen Sonntage im Juli, kam er einmal mittags nach Hause.

Wir wollen heute im „Sperl“ speisen, sagte Raimund; Louise, kleide Dich recht schön an; im Sperl-Garten finden wir eine sehr gewählte Gesellschaft.

Herr und Frau Raimund verfügten sich in den beliebten Garten.

Sie fanden gerade noch ein kleines Tischchen, an welchem sie speisen wollten.

„Raimund und Frau!“ hieß es.

„Raimund und Frau!“ Wie hübsch das ist, daß sie so gut mit einander leben!

„Bravo Raimund!“ hieß es rechts, „Bravo Raimund!“ hieß es links.

Raimund grüßte und dankte nach allen Seiten.

treppe." — Während nun ein kurzes Musikstück vorgetragen wird, verbreiten Personen, welche ich eigens ins Parterre sende, und auf die Gallerien postire, die Nachricht: „Daß um sechs Uhr Raimund mit Louise Gleich in der Johanniskirche ganz geräuschlos getraut wurde." Der Logenmeister begibt sich in die sämmtlichen Logen und meldet dieselbe Nachricht; dadurch wird den Juxmachern und Klatschsüchtigen jede Gelegenheit genommen, sich neuerdings feindselig gegen Sie zu benehmen. In der „Theaterzeitung" wird morgen Früh zu lesen sein: „Gestern um sechs Uhr Abends ist Herr Ferdinand Raimund mit Demoiselle Louise Gleich in der Sakristei bei St. Johann durch den ehrwürdigen Herrn Pfarrer Gorbach, getraut worden." — Sonst wird nichts darin stehen. —

Nachdem Sie Ihre Rolle gespielt haben werden, fuhr der Fürst fort, kleiden Sie sich rasch um, und kommen wieder zu mir. Bei mir findet die Hochzeitstafel statt, und bei dieser Tafel kann Niemand erscheinen, den ich nicht schriftlich eingeladen. Der fremde Schriftsteller Bebe wird gegen Sie keinen Groll haben, wenn ich ihn nicht invitire.

Man hörte die Glocke des Portiers drei Mal schellen.

Ich ziehe mich zurück! sagte der Fürst.

Die Glocke brachte das Zeichen, daß Louise bereits angekommen war.

Drücken Sie sie nicht zu ungestüm an die Brust, ermahnte der Fürst Raimund verderben Sie nichts an ihrem Anzuge; sie erscheint als Braut vor Ihnen! — Seien Sie recht herzlich, Herr Raimund!

Raimund wollte sprechen, wollte danken.

Nach der Trauung, bei der Hochzeitstafel! sagte der Fürst, in diesem Augenblicke keine Worte!

Der Fürst entfernte sich.

Raimund pochte das Herz gewaltig.

Was sie wol sprechen wird! — das ist gar fatal, sagte Raimund, daß ich sie wegen des dummen Anzuges nicht umarmen soll! — Eine recht herzliche Umarmung, etwa eine „Küsserei bis drei“ (drei Uhr) (Raimunds eigene Worte) hätte allen Weitläufigkeiten ein Ende gemacht. Hätte sie Etwas Unangenehmes gesagt, würde ich es weggeküßt haben, und so vice versa! Jetzt soll ich ihr kalt gegenüber stehen, soll sie nicht umarmen, nicht beim Kopf nehmen! Ich werde eine so dumme Rolle spielen, daß ich mich selbst auspfeifen könnte. —

Sie bleibt lange aus! bemerkte Raimund nach einer Pause. — Ich finde es natürlich! Sie erhält dieselbe Lektion wie ich! — Ich bin nur neugierig, ob der Fürst auch ihr einflößte, sie möchte auf meine Coiffure und mein Brautkleid Acht geben! — Mein schöner Frak von Lind, meine kostbare Seidenweste von Hofzinser, meine Battist-Kravatte von Jägerbauer könnten ja auch einen Druck erhalten! — Ich mache mir selbst Späße vor, und möchte gerne meine Beklemmung wegscherzen. — Gesteh' es nur offen, Ferdinand, du hast eine Angst in dir, wie ein Schuljunge, der seine Lektion nicht gelernt hat und bei der Prüfung aufgerufen wird.

Jetzt rauschte ein Seidenkleid.

O, mein Himmel! Sie kommt! Sie kommt! sagte Raimund.

Raimund riß die Thüre auf.

Louise flog auf ihn zu.

Er umfing sie, trotz Atlas, Schleier und Blumen, und preßte sie an sich.

Louise weinte.

Raimund schluchzte.

In dieser Situation blieben sie einige Minuten.

„Louise, verzeihe mir!“ sagte Raimund.

„Ferdinand, vergib mir!“ schluchzte Louise.

Als sie sich ausgeweint, sagte Raimund:

Machen wir die Thüre zu; es braucht ja Niemand zu hören, was wir einander zu sagen haben!

Wir waren beide ein paar recht boshafte Fratzen! hub er an. — Es ist eine Schande, was wir getrieben haben! Ich weit mehr, als Du, Louise. Mein Finger ist schnell gut geworden, aber die Wunde, die ich Dir schlug, wird nicht sobald vernarben. —

Du mußt nicht mehr daran denken! erwiederte Louise. Ich habe Alles vergessen, und nenne mich glücklich, daß ich Dich nun wieder habe!

Louise! lasse Dir in die Augen sehen! — Es ist mir ja, als wenn ich ein Jahr von Dir getrennt gewesen wäre! — Und wie schön Du bist, und ich Thor, vermochte es über mein Herz zu bringen, Dich nur einen Augenblick nicht lieb zu haben! — Aber diese Geschichte wird heilsam für mich sein! Ich werde Dich gewiß in meinem ganzen Leben nicht mehr kränken. Solltest Du einmal wieder böse auf mich werden, dann beiße mich recht, beiße mich in den Arm, in die Wange, ich werde es aushalten, Du sollst nicht sagen können: „es sei kein guter Bissen an mir!“

Ach Ferdinand, ich weiß es jetzt sehr gut, was Dich gar so entsetzt hat. Gerade, daß es ein Biß war, den ich in meiner Aufgeregtheit, in meiner Bosheit Dir beigebracht, empörte Dich! — Die unglückliche Profezeiung Deiner Mutter, die Profezeiung, als Du noch ein Kind warst, und unvorsichtig jeden Hund, jede Katze berührtest, die Worte Deiner Mutter: „Ferdinand, Du stirbst einst an einem Bisse!“ dies fiel Dir ein; Ferdinand, war es nicht dies, was Dich gar so entsetzte? —

Das Lachen war so ziemlich das Signal zur allgemeinen Heiterkeit. Besonders belebte der Oberst durch die drolligen Heiratsgeschichten, die er in seinen verschiedenen Garnisonen erlebte, namentlich als Kavallerist auf dem Lande in Schlössern und Dörfern, und welche er äußerst pikant zu erzälen verstand, die ganze Gesellschaft. Die Zeit flog hin unter hundert Scherzen.

Es schlug halb sechs Uhr. Da trat der Sekretär herein und rapportirte dem Fürsten.

Der Fürst erhob sich von der Tafel und sprach:

Schönes Fräulein Braut, schmucker Herr Bräutigam; es ist Zeit! diesmal soll der ehrwürdige Herr Pfarrer nicht eine Minute vergebens warten.

Alles stand auf.

Nicht eine Silbe darf mehr gesprochen werden, sagte der Fürst zu Raimund und Louisen als „Ja.“ Wenn die heilige Handlung vorüber ist, verfügt sich Raimund in die Garderobe; seine Frau mit der Mutter und dem Vater verfügen sich nach Hause. Um 9 Uhr versammelt sich Alles wieder bei mir. Wie ich schon bemerkt, findet die Hochzeit in meinem Hause statt.

Ohne Abschied! — Ich begebe mich in meine Loge und werde sehen wie Raimund heute spielt. Ich wette, wenn ich heute applaudire, so applaudirt das ganze Haus!

Geräuschlos begaben sich das Brautpaar und die Eltern der Braut über die Treppe.

Unten an dem kleinen Thore rückwärts in dem Hause, in welchem der Fürst wohnte, stand eine viersitzige, einfache Equipage. Die vier Personen stiegen ein, und fuhren die wenigen Schritte zum Pfarrhofe.

Die Trauung ging stille vorüber. Niemand hatte eine Ahnung davon.

Louise fuhr mit ihren Eltern nach Hause.

Raimund ging zu Fuß nach der Garderobe.

Es kamen Speisen an die Reihe, bei welchen Gleich nicht wußte, sollte er sie mit dem Löffel oder mit der Gabel anfassen.

Champagner wurde schon anfangs gereicht, dann kam nach jeder Tracht ein anderer Wein. Mit jeder neuen Sorte kam eine andere Gattung Gläser. Gleich acceptirte alle Sorten und da er sich vom Champagner nicht trennen wollte und immer frisch einschenken ließ, so blieben alle andern Weine in den verschiedensten Kelchgläsern vor ihm stehen: Madeira, Bordeau, Rheinwein, Lacrymae Christi, Kapwein, Tokayer. — Er hatte eine Batterie von Gläsern vor sich. — Plötzlich bemerkte Gleich, daß der Fürst, wie es seine Gewohnheit war, ein Stück Eis in dem mit „Lafitte" gefülltem Glase schwimmen ließ.

Gleich wendete sich augenblicklich an den hinter ihm stehenden Lakai und wispelte ihm zu:

Geben Sie mir denselben Wein mit Eis, wie Seine Durchlaucht ihn vor sich haben. Wie heißt dieser Wein?

„Chateau Lafitte!" versetzte der Bediente und brachte das Verlangte.

Frau Gleich, welche fürchtete, daß der Brautvater des Guten zu viel thun und etwa dem Feste durch einen ziemlichen Haarbeutel einen Makel aufheften könnte, flüsterte ihrem Gatten zu, indem sie den Finger drohend erhob:

„Du, Alois, nimm Dich in Acht, wenn Du diesen Wein sammt und sonders trinkst, so fällst Du unter den Tisch!"

Worauf Herr Gleich bemerkte:

Droh' mir nicht mit dem Finger, oder ich beiße Dich darein!

Die Gesellschaft hörte dies und ein herzliches Lachen konnte nicht unterdrückt werden.

fernten sie sich wieder, und zwar nicht ohne Groll gegen Raimund.

* * *

In dem Salon des Fürsten ging es großartig her.

Vom Theater in der Leopoldstadt waren Ignaz Schuster, Schickaneder, Sartori, Swoboda, Rainoldi und Kapellmeister Müller invitirt.

Außer diesen mehrere hohe Freunde des Fürsten.

An Damen sah man nur Frau Justine Huber, Frau Gleich und Frau Raimund.

Das Souper währte von zehn Uhr bis zwei Uhr nach Mitternacht.

Es wurden Toaste ausgebracht.

Der erste von dem Fürsten galt dem Brautpaar.

Der zweite von Raimund dem edlen Fürsten.

Der Toast von Ignaz Schuster: „Auf das „Wol des hochherzigen Publikums, welches an jenen „verhängnißvollen vier Abenden nicht im Theater „war!"

gefiel so sehr, daß ihn Schuster wiederholen mußte.

So geräuschvoll das Souper war, so animirt die Gesellschaft sich zeigte, so stille trennte sie sich.

Herr und Frau Raimund wurden, als sie ihre Wohnung betraten, angenehm überrascht. — Herr Huber hatte noch schnell Alles besorgt, was fehlte. Der Baldachin im Schlafzimmer umgab zwei Betten.

Jetzt erst weiß ich, warum man dieß ein Himmelbett nennt! sagte Raimund.

Drei Monate später als dieser Himmel von den finstersten Ehestandswolken umflort wurde, sprach Raimund anders.

Das Publikum Wiens, nämlich das Publikum, welches damals im Leopoldstädter Theater einen Skandal ohne Gleichen anzettelte und fortsetzte und Raimund so lange hetzte, beschimpfte, verhöhnte, —

man kann sagen maltraitirte, bis Raimund sich unglücklich verheiratete, hat zu spät sein Unrecht eingesehen; auch Madame Raimund kann jenem Publikum wenig Dank wissen.

Diese Eheleute paßten nicht zusammen.

Herr und Frau Raimund verlebten nicht die Flitterwochen in Frieden.

Armer Ferdinand!

Beklagenswerthe Louise!

Nichts als „Kabale" und keine „Liebe!"

30. Ehestands-Szenen.

Die Ehe war nicht glücklich.

Es kamen, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, „zwei harte Steine zusammen."

Häufig gab es Zank.

Beide, Ferdinand und Louise, waren unverträglich.

Louise wünschte, daß ihr Ferdinand, wenn sie eine neue Rolle spielte, eine Artigkeit sage; Raimund prätentirte dasselbe.

Du gehst nie ins Theater; wenn ich spiele, und Du zufällig nicht selbst zu spielen hast, siehst Du mich nie auf dem Theater, sagte Raimund; Dir ist es gleichgiltig, ob ich applaudirt oder ausgezischt werde. —

Und Du — erwiederte Louise, findest es nicht einmal der Mühe werth, in Szenen, in welchen ich ohne Dich auf dem Theater zu erscheinen habe, auch nur einige Minuten hinter den Koulissen zu verweilen; Du, nur Du, Dein Ich, sonst nichts auf der Welt hast Du im Auge! Wenn wir mittags zusammen speisen, wenn wir abends beisammen sind, sprichst Du nur von Dir! — Du hättest Dich selbst heiraten

sollen, aber nicht mich. — Du verlangst von Deiner Frau, daß sie nichts anderes mit Dir spreche, als: „Ach Gott, was ist Raimund für ein Künstler! Garrick, Eckhof, Schröder, Iffland, sind Stümper gegen ihn!" — Selbst wenn Du die höchste Stufe erstiegen, so vermöchte ich, als Deine Frau, Dir doch keinen solchen Lobqualm ins Angesicht zu hauchen. Endlich soll ich Dir gegenüber keine Meinung haben, dafür danke ich!

Diese und ähnliche Reden ärgerten Raimund über Alles. — Er war nun einmal so ehrgeizig, daß ihm der Beifall, es mochte ihn spenden, wer da wollte, über Alles ging. Er verlangte von seinem Barbier Lob, wenn er des morgens zu ihm kam, und begehrte Lob vom Hausmeister, wenn er ihm nachts das Thor öffnete. Man mußte ihm dies zu Gute halten, Raimund war so; Lob und Verehrung, Huldigung und wieder Huldigung, diese forderte er von seiner Frau, seinen Freunden, seinem Direktor, seinen Kollegen, von Allen, die ihn näher kannten.

An einem schönen Sonntage im Juli, kam er einmal mittags nach Hause.

Wir wollen heute im „Sperl" speisen, sagte Raimund; Louise, kleide Dich recht schön an; im Sperl-Garten finden wir eine sehr gewählte Gesellschaft.

Herr und Frau Raimund verfügten sich in den beliebten Garten.

Sie fanden gerade noch ein kleines Tischchen, an welchem sie speisen wollten.

„Raimund und Frau!" hieß es.

„Raimund und Frau!" Wie hübsch das ist, daß sie so gut mit einander leben!

„Bravo Raimund!" hieß es rechts, „Bravo Raimund!" hieß es links.

Raimund grüßte und dankte nach allen Seiten.

Er placirte seine Frau, eilte aber schnell von ihr hinweg, denn im Gartensaale erblickte er eine Gesellschaft, von welcher er Lobsprüche erwarten konnte. Diese Lobsprüche mußte er einsammeln, bei dieser Gesellschaft verweilte er zehn Minuten; dann trat er wieder in den Garten, an den sogenannten „täglichen Tisch," an dem gewiß dreißig Gäste saßen, welche mittags und abends im „Sperl" speisten; hier mußte Raimund wieder verweilen, von ungefähr zwanzig Herren und zehn Damen, von jedem und jeder etwas Schmeichelhaftes anhören. Es vergingen wieder zwanzig Minuten; endlich riefen Hinz und Kunz: „Herr Raimund! Meine Frau will Sie kennen lernen; — Herr Raimund! meine Schwägerin will Sie sprechen; — Herr Raimund! Doktor X. aus Leipzig, Professor Y. aus Berlin sucht ihre Bekanntschaft. Raimund kam ins Plaudern; es regnete Lobsprüche; es verging eine ganze Stunde. — Als Raimund seine Frau aufsuchte, war sie nicht mehr an ihrem Platze, sondern verweilte an der Tafel eines reichen Kaufmanns aus Eupen, welcher mit seiner Familie im Sperl speiste, und die verlassene Frau in seinen Schutz nahm.

Dieser Kaufmann, der sich sehr wenig darum kümmert, ob Raimund, Lob einzukassiren im Garten umher gelaufen, oder lange nicht gesehene alte Freunde wieder gefunden, ging auf Raimund zu und sagte mit dem ungezwungenen Tone, der ihm eigen:

„Herr Raimund, Ihre Frau ist bei meiner Frau im Kreise meiner Familie, hat auch an unserm Male Theil genommen. Nehmen Sie's nicht übel, daß wir sie invitirten, aber Frau und Kinder konnten es nicht mit ansehen, daß Sie ihre liebe Frau so grausam allein gelassen, und sie an jenem Tische dem größten Sonnenscheine ausgesetzt, ohne ihr auch nur die Speisekarte in die Hände zu geben, sitzen ließen.

Raimund starrte den Kaufmann, der Ellborn hieß, verdutzt an. Eine Art Zurechtweisung! dachte er, und kein Lob, und ich habe doch gestern in „Adler, Fisch und Bär" mit außerordentlichem Beifalle gespielt. Sonderbar!

Ellborn dachte nicht an Raimunds Empfindlichkeit und sagte:

Da setzen Sie sich zu Ihrer Frau! Der Mann gehört zu seinem Weibe! — Das ist zu arg, was Sie treiben; — Sie „caressiren" im ganzen Garten herum und lassen die schöne Frau hungern.

Raimund mußte sich fügen. Er kannte Ellborn vom „Gasthaus zum Lamm" und wußte, daß er in seiner Barschheit und Geradheit von ihm nichts Freundliches hätte zu erwarten gehabt, wenn er ihm nicht Folge geleistet.

Raimund grüßte die Familie, entschuldigte sich, bemerkte aber auch noch zu seinem allergrößten Verdrusse, daß der junge Ellborn, etwa einige zwanzig Jahre alt, besonders hübsch und schmuck, sich auffallend um Louise geschäftig machte, und daß Louise die Artigkeiten des feinen, eleganten und galanten Mannes, nicht ohne Freundlichkeit annahm.

Der Teufel der Eifersucht erwachte in Raimund, allein er bekämpfte ihn, verbiß seinen Grimm und rächte sich damit, daß er der Tochter Ellborns, einem Mädchen von neunzehn Jahren, bekannt in Wien unter dem Namen, „die schöne Frankfurterin," weil sie in Frankfurt erzogen worden war, ganz auffallend den Hof machte.

Dies erweckte wieder die Eifersucht Louisens, und nun sah man zwei vortreffliche Schauspieler in dieser Gesellschaft, denn Raimund und Frau spielten in der That Komödie; sie täuschten sich gegenseitig und äußerten ganz andere Gefühle als sie hatten.

Wer die Kaufleute aus Eupen, deren es in den „Zwanziger-Jahren" (1820 bis 29) viele in Wien gab, kannte, wer bemerkte, wie sie in dem schönen Wien heiter waren, und das viele Geld, das ihnen eigen, mit großer Freigebigkeit und Gastfreundlichkeit ausgaben, wird dem Verfasser dieser Schilderung nicht widersprechen, wenn er erzält, daß an Ellborns Tisch höchst brillant getafelt wurde.

In ihrer Aufregung thaten vielleicht Raimund und Louise auch ein wenig mehr als sonst.

In den Zwanziger Jahren trank man im Sperl eine Sorte Champagner genannt „Grand royal." Die Flaschen waren auffallend größer als die gewöhnlichen Champagner Flaschen; der Wein moussirte ganz außerordentlich, und flog ein Korkstöpsel aus der Bouteille, so war dies immer ein Knall, einem Kanonen-Schusse ähnlich. Es machte sehr viel Spaß! Dazu die heitere Laune des Vaters Ellborn, die liebliche Tafelmusik. Es konnte nicht fehlen, daß in so großer Erregtheit Etwas mehr geschah, als bei anderer Gelegenheit geschehen wäre.

Ich lasse meine beiden Karossen kommen, sagte Ellborn. Wir fahren nach dem Diner nach Nußdorf. Ich invitire Herrn und Frau Raimund zu einem Krebsen-Gouter und „Koppen-Souper" (Koppen eine Art Forellen, welche in der Buttermilch sterben müssen, und dann gebraten werden) dies darf mir nicht abgeschlagen werden.

Ja, ja nach Nußdorf zum Fischer! riefen Frau Ellborn und Tochter.

Krebsen erhält man in Nußdorf, scherzte Ellborn so groß wie die Krokodille im Nil!

Raimund hätte gerne gegen die Fahrt nach Nußdorf protestirt, aber er fand keine Gelegenheit.

Es ist ein rechtes Glück, daß wir heute nicht beschäf=

tigt sind, warf Frau Raimund hin. In Nußdorf bist Du ja sehr gerne, Ferdinand!

So? versetzte Raimund, bin ich gerne in Nußdorf? — Ich weiß es nicht einmal, wo ich gerne bin! — Ich nehme aber die Einladung mit Vergnügen an.—

Schön! erwiederte Ellborn. Ich werde sogleich angeben, wie wir uns in meinen beiden Kaleschen placiren:

Im ersten Wagen fährt meine Frau mit Dortchen (Dorothea hieß das schöne Mädchen) und Herrn Raimund. — Im zweiten Wagen fährt Frau Raimund und ich, dann mein Sohn! Ob mein Sohn Ihnen Ihre Frau wieder zurück bringt, verbürge ich nicht. Ich weiß nicht, ob diese beiden nicht einen Bund schließen, Sie, jungen Ehemann, für die Vernachlässigung zu strafen, welche Sie sich zu Schulden kommen ließen.

Ich bin zufrieden, Herr Ellborn! erwiederte Raimund. Ich entführe Ihnen dafür Frau und Tochter, ja, ja, auch die Frau Gemalin, die so jung und schön ist, daß sie eher für die Schwester als die Mutter gelten kann!

Man lachte.

Man bestieg die Wagen.

In einer halben Stunde hielten die Equipagen in Nußdorf am Hause des Fischers.

Es ist noch zu früh! meinte Ellborn.

Ich werde Gouter und Souper bestellen, und bis beides besorgt, machen wir einen Spaziergang durch den pittoresken „Hohlweg" zur wundervollen Aussicht.

Der schöne Abend, die milde Luft, versetzten die Gesellschaft in die heiterste Laune.

Raimund, ein Freund der Berge, führte Dortchen schnell auf den blumigen Hügel in der Nähe des kleinen Steinbruchs an der Donau.

Arthur sprang mit Louise durch die Weinberge.

In fünf Minuten war die Gesellschaft getrennt.

Nein, sagte der dicke Herr Ellborn zu seiner Frau, diesem Volke eile ich nicht nach. Hier ist ein schattiges Plätzchen; Rose, setze Dich zu mir; wir wollen unsere Kinder hier erwarten. In dieser himmlischen Luft läßt sich ein Pfeifchen Knaster sehr angenehm verdampfen.

* * *

Auf dem Kirchthurme schlug es acht Uhr.

Noch war die junge Gesellschaft nicht zurückgekehrt.

Um Ein Viertel auf neun Uhr erschien endlich Raimund mit Dortchen.

Meine Frau noch nicht hier? fragte Raimund.

Wir suchten Frau Raimund und Gustav! bemerkte Dortchen. Nirgends eine Spur!

Es schlug halb neun Uhr.

Endlich kamen Gustav und Louise, aber ganz den entgegengesetzten Weg, einher.

Wir sind nach Heiligenstadt gerathen! meldete Gustav. — Dort ist Kirchweih! — Ach! wie lustig sind die Wiener in jenem Badhausgarten! Getanzt wird, daß der Fußboden im Musikzelte zittert. — Ich hätte bald mit einem Preußen Händel bekommen.

Stelle Dir vor, Ferdinand, erzälte Frau Raimund, die Impertinenz, welche mir ein Mensch, mit einer blauen Kappe auf dem Kopfe, zufügte! Ein Berliner, seiner Aussprache nach, sagte zu mir: „I, Frau Raimund! Wo ist denn der Herr Ehegatte?“ — Ich kenne Sie nicht! antwortete ich ihm. — „Aber ich kenne Sie,“ versetzte er. „Sie werden doch nicht ohne Jemal hier sind?“ — Herr von Ellborn erwiederte: Mein Herr, Sie nehmen sich einen sehr familiären Ton heraus. Lassen Sie uns gefälligst in Ruhe! — Darauf lachte der Mensch hämisch und sagte: „Das ist doch zu frühe! Erst zwei Monate verheiratet und schon“ — —.

Darauf ging er, ein hämisches Gelächter anstimmend, fort.

Hatte dieser Preuße eine kleine Narbe an der Stirne? fragte Ferdinand.

Ja, mir kommt es so vor!

Es war Bebe! versetzte Raimund.

O weh! rief Louise. Dieser Mensch wird mich gewiß bei Dir verleumden! Nicht umsonst hasse ich diesen Preußen.

Dann schlag' ich ihm Arm und Beine entzwei! versetzte Vater Ellborn. Mein Sohn ist ein respektabler junger Mann, der wol schöne Frauen gern sieht, aber nie die schuldige Achtung vergißt.

Die Gesellschaft erhob sich und wanderte in das Fischerhaus.

Raimund konnte seine Verstimmung nicht mehr bemeistern.

* * *

Erst nach halb eilf Uhr kamen die Equipagen des Herrn Ellborn von Nußdorf in der Leopoldstadt an.

Raimund führte seine Frau nach Hause.

Als der Hausmeister im Henslerschen Hause, in welchem Raimund wohnte, das Thor öffnete, gab er Raimund einen Wink.

Raimund ließ seine Frau in die Wohnung treten.

Er blieb zurück.

Er hörte von dem Hausmeister, daß ein Herr auf ihn warte.

Im Eingange der zweiten Stiege befindet sich dieser Herr, meldete der Hausmeister.

Raimund begab sich dahin.

Bebe stand vor ihm.

Herr, redete Bebe, Raimund an; ich habe Ihnen

hier aufgelauert; Ihre Frau kann mir, wie Sie wissen, nicht ausstehen, daher warnte mir Ihr Bedienter, Ihnen keinen Besuch zu machen; ich hielt mir auch darnach und Sie hätten mir wohl nie mehr jesehen, aber heute treiben mir Christen- und Freundespflicht an, Ihnen die Augen zu öffnen. — Herr Raimund, fallen Sie nicht in Ohnmacht über das, was ich Ihnen sage, aber Ihre Frau ist auf dem Wege, Sie grimmig zu betrügen, wenn es nicht schon geschehen ist! — Ich war in Heiligenstadt —

Weiter! weiter! sagte Raimund, mit einer Wuth wie Othello.

Ich schlenderte zwischen den Weingärten hin und reflektirte gerade: „Jott, wie schön wäre Berlin und das ganze Preußenland, wenn da Wein wüchse, aber bei uns jedeiht nur Fusel."

Der Teufel hole Sie mit Ihrer Weitschweifigkeit! tobte Raimund.

Jeduld! Es jehört zur Sache! Ich reflektirte jerade so vom Oesterreicher Wein und preußischen Fusel, da seh' ich ein liebliches, liebendes Pärchen an mir „ran" kommen. Sie wanderten so traulich; nur weiß ich nicht genau, hing sie an ihm oder er an ihr; Sie hingen beide! — Höflichkeitshalber sehe ich, wenn's eine junge ist, immer zuerst nach der Dame; ist's eine alte, so sehe ich jar nicht hin. — Wen erblick' ich da? — Ihre Frau, Herr Raimund, mit einem jungen Jalgenschwengel! Ich traute meinen Augen nicht! Endlich hörte ich sie sprechen; eigenhändig, deutlich sprechen, dasselbe Organ, wie auf dem Theater!

Was sagte sie? fragte Raimund und packte dabei Bebe an der Brust! Reden Sie, und wenn Sie mir ein Wort verschweigen, so vergreife ich mich an Ihnen —

Entschuldigen Sie! Sie irren! — Ich bin ja Bebe,

der Ihnen diese Mittheilung macht und nicht jener Jalgenschwengel!

Was sagte sie! Ich will es wissen!

Sie sagte, antwortete Bebe und machte sich dabei los.

Was sagte sie?

Entschuldigen Sie! Sie haben mir so jeschüttelt, daß mir die eigentlichen Worte in den Schlund jerutscht sind und ich erst warten muß, bis sie wieder zum Vorschein kommen. Sie sagte: „Justav." —

Wie? Sie nannte ihn bei seinem Taufnamen?

Ich weiß nicht, ob der Kerl jetauft ist oder nicht, die Juden heißen zuweilen auch Justav. — Sie sagte ausdrücklich: Justav, Sie jehen zu weit! sagte sie. Verstehen Sie, Herr Raimund, sie sagte: „Sie jehen zu weit," das ist verflucht doppelsinnig; in Danzig ging ich auch mit meiner Todtengräbers Frau zu weit!

Weiter! Weiter!

Sie waren beide schon weit genug. Sie langten in Heiligenstadt an.

Ich ging immer rasch hinterher.

Was antwortete Er, als sie sagte, Sie gehen zu weit? fragte Raimund.

Er sagte: Ach ne! Ach ne! sagte er, aber dann sprach er: Hier tönet liebliche Musik. Hören Sie doch die reizenden Walzer. —

Weiter, weiter!

Sie traten vor das Tanzzelt. — Ihre Frau bewegte sich nach dem Takte der Musik, indem sie den janzen Körper schaukelte und das Köpfchen wiegte — Louise, sagte nun der Jalgenschwengel,

Er nannte sie auch bei ihrem Taufnamen?

Janz jewiß! Dies hörte ich so deutlich wie früher den Namen Justav. — Louise, sagte nun der Jalgenschwengel, wenn es Ihnen jefällig, so stürzen

wir uns in das Jewoge, und erquicken uns durch ein zierliches Drehen. — Jott! bewahre, antwortete Ihre Jemalin, was würde Raimund dazu sagen, wenn er es erführe!

Nu, versetzte Raimund, das ist nichts Unrechtes. — Ja, aber was jetzt kommt!

Ich sage Ihnen, es muß jetzt etwas Rechtes kommen, oder ich schlage Sie nieder für Ihre abgeschmackte Verrätherei.

Darauf sagte er, der Jalgenjustav, sagte: schöne Frau, sagte er, müssen Sie denn so ängstlich sind? Wir sind auf dem Lande! Was liegt an einem Tänzchen. Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen durchs Leben tanzen! — Schon zu spät! antwortete Ihre Frau.

Ist das wahr?

So wahr als ich morgen von Wien weg muß, da man mir mit dem „Schube" zusetzt!

Schon zu spät! wiederholte Raimund ganz außer sich.

Schon zu spät! sagte sie, betonte Raimund, das heißt mit andern Worten: Hätte ich nicht schon geheiratet, so würde ich Dir angehören!

I, versetzte Bebe, eine Frau kann auch einem Andern angehören, wenn sie noch so fest verheiratet ist! — Zum Beispiele: Meine Todtengräbers-Frau in Danzig, kam mir vor wie ein Haus, das auf eines Andern Namen protokollirt ist. Auf den Namen Raimund ist auch Ihre Frau jeschrieben, und dem Jalgenschwengel gehört sie!

Ende des zweiten Bandes.

Ferdinand Raimund.

Roman

aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Dritter Band.

Wien, 1855.

Verlag von Eduard Hügel,

Herrngasse Nr. 251.

Druck von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

1. Baldige Scheidung.

Die Frauen halten in gewissen Dingen zusammen, wie die Männer in gewissen Dingen zusammen halten.

So auch hier. Der Hausmeister erzälte seinem Weibe, daß der Preuße, welcher früher bei Raimund gewohnt, sich bevor noch Raimund mit seiner Frau heimgekommen, das Hausthor habe aufsperren lassen, und ihm vertraut, daß er auf den jungen Ehemann warten und ihm die Augen über seine Frau öffnen wolle.

„Ich will der Frau Louise zeigen, sagte Bebe, daß ich mich nicht ungeahnt von ihres Mannes Seite vertreiben lasse; ich will ihr einen Spuk bereiten, an den sie Zeit ihres Lebens denken soll!"

Ei! das ist ja ein infamer Mensch! erwiederte die Hausmeisterin, davon will ich doch Frau Raimund sogleich unterrichten!

Unterstehe Dich nicht! versetzte der Hausmeister.

Ich unterstehe mich aber doch! entgegnete sein Weib, und im Fluge trat sie bei Frau Raimund ein und theilte ihr die schlechten Vorsätze mit, die Bebe gegen sie ausgesprochen hatte.

Sie können selbst jedes Wort vernehmen, das der Preuße spricht, sagte die Hausmeisterin. Begeben Sie sich nur in meine Küche. Die Fenster sind offen. Ihr



Herr Gemal und der Preuße führen ihr Gespräch ziemlich vernehmlich.

Ich danke Ihnen, waren die Worte der Frau Raimund; ich bitte Sie, Ihr gutes Werk nicht zur Hälfte auszuüben. — Ganz in der Nähe, im „Hirschen" wohnt Kaufmann Ellborn. Zu diesem eilen Sie; bitten Sie Vater und Sohn augenblicklich sich hieher zu bemühen. Theilen Sie diesen Beiden mit, was Sie mir mitgetheilt und setzen Sie bei, die Herren Ellborn möchten einer armen Frau beistehen, welche ein böser Mensch um ihren ehelichen Frieden zu bringen beabsichtigt.

Ja, ja, das thue ich mit Freuden! rief die Hausmeisterin. Nun warte, Bebe! sagte sie, wenn du glaubst, nach Wien gekommen zu sein, um häusliches Glück zu zerstören, so rufe ich dir nur das Wiener Sprichwort zu: „Da hat es Zeit bei den Preußen!"

Frau Raimund begab sich an das verrätherische Fenster.

Sie hörte jedes Wort, das Bebe mit ihrem Gatten sprach.

Sie vermochte sich kaum zu halten über die Nichtswürdigkeiten, schändlichen Entstellungen und abscheulichen Lügen, welche Bebe sich gestattete.

Schon wollte sie dem elenden Verleumder zurufen: „Daß dir die Lästerzunge in den Hals fahre, und du ersticken möchtest an deinem Geifer!" da wurde das Hausthor geöffnet, und in den Hof traten Ellborn und Sohn, von der Hausmeisterin hereingeführt.

Frau Raimund eilte ihnen entgegen.

Wo ist der Verleumder? fragte der alte Ellborn, und schwang dabei sein spanisches Rohr.

Um Gottes willen! kein Aufsehen, bat Frau Raimund. Bemühen Sie sich in meine Wohnung. Ich

werde meinen Gatten und Herrn Bebe ersuchen, meine Ehre nicht hier im Hofe besudeln zu lassen. Ich werde Raimund und Bebe in unsere Wohnung führen. Wir befinden uns in einem Hause mit hundert Fenstern, und hinter diesen Fenstern lauern eben so viele Neugierige!

Vater Ellborn und Sohn befolgten den Wink der gekränkten Frau.

Indeß setzte „Jago-Bebe" seine Szene mit „Othello-Raimund" fort.

Sie sind ein „ungläubiger Thomas," ein „unentschlossener Elias," Herr Raimund, eiferte Bebe, wenn Sie noch nicht wissen, was Sie zu thun haben. — Mit beispielloser Pflichtvergessenheit behandelt Sie Ihre Frau, schon nach acht Wochen Ihrer Ehe — in acht Monaten haben Sie solche Hörner, daß Sie nicht mehr auf der Straße sich zeigen können!

Deshalb wollen wir in unsere Wohnung kommen! versetzte Frau Raimund, und ergriff Bebe am Arme. — Nicht wahr, lieber Raimund, in unserer Wohnung soll der Stab über mich gebrochen werden?

Bebe erstarrte zu Eis, als er bemerkte, daß Frau Raimund ihn belauscht hatte.

Raimund war eben so betreten.

Entschuldigen Sie, sagte Bebe und wollte sich losmachen.

Nicht von der Stelle! versetzte Frau Raimund mit einer Stimme, welche ihre ganze Wuth verrieth. Ich bitte die Herren, und zwar dringend in unsere Wohnung zu kommen. — Machen Sie keinen Versuch, Herr Bebe, mir entwischen zu wollen. Das Hausthor wird Ihnen nicht aufgesperrt. Auch wohnt der Polizei-Kommissär Löw im Hause, den ich augenblicklich rufen werde, mir gegen Sie beizu-

stehen, wenn Sie den geringsten Versuch machen, mir entkommen zu wollen.

Gehen wir in meine Wohnung! sprach Raimund.

Frau Raimund zog Bebe in ihre Wohnung.

Raimund folgte.

Aber wie erschracken Raimund und Bebe als sie die Herren Ellborn hier fanden.

Sie haben meinem Manne Mittheilungen über mich gemacht, hub Frau Raimund gegen Bebe sich wendend, an, die ihn mir entfremden, vielleicht gar eine Ehescheidung bezwecken sollen. Sie haben ein Gespräch zwischen mir und dem jungen Herrn von Ellborn auf eine so unwahre Art erzält, daß ich Sie ersuchen muß, dieses Gespräch hier vor diesem Herrn und mir zu wiederholen. Dieses ist der junge Herr von Ellborn, reden Sie! —

Und ich bin der alte Ellborn, versetzte sein Vater, und schlage meinen Sohn todt, wenn Sie ihm ein Wort ins Gesicht zu sagen vermögen, das so lautet, als hätte er sich gegen Frau Raimund unanständige Ausdrücke erlaubt.

Herr Ellborn schwang dabei seinen Stock mit merklicher Entrüstung.

Sie haben unter anderm meinem Manne mitgetheilt, fuhr Louise fort, daß Herr von Ellborn und ich uns nur mit unseren Taufnamen angeredet hätten! Ist dies wahr?

Es schien mir so! stotterte Bebe.

Nein, meinem Gatten gegenüber schien es Ihnen nicht so. Sie sagten es mit Bestimmtheit, da er Sie noch ausdrücklich fragte, ob ich Herrn von Ellborn und Herr von Ellborn mich wirklich bei den Taufnamen angesprochen hätten?

Es mußte wohl so sein! warf Raimund ein; wie

hätte Herr Bebe denn sonst wissen können, daß Herr von Ellborn Gustav heiße?

Bebe gab keine Antwort.

Sprechen Sie, Herr Bebe, tobte der alte Ellborn, hatten Sie den Muth, Herrn Raimund dies zu sagen, so wiederholen Sie es auch hier.

Ich nannte Herrn von Ellborn nicht bei seinem Taufnamen, entgegnete Frau Raimund, weil ich ihn nicht wußte, weil ich Herrn von Ellborn früher nie gesehen, nie gesprochen, weder von seiner Familie noch von ihm auch nur sprechen gehört hatte.

Herr Bebe, sagte Raimund, Sie wollten mir durch Ihre Mittheilungen offenbar einen Dienst erweisen. Wenn Sie Ihre Angaben zurücknehmen, so nenne ich Sie einen Verleumder, und so wahr Gott ist, ich züchtige Sie als solchen. —

Entschuldigen Sie, Herr Raimund, versetzte Bebe, sich immer mehr entfärbend, ich verdiene wahrlich nicht von Ihnen so inquisitorisch behandelt zu werden! Das ist ja ein Verhör zum Teufelholen! — Sie torquiren mir völlig! — Es fehlen nur spanische Stiefel und Daumschrauben. Sie wollen mir züchtigen und der alte Herr schwingt auch in einemfort seinen Stock! — Mir blühen also Prügel, ich mag sagen was ich will.

Die Wahrheit sagen Sie! rief Frau Raimund, die Wahrheit! — doch wir wollen der Sache bald ein Ende machen.

Sie ergriff den Glockenzug und läutete dem Bedienten.

Karl! befahl sie dem Bedienten, bemühe Dich hinauf zu dem Herrn Polizeikommissär Löw; — ich lasse ihn bitten, sogleich —

Um des Himmels willen nicht! bat Bebe. Dieser Kommissär Löw droht mir ohnehin immer wie ein

wüthender Löw'. So oft er mir kommen läßt, brüllt er mir das gräßliche Wort „Schub" in die Ohren! Ich will bekennen. Ich will sagen, daß es nicht wahr ist, was ich Herrn Raimund angegeben; daß nichts wahr ist, als daß ich Frau Raimund mit diesem jungen Herrn allein in Heiligenstadt bei dem Tanzzelte getroffen, ich will auch erklären, daß nicht einmal die Angabe richtig ist, daß Herr von Ellborn Frau Raimund zum Tanze aufgefordert. Alles dies will ich sogar schriftlich geben, nur keinen Löw, nur keinen Schub, nur keine Prügel!

Aber daß sich Beide bei ihren Taufnamen genannt, diesem widersprechen Sie nicht? schrie Raimund.

Da will ich meine ganze Bosheit bekennen, erwiederte Bebe. Der Haß, der sich meiner gegen Frau Raimund bemeisterte, weil sie mich haßte und es mir unmöglich machte, ihren Gatten zu besuchen, dieser Haß trieb mir an, ihr einen Schabernak zu spielen. — Alles, was ich erfinden könnte, sagte ich zu mir selbst, dürfte mir widerlegt und bestritten werden. — Ich ersann mir also Etwas, das nicht wie eine Verleumdung klang. — Wenn ich nur den Taufnamen von dem jungen Herrn wüßte! dachte ich, da könnte ich Etwas Verdächtiges vorbringen, was die größte Wahrscheinlichkeit hätte! — Ich schlich daher Beiden in einiger Entfernung nach und bemerkte, daß sie mit ihrer Gesellschaft im Nußdorfer Hohlwege zusammen gekommen, in das Fischerhaus an der Donau sich begaben. — Dort nahm ich den Fischer ins Gebet. — Ich fragte, wer der dicke Herr sei? — Er antwortete, ein Kaufmann, der in Wien lebt, und mich mit seiner Familie sehr oft besucht. Und der junge Herr? — Ist sein Sohn, antwortete der Fischer. — Sein Name? — Sein Name ist Gustav, erwiederte er.

Sie sind ein Elender! Herr Bebe, ein raffinirter Lump! schrie der alte Ellborn.

Ja, Sie sind ein raffinirter Schurke! bekräftigte Herr Raimund. Und wenn Sie je über Wien Etwas Ungünstiges drucken lassen sollten, werde ich diese Ihre nichtswürdige Handlung in den preußischen Blättern bekannt machen.

Abbitten! Abbitten! tobte der alte Ellborn; — Frau Raimund abbitten, und jedes Wort, das Ihr Schandmaul ausgestoßen, zurücknehmen! Herrn Raimund abbitten! jedes Schandwort zurücknehmen, meinem Sohne abbitten, und wieder jedes Schandwort zurücknehmen!

Ei, ich nehme das nicht so hin! versetzte Gustav, dieser Verleumder muß bestraft werden. Morgen ist mein erster Gang zur Polizei!

Wollen Sie mir auf den Schubwagen bringen? winselte Bebe. Mein Geld ist alle! Bis meine Mutter mir wieder Spähne sendet, bewahrt man mir im Polizeihause, und dann heißt es: „Schube dir!“

Laß ihn! versetzte der alte Herr; aber abbitten muß er, auf der Stelle abbitten! —

Und so bitte ich denn feierlich ab, stöhnte Bebe. — Ich abbitte Sie, Frau Raimund, ich anerkenne Ihre Rechtschaffenheit, ich darstellte Lügen, Frau Raimund. Ich wiederhole dasselbe gegen Sie, Herr Raimund; ich war würdignichts in meiner Rache; — ich abbitte Sie, Herr Justav, ich sprechewider, was ich gesagt. Verzeihen Sie, verzeihen Sie alle drei! Durch meine infame Rache habe ich Ihnen, Frau Raimund, Böses zufügen wollen. Mehr als mein gekränktes Herz hat mir hiezu meine Jeldverlegenheit getrieben, diese intriguante, mechante Handlungsweise zu üben. Ich wollte bei Herrn Raimund einige Thaler pumpen, um nach Dresden zu gelangen, wo mir die

wir uns in das Jewoge, und erquicken uns durch ein zierliches Drehen. — Jott! bewahre, antwortete Ihre Jemalin, was würde Raimund dazu sagen, wenn er es erführe!

Nu, versetzte Raimund, das ist nichts Unrechtes. — Ja, aber was jetzt kommt!

Ich sage Ihnen, es muß jetzt etwas Rechtes kommen, oder ich schlage Sie nieder für Ihre abgeschmackte Verrätherei.

Darauf sagte er, der Jalgenjustav, sagte: schöne Frau, sagte er, müssen Sie denn so ängstlich sind? Wir sind auf dem Lande! Was liegt an einem Tänzchen. Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen durchs Leben tanzen! — Schon zu spät! antwortete Ihre Frau.

Ist das wahr?

So wahr als ich morgen von Wien weg muß, da man mir mit dem „Schube" zusetzt!

Schon zu spät! wiederholte Raimund ganz außer sich.

Schon zu spät! sagte sie, betonte Raimund, das heißt mit andern Worten: Hätte ich nicht schon geheiratet, so würde ich Dir angehören!

I, versetzte Bebe, eine Frau kann auch einem Andern angehören, wenn sie noch so fest verheiratet ist! — Zum Beispiele: Meine Todtengräbers-Frau in Danzig, kam mir vor wie ein Haus, das auf eines Andern Namen protokollirt ist. Auf den Namen Raimund ist auch Ihre Frau jeschrieben, und dem Jalgenschwengel gehört sie!

Ende des zweiten Bandes.

Ferdinand Raimund.

Roman
aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Dritter Band.

Wien, 1855.

Verlag von Eduard Hügel,
Herrngasse Nr. 251.

Druck von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

„— Will Ignaz Schuster, Raimund in den Weg „treten? — Gewiß nicht; zu welchem Zwecke hätte er dies „auch nothwendig? — Ist er nicht längst schon akkreditirt? „Hat er nicht als einer der ersten Volkskomiker Ruhm und „Anerkennung?

„Ignaz Schuster hat gestern aus Gefälligkeit für die „Direktion, (um wegen Erkrankung des Herrn Raimund „die Vorstellungen des neuen Quodlibets nicht zu stören,) „sechs **von Raimund nie gegebene Rollen** gespielt. „Er hat sie, wie immer meisterhaft gespielt, warum „also, wenn das Publikum ihn ruft, sein Erscheinen mit „Hohn begrüßen? — Soll Ignaz Schuster, der nicht „einmal Raimundsche, sondern seine eigenen Rollen dar„stellte, durchaus nicht mehr auftreten, und zwar weil eine „Partei, welche noch ganz feuchte Ohren besitzen mag, ihn „anfeindet? — Soll Herr Raimund allein spielen? „Auch spielen, wenn er krank ist? — Dafür würden sich das „Publikum und Herr Raimund bedanken. In Wien lacht „man zu gerne, in Wien kann man nicht genug Komi„ker besitzen! — Was wollen also die jungen Herren Wi„dersacher erzwecken?"

Zum Glücke drangen diese Knaben mit der Beschimpfung des ausgezeichneten Künstlers Schuster nicht durch.

Schuster wurde von dem honnetten Theile des Publikums gerufen, und sprach folgende Worte:

„Da sieht man's, wie gut es ist, daß in einem so gro„ßen Hause, in welchem Jahr aus Jahr ein so viele In„wohner sind, zwei Hausmeister existiren. Wenn ei„ner krank ist, augenblicklich ist der andere bei der Hand, „damit nur immer die Damen und Herren, welche das „Haus besuchen, mit aller Aufmerksamkeit beachtet werden. „Gestern hat noch der junge Hausmeister das Thor auf„gesperrt, und Sie waren, wie ich sehr gut weiß, mit ihm „vollkommen zufrieden; heute sperrt der alte auf und Sie „entziehen ihm ebenfalls Ihre Güte nicht. — Ich danke „Ihnen herzlich! — Entziehen Sie uns beiden Ihre „Huld und Gnade nicht, und Sie sollen in diesem Hause „noch oft mit aller Sorgfalt für Ihr Vergnügen bedient „werden."

Der Applaus war rauschend. Die Klique der frechen Zischer wurde verachtet, aber sie ließ nicht nach, ihre pöbelhaften Gemeinheiten fortzusetzen.

Zu diesem Parteikampfe ehrlicher Leute mit einem Gesindel, trug Leopold Huber, der bornirte Direktor, nicht wenig bei. — Er ließ wirklich, wie er sich vornahm, Raimunds Namen, so oft dieser spielte, unter den darstellenden Personen auf dem Theaterzettel mit auffallend großen Lettern abdrucken.

Es entspann sich hierüber in den Journalen eine Polemik, welche nicht zum Vortheile des Herrn Huber ausfiel, und die dadurch ihr Ende fand, daß Raimund in der „Theaterzeitung" erklärte: Er billige dieses auffallende Annonziren seines Namens nicht, und habe schon längst dagegen protestirt, aber keine Berücksichtigung gefunden.

Es war das Annonziren des Namens Raimund mit fingerdicken Buchstaben einer der letzten Bocksstreiche des Herrn Leopold Huber. Bald darauf brach seine Krida aus.

Das Theater kam unter eine Administration.

Doktor Manquet wurde Administrator, ein Herr Nußböck Vermögensverwalter der Leopold Huberschen Konkursmassa; der älteste Schauspieler Johann Sartori provisorischer Direktor, Bäuerle Theater-Sekretär, Ignaz Schuster Regisseur der Oper und Liederspiele, Raimund und Fermier Regisseure der Volksstücke und der Schauspiele.

Von dieser Epoche an datirt sich der Glanz, Ruf und Ruhm der Leopoldstädter-Bühne. Es wurden Johanna Huber, Therese Krones und der unvergleichliche Korntheuer engagirt. Obgleich getrennt von ihrem Gatten, blieb Madame Raimund doch ein Mitglied dieses Theaters bis zum Jahre 1824, und spielte in allen Volksstücken mit ihm. Vortrefflich in

„Aline,“ im „Gespenste auf der Bastei,“ in den „Wienern in Bagdad,“ gehörte sie zu den Lieblingen.

Bald hierauf trat Raimund als Dichter auf.

Da dieser Roman die Geschichte des Wiener Volkstheaters nur nebenbei berührt, weil er sonst zu umfangreich würde, so werden unsere Mittheilungen nur in kurzen Andeutungen, was unmittelbar auf den Helden unserer Schilderung Einfluß übte, seinen Ruhm erhöhte, seine Dichter-Karriere beförderte, seine Stellung angenehm oder unangenehm machte, berühren.

2. Nach der Scheidung.

Raimund, dessen Herz sich immer nach einem andern Herzen, einem Herzen, das die Schläge des seinigen wie ein Echo zurück gab, sehnte, fühlte sich jetzt plötzlich wie verödet. Alle seine Liebeleien und Liebschaften, selbst seine Ehe fielen unglücklich aus. Von Afanasia angefangen, bis zu Louisen, alle die zärtlichen Wesen, die er geliebt, ließ er in seiner Fantasie vorüber passiren, und bei jedem mußte er sich gestehen, daß er noch immer nicht das rechte Weib gefunden.

Afanasia, nachherige Madame Schandel, war eine entartete Person; Therese Grünthal nicht viel besser; — Emmi! — ja Emmi! meine Emmi wäre wol ein Mädchen gewesen, das Geist, Gemüth und Liebreiz besessen, aber auch sie liebte mich nicht, dazu hatte sie zu viel Selbstgefühl; dann kam Toni, diese, diese wäre wol die einzige gewesen, die mich glücklich hätte machen können, und glücklich gemacht haben würde, aber da traten Eigensinn und Vorurtheil der Eltern dazwischen, und wieder verlor ich ein theures Herz!

Endlich meine Frau! — Mein Himmel! An diese, an Louise Gleich darf ich gar nicht denken! Louise war doch eigentlich die schönste von Allen, und wenn sie gut gelaunt war, liebenswürdig und voll Herzlichkeit; — Wenn sie mich mit ihren „verzuckerten Kastanien-Augen" oft so recht feurig angesehen hat, so war mir zu Muthe wie einem Pulverfaß in der Nähe einer brennenden Lunte; — ich vermeinte jeden Augenblick, in die Luft springen zu müssen; — plötzlich entfernte sie schnell wieder den brennenden Zunder, und ich mußte auskühlen wie glühendes Eisen, das durch kaltes Wasser zum Stahle gehärtet wird! —

Mit meiner Scheidung habe ich mich übereilt! — Ich dachte nicht, daß mein Weib so leicht darauf eingehen würde! — Aber ihr war es recht! Und ich! Ich konnte nicht mehr zurück, da der verteufelte Antrag auf Scheidung, doch von mir ausging!

Morgen muß ich wieder mit ihr Komödie spielen! Wie wird's mir da ergehen! — Das verteufelte Duett:

Lehre mich die Liebe kennen,
Ach! Du kennst sie gar so gut!

Ja wol! Ja wol! Und sie hat mir dies vorzusingen, mir, der ich bei ihrer Prüfung meiner Liebe dritte Klasse, und einen Platz auf der Schandbank erhalten habe. Es ist zum Rasendwerden!

Ei was! Ich sage es ihr, daß ich mich übereilt; ich bin im Stande, und lege mir einen neuen Text unter, etwa:

Weil nur Du verstehst zu lieben,
Holdes Wesen, liebe mich,
In der Liebe mich zu üben,
Dies vermag ich nur durch Dich!

Ja, das wag' ich! Ich singe die Strofe, und applaudirt das Publikum, so fall' ich ihr auf dem Theater augenblicklich um den Hals. — Was will sie

thun? Sie muß als eine gewandte Schauspielerin auf meine Intension eingehen! — Wenn aber die Kourtine fällt, so sagt sie wieder vielleicht mit aller Kälte „gute Nacht, Herr Raimund!" und ich habe keine gute Nacht mehr, seitdem ich von ihr geschieden bin.

In jener Zeit, in welcher Raimund sich alle Mühe gab, sich mit seiner Frau wieder zu vereinigen, fiel das Engagement des Schauspielers Landner. —

Landner war die letzte Stütze des Josefstädter Theaters; allein so brillant seine Stellung diesseits der innern Stadt war, so kläglich war sie anfänglich jenseits derselben. — Landner mußte sich demüthig an Raimund halten, um nur einigermassen Rollen zu bekommen. Landner schloß sich aber auch außer der Bühne an ihn und hätte bei ihm Lakaiendienste verrichtet, nur um von Raimund ein gnädiges Wörtchen zu erlangen.

Landner bekam es bald weg, daß Raimunds Herz leide.

Wenn Raimund schlecht gestimmt war, so durfte Landner nur von Louisen sprechen, und Raimund kam in Ekstase.

Heute habe ich sie wieder begegnet! rapportirte Landner eines Tages.

Wo? Wo? fragte Raimund hastig.

Auf dem Glacis, auf dem Wege nach der Josefstadt.

Allein?

Ganz allein?

Wie sah sie aus?

Wie ein Engel!

Nein, nicht wie sie Ihm durch ihr Aeußeres vorkam (Raimund sprach Landner nie anders als mit Er an) sondern wie sie gestimmt schien. Lustig, traurig, freundlich, mürrisch?

Mehr niedergeschlagen als aufgerichtet.

Warum niedergeschlagen?

Kann ihr gut zu Muthe sein, wenn sie den Namen des ersten Lieblings des Wiener Publikums besitzt und ihn selbst nicht!

Er ist ein Esel! versetzte Raimund. Sie könnte mich ja besitzen, ich nähme sie mit tausend Freuden wieder in mein Haus, aber sie scheint nicht zu wollen.

Ei sie will schon; aber sie kann nicht davon anfangen. Sie haben auf die Scheidung gedrungen, Sie müssen auch wieder auf die Vereinigung dringen. Sie wird am Ende nicht „Nein" sagen. Sie müssen ihr gerade wieder auf diese Art den Hof machen, wie zur Zeit, als Sie beide noch unverheiratet waren. — So Etwas gefällt einem geschiedenen Weibe außerordentlich! — Ich spreche aus Erfahrung! — Ich war von meinem Weibe über ein Jahr geschieden!

Wär' Er's geblieben! Sein Weib ist „auschiech," sieht aus wie eine Wetterhexe!

Das macht nichts! Sie entfaltete doch Reize, als ihr Onkel starb.

Richtig! Damals hatte sie 500 fl. geerbt —

Nun sehen Sie, das machte sie für mich außerordentlich anziehend.

Und seine Frau mit 500 baren Gulden fand Ihn auch wieder acceptable? Er ist ja noch wilder als sein Weib und gewachsen wie ein Stoppel.

Durch Schmachten, Seufzen, Courmachen zog ich sie an.

„Gundel," sagte ich zu ihr, „kannst Du mir denn gar nicht verzeihen, daß ich einst nicht so war, wie ich hätte sein sollen?" —

Sie warf mir einen zerschmetternden Blick zu und ließ mich stehen.

Ich ermannte mich.

Sie ging nach der Holzgestätte, um, wie ich später erfuhr, eine halbe Klafter Scheiter so lang wie sie, drei Mal zum Schneiden zu kaufen.

Daß ist ein alter Spaß!

Ich weiß es, aber hieher paßt er.

Auf der Holzgestätte ist es einsam, fuhr Landner fort. Liebende können kein abgelegeneres Gehölz betreten, als in der Roßau an der Donau. — Dort hinter einem Spalier von weißbuchenen Scheitern stürzte ich ihr zu Füßen. Gundel, rief ich, wenn Du Deine Härte gegen mich fortsetzest, so kostet es mich nur einen Sprung in die Pudel-Schwemm' und ich bin nicht mehr! —

Ich rufe den Holzwächter zu meinem Schutze! entgegnete sie.

In Gottes Namen! versetzte ich.

Sie entsprang mir.

Ich ruhte aber nicht bis ich sie wieder erhaschte.

Vier Wochen dauerte mein Sturm. Endlich ergab sie sich. — Nur nicht aufhören zu stürmen und Louise sinkt wieder in Ihre Arme.

Wenn ich nur wüßte, wo ich sie einsam begegnen könnte!

Auf dem Glacis. Ihre Frau geht täglich, wenn sie keine Probe hat, nach der Josefstadt. Um eilf Uhr ist die gewöhnliche Stunde. —

Zu wem geht sie?

Zu ihrer langjährigen Freundin, der jungen Witwe Friedmann.

Morgen um eilf Uhr bin ich auf dem Josefstädter Glacis.

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Der Dichter Meisl trat bei Raimund ein.

Ich habe Sie zu mir einladen lassen, sprach Raimund den Dichter an; ich habe Sie um Verzeihung

zu bitten, daß ich das Märchen „von der Prinzessin mit der langen Nase" selbst bearbeitet habe.

Wie? Sie selbst?

Ich war leider gezwungen. Sie vertrösteten mich von einer Woche zur andern. Es kommt die Zeit heran, in welcher man der ungünstigen Theatersaison wegen, keine guten Einnahmen mehr zu machen im Stande ist. Sie haben zwar ein paar Szenen zu dieser Bearbeitung geschrieben, die Direktion wird diese Szenen Ihnen so honoriren wie ein ganzes Stück, aber das, was ich dazu geschaffen, wird aufgeführt.

Meisl lächelte mitleidig.

Fürchten Sie sich nicht! bemerkte Raimund. — Mein Name wird als Verfasser genannt. Sie soll kein Nachtheil treffen, wenn mein Versuch mißfällt. —

Er wird nicht mißlingen! warf Landner hin. —

Haben Sie das Stück gelesen? fragte Meisl.

Ja, antwortete Landner, und ich versichere Sie, es ist sehr gut, sehr komisch und wirksam in jeder Szene. —

Ihr Urtheil, Herr Landner, entgegnete Meisl, würde mich nicht bestimmen, dies zu glauben, denn Sie haben kein Urtheil und verstehen nicht, was zu einem wirksamen Stücke gehört. Für die unglückliche Josefstädter Bühne haben Sie ein halbes Dutzend Possen verfaßt und sie fielen alle durch; allein Herr Raimund will seinen Namen auf das, von mir begonnene, von ihm vollendete Stück setzen, dies würde er sicher nicht thun, wenn er des glücklichen Erfolges nicht gewiß wäre.

Kein Dichter ist seines Erfolges gewiß, erwiederte Raimund, allein ich war so unvorsichtig, der Direktion zu vertrauen, daß ich mein Benefizstück selbst ge-

schrieben, und das alte Weib Sartori hat es aller Welt wieder gesagt; darauf war ich nicht gefaßt.

Nun, so werde ich denn mein Honorar einkassiren, versetzte Meisl. Mag nun das Stück ausfallen, wie es will. — Ich empfehle mich Ihnen.

Der ärgert sich wie ein Truthahn! lachte Landner.

Wenn mein Stück gefallen sollte! meinte Raimund, dann wird er sich erst recht ärgern, denn es soll nur gefallen, was aus seiner Feder kommt.

Wird Ihre Frau die Rolle der Prinzessin spielen? Oder spielt sie die der Kammerzofe Linda.

Weder die eine, noch die andere. Die Prinzessin wird die Johanna Huber spielen und die Linda: Louise Kupfer. Ich wollte eine dieser Rollen für meine Frau besonders brillant schreiben, aber es gelang mir nicht. So oft ich an sie dachte, vermochte ich nicht zu schreiben. — Ich befinde mich in einem eigenen ganz originellen Zustande; ich bin in meine eigene Frau verliebt und kann sie nicht besitzen!

Narrenspossen! erwiederte Landner. Locken Sie sie auf die Holzgestätte, und fallen Sie ihr dort zu Füßen. Lassen Sie ihr Herz nicht zu sehr in Liebesflammen entbrennen, sonst geht die ganze Holzgestätte in Feuer auf.

* *
*

Raimund würde gerne sein Stück und sein Benefiz zurückgelassen haben, wenn er nur ein kurzes Stelldichein mit Louise hätte erreichen können.

Raimund machte außer Landner noch ein halbes Dutzend zu Vertrauten seiner Liebesqualen.

Der guten hübschen Frau wurde viel zu Gehör geredet; sie hörte jedoch nicht.

8. Der Liebhaber seiner eigenen Frau.

Raimund begab sich am andern Tage gegen eilf Uhr nach dem Josefstädter-Glacis.

Er wollte sich das Ansehen geben, als käme er aus der Josefstadt um nach der Stadt einzubiegen, und begegne auf diesem Wege, seine Frau ganz zufällig.

Er wollte die Sache recht pfiffig anstellen, und patrouillirte in einem kleinen Kreise außerhalb der langen Allee.

Leider erblickte er auch von Louisen nicht die leiseste Spur. Er lief hinauf, hinunter; er durchschritt im Zizack die Rasenplätze.

„Es kam nichts von Oben
„Es kam nichts von Unten,
„Die Macht ihres Zaubers
„War gänzlich verschwunden!"

Bin ich zu frühe gekommen oder zu spät? fragte er sich. Oder hat sich Landner einen Spaß mit mir erlaubt?

Es verging eine Stunde.

Die Thurmuhren der Stadt und der Vorstädte in der Nähe der Josefstadt, schlugen zwölf Uhr.

Die Mittagsglocken wurden geläutet.

Die in den Vorstädten wohnenden und nach Hause eilenden Leute zogen ihre Hüte ab, und verrichteten ihr Mittagsgebet. Auch Raimund nahm seinen Hut vom Haupte, aber gewiß nicht um zu beten, sondern desto besser spähen zu können. Seine Frau ließ sich noch immer nicht sehen.

Wer mir den Landner jetzt herbei schaffen könnte! sagte Raimund für sich, dem würde ich ein bedeutendes Geschenk machen! Da ich nicht lieben soll, so will

ich hassen, den Landner will ich hassen, da er mich genarrt hat. Er soll meinen Haß empfinden, wo ich ihn treffe!

Der unglückliche Landner kam zu seinem eigenen Verderben auf Raimund zu.

Nun, haben Sie schon mit ihr gesprochen? fragte Landner.

Den Teufel auch! antwortete Raimund und blickte Landner wüthend an; der Teufel soll vor Allem Ihn holen, Ihn, verfluchten Kerl! der mich auf eine solche Art zum besten hat! — Ich werde es Ihm gedenken, daß Er mich auf eine so gemeine Weise gefoppt hat! —

Weshalb soll ich Sie denn foppen? fragte Landner. Ich schwöre Ihnen bei allen Heiligen, daß ich Ihre Frau auf dem Glacis einige Male begegnete; daß Frau von Friedmann meiner Frau erzälte, daß Louise, wenn sie keine Probe im Theater vorhatte, täglich nach der Josefstadt kommt. Wie können Sie denn nur glauben, daß ich Ihnen Unwahrheiten sagen werde!

Aber sie ist nicht gekommen! polterte Raimund.

Nur Geduld! Sie kann ja noch kommen.

Sie kann am jüngsten Tage kommen! wüthete Raimund.

Sie sind vielleicht zu spät hieher gekommen?

Ich war um drei Viertel auf eilf Uhr hier, und laufe nun fünf Viertelstunden wie ein Windhund herum, so daß mich alle Josefstädter, die mich sehr gut kennen, und hier vorüber kommen, für wahnsinnig halten müssen, da ich mit so großen Schritten den Wiesenplan durchmesse. —

Und nun sage Er mir, wie Er hieher kommt?

Aus Theilnahme, aus Mitgefühl, und auch ein wenig aus Neugierde. Ich hätte mich geweidet an dem

Vergnügen, Sie wieder mit Ihrer Frau lustwandeln zu sehen.

Das ist eine schöne Lust hier zu wandeln, wenn keine Hoffnung vorhanden, sie zu sehen! Ich gehe jetzt —

Warten Sie noch! — Ich gehe zu Madame Friedmann.

Ist Er verrückt?

Ich gehe nur hin, um zu spioniren. Ich lasse mich bei ihr melden und frage an, ob meine Frau nicht zugegen. —

Eine so dumme Ausrede muß ihr auffallen!

Gott bewahre! Weshalb soll ein Mann nicht nach seiner Frau fragen können?

Was wird Er denn für eine Entschuldigung vorbringen, die nur halbwegs wahrscheinlich klingt, daß Er seine Frau bei der Friedmann vermuthe?

Eine ganz natürliche! Meine Frau ist vom Hause fort, werd' ich sagen, und hat der Magd mitgetheilt, ich möchte sie in der Josefstadt abholen; nichts Näheres, nichts Bestimmteres! Nun gehe ich zu allen Bekannten in der Josefstadt, werde ich beisetzen, vermuthend, daß ich sie bei einer ihrer Freundinnen treffen werde.

Wo wohnt die Friedmann?

In der „Stadt Belgrad," im 2. Stocke. Warten Sie hier. Ich bin in fünf Minuten wieder zurück.

Raimund hatte eine unermüdliche Geduld, wenn er sich Etwas vornahm. Er wartete.

Mittlerweile wanderten noch immer mehr Bewohner der Josefstadt vorüber, welche zu ihren Familien nach Hause eilten.

Unter diesen auch ein Herr Störbl, ein Buchhalterei-Beamter.

Er kam aus seinem Amte und lief zu seiner Frau

und seinen Kindern nach Hause, um sein Mittagsbrod im Kreise der Seinigen zu verzehren.

Herr Störbl war eine Specialität.

Herr Störbl kannte auf der Welt nichts als sein Amt. — Er wußte nicht, daß es je einen Napoleon gegeben; sein Buchhalter war für ihn die einzige Größe, die ihn kümmerte. Er sprach nur von seinem Amte, von seinem Buchhalter, seinem Rechnungsrathe, seinen Rechnungsoffizialen, von den Ingrossisten, welche vor ihm, und den Ingrossisten, die hinter ihm dienten von den Akzessisten, Praktikanten, von den Amtsdienern in seinem Bureau und den Hausknechten, die in den Bureaux ab- und zugingen. Sonst gab es keine Menschen auf der Welt als diese.

Herr Störbl arbeitete fleißig. Was ihm aufgetragen wurde, that er, aber nicht ein Jota mehr. Er ging ns Amt zur vorgeschriebenen Stunde, und aus dem Amte, wenn die Bureau-Zeit um war. Er hatte keine Freude an einem Spaziergange, an einem Theater, am Gasthaus- und am Kaffeehausleben; kein Vergnügen an Musik und Lektüre. Das Einzige, was er las, war „der Staats-Schematismus," und in diesem die Rubrik „Buchhaltereien."

Raimunds Schwiegervater, Alois Gleich, war in demselben Amte angestellt, in welchem Störbl bereits seit 32 Jahren diente.

Raimund konnte diesen trockenen, faden, langweiligen Patron nicht leiden. Allein Raimund glaubte, Gleich könnte vielleicht von seiner Tochter im Amte gesprochen haben, und dies interessirte ihn; auch wußte Raimund, daß Störbl im Hause zur „Stadt Belgrad" wohne. Störbl interessirte ihn also auch deshalb.

Raimund ging auf den Buchhalteristen zu.

Guten Tag, Herr von Störbl, redete ihn Rai-

mund an. So spät kommen Sie heute nach Hause? Es muß bald ein Uhr sein!

Ja, erwiederte Störbl. Es ist heute ein neuer Rechnungsrath vorgestellt worden, und da — —

Wohnen Sie noch in der „Stadt Belgrad?"

O ja, mein Vater war schon in diesem Quartier Ingrossist, und ich —

Wohnt noch Frau von Friedmann neben Ihnen?

Ich höre. Seitdem ihr Mann, der Liquidator, todt ist, kümmere ich mich nicht mehr um sie — der hätte es weit bringen können; er war schon zum Buchhalter vorgeschlagen. —

Was macht denn Herr Gleich?

Der Herr Rechnungsoffizial?

Ja, Herr Josef Alois Gleich?

Er schreibt Stücke im Amt. Er hätte jetzt „in die 900 fl. rücken" können, aber er ist sitzen geblieben.

Spricht er nicht von seiner Tochter?

Hat er eine Tochter? Das weiß ich ja nicht einmal!

Sie ist ja auch beim Theater!

Richtig! Sie hat einen Schauspieler geheiratet, aber ich weiß nicht welchen. —

Und wurde wieder geschieden von ihrem Manne. —

Ja, ja, der Herr Rechnungsrath Nemkliteschitzki hat davon Etwas erzält, aber ich habe nicht obacht gegeben; mein Gott, wenn ich gerade im „Kateriren" bin, weiß ich oft selbst nicht, daß ich eine Frau habe. —

Kommt die Tochter Gleichs nicht oft zur Frau von Friedmann?

Die „Meinige" glaub' ich, hat so Etwas erzält.

Er sann nach.

Es fällt mir schon ein! Frau von Friedmann heiratet wieder und zwar einen ungarischen Hofsekretär;

ich hab nicht recht obacht gegeben, und des ungarischen Hofsekretärs Bruder heiratet die Gleich.

Was — was! — Wenn sie geschieden ist von ihrem Manne? Da müßte sie ja eine Jüdin sein!

Ist schon möglich! Ich hab' nicht obacht gegeben. Ich laterire den ganzen Tag über, auch zu Hause. Da schleppe ich gerade wieder einen Faszikel mit! Empfehle mich Ihnen.

Wenn es gut geht, so kennen Sie mich nicht einmal mehr. —

Nein, ich habe wirklich nicht die Ehre!

Mein Name ist Raimund.

Raimund? werde mir den Namen schon merken!

Der Schauspieler Raimund bin ich!

Schon gut!

Ich war ja mit dem Rechnungsoffizial Gleich einige Male bei Ihnen. Als er den „Eheteufel auf Reisen" schrieb, brachte er Sie als „Zerstreuten" aufs Theater!

Richtig! Ich habe davon reden gehört, aber ich habe nicht obacht gegeben!

Man zwang Sie ja an diesem Tage in's Theater zu gehen, und Sie sahen mich spielen. —

Ich hab' nicht obacht gegeben! — Ich laterirte den ganzen Abend. Ich behalte gewöhnlich 20—30 Posten im Kopfe und summire in Gedanken —

Sie sind also nicht zerstreut?

Was fällt Ihnen ein? Ein Ingrossist und zerstreut! Einer, der den ganzen Tag „laterirt!" Ich will ja Offizial werden. Wünsche guten Appetit!

Der Mann ging.

Das ist ein Original! — sagte Raimund. — Ich könnte ihn auslachen, wenn ich mich nicht selbst auslachen müßte, daß ich hier auf dem Glacis der Gefoppte bin.

Landner kam nun eilig.

Da könnten wir noch lange warten, meldete er. — Ihre Frau ist heute gar nicht bei Frau Friedmann gewesen und kommt auch nicht hin.

Ich wurde also richtig zum besten gehalten!

Nein, nein! Wir eilen hinüber an die Wien, dort finden wir sie. Um zwei Uhr unterschreibt ihre Frau den Kontrakt in der dortigen Theaterkanzlei.

O weh!

Die Unterhandlungen dauern ja schon seit zwei Monaten!

Meine Frau kann aber vor Ostern ihr neues Engagement nicht antreten.

Für Sie ist das besser!

Besser? Für mich? Ich setze den Fall, ich würde mich mit ihr vereinigen, dann bringt mich die Eifersucht um, wenn sie an der Wien spielt und ich in der Leopoldstadt. Ich eifere ja jetzt schon! So eben hat mir ein Mensch, zwar ein Narr, Etwas von einem Ungar erzält:

Was fällt Ihnen ein! Frau von Friedmann theilte mir unaufgefordert mit, daß Ihre Frau um keinen Preis von einem andern Manne Etwas wissen wolle als von Ihnen! Zwar sagte sie, sie wolle wenigstens noch einige Zeit unabhängig leben —

Unabhängig! Unabhängig! — Was heißt das? Kein Mensch ist unabhängig! — Eine geschiedene Frau schon gar nicht, auf eine solche sieht die ganze Welt! Eine geschiedene Frau darf keinen Schritt machen, ohne daß sie kontrolirt wird.

Das sollte man ihr sagen!

Die Friedmann sollt' es ihr sagen.

Machen Sie Bekanntschaft mit der Friedmann. Sie wird sich's zur Ehre schätzen! Meine Frau und ich führen Sie auf. —

Was ist denn das für eine Frau, diese Friedmann? Ich höre sie so oft nennen.

Eine charmante Frau, galant und elegant. Sie ist eine Freundin von lustigen Gesellschaften, brillanten Soupers, die aber bei ihr eingenommen werden müssen. Unter uns gesagt, sie hat nicht viel in ihrer Kassa. Wenn Sie ein Souper für fünf, sechs Personen bei dem französischen Traiteur bestellen, so machen Sie sie glücklich!

Landner, erschrecke Er mich nicht!

Alles in Ehren! Lustig sein, das Leben geniessen, lachen, scherzen, anständige Konversation und ein guter Tisch, erquicken Leib und Seele.

Meinetwegen! Meiner Frau zu Ehren soll ein Souper statt finden, und zwar nicht geringer als am Abend unserer Hochzeit.

Ich gehe sogleich zur Friedmann zurück und verständige sie hievon.

Und ich nehme mir einen Fiaker und fahre zum Theater an der Wien. Vielleicht begegne ich meine Frau. Komm Er bis um halb drei Uhr zum „Kreuz" an die Wien, dort wollen wir speisen und das Weitere mit einander verabreden.

Raimund ging mit Landner von dem Glacis fort auf den Platz, auf welchem in der Nähe der Kaiserstraße, die Fiaker sich befinden.

Eine elegante Equipage rollte an Raimund und Landner vorüber.

Der Herr, welcher im Pieroutsch saß, grüßte Raimund sehr freundlich.

Raimund dankte mechanisch, ohne den Herrn genau anzusehen.

Wer war denn der, welcher hier vorüberfuhr? fragte Raimund.

Haben Sie ihn denn nicht gekannt?

Nein; ich sah zufällig nicht in den Wagen. —

Ignaz Schuster war es! In seiner schönen Equipage, in welcher er seit vierzehn Tagen auf allen Wegen der Stadt und Vorstädte herumkutschirt, war es!

Sapperment! der Wagen ist schön! Die Pferde sind allerliebst! — Eine solche Equipage muß ich auch haben! — Ich werde mir den Schuster nicht an der Nase vorüber fahren lassen, und werde dabei zu Fusse gehen! — Ich muß sehr bald eine Equipage haben, und eine weit schönere als Schuster, und die erste Person, welche in meiner Equipage fährt, muß meine Frau sein! — Ich kutschire und Er, Landner, sitzt hinten auf!

Sie können ja nicht kutschiren!

Ich werde es schon lernen!

Nur nicht umwerfen!

Wenn meine Frau bei mir im Wagen sitzt, wird sie sich überzeugen, daß sie mit mir gut fährt!

3. Die Equipage.

Raimunds Wunsch, eine Equipage, eine schöne Equipage und diese so schnell als möglich zu erhalten, beschäftigte ihn unaufhörlich.

Er lief zu allen Sattlern, allen Pferdehändlern und Pferdekupplern.

Was er suchte, fand er nicht. Es waren ihm entweder die Preise zu hoch oder die Pferde, das Geschirre derselben, selbst die meisten Wagen nicht gut genug.

Endlich erfuhr er, daß der sogenannte „Praterschmied" ein sehr hübsches Pieroutsch und zwei nette Füchse zum Verkaufe bereit habe. Sie sind Eigenthum eines Rittmeisters, hieß es, welcher wegen schneller Abreise, seine Equipage weggibt.

Raimund verfügte sich zu dem Schmiede im Prater und begehrte Pferde und Wagen zu beschauen.

Der Schmied war sehr erfreut, den beliebten Künstler bei sich zu sehen.

Pferde und Wagen sind sehr schön, berichtete der Schmied; die Geschirre recht propre. Ich würde mich freuen, wenn Sie sie kaufen möchten.

Ich lasse einspannen und mache mit Ihnen eine Fahrt zum Rondeau; bei dieser Promenade können Sie die Pferde beobachten. —

Ich verstehe von Pferden nichts, versetzte Raimund, und muß mich, was diese betrifft, auf Sie verlassen. Sie werden nicht wünschen, daß ich betrogen werde.

Wagen und Pferde wurden vorgeführt.

Raimund war darüber entzückt.

Auch ein Kutscher setzte sich auf den Bock in netter Livrée, der so zu sagen mit „in den Kauf" gegeben werden sollte.

Raimund und der Schmied stiegen in den Wagen.

Raimund stand in demselben um den Gang der Pferde besser betrachten zu können.

Er fand die Füchse allerliebst.

Am Rondeau angekommen, befahl Raimund dem Kutscher zu halten, sich rückwärts zu placiren und Raimund die Pferde zu übergeben.

Der Kutscher that es ohne Anstand.

Raimund zog die Zügel etwas an. Die schöne lange Allee, welche an jenem Morgen nicht viel befahren wurde, war bald zurück gelegt.

Mechanisch liefen die Pferde in den Hof des Praterschmiedes, und blieben bei ihrer Stallthüre stehen.

Raimund meinte er könne kutschiren. Er freute sich außerordentlich über sein, wie er sich einbildete, angebornes Pferdelenker-Talent.

Ich bin sehr zufrieden, sagte Raimund; Pferde,

Wagen, Geschirre, Alles hat meinen Beifall; wie steht es nun mit dem Preise.

Die Pferde kosteten den Eigenthümer 900 fl.; sie sind es auch werth; der Wagen wurde für 700 fl. bei Brandmeyer in der Roßau gekauft. Die Geschirre kosteten 120 fl. Alles zusammen kam auf 1720 fl. — Der Herr Rittmeister verlangt dafür nur 1100 fl.; 900 fl. hätte er schon dafür haben können.

Ich nehme die Equipage für 1100 fl., aber ich bezahle sie nicht gleich.

Damit ist dem Herrn Offizier leider nicht gedient. Er muß in einigen Tagen fort. Er würde nur 1000 fl. dafür nehmen, aber das Geld müßte sogleich erfolgen.

Ich werde es mir überlegen, versetzte Raimund, bedinge mir aber, daß bis heute Nachmittag um 4 Uhr mit keinem andern Käufer unterhandelt werden darf; dies, Herr Schmiedmeister müssen Sie mir zu Liebe thun und versprechen.

Mit Vergnügen, versicherte der Schmied.

Raimund ging, kehrte aber sogleich wieder um.

Apropos! sagte Raimund, kennen Sie Ignaz Schusters Equipage?

Sehr gut, antwortete der Schmied. Er läßt seine Pferde bei mir beschlagen.

Ist Schusters Equipage schöner als diese? Hat sie mehr Werth?

Der Schmied lachte.

Wagen und Pferde sind höchstens 500 fl. werth. Es ist zusammengesuchtes Zeug. Der „Handige" sieht gut aus, hat aber einen steifen Knöchel und der „Sattliche" schwitzt, wenn er nur zehn Schritte sich bewegt. Das Kallesch ist alt, ausgemustert, blos neu lakirt, und die Geschirre hat der Fleckssieder Rinderer geschenkt, sie sind geflickt und nicht 20 fl. werth.

Raimund war glücklich.

Bis vier Uhr, vielleicht früher bin ich wieder bei Ihnen.

Raimund eilte zu dem Theatersekretär Bäuerle.

Du mußt mir eine Gefälligkeit erweisen, redete er diesen an; die ich Dir, gelingt es, meinen Wunsch zu erfüllen, nie vergessen werde.

Was soll ich thun?

Du stehst mit dem Doktor Manquet und dem Theatersequester Nußböck auf dem besten Fuße; Du mußt beiden beibringen, daß sie mich für immer verpflichten würden, wenn sie mir heute noch Pferde und Wagen kauften.

Ich begreife Dich, sagte Bäuerle, Du wünschest eine Equipage, weil Schuster ebenfalls eine besitzt.

Ja, ich genire mich nicht, dies ganz ehrlich zu gestehen. — Ich verlange die Equipage nicht etwa geschenkt. Ich habe mir schon eine ausgesucht; die Geschichte kostet 1000 fl. — Die Administration möge mir daher 1000 fl. leihen. Von meiner nächsten Einnahme bezahle ich sogleich 500 fl., und die zweiten 500 fl. von meinem Benefiz im künftigen Jahr. Im schlimmsten Fall bezahle ich diese 1000 fl. auch ganz von meinem nächsten Benefiz.

Warum wendest Du Dich nicht selbst an die Administration?

Diese Herren sind mir noch zu fremd.

Oder an den Direktor Sartori?

Damit die Gäste beim Lamm es in fünf Minuten erfahren, daß ich 1000 fl. schuldig geworden, und es der „Hans Großmaul" der ganzen Theatergesellschaft vorschwadroniren könnte: Er habe mir Pferde und Wagen gekauft? — Nein! Nein! Auch Manquet und Nußböck müssen verschwiegen sein, damit

Schuster nichts erfährt; dies bedinge ich mir vor Allem, sonst brauche ich die ganze Gefälligkeit nicht.

Ich will Manquet sogleich aufsuchen.

Und dann gehst Du auch zu Nußböck?

Gott bewahre! Nußböck thut, was Manquet will; — diesen Gang kann ich ersparen.

Glaubst Du, daß Du es schnell durchsetzest, mir 1000 fl. zu verschaffen?

Was verstehst Du unter: „Schnell?"

Schnell, heißt bei mir heute noch; bis 3—4 Uhr nachmittags! Pferde und Wagen sind sehr schön; sie stehen bei dem Praterschmied. — Nach vier Uhr kauft sie mir ganz gewiß Jemand aus.

Ich will mit Manquet sprechen. —

Ich gehe jetzt nach Hause und warte auf Dich. Kommst Du bis höchstens 4 Uhr nicht mit dem Gelde, dann Adieu mein Vergnügen!

Bäuerle eilte zu Manquet.

Er traf den Doktor noch in seinem Bureau.

Bäuerle brachte das Anliegen Raimunds vor.

Das ist wieder eine Laune von unserm Raimund, ohne allen vernünftigen Grund, erwiederte Manquet. Wenn er heute Pferde und Wagen besitzt, und damit herum fährt Tag und Nacht, so dauert dieser Spaß höchstens einen Monat, und dann freut er ihn nicht mehr. — Reden Sie ihm doch diese Grille aus!

Raimunden Etwas ausreden, was er sich in den Kopf setzt, erwiederte Bäuerle, ist unmöglich. Sachen, welche bei Ignaz Schuster auffallen, gibt Raimund schon gar nicht auf. Was liegt am Ende daran, einem Künstler wie Raimund, die Stütze des Theaters, 1000 fl. vorzustrecken, um so mehr, da er von seiner nahen Einnahme 500 fl. zurückbezahlen wird.

Der Theaterkasse kann ich diesen Vorschuß nicht auf-

bürden, versetzte Manquet. Wir haben es mit einer Herde von Gläubigern zu thun, von welchen nur wenige Verstand haben; die meisten sind Wucherer, schlecht, dumm und roh; es sind Leute darunter, welche den Schauspielern und Dichtern, die doch allein die reichen Einnahmen veranlassen, den Schnittlauch auf ihrer Suppe nicht vergönnen. Wenn solche Leute erführen, daß die Administration 1000 fl. Vorschuß gegeben, die Administration wäre ihres Lebens nicht sicher. Doch will ich die 1000 fl. Raimund vorstrecken.

Vielleicht bekommen wir Pferde und Wagen für 900 fl., bemerkte Bäuerle. Pferde und Wagen stehen beim „Praterschmied." Wenn sogleich baares Geld erfolgt, so läßt sich vielleicht mehr noch ersparen. — Sollte es Ihre Zeit erlauben, Herr Doktor, so könnten wir beide auf der Stelle nach dem Prater fahren. Sie sind ein Kenner, da Sie selbst sehr schöne Pferde im Stalle haben.

Ich will mit Ihnen nach dem Prater fahren.

Der Doktor rief seinen Bedienten.

Laß einspannen!

Die gnädige Frau ist so eben nach Hause gekommen. Die Equipage steht noch vor dem Thore.

Befiehl dem Kutscher zu warten.

Manquet steckte Geld zu sich.

Nach einer halben Stunde traten Manquet und Bäuerle bei dem Schmiede im Prater ein.

Wieder wurden die Pferde probirt.

Sie gefielen auch dem Doctor sehr.

Der Preis ist? fragte Manquet.

Tausend Gulden.

Acht Hundert!

Unmöglich!

Tausend Gulden sind schon geboten. Um vier Uhr kommt der Käufer. —

Ich weiß es, versetzte Bäuerle, Raimund ist der Käufer und in seinem Namen sind wir hier.

Ich gebe Ihnen 900 fl., versetzte Manquet. Bedenken Sie, daß Raimund kein Kavalier ist und selbst ein Kavalier, wenn er sich auf Pferde und Wagen versteht, Ihnen nicht mehr dafür geben wird.

Es wurde noch Einiges verhandelt.

Endlich erklärte sich der Schmied mit dem Gebote einverstanden, und 900 fl. wurden gezahlt.

Jetzt kam der Kutscher herbei.

Euer Gnaden, sagte er; was ist es mit mir? — Mein Herr, der Rittmeister, meinte, daß, wer sich diese Equipage kaufe, könne auch den Kutscher mitnehmen. —

Für die Annahme des Kutschers haben wir keine Vollmacht, antwortete Bäuerle. Für 14 Tage etwa —

O weh, sagte der Kutscher.

Sprich selbst mit Raimund.

Wo hast Du denn früher gedient? fragte Manquet.

Bei Baron Puthon zwei Jahre, ein Jahr bei dem Grafen Hardegg, und jetzt zwei Jahre bei dem Rittmeister Baron Pleß. Ich habe die besten Zeugnisse.

Wenn Dich Raimund nicht behält, versetzte Manquet, so verschaffe ich Dir einen Dienst bei der Gräfin Zitzay, sie sucht gerade einen Kutscher.

Manquet setzte sich in seine Equipage.

Ich ersuche Sie, lieber Bäuerle, sagte Manquet, in Herrn Raimunds Equipage sogleich zu ihm zu fahren. Ich eile nach der Stadt.

Hierauf sagte Manquet zu Bäuerle leise:

Bei der nächsten Einnahme hat mir Raimund nur 300 fl. zu bezahlen, bei der zweiten wieder 300 fl.,

so daß er nach drei Benefizen mir nichts mehr schuldig ist. — Ich lasse ihm wissen, daß wenn er mit seiner schönen Equipage nächsten Sonntag nach Oberdöbling Nr. 45 kutschiren wolle, so würde ihn um zwei Uhr ein Diner erwarten, das ihm Freude macht. Er soll Personen von unserm Theater finden, die ihm gewiß angenehm sein werden. Seine Frau, die noch immer viel bei ihm gilt, habe ich auch eingeladen. Sie, Herr Bäuerle, habe ich bereits schon früher invitirt; Ihnen sende ich meinen Wagen. —

Mit diesen Worten fuhr Manquet nach der Stadt.

Bäuerle begab sich zu Raimund.

Die Equipage hielt am Hause.

Raimund wohnte bei der „Weintraube" in der Jägerzeile.

Bäuerle trat bei Raimund ein.

Er saß gerade bei Tische.

Landner speiste bei ihm.

Nu, wie ist's? fragte Raimund, und sprang von seinem Mahle auf. Bringst Du mir Leben oder Tod?

Ich habe mit Dir unter vier Augen zu sprechen.

Komm da herein!

Es ist nichts? sagte Raimund; nicht wahr? Manquet thut es nicht? Tausend Gulden sind ihm zu viel!

Wirf einen Blick aus dem Fenster.

Raimund riß das Fenster auf und sah hinaus.

Er wurde ganz roth vor Freude.

Hast Du gezaubert? fragte er.

Es ging leichter als ich dachte!

Raimund jauchzte vor Entzücken.

Er ergriff Bäuerle am Kopfe und küßte ihn. Das ist ja mehr, als wenn ich Dir eine Terne verdankte! aber — nicht wahr! die Tausend Gulden werde ich sogleich bei der nächsten Einnahme bezahlen müssen?

Keineswegs. — Erstens bist Du nur 900 fl. schuldig, es sind noch 100 fl. erspart worden, dann bezahlst Du an Doktor Manquet und nicht an die Administrations-Kassa bei jedem Benefiz nur 300 fl. Dieses Bene hast Du noch insbesondere.

Ich werde zum Kinde vor Freude! Dem braven, guten Doktor meinen innigsten Dank und Dir, ja, Dir erweise ich eine eigene Aufmerksamkeit. Dich führe ich ein ganzes Jahr hindurch alle Tage spaziren! Und jetzt werde sogleich der Anfang gemacht. Landner! rief Raimund, komm' Er her; wir fahren spaziren; die Equipage hab' ich schon! Schau er hinab zum Hausthor; da drunten steht sie! Hat Schuster Etwas Aehnliches? — Ein Graf kann mit seiner Gräfin in meinem Wagen fahren! Wann ich nur wüßte, wo Ignaz Schuster sich jetzt befindet! Ich würde ihm sogleich die unverhoffte Freude machen und an ihm vorüberkutschiren! — Ei! dem will ich vorfahren! der soll mir zurück! Ich ruhe nicht!

Du bist mit Deinem Mittagstische noch nicht zu Ende, und ich muß nach Hause. Ich habe viel versäumt!

Heute esse ich nichts! Heute wird blos gefahren, in den Prater, in den Augarten, nach Schönbrunn, nach Hietzing, nach Lainz! —

Da bringen Sie die Ross' gleich heute um! sagte Landner.

Halt Er sein Maul! rief Raimund, das sind meine Ross', damit fahre ich, wohin ich will. —

Du solltest Dich doch bei dem Kutscher erkundigen, ob die Pferde bei den Probefahrten im Prater nicht vielleicht zu sehr angestrengt wurden?

Richtig! der Kutscher ist auch da! — Ei, den Kerl brauch' ich nicht! Ich brauche überhaupt keinen Kutscher. Ich stelle meine Pferde bei der „Kaiserkrone" ein! Der Hausknecht putzt sie und füttert sie mir!

Wer kutschirt denn also heut'? fragte Landner ängstlich.

Ich!

Sie?

Natürlich ich! — Wie wüßte man denn sonst, wem die Equipage gehört?

Herr Raimund, sagte Landner kleinlaut, ich fahre nicht mit Ihnen.

Wenn es Ihm nichts kostet?

Erlauben Sie, mein Leben ist mein höchstes Kapital. Breche ich mir den Hals, wer versorgt denn meine Witwe? Erinnern Sie sich noch, wie Sie ein Mal den Kindler, die Walla und mich auf einem Steirerwagen nach Weinhaus kutschiren wollten? Zuerst fuhren Sie an jeden Eckstein an, und dann in Hernals warfen Sie uns in den morastigen Graben! Wenn wir nicht so weich gefallen wären, so hätten wir uns Arm und Beine gebrochen!

Das war in Hernals — in Lainz ist es anders!

Er muß mitfahren! sagte Raimund. Im Wagen muß ich Jemand haben! Den Bäuerle bring' ich heut nicht dazu, dem habe ich schon zu viel Zeit genommen, aber es ist ihm nicht geschenkt, den führe ich am nächsten Sonntag nach Baden!

Eben recht, daß Du mich erinnerst, sagte Bäuerle. Nächsten Sonntag bist Du bei Doktor Manquet in Oberdöbling Nr. 45, um zwei Uhr zum Mittagsessen eingeladen. Manquet erwartet Dich und will Dich in Deiner Equipage ankommen sehen. — Deine Frau ist auch eingeladen!

Das ist zu viel Glück an einem Tage! Komm Er, Landner, wenn ich ihn heute auch umwerfe, so geschieht es aus Freude! Komm Er! Sollte er sich auch ein paar Rippen brechen! — Es kostet Ihn nichts! —

4. Die erste Ausfahrt.

Raimunds erste Ausfahrt in seiner Equipage ging nach dem Prater.

Mit Angst und Beben saß Landner im Wagen.

Raimund kutschirte.

Die Pferde wollten durchaus wieder in die „Praterschmiede.“

Warum nicht gar! sagte Raimund zu den Pferden. Links! Links! rief er ihnen zu.

„Hih!“ „Hih!“ entgegnete Landner, glaub' ich, sagt man zu den „Rössern“ wenn sie links gehen sollen! — Ziehen Sie doch den linken Zügel an, und hauen Sie rechts mit der Peitsche drein. —

Halt Er sein Maul! — die Pferd' verstehen mich schon! — Er sieht ja daß sie links laufen.

Herr Raimund, erwiederte Landner, Sie wollten aber zum Rondeau fahren, und wir kommen auf diesem Wege in den „Wurstel-Prater!“

Es ist Alles Eins, wo wir hinkommen, wann wir nur wo hinkommen, und ich mich satt kutschiren kann.

Ich bitte Sie um Gottes willen! reden Sie nicht so viel, und sehen Sie auf die Pferde! Es hat jetzt nicht viel gefehlt, so hätten Sie ein altes Weib niedergeführt! — Hören Sie, wie sie schimpft! — Halten Sie doch an! — Sie fahren ja gerade auf die Gäste des „Glückshafen“ los. — Alles flüchtet!

O! O! rief Raimund, aber die Pferde blieben nicht stehen.

Da verließ ein Kutscher, der im „Glückshafen“ eben bei einem Glas Bier saß, eilig seinen Platz, fing die Pferde auf und brachte sie zum Stehen.

Kreuzfikerment! rief der Wirth, der herzu trat, was ist das für ein Esel, der da kutschirt! — Ist der Kerl besoffen!

Ich bitte um Verzeihung! sagte Raimund. Die Pferde kennen mich noch nicht und pariren also nicht!

So kutschiren Sie nicht selbst, entgegnete der Wirth. Sie verstehen ja nicht ein Mal die Zügel ordentlich zu halten! Das größte Unglück hätten Sie anrichten können. Noch einen Schritt und die drei Kinder, welche im Grase spielen, würden überfahren worden sein.

Bis morgen kutschire ich schon besser! antwortete Raimund und sprang vom Bocke. Ich nehme heute noch ein paar Lektionen. — Damit wir aber nicht umsonst hieher gekommen sind, so bringen Sie uns Bier und Würstel.

Die Pferde werden aber auch gefüttert werden wollen! bemerkte Landner.

Richtig! He, Kellner! Gib meinen Pferden Heu und Hafer!

Die Gäste, welche wieder an ihre Tische zurückkehrten, lachten und der Eine von ihnen bemerkte:

Das ist ja Raimund!

Ja, ich bin Raimud, bestätigte er.

Der Herr Raimund, wiederholte der Gast, der als Schauspieler ebenso geschickt, wie er als Kutscher ungeschickt ist! — Sie müssen meine Aufrichtigkeit nicht übel nehmen, aber wie ich Sie vom Weiten schon über die Wiese kommen sah, erschrack ich heftig! — Da fährt Einer, der sein ganzes Leben noch keine Pferde geleitet hat, sagte ich. Flüchten wir uns! So ein Kutscher ist gefährlicher, als ein Kartätschenschuß! — Mein lieber Herr Raimund, Ihretwegen, aber besonders Ihrer Nebenmenschen wegen, beschwöre ich Sie, geben Sie das Kutschiren auf!

Sie sind sehr aufrichtig! erwiederte Raimund

höchst empfindlich. Sie vergessen, daß noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen ist, am allerwenigsten ein gelehrter Kutscher; nicht einmal der „heilige Elias," der doch mit einem feurigen Wagen in die Wolken fuhr. — Wie kommen denn Sie dazu, mir solche Beleidigungen zu sagen? Wer sind Sie denn? Verstehen Sie denn Etwas von Pferden? Ich bitte um Ihren Namen, Herr Professor! —

Mein Name ist Christof de Bach. Ich weiß nicht, ob ich von Pferden Etwas verstehe, aber die Leute behaupten es. Wenn Sie mir in meinem Zirkus die Ehre geben wollen, will ich Sie Reiten und Fahren lehren!

So? de Bach sind Sie? — Das ist etwas Anderes. Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich sehe allerdings ein, daß Sie mir in jeder Beziehung eine Lektion geben können. Ich mache von Ihrem Antrag Gebrauch, und bitte Sie um Unterricht. Gott sei Dank, daß ich endlich einen Kritiker gefunden habe, der nicht nur zu tadeln, sondern es auch besser zu machen versteht. Wenn Sie mir erlauben, komme ich um sechs Uhr morgens zu Ihnen, und bitte Sie um die erste Unterweisung.

Wenn Sie von hier fort wollen, erwiederte de Bach, so soll mein Kutscher, (derselbe, der Ihre Pferde auffing,) Sie in Ihrem Wagen nach Hause führen. Ich begebe mich jetzt in meinen Zirkus; die Produktion beginnt um 5 Uhr.

Dahin komme ich auch! versetzte Raimund. Ich war noch nie da. Ich muß mich jetzt mit der Pferde-Dressur bekannt machen.

Raimund und Landner begaben sich wirklich in den Zirkus.

Raimund nahm eine Loge. Wer aber trat fast gleichzeitig in die Neben-Loge? Seine Frau mit Frau

von Friedmann und einem Herrn, einem schönen, jungen, eleganten Herrn, bei dessen Anblick Raimund ganz wunderlich zu Muthe wurde.

Raimund grüßte seine Frau.

Sie erwiederte seinen Gruß sehr artig.

Ach mein Gott! wie schön sie aussieht! schwärmte Raimund. Seitdem wir geschieden sind, wird sie alle Tage reizender! — Landner, „schiel'" Er nach der Seiten hin! — Hat Er in seinem ganzen Leben schon eine solche Venus gesehen? — Diese Bajadere, welche sie so malerisch umgeworfen, macht sie selbst zur schönsten Bajadere; dieser weiße Hut mit den Rosafedern; diese Augen, sie haben mich schon ein Mal entzündet; heute sprengen sie mich ganz in die Luft.

Ach, was hätte der verliebte Raimund darum gegeben, wenn Louise sich in seine Loge verfügt, und Frau Friedmann, besonders aber den Herrn, im Stiche gelassen hätte.

Landner, zischelte Raimund dem Landner in die Ohren, der Herr ist mir sehr bekannt. Er kommt häufig in unser Theater. Er muß ein Graf sein. Er hat so was Nobles, Feines, Aristokratisches. Landner, schiel' Er zu, und sag' Er mir, ob Er diesen Herrn nicht kennt?

Landner, der immer schielte, schielte wieder in die Loge.

Nein, sagte Landner, diesen Herrn kenne ich nicht!

Raimund wußte nicht, sollte er seiner Frau eine Visite in ihrer Loge machen, oder sie in seine Loge einladen.

Er besprach sich mit Landner.

Was fällt Ihnen denn ein? fragte Landner. Ihre Frau ist ja in Gesellschaft und muß in Gesellschaft bleiben. Spielen Sie doch, um Gottes willen den Unbefangenen!

Wenn ich nur wüßte, sagte Raimund, wer der Kavalier ist, und ob er meiner Frau oder der Madame Friedmann die Cour macht. — Geh Er doch hinaus, frag Er doch an der Kassa, wer der Herr ist, der die Loge neben mir genommen hat; frage Er auch, ob dieser Herr öfter hieher komme, und ob man nicht wisse, für wen sich dieser Herr interessire! — Jetzt sagt er sogar meiner Frau Etwas ins Ohr! Und sie lacht wohlgefällig! — Ich bringe sie alle Zwei um, da wird gleich Ruhe sein.

Mäßigen Sie sich! bat Landner. Sehen Sie doch Mademoiselle Adele an, wie sie so zierlich mit dem Apfel spielt!

Ja, das ist der Apfel der Zwietracht, versetzte Raimund. Diesen Apfel hat das Schicksal zwischen mich und meine Frau geworfen. —

Applaudiren Sie doch! sagte Landner, Alles applaudirt. Alles sieht nach Ihnen und wundert sich, daß Sie so gleichgiltig bei so schwierigen Kunststücken bleiben können.

Brava! rief Raimund, aber das „Brava" kam etwas zu spät, denn in diesem Augenblicke, in welchem es Raimund rief, fiel Mademoiselle Adéle vom Pferde.

De Bach kann auch nichts! bemerkte Raimund, sonst würde er diese Mamsell gelehrt haben, wie man nicht vom Pferde fällt! — Da liegt die Mamsell schon wieder! Ich nehme gewiß keine Lektionen von de Bach; da seine Künstlerin alle Augenblicke im Sand liegt, so versteht er gewiß nichts, und kann mir höchstens zeigen, wie man beim Kutschiren vom Bocke fällt; das treffe ich ohne Unterricht. — Da sehe Er hin! Sie liegt schon wieder! — Der verfluchte Kerl sagt meiner Frau schon wieder Etwas ins Ohr, und sie lacht schon wieder! — Jetzt läßt er sogar Gefror-

nes bringen, und wartet meiner Frau zuerst auf! — Landner, dieser Mensch ist der Liebhaber meiner Frau, das sieht ein Blinder! — Er redet in sie hinein wie ein Beichtvater; Landner, ich halte es nicht aus!

Nur ruhig! ruhig! — Spielen Sie den Gleichgiltigen. —

Nein, nein, das würde nichts helfen! Ich werde es anders machen! — Ich werde sogleich mit Madame Friedmann anbinden. Sie sieht gerade zu mir her! — Ich kokettire mit ihr! — Geb Er acht, Landner, was ich dieser für verliebte Gesichter schneiden werde! Dadurch mache ich entweder den Kavalier eifersüchtig, wenn er die Friedmann liebt, oder meine Frau, wenn sie mich liebt!

Raimund blickte die Friedmann mit hochaufgeschlagenen Augen an, seufzte dann, und schnitt ein Gesicht, als wenn ihm das Herz zerspringen wollte, dann seufzte er tief, schlug die Augen nieder und seufzte noch ein Mal.

Die Friedmann sah Raimund erstaunt an.

Raimund setzte sein Manöver fort.

Machen Sie es doch nicht gar so arg! lispelte Landner, Sie verdrehen ja die Augen wie ein Bock, wenn ihn die Gais verläßt.

Madame Friedmann sprach leise mit Madame Raimund.

Wirkt schon! flüsterte Raimund dem Landner zu. Sie stecken schon die Köpfe zusammen. Meine Schwärmerei fällt schon auf. Meine Frau lächelt schon so gewiß hämisch. Ich kenne dieses Lächeln von meinem Ehestand aus. Nach diesem Lächeln folgte stets ein Wuthausbruch; säße ich bei ihr, so hätte ich schon wieder einen Biß.

Raimund ließ sich nun einen Seufzer entschlü-

pfen, über welchen das Pferd erschrack, das gerade mit Mademoiselle Adele vorüber flog.

Jetzt gehen wir! sagte Landner. Was Sie treiben, ist ja eine Parodie auf alle Liebesseufzer! So Etwas gehört in „Roderich und Kunigunde!" — Ich bitte Sie, hören Sie auf zu schmachten; der Ungar wird auch schon rebellisch und sucht seine Reitgerte. — Wenn Sie noch einen Seufzer ausstoßen, bekommen wir beide Schläge!

Frau Raimund und Frau Friedmann standen in der Loge auf.

Der Kavalier reichte den Damen ihre Shawls und sie verließen alle drei hastig die Loge.

Da haben wir's! sagte Landner, das kommt von Ihren Dummheiten!

Wir eilen nach!

Der Ungar hat gewiß seine eigene Equipage!

Und ich habe auch eine!

Aber mit dem Kutscher des de Bach können Sie nicht jener Equipage nachfahren; der Kerl ist ja in Hemdärmeln!

Ich kutschire!

Wollen Sie sich vor Ihrer Frau auch kompromittiren?

In der Hauptallee des Praters fahre ich gut. —

Gott sei mir gnädig!

Schnell fort!

Raimund und Landner verließen den Zirkus.

Eine sehr schöne Equipage, die Pferde auf ungarische Art angeschirrt, mit einem Kutscher in ungarischer Tracht, fuhr vor. Ein Husar öffnete den Wagenschlag. Die Damen stiegen ein, der Herr setzte sich ihnen gegenüber, und wie im Fluge sausten die Pferde hin.

Raimund stieg auf den Bock seines Wagens.

De Bach's Kutscher wurde weggeschickt.

Landner mußte sich wieder in das Pieroutsch setzen.

Wenn ich nur jetzt einen Geistlichen wüßte! seufzte Landner. Diese Fahrt ist gewiß mein letztes Ende!

Raimund hieb in die Pferde ein wie ein Besessener. —

Die Pferde, an solche Behandlung nicht gewohnt, wurden scheu und gingen durch.

Ehe noch der Wagen, in welchem Madame Raimund saß, den halben Weg zur Praterschmiede erreichte, überholte sie schon ihr Gemal. Aber in welchem Zustande!

Die Pferde schnaubten, der Wagen war mehr in der Luft als auf dem Boden. Die Pferde rasten wie angeschossen fort.

Raimund saß leichenblaß auf dem Bocke; die Peitsche hatte er verloren, den Hut ebenfalls; er klammerte sich fest an seinen Sitz, und hörte und sah nichts mehr.

Landner rang die Hände und rief um Hülfe.

Wagen, Reiter, Spaziergänger, alles wich dem rasenden Gespann aus.

Die Fiaker erhoben ein Geschrei.

Die reitende Polizei sprengte heran.

Endlich fuhr der Wagen an eine Barriere. Landner flog aus dem Wagen wie eine Kugel aus einer Kanone. Er ächzte auf dem Rasen, mehr todt als lebendig.

Kracks machte der Wagen und da lag er.

Raimund wurde vom Bocke geschleudert.

Die Pferde standen endlich vor Erschöpfung stille.

Tausende von Menschen eilten herbei.

Raimund raffte sich vom Boden, mit Staub bedeckt, auf, und sagte zu Landner, welcher, ganz zerschlagen und zerschunden, herbeihinkte:

„Das war eine Tour!"

Madame Raimund und ihre Gesellschaft hatten einen andern Weg eingeschlagen.

Sie sahen nichts von dem Ende der traurigen Fahrt.

5. Nach der Unglücksfahrt. — Die erste Probe vom „Barometermacher."

Raimund richtete sich durch seinen unglücklichen Sturz vom Kutschersitze so arg zu, daß er sich mehrere Tage hindurch, ärztlicher Behandlung unterziehen mußte; auch Landner war am ganzen Körper verletzt, und mußte das Bett hüten; dessen ungeachtet sprach Raimund fast ununterbrochen von seiner Equipage und ließ durch den Kutscher, den er von dem vorigen Eigenthümer derselben übernahm, und den er nun im Dienste, wenigstens für die Zeit der Herstellung der erlittenen Verletzungen behielt, die Equipage an seinen Fenstern sechs, acht Mal vorüber führen.

Der Einladung Manquets nach Oberdöbling, vermochte er nicht zu genügen, konnte also mit seiner Frau nicht zusammen kommen, was ihn vollends unglücklich machte.

Mit dieser Equipage hoffte er bei Louisen den größten Eindruck hervor zu bringen.

Nach einer eigenen Equipage, dachte er, hat sie sich stets gesehnt. — Ich habe nun eine und noch dazu eine sehr schöne, und habe mich damit lächerlich gemacht! — Meine Frau weiß jetzt so gut wie es zehn tausend Menschen in Wien wissen, daß ich an einen „Stock" angefahren bin und umgeworfen habe. — Und der Courmacher, wie wird der es mir vergönnen! — Es hat nichts zu sagen; ich mache ihm meine Frau doch abwendig! —

Wo nur mein Bedienter so lange bleibt! sagte Raimund für sich nach einer Pause. — Ich habe ihn zu Landner geschickt. — Der arme Teufel dauert mich! — Er hat sich nicht umsonst gefürchtet! — Im Ganzen ist er doch Schuld an meinem Malheur. — Durch sein Wimmern, Klagen und sein ängstliches Stöhnen, hat er mich ganz verzagt gemacht! — Als ich den Hut verlor, schrie er „Jesus! Maria und Josef! — Ich glaubte, ich wäre, wie mein Hut, selbst unter die Räder des Wagens gekommen und wüßte es nur nicht! — Der Landner soll sich nur freuen! — Daß ich meine Geistesgegenwart verloren, daran ist er Schuld! —

Der Bediente trat ein.

Bist Du einmal da? grollte Raimund mit dem Bedienten.

Ich hielt mich so lange bei Landner auf. — Ich mußte in seinem Auftrage in die Apotheke gehen! — Ich habe zu melden, daß Ihnen Landners Kur eine Menge Geld kosten wird. — Er hat den Chirurgen Spritzey rufen lassen; dieser hat ihm 42 Egel gesetzt; drei Zähne ausgerissen, ihn mit den theuersten Essenzen eingerieben und den ganzen Körper mit einem zwei Ellen breiten peruvianischen Pflaster bedeckt. Herr Landner sieht aus, als wäre er mit einer Baumrinde überzogen.

Aber zu was denn die Dummheiten! Weshalb hat ihm Spritzey drei Zähne ausgezogen?

Weil Landner im Gesichte aufgedunsen ist. Spritzey behauptete, da sei eine Kieferentzündung zu befürchten! Drei Zähne müssen heraus, sagte er, damit die Geschwulst Platz hat. —

Spritzey ist ein Esel! Warum hat sich denn Landner nicht den Schrefel holen lassen? — Was sagt denn Landner?

4*

höchst empfindlich. Sie vergessen, daß noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen ist, am allerwenigsten ein gelehrter Kutscher; nicht einmal der „heilige Elias,“ der doch mit einem feurigen Wagen in die Wolken fuhr. — Wie kommen denn Sie dazu, mir solche Beleidigungen zu sagen? Wer sind Sie denn? Verstehen Sie denn Etwas von Pferden? Ich bitte um Ihren Namen, Herr Professor! —

Mein Name ist Christof de Bach. Ich weiß nicht, ob ich von Pferden Etwas verstehe, aber die Leute behaupten es. Wenn Sie mir in meinem Zirkus die Ehre geben wollen, will ich Sie Reiten und Fahren lehren!

So? de Bach sind Sie? — Das ist etwas Anderes. Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich sehe allerdings ein, daß Sie mir in jeder Beziehung eine Lektion geben können. Ich mache von Ihrem Antrag Gebrauch, und bitte Sie um Unterricht. Gott sei Dank, daß ich endlich einen Kritiker gefunden habe, der nicht nur zu tadeln, sondern es auch besser zu machen versteht. Wenn Sie mir erlauben, komme ich um sechs Uhr morgens zu Ihnen, und bitte Sie um die erste Unterweisung.

Wenn Sie von hier fort wollen, erwiederte de Bach, so soll mein Kutscher, (derselbe, der Ihre Pferde auffing,) Sie in Ihrem Wagen nach Hause führen. Ich begebe mich jetzt in meinen Zirkus; die Produktion beginnt um 5 Uhr.

Dahin komme ich auch! versetzte Raimund. Ich war noch nie da. Ich muß mich jetzt mit der Pferde-Dressur bekannt machen.

Raimund und Landner begaben sich wirklich in den Zirkus.

Raimund nahm eine Loge. Wer aber trat fast gleichzeitig in die Neben-Loge? Seine Frau mit Frau

von Friedmann und einem Herrn, einem schönen, jungen, eleganten Herrn, bei dessen Anblick Raimund ganz wunderlich zu Muthe wurde.

Raimund grüßte seine Frau.

Sie erwiederte seinen Gruß sehr artig.

Ach mein Gott! wie schön sie aussieht! schwärmte Raimund. Seitdem wir geschieden sind, wird sie alle Tage reizender! — Landner, „schiel'" Er nach der Seiten hin! — Hat Er in seinem ganzen Leben schon eine solche Venus gesehen? — Diese Bajadere, welche sie so malerisch umgeworfen, macht sie selbst zur schönsten Bajadere; dieser weiße Hut mit den Rosafedern; diese Augen, sie haben mich schon ein Mal entzündet; heute sprengen sie mich ganz in die Luft.

Ach, was hätte der verliebte Raimund darum gegeben, wenn Louise sich in seine Loge verfügt, und Frau Friedmann, besonders aber den Herrn, im Stiche gelassen hätte.

Landner, zischelte Raimund dem Landner in die Ohren, der Herr ist mir sehr bekannt. Er kommt häufig in unser Theater. Er muß ein Graf sein. Er hat so was Nobles, Feines, Aristokratisches. Landner, schiel' Er zu, und sag' Er mir, ob Er diesen Herrn nicht kennt?

Landner, der immer schielte, schielte wieder in die Loge.

Nein, sagte Landner, diesen Herrn kenne ich nicht!

Raimund wußte nicht, sollte er seiner Frau eine Visite in ihrer Loge machen, oder sie in seine Loge einladen.

Er besprach sich mit Landner.

Was fällt Ihnen denn ein? fragte Landner. Ihre Frau ist ja in Gesellschaft und muß in Gesellschaft bleiben. Spielen Sie doch, um Gottes willen den Unbefangenen!

Wenn ich nur wüßte, sagte Raimund, wer der Kavalier ist, und ob er meiner Frau oder der Madame Friedmann die Cour macht. — Geh Er doch hinaus, frag Er doch an der Kassa, wer der Herr ist, der die Loge neben mir genommen hat; frage Er auch, ob dieser Herr öfter hieher komme, und ob man nicht wisse, für wen sich dieser Herr interessire! — Jetzt sagt er sogar meiner Frau Etwas ins Ohr! Und sie lacht wohlgefällig! — Ich bringe sie alle Zwei um, da wird gleich Ruhe sein.

Mäßigen Sie sich! bat Landner. Sehen Sie doch Mademoiselle Adele an, wie sie so zierlich mit dem Apfel spielt!

Ja, das ist der Apfel der Zwietracht, versetzte Raimund. Diesen Apfel hat das Schicksal zwischen mich und meine Frau geworfen. —

Applaudiren Sie doch! sagte Landner, Alles applaudirt. Alles sieht nach Ihnen und wundert sich, daß Sie so gleichgiltig bei so schwierigen Kunststücken bleiben können.

Brava! rief Raimund, aber das „Brava" kam etwas zu spät, denn in diesem Augenblicke, in welchem es Raimund rief, fiel Mademoiselle Adéle vom Pferde.

De Bach kann auch nichts! bemerkte Raimund, sonst würde er diese Mamsell gelehrt haben, wie man nicht vom Pferde fällt! — Da liegt die Mamsell schon wieder! Ich nehme gewiß keine Lektionen von de Bach; da seine Künstlerin alle Augenblicke im Sand liegt, so versteht er gewiß nichts, und kann mir höchstens zeigen, wie man beim Kutschiren vom Bocke fällt; das treffe ich ohne Unterricht. — Da sehe Er hin! Sie liegt schon wieder! — Der verfluchte Kerl sagt meiner Frau schon wieder Etwas ins Ohr, und sie lacht schon wieder! — Jetzt läßt er sogar Gefror-

nes bringen, und wartet meiner Frau zuerst auf! — Landner, dieser Mensch ist der Liebhaber meiner Frau, das sieht ein Blinder! — Er redet in sie hinein wie ein Beichtvater; Landner, ich halte es nicht aus!

Nur ruhig! ruhig! — Spielen Sie den Gleichgiltigen. —

Nein, nein, das würde nichts helfen! Ich werde es anders machen! — Ich werde sogleich mit Madame Friedmann anbinden. Sie sieht gerade zu mir her! — Ich kokettire mit ihr! — Geb Er acht, Landner, was ich dieser für verliebte Gesichter schneiden werde! Dadurch mache ich entweder den Kavalier eifersüchtig, wenn er die Friedmann liebt, oder meine Frau, wenn sie mich liebt!

Raimund blickte die Friedmann mit hochaufgeschlagenen Augen an, seufzte dann, und schnitt ein Gesicht, als wenn ihm das Herz zerspringen wollte, dann seufzte er tief, schlug die Augen nieder und seufzte noch ein Mal.

Die Friedmann sah Raimund erstaunt an.

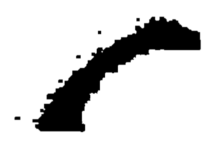
Raimund setzte sein Manöver fort.

Machen Sie es doch nicht gar so arg! lispelte Landner, Sie verdrehen ja die Augen wie ein Bock, wenn ihn die Gais verläßt.

Madame Friedmann sprach leise mit Madame Raimund.

Wirkt schon! flüsterte Raimund dem Landner zu. Sie stecken schon die Köpfe zusammen. Meine Schwärmerei fällt schon auf. Meine Frau lächelt schon so gewiß hämisch. Ich kenne dieses Lächeln von meinem Ehestand aus. Nach diesem Lächeln folgte stets ein Wuthausbruch; säße ich bei ihr, so hätte ich schon wieder einen Biß.

Raimund ließ sich nun einen Seufzer entschlü-



Wort wie es sich gehört zu sagen, so kann ich doch nicht zugeben, daß Sie die Rolle so kalt, so gemessen, so abgezirkelt vortragen, als spielte mein Stück in Berlin. Diese Zofe ist ein lustiges, schelmisches, schnackisches Ding; sie muß mit Humor und Feuer dargestellt werden. Haben Sie denn keinen Humor, kein Leben, kein Feuer? Es ist nicht wahrscheinlich! — Sie sind schön, jung, sind immer heiter! Seien Sie es doch auch in Ihrer Rolle!

Raimund spielte ihr die Rolle vor.

Ich werde es treffen! sagte Louise Kupfer, und wirklich traf sie es sehr gut.

Nun wendete sich Raimund an Johanna Huber, welche die Prinzessin darstellte.

Die Rolle war schlecht, das heißt sie war nicht dankbar.

Johanna Huber ließ dies dem Dichter fühlen, und spielte deshalb so ohne Geist und Lust, daß Raimund erschrack.

Fräulein, sagte Raimund zu Johanna Huber, wenn Sie bei der Vorstellung auf diese Weise spielen, so führen wir mein Stück lieber gar nicht auf. —

Ich werde schon gut spielen, versicherte Johanna, wenn es dazu kommt. —

O darauf lasse ich mich nicht ein! eiferte Raimund. Heute müssen Sie sehr gut spielen. Ich verlasse mich nicht auf Ihre Diskretion.

Soll ich mich heute schon plagen mit einem Charakter, denn Sie so vernachlässigten?

So spricht eine Huber? So spricht die Schröder der Lokalstücke, wie Sie sich gerne nennen hören? eine Künstlerin, welche applaudirt wird, wenn sie auch gar nichts zu sprechen hat? — Wenn die Rolle sich

selbst spielte, hätte ich sie der Mamsell Kicker zugetheilt und nicht Ihnen.

In Gottes Namen, so will ich denn loslegen. —

Nicht loslegen, nicht übertreiben, sondern einfach das aus der Rolle machen, was daraus zu machen ist. Ich werde es Ihnen zeigen. —

Sie werden mir die Prinzessin vorspielen? Mir? — Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Prinzessin vorspiele. —

Und nun spielte Johanna Huber die Prinzessin, daß Raimund sie nicht besser hätte wünschen können.

Korntheuer, welcher unter allen Schauspielern, die je einem Theater angehörten, der empfindlichste, dabei für seine Ansichten und seine Darstellungsweise so eingenommen war, daß er es als ein Attentat auf seine Person ansah, wenn man ihn tadelte, — ging während der Verhandlungen Raimunds mit Louise Kupfer und Johanna Huber, auf dem Theater mit Sartori, ganz aufgeregt herum und sagte zu dem Direktor:

Geben Sie nur acht! Er kommt auch über mich! — Ich habe es ihm schon angemerkt, daß ihm mein Spiel in meinen beiden ersten Szenen nicht gefiel; — er soll mir aber nur Etwas sagen, wie ich ihm dann übers Maul fahren werde! — Es ginge mir gerade noch ab, daß ich mich, der ich Hofschauspieler, Direktor des Brünner Theaters und drei Mal Regisseur bei großen Bühnen war, dann so beliebt in Wien bin, wie Herr Raimund, daß ich mich noch hofmeistern lassen sollte!

Aha! fuhr Korntheuer fort, jetzt kommt meine dritte Szene! — Jetzt wird's angehen!

Korntheuer spielte mit seltener Laune.

Wie bekannt, lag seine Hauptforce in einem über-

aus glücklichen Extemporiren. Er extemporirte auch hier wieder, und setzte so viele komische und witzige Einfälle zu, daß alle Schauspieler vor Lachen laut aufschrieen und sogar der Souffleur lachen mußte.

Raimund schnitt ein finsteres Gesicht und sagte unwillig: Das ist ja ganz etwas Anderes als ich geschrieben! — Lieber Korntheuer, wäre es nicht besser, wenn Du Dir diese Spässe für Deine eigenen Stücke aufheben möchtest!

Ei, sagte Korntheuer bissig, Spässe habe ich genug; und ich kann Dir damit noch für ein Dutzend Stücke aushelfen.

Aushelfen? fuhr Raimund auf. Mir aushelfen? Habe ich Dich angesprochen, daß Du mir aushelfen sollst? — Wenn ohne Dein Extemporiren mein Stück nichts taugen sollte — so braucht es gar nicht aufgeführt zu werden!

Ich spiele diesen Prinzen Tutu nicht anders als mit meinen Zusätzen! Die Rolle ist trocken wie ein Erdapfel; — wenn ein Salat daraus werden soll, so muß mein Essig und mein Oel dazu kommen.

Ich brauche Deinen Salat nicht! Mache meinen Erdapfel nur genießbar. —

Dann wird ein Erdapfel-Schmarrn daraus! — Es ist eigentlich ohnehin nichts anders als ein Schmarrn!

Ein Schmarrn! Danke für das aufrichtige Urtheil. Was ein Schmarrn ist, soll dem Publikum auch nicht vorgesetzt werden.

Schack, rief Raimund dem Souffleur zu, gib Er mir mein Manuskript!

Meine Herren und Damen, wendete sich Raimund an die Gesellschaft, die Probe ist zu Ende! — mein Stück wird nicht aufgeführt! Ich empfehle Mich Ihnen!

Raimund nahm sein Manuskript unter den Arm, und wollte damit forteilen.

Sartori trat ihm in den Weg.

Hoho! sagte Sartori, wer wird denn deshalb gleich solche Entrüstung zeigen. Ihr Stück ist an allen Ecken und Enden der ganzen Stadt annoncirt! — Was würde das Publikum dazu sagen, wenn es nicht gegeben würde?

Dem Publikum werde ich die Ursache mittheilen.

Und ich werde die Ursache ebenfalls mittheilen, sagte Korntheuer.

Gut, erwiederte Raimund, eröffnen wir eine Polemik in den Zeitungen, so Etwas unterhält das Publikum ebenfalls.

So versöhnt Euch doch! bat Sartori, zwei Freunde, zwei Kameraden, zwei beliebte Schauspieler, zwei Dichter. —

Das ist's eben, versetzte Raimund. — Für die Keckheit, die ich mir herausgenommen, auch ein Stück zu schreiben, wozu ich förmlich gedrängt wurde, weil mich Meisl sitzen ließ, für diese Keckheit soll ich von Herrn Korntheuer gedemüthigt werden. Ich dulde es aber nicht und werfe mein Stück lieber ins Feuer, als daß ich mir Zusätze gefallen lasse, die ich nicht goutire. — Wie würde es denn Dir gefallen haben, sagte Raimund zu Korntheuer, wenn ich in Deiner Posse: „Alle sind verliebt!" eine ganze Separatkomödie extemporirt hätte! — Du bist ja noch weit empfindlicher, als ich. — Ich hätte in der gewissen „Kußszene" einen sehr lustigen Einfall anbringen können; ich theilte ihn Dir mit, und Du sagtest ganz entrüstet: „Nein, nein, lassen wir die Szene nur, wie ich sie geschrieben! Und ich soll mir jetzt ein ganzes „Postbüchel" (das bekannte Neujahrgeschenk der Wiener Briefträger mit tausend Schnacken) hinzudichten lassen, damit Du

am Ende noch sagen könntest: „Das Ding von Raimund hat zwar angesprochen, aber ich, Korntheuer, mußte, wie in einer Stegreifskomödie, meine Lazzi's anbringen! — Lieber will ich mein ganzes Leben hindurch keine Feder mehr anrühren, als einem Andern, und wenn er Schiller hieße, einen Effekt verdanken.

Korntheuer zog den erhitzten und erzürnten Raimund das Manuskript unter dem Arme hervor, legte es dem Souffleur Schack hin und sagte:

Setzen wir die Probe fort, ich werde nichts extemporiren, ich füge mich.

Die Probe wurde fortgesetzt.

Am Schluße des ersten Akts kommt ein Gefecht, ein Sturm einer Festung vor. Gefecht und Sturm gingen schlecht zusammen.

Raimund ließ diese Szene vier Mal probiren.

Es schlug drei Uhr.

Die Probe war noch nicht zu Ende.

Die armen Choristen, von welchen die meisten in den entferntesten Vorstädten wohnten, wollten zu ihren Familien nach Hause; der Hunger maltraitirte sie. Sie wendeten sich an den Direktor.

Herr Sartori, sagte Wieser, der älteste Chorist, welcher in Matzleinsdorf wohnte, ich habe eine Meile zu gehen, bis ich eine warme Suppe erhalte; Leithner wohnt noch weiter als ich. Weger gar in Gaudenzdorf; — um 6 Uhr Abends sollen wir wieder in der Garderobe sein; — wir bitten, daß die Probe endlich aufhören möge. Wir haben ja noch fünf Tage vor uns und alle Tage Proben. —

Ich bin selbst schon hungrig und säße gerne beim „Lampel" im Gasthaus, antwortete Sartori; ich werde sogleich ein Ende machen.

Aber der Herr Direktor kam übel an.

Aufhören? schrie Raimund, jetzt aufhören? Weil Sie und die Choristen hungrig sind? — Ich befehle meinem Magen zu schweigen, wenn es sich um Etwas anderes handelt, als um eine Portion Rindfleisch; dieser Aktschluß wird so lange fort probirt, bis er zusammen geht. Wollen die Herren zum Essen, so sollen sie ihre Schuldigkeit thun. Wenn sie genau befolgen, was ich anordne, so können sie schon in einer Viertelstunde bei ihren „Knödeln" sitzen.

Dies wirkte. Der Aktschluß wurde noch ein Mal vorgenommen und siehe da! er ging so gut, daß Raimund freudig ausrief: „Ich bin zufrieden, jetzt wollen wir zu Tische gehen!"

6. Die Produktion des „Barometermachers."

Mit derselben Akkuratesse wurden auch die übrigen Proben geleitet.

Bei der Generalprobe fand nicht die geringste Störung statt und Abends bei der Vorstellung ging das Zaubermärchen so vortrefflich, daß das Publikum ganz enthusiasmirt von dem Stücke, den Dichter und Schauspieler Raimund hervorrief.

Eben so großen Beifall fand auch Korntheuer.

Raimund, abermals rauschend gerufen, führte Korntheuer vor, und als beide Hand in Hand erschienen, wollte der Applaus kein Ende nehmen, da es im Publikum bekannt wurde, in welche Zerwürfnisse diese beiden Künstler bei den Proben verfielen.

Die Kritik über die Posse „der Barometermacher auf der Zauberinsel" schrieb damals Saphir, und er sprach sich in der Theaterzeitung (Jahrgang 1823, Seite 619) folgendermaßen aus:

„Der Inhalt des Mährchens „Prinz Tutu" von

„Wieland ist den Lesern der „Theaterzeitung" ohnehin be-
„kannt. Es geht auch kein Deut davon ab, ist auch kein Deut
„dazu gethan worden. Warum es Herr Raimund: Pa-
„rodie eines Zaubermährchens genannt hat, wissen wir nicht;
„hat er denn Wielands Mährchen parodirt? Und ist
„denn nicht jedes Mährchen an und für sich, seiner Tendenz
„nach, Parodie? — Eine Geschichte kann man parodiren,
„aber nicht ein Mährchen. — Die Behandlung ist sicher
„besonnen und das Ganze wohlangelegt, der fortlaufenden
„Handlung getreu folgend. — Die Art und Weise, wie der
„gute Quecksilber um „Horn" und „Gürtel" kommt, ist
„zwar eben nicht die pfiffigste, aber wer wird es bei „pa-
„rodirten" Mährchen so genau nehmen? — Der erste Akt
„ist unwidersprechlich der bessere. — Bei dem Ganzen findet
„der Zuschauer seine Rechnung. — Späße, Lazzi, Bonmots
„ꝛc. sind reichlich und glücklich eingestreut, und wenn sie
„alle auch nicht bei dieser Gelegenheit aus der Präge
„kamen, so flimmern sie doch durch den Vortrag wie neu.
„Herr Raimund war voll Regsamkeit und in der jovialsten
„Stimmung. — Sein Spiel war eine Kette von lebendigen
„Lachbildern; er erhielt während des Spiels und besonders
„am Ende lärmenden Beifall des überaus vollen Hauses.
„— Herr Korntheuer hat uns heute ganz vorzüglich an-
„gesprochen; ohne zu karikiren gab er diesen wohlgenährten
„Bequemling mit einem Aufwande intensiver Lächerlich-
„keit, dem man unmöglich widerstreben konnte. — Er wurde
„so oft als Raimund gerufen. Demoiselle Johanna
„Huber hatte nicht Gelegenheit, ihr glänzendes Talent
„durchschimmern zu lassen, welches um so mehr zu bedauern
„da ihre letzte Rolle „die schlimme Liesel," der
„Gipfelpunkt ihrer Leistungen ist.

Noch erwähnte Saphir der Ausstattung der Tänze, der Musik u. s. w. Er sagte:

„Eines der ersten und eindringendsten Complimente um
„die herrliche Ausstattung des Ganzen, verdient gewiß
„Herr Rainoldi. Seine Arrangements, seine Gruppi-
„rungen sind eben sowohl Beweise seines herrlichen Erfin-
„dungstalents, als Belege für die Zartheit seiner Ideen
„und für die Eleganz der Ausführung. Rainoldi wur-
„de wahrhaft stürmisch gerufen. — Die Musik,
„von dem wahrhaft fruchtbaren Musikschöpfer Wenzl

„Müller, verbindet wie immer das Liebliche mit dem „Populären; seine Melodien schleichen ins Ohr, so daß „man sie nicht mehr heraus bekommt.“

So freundlich diese Kritik war, so unangenehm berührte sie Raimund.

Ich finde, sagte er zu dem Redakteur der „Theaterzeitung,“ daß ich eigentlich bei Saphir am übelsten wegkomme; meinem Stücke wirft er vor, daß es keine neuen Gedanken enthalte, und Rainoldis Arrangement und Müllers Musik stellt er in den Vordergrund, doch soll Herr Saphir schon anders schreiben müssen, bringe ich nur erst mein zweites Stück zur Aufführung. Ich will Herrn Saphir beweisen, daß ich durchaus originelle Einfälle habe, und als Dichter vorwärts gehen werde.

Am meisten erfreute es Raimund, daß seine Frau, leider in Gesellschaft des ungarischen Kavaliers und der Frau Friedmann, sein Benefizstück besuchte und bei dem bekannten Liede:

„Es kommt nichts von Oben,
„Es kommt nichts von Unten,
„Die Macht dieses Zaubers
„Ist gänzlich verschwunden.“

so wie am Schluße der Vorstellung lebhaft applaudirte.

Landner, sagte er zu seinem Satelliten, hat Er bemerkt, daß ich und mein Stück meiner Frau gefielen? Landner, nun wird sich die Wiedervereinigung mit meiner Frau am besten einleiten lassen. Wir wollen gleich morgen nach der Josefstadt zur Friedmann fahren. Ich habe die beste Ausrede; ich komme mich zu entschuldigen, wegen meines Betragens im Zirkus; dann komme ich von Einem aufs Andere, endlich spreche ich den Wunsch aus, ein Souper bei Frau Friedmann arrangirt zu wissen, und soupire ich nur erst wieder mit meiner Frau, dann lasse ich sie nicht mehr los. Meine Equipage

wird vor dem Thore der „Stadt Belgrad“ stehen, meine Frau wird für mich eine Festung Belgrad sein; ich werde sie erobern und die Beute nach Hause führen.

Wann wir morgen zur Frau Friedmann fahren, versetzte Landner, so kutschiren Sie doch wohl nicht selbst? Noch konnten Sie es ja nicht erlernen, weil Sie theils so lange unwol, theils durch die Proben Ihres Stückes verhindert waren, sich unterrichten zu lassen?

Kommt Er schon wieder mit seiner dummen Angst? Will Er mich schon wieder konfus machen? — Ich kann jetzt perfekt kutschiren. So lange ich unpäßlich zu Hause war, befand ich mich am Fenster. Jedem Kutscher, der vorüberfuhr, sah ich auf die Hände. Ich lernte kutschiren vom Zusehen; auf andere Art kann man es auch nicht erlernen.

So bitte ich denn, erwiederte Landner, im Falle, daß ich mit Ihnen fahren müßte, den Weg von der Leopoldstadt nach der Josefstadt nicht durch die innere Stadt zu nehmen. Durch die hundert tausend Menschen und tausend Equipagen durchzukommen ist für den geübtesten Wagenlenker eine Aufgabe. —

Meinetwegen! In diesem Falle will ich Ihm nachgeben. Wir fahren am Dianabad vorüber nach der neuen Brücke, von da nächst dem Glacis. Auf diesem Wege herrscht weder ein Menschen- noch Wagengewoge.

Der Kassier brachte den Kassa-Rapport und das Erträgniß der Einnahme. Sie betrug, ohne die Beträge, welche Raimund für Logen und Sperrsitze in seiner Wohnung eingenommen hatte, 1486 fl.

Raimund quittirte.

Die Loge Nr. 14 hat ein versiegeltes Billet abgeben lassen, berichtete der Kassier.

Nr. 14? rief Raimund hastig. In Nr. 14 war meine Frau! Er erbrach das Billet.

„Madame Amelie de Friedmann,“ las Raimund: 50 fl.!! — Ei, das geht retour, sagte er. Dieses Geld kommt ganz gewiß von dem Herrn Grafen, von diesem brauche ich nichts; meine Frau wird mir doch nicht 50 fl. schicken? Und Madame Friedmann hat mir nichts zu bezahlen, dieser werde ich selbst ein Geschenk machen. — Diese 50 fl. bringe ich ihr zurück, da habe ich den besten Vorwand, ihr eine Visite zu machen.

Noch ist ein Geschenk angekommen, und in der Theater-Kanzlei abgegeben worden, meldete der Kassier. Für die Parterre-Logen wurden 60 Gulden und 30 Bouteillen Champagner gesendet. Von dem Herrn Ellborn, Kaufmann aus Eupen, „zur Erinnerung an das Mittagsmahl im Sperl.“

O weh! rief Raimund. Das ist eine traurige Erinnerung! Der verwünschte Sperl und der Abend in Nußdorf waren eigentlich die erste Veranlassung zu meiner Scheidung. Seit jenem Abende wollte sich das Zerwürfniß mit meiner Frau nicht mehr ausgleichen lassen!

Was soll mit dem Weine geschehen? fragte der Kassier. Er befindet sich im Vorzimmer.

In den Keller mit ihm! Er wird schon nach und nach getrunken werden; darüber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen.

Raimund gab seinem Bedienten den Befehl, den Wein in den Keller bringen zu lassen.

Dies ist unmöglich! — versetzte der Bediente. Die Keller der Leopoldstadt sind alle voll Wasser. Seit dem letzten anhaltenden Regen und dem beispiellosen Wolkenbruche bei Linz, steigt die Donau von Tag zu Tag. Es ist schon „eingesagt“ worden, daß wenn das

Wasser auf gleiche Art zunimmt, müssen wir die Hebamme aus der Wohnung unter uns, herauf nehmen.

Was? schrie Raimund. Mir soll eine Hebamme einquartirt werden?

Ganz natürlich! fuhr der Bediente zu berichten fort. — Der Verpflegsverwalter neben uns nimmt den Schneider; der Amtmann Grünhelm den Glaser; der Kaufmann den Handschuhmacher und wir die Hebamme.

Man soll die Hebamme bei einer Frau, die guter Hoffnung ist, einquartiren. In Mariahilf kenne ich eine Kürschnerin, die ist keine Stunde sicher, daß sie nicht entbunden wird. Was hätte eine Hebamme denn bei mir zu thun? — Ich bin nicht in andern Umständen.

Ich werde den Champagner in der Küche in einen Schrank placiren, erwiederte der Bediente und entfernte sich.

Raimund expedirte nun den Kassier und beschenkte ihn; dann nahm er noch 10 fl. von seinem Gelde und sagte:

Herr Kassier, geben Sie gefälligst diese 10 fl. dem Theatermeister. Ich habe ihn bei den Proben meines Stückes zwei Mal einen Esel genannt. Es kommt also ein Esel auf 5 fl. — Ist dies genug?

Hinlänglich genug! versetzte der Kassier und entfernte sich.

Und nun, Landner, fahr' Er mit mir sogleich nach der Stadt. Ich muß dem Doktor Manquet 300 fl. bringen, die ich von meiner Einnahme zu bezahlen habe. —

Großer Gott! rief Landner. Ich bin noch von der letzten Fahrt nicht kurirt, und sehe am ganzen Körper aus wie ein Lazarus.

In die Stadt laß ich mich von meinem Kutscher führen!

Ich lebe wieder auf! versetzte Landner.

Aber wenn ich vom Doktor Manquet wieder zurück komme, sprach Raimund, dann lasse ich mich bis zum Dianabade führen; der Kutscher steigt ab, übergibt mir die Pferde, geht nach Hause, und wir fahren heute noch zur Stadt Belgrad; die 50 fl. der Madame Friedmann brennen mir auf der Seele; ich habe keine Ruhe, so lange dieses Geld nicht wieder in den Händen der Friedmann ist.

Da ließe ich mich lieber gleich vom Hause des Doktors Manquet nach der Josefstadt durch den Kutscher führen. Die armen Pferde müssen ja einen zu großen Umweg machen! —

Die armen Pferde sind über drei Wochen im Stalle gestanden als in die Luft gekommen. Nun sollen sie nur laufen! — Endlich muß ich mich doch im Kutschiren üben, sonst bleibe ich mein lebelang ein Stümper.

So lassen Sie wenigstens den Kutscher mitfahren, und neben Ihnen auf dem Bocke —

Damit der Kerl den Respekt vor mir verliert, wenn er merkt, daß ich nicht kutschiren kann. —

Weil Sie's nur selbst einsehen!

Vor Ihm, Landner, genir' ich mich nicht. Wenn ich auch wieder ein Malheur habe, Er ist mein Freund; Er druckt dann sein rechtes Auge zu, wenn ich einen Geniestreich mache und umwerfe; auf dem linken Auge ist Er ohnehin blind.

Ich sehe mich schon wieder fliegen! entgegnete Landner. Vielleicht gehe ich diesmal wie ein Luftballon, auf dem Glacis nieder.

Just recht, Landner! daß es mir einfällt, da ich kutschire, so muß Seine Frau mitfahren. —

Nu, sein Sie so gut! Die ist ohnehin unwol und leidet dergestalt an der Gicht, daß sie ganze Nächte hindurch nicht schlafen kann. —

Da wäre vielleicht eine kleine Erschütterung angezeigt. Wir fahren an der Holzgestätte vorüber, dort lustwandelt Seine Frau gerne! Ich lade sie dort ab, die theure Ehehälfte.

Ich bitte Sie, machen Sie keine Späße! Meine Frau fahrt nicht für 10,000 fl. mit Ihnen, ja wenn sie vorher ihr Testament machen dürfte.

Aber Er fährt mit?

Ich opfere mich!

Wohlan denn, so stürzen wir uns in die Gefahr.

7. Bei Frau von Friedmann.

Raimund fuhr mit Landner und seinem Kutscher nach der Stadt, um Doctor Manquet die erste Rate zu bezahlen.

Raimund und Landner saßen ganz gravitätisch in dem schönen Pieroutsch.

Zahlreiche Freunde begegneten Raimund.

Er grüßte, sie grüßten.

Das nahm sich recht stattlich aus.

Als Raimund über die Brücke fuhr, bemerkte er:

Die Donau ist wirklich sehr groß und wie sie reißend strömt! — Da seh' Er hin, da treibt sie eine ganze Hütte vor sich her! Wenn nur kein Mensch verunglückt!

Die Donau trug Brennholz, zerrissene Flöße, losgetrennte Schiffe u. s. w. endlich ganze Bäume auf ihrem Rücken.

Eine Masse Leute war beschäftigt das Holz aufzufangen.

„Das unglückselige Wasser ist noch immer im steigen! bemerkte Landner. Bis wir von der Josefstadt heimkehren, ist vielleicht die Hebamme bei Ihnen schon einquartiert.

Das wäre gräßlich! rief Raimund. — Da müßte Er mir helfen! Ich bezahle Ihm gerne für jeden Tag 5 fl., wenn Er die Hebamme zu sich nimmt. Landner thu Er mir den Gefallen. Er wohnt ja in der Leopoldstadt.

Unmöglich! Herr Raimund, entgegnete Landner. — Meine Frau ist ohnehin in Desperation. Unter uns im Erdgeschoß logirt ein Greisler mit sieben Kindern, und die Polizei hat angeordnet, daß wir, bei zunehmender Wassergefahr diese Familie und zwei Dienstboten zu uns nehmen müssen. Das ist ein Zuwachs von 11 Personen. Wo hätte da noch eine Hebamme mit ihrer „Helferin," drei ledigen Frauenzimmern, die bei ihr, Unpäßlichkeits halber, Unterstand haben, eine junge Witwe, welche weiblicher Hilfe bedarf, und eine Köchin mit einem „trinkenden Kinde" Platz. —

Gerechter Himmel! rief Raimund, und dieses ganze Spital ist mir vermeint?

Sobald das Wasser steigt, steigen diese sieben Weibsbilder zu Ihnen in den ersten Stock. —

Da steige ich auf's Dach und rufe um Hilfe, versetzte Raimund. Nein, nein! Das darf nicht geschehen! Ich wende mich an die Polizei, an das Grundgericht; Polizei und Grundgericht müssen eine andere Verfügung treffen.

Indeß war die Equipage bei Doktor Manquets Hause angekommen.

Raimund stieg aus dem Wagen; eilte zu dem Doktor, bezahlte seine Schuld und dankte herzlich für den Vorschuß.

Wie ich erfahre, sagte Manquet, sind heute um zehn Uhr vormittags, alle Logen und Sperrsitze für die zweite und dritte Vorstellung Ihres Stückes vergriffen. — Dies freut mich um so mehr, als die drohende Wassergefahr, nicht einmal im Stande ist, das Publikum von dem Besuche des „Barometermachers“ abzuhalten. —

Geehrter Herr Doktor, erwiederte Raimund, erinnern Sie mich nicht an die drohende Wassergefahr, mit der unsere Vorstadt heimgesucht werden soll; mir stünde dann etwas Schauderhaftes bevor.

Raimund erzälte nun, was er von Landner erfahren.

Manquet lachte aus vollem Halse.

Eine solche Uiberschwemmungsszene gebe beinahe Stoff zu einer Posse, meinte Manquet.

Diese wol nicht, entgegnete Raimund; daß ich aber nächstens in einem meiner Stücke eine Uiberschwemmung auf das Theater bringe, ist mein fester Vorsatz. Eine Dekoration, eine solche vorstellend, nach meiner Angabe, muß Effekt machen.

Raimund empfahl sich dem Doktor, bestieg seine Equipage wieder und fuhr rasch ans Dianenbad, bei welchem der Kutscher anhalten mußte.

Landner fing das Herz heftig zu schlagen an.

Als Raimund sich auf den Bock schwang und die Zügel der Pferde aus den Händen des Kutschers empfing, sagte der Kutscher:

Euer Gnaden muß ich aufmerksam machen, daß Sie diesen Pferden nicht mit der Peitsche zu nahe kommen dürfen. Es sind die besten Thiere auf der Welt, aber in dem Augenblicke, in welchem man sie schlägt, sind sie wie mancher Mensch; es ist nichts mehr mit ihnen zu richten.

Wenn sie aber stützig werden sollten, oder nicht vorwärts wollten? fragte Raimund.

Dann schnalzen Euer Gnaden nur mit der Zunge; ein Schnalzen mit der Zunge ist hinreichend, sie vorwärts zu treiben. Ich muß es wiederholen, daß diese braven Pferde wie manche brave Menschen sind; um ein gutes Wort gehen sie in die Hölle! — So bin ich auch, Euer Gnaden. Wenn Sie mir freundlich sagen: „Wenzel, Du bleibst bei mir im Dienst," und Sie legen mir dabei 5 fl. monatlich zu, so gehöre ich Ihnen mit Leib und Seele! Wenn Sie aber grob mir zurufen: Du gehst, Hallunke! so schlag ich aus, Euer Gnaden, und zertrümmere Ihnen die ganze Equipage!

Schon gut! versetzte Raimund, ich werde es mir merken.

Der Kutscher ging.

Als Landner sah, daß Raimund Miene machte, wegzufahren, schrie er:

Nur noch einen Augenblick!

Raimund hielt an.

Es ist Ihnen gewiß tout ègal, flehte Landuer, ob ich im Wagen oder außer dem Wagen sitze?

Nur nicht etwa zu mir auf den Bock verlange Er sich, sagte Raimund.

Nein, aber auf den Bedientensitz wünschte ich zu kommen. Ich kann mich dann schneller retten, wenn ein Unglück geschieht!

Setz' Er sich auf den Bedientensitz, erwiederte Raimund; ich höre ihn dann vielleicht weniger lamentiren, wenn Er weiter von mir weg sitzt.

Landner voltigirte schnell aus dem Pieroutsch über das zurückgelegte Dach nach dem Bedientensitze.

Sitzt Er endlich?

Ja.

Hat Er eine Zunge bei sich?

Ja.

Kann Er schnalzen mit der Zunge?

Ja.

So schnalz' er.

Landner schnalzte.

O weh! da kann ich es besser.

Raimund schnalzte.

Die Pferde liefen gleichmäßig fort.

Es ging gegen die Brücke.

Sie müssen jetzt die Reihe nehmen! sagte Landner.

Das weiß ich!

Je weiter der Bogen, je besser!

Halt Er sein Maul! Er wird mir doch keinen Unterricht im Kutschiren geben!

Raimund erreichte ganz gut die Brücke.

Von da liefen die Pferde wieder auf ebenem Wege fort.

Begreift Er es, daß ich ein gemachter Kutscher bin?

Meiner Seele! Es geht wie geschmiert.

Steig' Er jetzt ohne Angst in das Pieroutsch!

Um kein Ritterschloß! Die ganze Zeit über stehe ich nur mit einem Fuße auf dem Bedientensitze, mit dem andern häng' ich in der Luft, damit ich gleich auf der Erde bin, wenn es schief geht!

Deßhalb höre ich die Leute immer lachen?

Ja; man lacht mich sehr aus!

Er ist ein Schafskopf!

Besser ein lebendiger Schafskopf, als ein todter Landner.

Der Wagen kam recht gut an das Josefstädter-Glazis.

Raimund bog dort glücklich gegen die Häuserreihe ein.

Bei der „Stadt Belgrad" angekommen, hielt Rai-

mund an, winkte einen Fiaker herbei, und übergab diesem seine Equipage.

Ich werde Dir ein gutes Trinkgeld geben, sprach Raimund zu dem Fiaker, wenn Du auf meine Pferde Acht hast!

Hans Dampf! herrschte Raimund, Landner zu; geh' Er voraus und melde Er mich bei Frau von Friedland.

Landner eilte über die Stiege.

Raimund folgte ihm.

* * *

Landner hatte kaum den Namen Raimund bei Frau von Friedmann ausgesprochen, so riß sie auch schon die Thüre auf, und ging Raimund entgegen.

Raimund machte einige artige Verbeugungen.

Er fand Frau von Friedmann allein zu Hause.

Dies war ihm sehr angenehm.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, sagte er, die Verwegenheit, mit welcher ich mich Ihnen nähere. — Ich komme, Ihre Nachsicht über mein Benehmen im Zirkus zu erflehen. — Ich kam von einem sehr heiteren Diner; ich hatte viel Champagner getrunken, und war an jenem Abende wirklich nicht zurechnungsfähig. — Heute wäre ich wohl im Stande, Ihnen meine Liebe und Verehrung feiner, anständiger zu bethätigen, aber ich habe Ihre Gunst für immer verwirkt. Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

„Herr von Raimund," erwiederte Frau von Friedmann, ich dachte anfangs, als ich Sie in einer so ausgelassenen Laune fand, Sie wollten mich beleidigen; da sagte mir aber Ihre Frau Gemalin, Sie müßten Etwas im Kopfe haben.

So war es auch! Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

Heute habe ich gewiß nichts im Kopfe, aber im Herzen habe ich Etwas, in meinem innersten Herzen.

Herr Landner hat mir vor einiger Zeit mitgetheilt, daß Sie zu Ihrer Frau Gemalin wieder eine so heftige Neigung gefaßt hätten, wie in der Zeit Ihrer ersten Liebe.

Ich leugne es nicht.

Sie wünschen durch mich eine Vereinigung mit Ihrer Frau.

Ich würde Sie dafür segnen, gnädige Frau, ich würde Sie ewig dankbar verehren, wenn Sie mich mit meiner Frau wieder zusammen zu bringen vermöchten.

Ich habe Ihre Frau hievon bereits unterrichtet.

Meine Frau wird jedoch nichts mehr von mir wissen wollen?

Da irren Sie, aber Ihre Frau fürchtet Sie.

Mich? Ich bin der beste Mensch von der Welt. Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

Ihre Frau fürchtet Rückfälle. —

Sie soll mich auf die Probe stellen.

Ei! Wie stellt man denn einen Ehemann auf die Probe? Da müßte sie vor Allem zu Ihnen zurückkehren.

Das will sie nicht?

Sie will und will nicht! — Was geschieht aber, wenn Sie sie wieder quälen? Mit Eifersucht, mit allerlei Grillen, Launen, kindischen Prätensionen, mit Mangel an Nachgiebigkeit?

Dann kann sie mich augenblicklich verlassen.

Ei? —

Verlassen und nie mehr ansehen.

Was wird dann die Welt dazu sagen?

O die Welt spricht über Alles! Wenn man sich an Das kehren wollte, was die Welt nur in einer Stunde zusammen schwätzt, so müßte man rein toll werden.

Ihre Frau kehrt sich daran! — Sie ist durch Sie Herr Raimund, leider so sehr ins Gerede gekommen, daß sie sich zu neuem Skandal um keinen Preis mehr verstehen will.

Ist das ein Skandal, wenn ein Mann sein Weib liebt?

Es kommt nur darauf an, wie er diese Liebe äußert.

Ich äußere meine Liebe heftig, eben weil ich heftig liebe. — Ich bitte Sie, gnädige Frau, veranlassen Sie vor Allem, daß ich mit meiner Frau bei Ihnen zusammenkommen könne. Ich habe erfahren, daß Sie allerliebste feine Soupers arrangiren; halten Sie mich der Auszeichnung werth, an einem solchen Theil nehmen zu dürfen —

Mit Vergnügen.

Vielleicht heute schon. Leider kann ich aber erst nach dem Theater bei Ihnen erscheinen.

Ich soupire stets nach zehn Uhr.

Ich kann nicht fordern, gnädige Frau, daß Sie meinetwegen auch noch Auslagen haben sollen. Ich bestelle ein Souper bei Monsieur Gaillard, dem neuen französischen Restaurant —

Bei diesem bestelle ich ebenfalls meine Soupers.

Champagner sende ich eine ganze Batterie.

Ich würde sagen, ich lasse mir dies gefallen, wenn ich unabhängig wäre. Ich kann aber Niemand zu mir einladen, ohne den Mann dazu zu bitten, den ich nächstens als meinen Gatten begrüßen werde.

Darf ich um den Namen des Glücklichen fragen?

Sie kennen ihn. Es ist der Graf Kasimir Orovy,

derselbe, der neulich mit mir und Ihrer Frau im Zirkus war —

Dieser Herr ist es? — Gott sei Dank, daß ich erfahre, daß dieser Graf Ihnen angehört, daß Sie ihn sogar Ihren Bräutigam nennen; ich war bisher so befangen zu glauben, der Herr Graf mache meiner Frau die Cour.

Was fällt Ihnen ein!

Ja, es schien mir so!

Mein Graf ist gegen alle Damen artig.

Ich bin nun ganz beruhigt. Also heute nach dem Theater wird das Souper statt finden?

Da ich einen Gast haben werde, so wollen wir uns dahin einigen, daß ich die Kosten des Soupers wenigstens zur Hälfte bestreite.

Ein ander Mal, gnädige Frau, heute nicht!

Ich mache Ihnen noch einen Vorschlag, Herr Raimund. — Um mich in keine Verlegenheit, der Auslagen wegen für das Souper, zu setzen, so verstehen wir uns zu einer Wette. — Wenn Sie sich bei diesem Souper so liebenswürdig benehmen, daß Ihre Frau zu Ihnen wieder ein Herz fassen kann, so bezahle ich das Souper; wenn Sie aber wieder in irgend eine Exaltation verfallen, so bezahlen Sie es. — Ich wette, daß Sie es bezahlen!

Ich wette, daß Sie es bezahlen müßten, wäre ich im Stande von einer Dame Etwas anzunehmen. — Dies ist's auch, was mich veranlaßt, Ihnen Ihr Honorar für die Loge Nr. 14 hiermit zurückzustellen.

Sie beleidigen mich, Herr Raimund.

Sie beleidigen mich, gnädige Frau, wenn Sie mich für so ordinär halten, für eine Loge, in welcher meine Frau den obersten Platz einnahm, ein Douceur anzunehmen.

Raimund legte die Banknote, die sich in einem Cou-

vert eingeschlossen befand, auf den Blumentisch der Frau von Friedmann.

Gut denn! erwiederte die Dame, so soll mein Honorar für die Loge den Armen zufallen.

Raimund verneigte sich.

Das Souper und den Champagner werde ich vor zehn Uhr senden. Ihr dankbarer Diener Raimund wird aber erst nach zehn Uhr hier sein.

Raimund empfahl sich und ging mit Landner.

Als Landner mit Raimund auf der Treppe sich befand, sagte der Erstere:

Dieses Souper bezahlen Sie!

Er hat recht; ich bezahle es gewiß.

Ich meine es nicht so! Ich meine, Sie bezahlen die Wette, weil Sie sie verlieren.

Ich habe es ihm schon gesagt: Er ist ein Schafskopf!

Möglich! Aber ein Schafskopf, der nicht ganz ohne Hirn ist.

Als Raimund und Landner bei der Equipage ankamen, und der Fiaker die Pferde übergab, beschenkte ihn Raimund.

Euer Gnaden, sagte der Fiaker, diese Pferde kenne ich; sie haben einem Rittmeister aus der Josefstädter-Kaserne gehört. Der Herr Rittmeister hatte viel Verdruß mit seinem Kutscher; der Kutscher wollte die Pferde nie in die Schwemme führen.

Warum nicht?

Der Kutscher hätte sich eher prügeln lassen, ehe er in die Schwemme gefahren wäre. Haben Euer Gnaden etwa denselben Kutscher mit in den Kauf bekommen?

Einen dicken, kleinen, untersetzten Kerl, Wenzel heißt er.

Ja, ja, Wenzel! Befehlen Euer Gnaden diesem

Wenzel, er möge die Pferde in die Schwemme führen; Euer Gnaden werden sich überzeugen, er thut es nicht!

Das will ich sehen!

Und den Pferden thut das Donauwasser so gut, besonders Pferden, welche wie diese Füchse, spröde Hufe haben.

Raimund dankte für die Mittheilung und kutschirte ganz ruhig nach der Leopoldstadt.

Landner saß, oder besser, er hing wieder auf dem Bedientensitz.

Als Raimund über die neue Brücke fuhr, dachte er an den Wink, den ihm der Fiaker hinsichtlich der Pferdeschwemme gegeben.

Dort bei der Schiffgasse ist eine sehr hübsche Roßschwemme, dachte Raimund; dort will ich meinen guten Thieren ein Bene thun.

An Landner dachte Raimund nicht; an den armen Landner, der rückwärts am Pieroutsch hing, und dem es ganz jämmerlich durch diese Fahrt durch die Pferdeschwemme, bei dem hohen Stande des Wassers, erging.

8. In der Schwemme, dann — das Souper bei Frau von Friedmann.

Raimund bog, als er in die Nähe der Schiffgasse kam, rechts ein, und fuhr schnell den etwas steil abwärts gehenden Weg in die Pferdeschwemme.

Was thun Sie denn? rief Landner. Wir ersaufen ja hier alle zwei sammt den Pferden!

Halt Er sein Maul! Meine Füchse haben spröde Hufe! Hat Er nicht gehört, was der Fiaker gesagt hat? Steig' Er ab, wenn Er sich fürchtet!

Wie kann ich denn absteigen? das Wasser läuft mir ja schon in die Stiefel!

Wenn es Ihm in das Maul läuft, dann kann Er reden! — Jetzt mach' Er mich nicht irre!

Raimund kam immer tiefer.

Landner zog die Füße hinauf wie ein kranker Vogel.

Jesus! Jesus! schrie Landner, das ist kein Weg für ein Pieroutsch, da sollten wir ja die Arche Noah haben!

Zum Teufel! sagte Raimund, hier ist es tief, und das Wasser reißt schrecklich!

Fahren Sie schnell durch! schrie Landner. Trachten Sie doch, daß wir auf der andern Seite wieder herauskommen. Mir fließt die Donau schon durch alle Taschen. Frau von Friedmann hat mir einen „Gugelhupf" für meine Frau mitgegeben, der ist bereits hin.

Schnalz' Er mit der Zunge! befahl Raimund.

Ich kann vor Angst nicht schnalzen!

Geben Sie den Pferden ein paar Strixen! Den Bestien gefällt's hier! Sie wollen nicht weiter! — Das Wasser hebt das Kalesch bereits! Augenblicklich wird es umstürzen.

Raimund stand auf dem Bocke und wendete alle Kraft an, mit der Zunge zu schnalzen.

Landner machte es ebenso, aber es half nichts!

Die Pferde standen wie Mauern.

Wenn uns nur Jemand zu Hülfe käme! sagte Raimund.

Ja, der müßte gut schwimmen können, meinte Landner. Hauen Sie doch die Pferde über die Köpfe!

Der Kutscher hat's ja verboten!

Ei, was Kutscher! — Die Pferde gehören Ihnen.

Aber sie gehen durch, wenn ich ihnen die Peitsche gebe.—

Sie sollen durchgehen, lieber auf der Erde als im Wasser umkommen.

Raimund schwang die Peitsche über die Köpfe der Pferde.

Die Pferde machten einen starken Riß und fuhren durch die Schwemme; aber auf der andern Seite hinaufzukommen, war nicht so leicht. Die Pferde standen wieder.

In das Pieroutsch war das Wasser von allen Seiten gedrungen. Landner saß auf dem zurückgelegten Dache wie eine Wachtel. Er klapperte mit den Zähnen und rief in einemfort:

Ein Schinackel! um Gottes willen! Ein Schinackel! Kommt denn kein Mensch mit einem Schinackel zu Hülfe!

Die Leute liefen von der Straße herbei.

Aber Herr von Raimund! rief der Lederermeister Schönpichler, der an der Donau seine Werkstätte hatte, aus seinem Fenster; was ist Ihnen denn eingefallen, bei einer Wasserhöhe von fünf Fuß über Null in die Schwemme zu fahren?

Ich sehe es ein, versetzte Raimund, aber was ist jetzt zu thun?

Meine Gesellen werden Ihnen helfen, versetzte Schönpichler; sie kommen schon. Sie werden in die Schwemme waten, die Pferde beim Zügel ergreifen und herausführen. Es scheint, daß Sie nicht kutschiren können, Herr von Raimund. Sie schlagen die Pferde über die Köpfe, da gehen Sie nicht vorwärts! Geben Sie ihnen ein paar Hiebe über das Kreuz!

Das ist ja gerade das Kreuz, daß ich den Pferden ihr Kreuz nicht sehe! erwiederte Raimund, das Wasser ist ja ein paar Faust höher als die Pferde!

Jetzt kamen die Gesellen des Lederermeisters, ergriffen die Pferde, und führten sie mit starker Hand auf die Straße.

Als sie den festen Boden erreicht hatten, plumpfte Landner vom Wagen wie ein Sack.

Ist das Ihr Kutscher? fragte Schönpichler, das ist ein schöner Esel; der hätte Sie warnen sollen!

Nein, ich bin der Landner, versetzte dieser, der Schauspieler Landner, der für komische Rollen engagirt ist, der aber heute alle Welt zum weinen bringen muß, so unglücklich ist er.

Macht das große Thor vom Hause auf! befahl Schönpichler, und bringt die Herren und die Pferde bei mir unter. Alle vier können sonst eine Kolik bekommen.

Die Leute auf der Straße lachten.

Die Pferde wurden mit dem Wagen ins Haus geführt.

Das Thor wurde geschlossen. Die Gaffer zerstreuten sich.

Schönpichler bezeigte seine volle Gastfreundschaft.

Die Pferde ließ er in den Stall führen, gehörig abreiben, ihnen hohe Streu geben, und mit Kotzen zudecken.

Raimund und Landner mußten die nassen Kleider vom Leibe reißen.

Landner hatte wirklich einen Fieberanfall. Er mußte sich auf ein Ruhbett legen und sich in warme Decken hüllen. Frau Schönpichler brachte heiße Suppe.

Landner erzälte sein trauriges Schicksal.

Lamentiren Sie nicht, sagte Frau Schönpichler. Sie sind bei uns gut aufgehoben.

Nach einer Stunde befanden sich Raimund, Landner und die Füchse vollkommen wol; aber der

Wagen sah erbärmlich aus; er war voll Sand und Schlamm und das Lederzeug war übel zugerichtet.

Man muß gestehen, sagte Raimund, über die Wiener Bürger geht nichts! — Kaum sieht so ein braver Mann einen Menschen in Noth, so kommt er ihm nicht nur zu Hilfe, sondern er erquickt ihn auch noch!

Ich bin besonders glücklich, sagte Landner. — Frau Schönpichler hörte mich nur ein paar Worte über meinen zu Brei erweichten Gugelhupf sprechen, so verehrte sie mir schnell einen drei Mal größeren! Tausend Dank! Tausend Dank für diese Gastfreundschaft!

Machen Sie doch kein Aufhebens von solchen Kleinigkeiten! sagte Schönpichler. — Wenn ein Mensch dem andern nicht hilfreiche Hand bieten würde, so wäre es ja ein Elend auf der Welt. — Ich bin nur froh, daß das Wasser seit einer Stunde bedeutend gefallen ist. —

Ist es gefallen? sagte Raimund, so brauche ich keine Hebamme!

Ich hörte, Sie seien geschieden von Ihrer Frau? warf Frau Schönpichler hin. Wenn dies der Fall, zu was hätten Sie denn eine Hebamme nothwendig?

Ich hätte sie nicht nöthig! versetzte Raimund, aber die Hebamme hätte mich bald in Anspruch genommen.

Raimund erzälte nun, was der Leser ohnehin schon weiß.

Es wurde herzlich über die Verlegenheit gelacht, von welcher Raimund bedroht war.

Wir haben heute Sperrsitze zu der Vorstellung des „Barometermachers," erwähnte Frau Schönpichler. Wir wünschen nun, daß die ausgestandene Gefahr Herrn Raimund an seiner heitern Laune keinen Abbruch thun möchte.

Es erschien der Kutscher des Lederermeisters.

Er meldete:

Der Wagen ist wieder vollkommen in Ordnung, nur der Fußteppich hatte Schaden genommen; was aber die Kleider und Stiefel der beiden Herren betrifft, so sind diese noch nicht trocken.

Wie nun nach Hause kommen? fragte Raimund.

Ich helfe mit Kleidern und Stiefeln aus, versetzte der Lederermeister, und sende später Ihre Sachen in Ihre Wohnung. Ich lasse auch von meinem Kutscher Ihre Pferde leiten, denn Sie, Herr Raimund, möchten sonst noch ein Malheur haben! — Versprechen Sie mir nur auch, daß Sie nicht eher allein fahren wollen, als bis Sie vollkommen mit dem Kutschiren vertraut sind.

Raimund versprach es.

Raimund beschenkte die Gesellen, die ihm die Pferde aus der Schwemme gezogen, und Schönpichlers Kutscher reichlich.

Mit dem innigsten Danke an die edlen Menschen, welche ihn so herzlich aufgenommen, schied er.

Abends, bei der zweiten Aufführung des „Barometermachers," war das Theater zum Erdrücken voll; der Beifall wieder stürmisch.

Das ausgestandene Ungemach war vergessen.

* *
*

Nach beendigtem Theater ließ sich Raimund in seiner Equipage durch seinen Kutscher nach der Josefstadt zu Frau von Friedmann fahren.

Landner wurde schon nachmittags beordert, das Souper bei Monsieur Gaillard zu bestellen.

Der Bediente Raimunds schleppte sechs Flaschen Champagner zur „Stadt Belgrad."

Als Raimund bei Frau Friedmann eintrat, war seine Frau bereits anwesend.

Louise kam ihm mit vieler Herzlichkeit entgegen. Sie sagte ihm unendlich viel Artiges über sein Stück. Die Rolle, welche Sie für Louise Kupfer schrieben, bemerkte sie, hätte ich mit Freuden gespielt.

Sie? Sie? fragte Raimund. Du sprichst mich mit „Sie" an? — Louise, was habe ich denn von Dir zu hoffen?

Sind wir nicht geschieden? erwiederte Frau Raimund.

Leider! antwortete Raimund, aber wir können uns ja wieder vereinigen.

Noch ist es nicht geschehen! Ich bitte Sie, zu erwägen, daß man nicht so auseinander läuft, und sich wieder vereinigt, wie Tänzer und Tänzerin auf einem Balle.

Ich bitte Dich um Gottes willen! flehte Raimund, ich bitte Dich um Alles, was Dir heilig ist, verwandle das kalte „Sie" in das herzliche „Du." — Ich kann Deine Gleichgiltigkeit gegen mich nicht fassen! Etwas Neigung für mich sollte doch in Deinem Herzen zurückgeblieben sein! — Ist aber jeder Funke von Liebe für mich erloschen, warum bin ich denn hier? Warum hast Du es denn zugelassen, daß ich Dich wieder sehen und sprechen dürfe?

Weil ich von Frau von Friedmann erfahren, daß Sie sich mit mir wieder vereinigen wollen. Ich will mir nicht den Vorwurf machen, daß ich den Mann, dessen Namen ich führe, von mir gewiesen, als er sich mir neuerdings genähert. Aber ich muß doch vor Allem wissen, auf welche Weise er sich mir nähert, ob wieder so ungestüm, ob wieder so übellaunig, ob wieder so rücksichtslos wie er gewesen; ob ich aus seiner Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit, und seiner Unverträglichkeit, auch noch auf fernere trübe Tage schließen müßte.

Sei nur Du auch nicht ungestüm, übellaunig, rück-

sichtslos, heftig, unverträglich! Es ist möglich, daß ich diese Fehler an mir habe; ich bin es fast überzeugt, daß es so ist, aber Du hast sie ebenfalls und gewiß noch im höhern Grade als ich; — wir wollen nicht rekapituliren, mit welchen scharfen Ecken unseres Charakters wir uns am schneidendsten begegnet sind; wir wollen beide vermeiden, was uns gegenseitig verletzen könnte, und hiezu gehört vor Allem dieser eisige Ton, den Du gegen mich annimmst.

Gewiß nicht! das erste Wort, das ich zu Ihnen sprach, war ein Lob, Ihr gelungenes Stück, Ihre schöne Darstellung betreffend; schon der Umstand, daß ich Alles aufbot, Ihr Stück, Ihre erste Dichter-Arbeit zu sehen, kann für eine Annäherung von meiner Seite gelten; mehr noch kann meine Freude, mein herzlicher Beifall, den ich Ihnen im Angesicht eines vollen Hauses spendete, Zeugniß von meiner Neigung geben; aber dies übersieht Ihre Eigenliebe schon wieder! Sie denken, dies müsse so sein; ich bemerke Ihnen aber, daß es nicht so sein müßte, wenn es mir nicht große Freude machte, Sie auch als Dichter rühmlich auftreten zu sehen.

Also „Sie," so bleibe es bei dem abscheulichen Sie! Sprich mich in Gottes Namen noch mit „Sie" an; ich aber sage Du zu Dir und sollten wir hundert Jahre getrennt leben!

Wir wollen uns durch einige Zeit beobachten; wir wollen recht oft zusammen kommen, hier bei Frau von Friedmann wollen wir zusammen kommen, und uns täglich mehr und immer herzlicher nähern. —

Aber weshalb denn hier? Weshalb denn nur bei Frau von Friedmann! Wir sind ja beide großjährig, haben weder auf einen Vater, eine Mutter, einen Onkel, eine Tante, noch auf einen Vormund zu hor-

chen. Wir sehen uns täglich und wo es uns beliebt. Ich komme zu Dir, Du kommst zu mir!

Frau Raimund lachte und sagte: Nein, nein, das eine gebe ich nicht zu und das andere gehe ich nicht ein. —

So geben wir uns ein anderes Rendezvous. Ein Rendezvous wie ein paar Liebende, die sich nur an recht einsamen Orten sehen dürfen, z. B. im Augarten, in Schönbrunn nächst der Hetzendorfer-Allee; im Prater hinter dem Feuerwerksplatze, in Dornbach rückwärts vom Holländerdörfel, oder im Josefstädter-Theater im Parterre unter Scheiners Direktion! Ich habe gehört, daß neulich während der Vorstellung der Sitzaufschließer ausgeraubt worden sei, und daß trotz seines Hilferufes ihn Niemand gehört habe.

Frau Raimund lachte herzlich, reichte ihrem Gatten die Hand und sagte:

So lasse ich mir Raimund gefallen: heiter, freundlich, lustig.

Wenn Du wieder mein bist, will ich bei Dir als erster Komiker engagirt werden, und Du sollst den ganzen Tag nur lachen, nichts als lachen. Gib mir morgen ein Rendezvous im Augarten, oder fahre mit mir nach Pözleinsdorf, dort ist es am allereinsamsten. — Dort wagen es nicht einmal die Vögel herum zu fliegen, weil sie sich einbilden müßten, sie wären auf einer wüsten Insel. —

Wir sehen uns hier und sonst an keinem Orte, versetzte Frau Raimund; haben wir uns gegenseitig beobachtet und gefunden, daß wir mit einander leben können, ohne uns die Augen auszukratzen, so gehe ich mit Ihnen, dann wandle ich mit Ihnen, dann fahre ich sogar mit Ihnen, nur dürfen Sie nicht selbst kutschiren.

Ei, jetzt kann ich es schon!

Frau Raimund lachte abermals; ich habe davon gehört, sagte sie. Neulich im Prater und heute — !

Frau Raimund lachte noch heftiger. —

In der Pferdeschwemme, setzte sie hinzu, sollen Sie sogar in Lebensgefahr geschwebt haben! Der arme Landner hätte ein Nervenfieber davon tragen können.

Jetzt weißt Du dies auch schon!

Von Ihren Bravouren als Pferdelenker spricht die ganze Stadt.

Der Graf Kasimir Orovy trat ein.

Gegenseitige Begrüßungen fanden statt.

Herr Raimund, sagte Frau Raimund, und stellte ihn dem Grafen vor.

Herr Graf Kasimir Orovy, sprach Frau Raimund, und stellte den Grafen Herrn Raimund vor.

Ich habe bereits das Vergnügen, den berühmten Komiker zu kennen, der uns jetzt auch als Dichter erfreut.

Gehorsamer Diener! sagte Raimund, den es verdroß, daß seine Frau ihn bloß mit den Worten, Herr Raimund, annonzirte.

Sie müssen bald wieder ein neues Stück schreiben, sagte der Graf. — Sie haben ganz sicher Talent hiezu. — Aber wie konnte Ihnen einfallen, einen so verbrauchten Spaß auf das Theater zu bringen, als der ist, mit den „Feigen" und den „langen Nasen!" In Pesth gibt man eine uralte Zauberposse: „Die Prinzessin mit der langen Nase auf der Zauberinsel," von weiland Emanuel Schikaneder, von demselben Schikaneder, welcher den schlechten Text zur „Zauberflöte" geschrieben hat; in dieser Posse kommt derselbe Spaß vor, auch dieselbe Wendung durch ein „Wunderwasser;" derlei läppisches Zeug paßt in unsern Tagen nicht mehr auf die Bühne.

Ich kenne das Schikanedersche Stück nicht, sagte Raimund mit einiger Gereiztheit; im Ganzen bewiese dies aber nur, daß Schikaneder und ich, ein und dasselbe Märchen bearbeiteten.

Man muß aber abgedroschenes Zeug nicht bearbeiten, erwiederte der Graf. Fehlt es Ihnen an Stoff, so lesen Sie Musäus, Gozzi, ja selbst die späteren Bände und Ergänzungen von „Tausend und eine Nacht."

Ich werde sie lesen, versetzte Raimund mit verbissenem Grimm.

Sie haben recht hübsch gespielt, Herr Raimund, fuhr der Graf fort, aber Herrn Korntheuer können Sie sehr warm die Hand drücken, der brachte viel Humor in Ihr Stück, und dann waren es Rainoldi und Kapellmeister Müller, welche Ihren vollen Dank verdienen.

Ich habe es nie unterlassen zu danken, wo ich Dank schuldig war.

Die Weiberrollen haben Sie schlecht bedacht, sprach der Graf; die Prinzessin, in der Erwartung, von Ihnen eine gute Rolle zu bekommen, mußte schon früher mit einer langen Nase abziehen, als Sie ihr im Stücke eine lange Nase verliehen, und die Zofe ist eine ganz gewöhnliche Possen-Mamsell. Frau Raimund sagte mir, ihr gefiele die Rolle, aber ich antwortete: „Liebes Kind, irre Dich doch nicht; an dieser Rolle ist nichts; lasse den Gesang weg und diese Zofe ist nicht zum Aushalten!"

Reden der Herr Graf meine Frau mit „Du" an? fragte Raimund, der sich vor Unmuth kaum mehr zu halten vermochte.

Ich duze alle Schauspieler und Schauspielerinnen, versetzte der Graf, wenn ich ihnen aufrichtig meine Ansichten über das Theater mittheile.

Dann hätten Sie mich auch schon duzen sollen, denn gegen mich, waren Sie fast mehr als aufrichtig.

Kann auch noch geschehen, sagte der Graf. — Hierauf wendete er sich an Frau Raimund.

Wie befinden Sie sich, hübsche kleine Frau, fragte er sie. Darf Frau von Friedmann morgen auf Ihre Gesellschaft in der Oper im Kärntnerthore zählen? Madame Wächter tritt als Page in „Figaros Hochzeit" auf. Ich protegire diese Künstlerin, und will ihr durch meinen und den Applaus meiner Freunde einen angenehmen Empfang bereiten. Fräulein Sontag singt die Susanna. Es ist keine Kleinigkeit, neben dieser genialen Künstlerin bestehen zu können.

Ich werde von Ihrer Einladung profitiren, sagte Frau Raimund.

Gut, versetzte der Graf, dann werden Frau von Friedmann und ich, Sie morgen zur Theaterstunde abholen. Wo bleibt die Frau vom Hause? — Amelie? wo sind Sie?

Der Graf ging ungenirt in das anstoßende Zimmer.

Raimund war außer sich.

Wenn dieser Graf noch ein Mal zu Dir „Du" sagt, fuhr Raimund ganz zornentbrannt auf, und Du duldest es — so — —.

Wo befinden Sie sich denn, Herr Raimund? fragte Louise, und wie fahren Sie denn schon wieder auf? Wissen Sie, daß ich diesem Grafen mein Engagement im Theater an der Wien verdanke? Er ist der intimste Freund des Grafen Ferdinand Palffy und bemühte sich auf das wärmste, meine Stellung so brillant als möglich zu machen. Ich erhalte um 1000 fl. mehr Gage im Theater an der Wien, als ich im Leopoldstädter Theater erhielt und eine jährliche Einnahme in dem großen Theater!

Ich verschaffe Dir im Leopoldstädter Theater ebenfalls um 1000 fl. mehr und — und —

Zu spät! Ich habe den Kontrakt schon unterzeichnet.

Schrecklich! Schrecklich! rief Raimund. — Ach Gott, warum war ich so verblendet, mich von diesem Weibe scheiden zu lassen, welches nun gerade so thut, als wenn es allein auf der Welt wäre!

Frau von Friedmann trat nun mit dem Grafen aus dem Tafelzimmer, nannte Raimund willkommen und meldete:

Es ist aufgetragen!

Der Graf bot Frau Raimund den Arm und führte sie zur Tafel.

Raimund reichte der Frau von Friedmann den Arm.

Frau von Friedmann sagte zu Raimund: Sie haben ja für ein Souper gesorgt, wie es der Fürst, welcher Ihre Hochzeitstafel in seinem Hause veranlaßte, auch nicht brillanter vermocht hätte.

Ach mir ist aller Appetit vergangen! erwiederte Raimund.

Seien Sie nicht kleinlich! bemerkte Frau von Friedmann, man muß zu leben wissen. Der Graf erzälte mir, was er Ihnen über Ihr Stück gesagt, und daß er Ihre Frau mit „Du" angeredet. Das müssen Sie ihm verzeihen. Er ist der größte Theaterfreund, ein Protektor aller Künstler; der beste, gutmüthigste Mensch der Welt, hat aber dabei die Meinung, er sei einer der geistreichsten Kritiker. — Lassen Sie ihm diesen Wahn! Wenn Sie ihm beistimmen in seinen Ansichten, so haben Sie einen Freund an ihm für's ganze Leben. —

Mein Stück kann ihm mißfallen, aber meine Louise —

Es wird ja die Suppe kalt! rief der Graf aus dem

Speisezimmer. Ich glaube gar, Herr Raimund, Sie wollen mir meine Braut abwendig machen?

Gott bewahre! antwortete Raimund, ich bin froh, wenn Sie mir meine Frau nicht abwendig machen! — Kommen Sie, Frau von Friedmann! Ich lasse weder meine Liebe, noch meine Suppe kaltwerden.

9. Das Souper.

Als Frau von Friedmann, Raimund seinen Platz an der Tafel anwies, so gerieth er in sichtbare Verstimmung.

Obenan saß die Hausfrau. Dies fand er ganz in der Ordnung, ihr links zur Seite saß er, und neben ihm eine alte Frau, eine Madame Scheibert, eine Art Hausfreundin, Gesellschafterin, Garde de dame oder dergleichen, welche Raimund als eine der heitersten Gesellschafterinnen vorgestellt wurde. Raimund gegenüber saß seine Frau und neben ihm der Graf!

Die untere Seite des Tisches blieb ganz leer. Es wurde wohl ein Kouvert hingesetzt für einen Herrn von Blunkert, wie es hieß, wenn er sich einfinden sollte, der jedoch nicht länger erwartet wurde, weil die Uhr schon auf halb Eilf wies.

Raimund wispelte Frau von Friedmann zu: Es sind sechs Kouvert vorgerichtet, und ich habe nur für vier Personen das Souper bestellt. Euer Gnaden hätten mir sagen sollen, daß Sie —

O wir haben hinlänglich genug, unterbrach ihn Frau von Friedmann. Herr Gaillard hat ein so reichliches Souper gesendet, daß wir noch zwei Personen bewirthen könnten.

Das Gespräch in ähnlichen Abendgesellschaften ist gewöhnlich das Stadtgeklatsche.

Frau von Scheibert leistete hierin etwas Erkleckliches.

Sie schilderte einen Ball, den eine Bankiers-Gattin, wegen ihrer außerordentlichen Verschwendung in ganz Wien renommirt, in ihrem Schlosse auf dem Lande, gab.

Ich weiß es vom Ritter von Kelchplessi, sagte Frau Scheibert, Kelchplessi war hiezu eingeladen. Er erzälte mir volle vier Stunden von dem Luxus, dem die Baronin Heybäcker huldigte. Eine Herzogin kann nicht mehr Aufwand machen; die Bälle der Marschallin Junot, zur Zeit des französischen Kaiserhofes, waren nicht glänzender. Es waren 800 Personen geladen. Das Souper fand in vier Sälen, je zu 10 Tafeln statt, an welchen sich immer 20 Personen befanden. — Ich werde die Gesellschaft mit Aufzählung und Beschreibung der seltenen Speisen und kostbaren Weine nicht langweilen, aber um von dem Balle zu sprechen, will ich wiederholen, was Ritter von Kelchplessi mittheilte. Die Wände des großen Garten-Tanzsaales wurden während der Nacht drei Mal neu dekorirt. Die Baronin Heybäcker hat durch den Theatermaschinisten Simonet dreierlei Tapeten aufziehen lassen; nach zwei Stunden senkte sich stets eine andere Dekorirung herab; zuerst erschien der Tanzsaal cerisroth mit goldenen Sternen, dann weiß mit tausend Blumen und zuletzt himmelblau mit silbernen Aehren; — bei dem Anblicke der letzten Dekoration brachen die Gäste in einen Schrei der Bewunderung aus.

Das vermag man nur, wenn man eine so reiche Fantasie und so viel Geld besitzt, wie Baronin Haybäcker, sagte Raimund.

Ich fürchte, erwiederte Frau von Scheibert, daß diese Baronin ihren Gemal noch an den Bettelstab fantasiren wird. — Ja, wenn die enormen Summen, die sie verschwendet, noch von ihren Revenuen herrührten, aber sie hatte ja kaum ein propres Kleid, als ihr Mann sie ehelichte! — Sie greift also blind in die Kassa ihres Gemals, und er ist so kurzsichtig, nicht zu ahnen, daß seine Fonds vielleicht schneller zu erschöpfen sind, als er wähnt.

Man sollte dem Baron den Staar stechen! bemerkte der Graf.

Wer könnte dies wagen! warf Frau von Scheibert ein. Er ist verliebt in seine Frau bis über die Ohren. Neulich sagte der Kassier des Barons, als sie an einem Tage 30,000 fl. „für ihr Hauswesen" erheben lassen wollte, „mein Gott, davon muß ich doch den Prinzipal unterrichten!" Aber der gute Mann kam schön an. Die Baronin kam selbst ins Komptoir, und bezahlen mußte der Kassier die Summe. Schätzen Sie sich glücklich, herrschte ihm die Baronin zu, daß ich mich bei meinem Gemal nicht beschwere, Sie würden am längsten in seinem Dienst gestanden sein! — Ich wiederhole noch ein Mal, daß der Baron ganz so behandelt wird, als wenn seine Gattin eigene Revenuen hätte.

Ich glaube, entgegnete Raimund, wenn die Baronin auch selbst Millionen besäße, so müßte der Gatte den Unbesonnenheiten seiner Frau entgegentreten; der Mann ist der gesetzliche Vormund seiner Frau.

Warum nicht gar! entgegnete Louise. Wenn ich mich heute mit Raimund wieder vereinige, so hat er über die Art, wie ich mein Einkommen verwenden will, kein Wort zu sprechen; ich werde vom Theater an der Wien jährlich mehr als 3000 fl. beziehen; diese sind mein Eigenthum, diese kann ich ausgeben, für was es immer sei. Ich werde nichts

verschwenden, aber meine Toilette wird höchst brillant besorgt und Raimund wird mir hiebei nicht hinderlich sein.

Für 3000 fl. willst Du Dir blos Putzsachen anschaffen? fragte Raimund.

Ich weiß nicht, ob ich damit auskomme, antwortete Louise, die Garderobe einer Schauspielerin kostet viel; ich habe jedoch auch noch eine Einnahme, und da werde ich wol bestehen können.

Das wäre zu arg! fuhr Raimund auf, wenn Du das schöne Talent, das Du vom Himmel empfangen hast, blos für den Säckel der Putzhändler verwenden wolltest. Nein, Louise, das kann Dein Ernst nicht sein! Du prüfst mich nur mit solchen Ansichten, und bist begierig, was ich hiezu sagen werde.

Frau Raimund lachte.

Ob Sie geprüft werden, weiß ich nicht, versetzte Frau von Scheibert, aber Ihre Frau hat recht. Mit ihrem Gelde kann sie thun, was ihr beliebt.

Das versteht sich! sagte Frau von Friedmann. In Ehen, in welchen die Frauen auf eigenen Füßen stehen, ist es nicht anders. —

Aber eine solche Frau kann auch zu weit gehen, erwiederte Raimund ganz pikirt; sie wirft z. B. ihr eigenes Vermögen zum Fenster hinaus, und wenn sie nichts mehr besitzt zum Verwerfen, greift sie auch das Vermögen ihres Mannes an und wirft dasselbe auch auf die Straße.

Frau Raimund mußte noch mehr lachen.

Wenn Ihr dann Beide Alles weggeworfen habt, scherzte der Graf, dann kommt zu mir; ich lasse Euch nicht im Stiche.

Ich bin dafür sehr verbunden, entgegnete Raimund. Mit solchen leichtfertigen Reden, verehrter Herr Graf, könnte man einem jungen Weibe den Kopf

verrücken. Ich weiß zwar, daß Louise sehr klug ist und in keiner Beziehung wurmstichige Grundsätze hat, aber es könnte doch der Putzteufel in sie fahren und wie man weiß, ist der Putzteufel der allergefährlichste Teufel! Für mich ist Louise schön genug, sie gefällt mir im einfachen Anzuge am besten. Was sie von der Garderobe als Schauspielerin spricht, ist Faselei. Die französische Garderobe auf dem Theater, die sie zu besorgen hat, ist bei der Masse von allegorischen und Zauberstücken, welche die Direktion bestreiten muß, Nebensache. 2000 fl. kann sie sich von ihrer Gage und ihrem Benefiz sehr leicht jährlich zurücklegen; ich werde mir gewiß 4—5000 fl. alle Jahre zurücklegen; in zehn Jarhen können wir uns dann mit einem Kapital von 60 bis 70,000 fl. selbst pensioniren, wir können unsere lästigen Engagements aufgeben und durch 3—4 Jahre Kunstreisen machen, damit verdienen wir uns noch weit mehr, erhöhen unser Kapital und vermögen späteren Jahren mit Heiterkeit entgegen zu sehen. So denke ich, und Louise wird ebenso denken!

Nein, so wird sie nicht denken! sagte Frau von Scheibert; Frau Raimund wird einen Gatten besitzen, und an dem wird es sein, für ihr Alter zu sorgen.

Wenn dieser Gatte aber stirbt?

Dann bin ich da! versetzte der Graf.

Schon wieder Sie! entgegnete Raimund heftig, und ewig Sie, Herr Graf. — Sie machen mir mein armes Weib ganz konfus! Doch Sie werden ja selbst heiraten! Ich hoffe, daß Ihre Frau Gemalin nicht dulden wird, daß Sie für andere Frauen zu sorgen.

Warum nicht! erwiederte Frau von Friedmann, Louise ist ja meine Freundin; was ich besitzen werde, theile ich gerne mit ihr.

Louise hätte diesem Gespräche durch eine Erklä-

rung gerne ein Ende gemacht; sie beobachtete Raimund, dessen Aufgeregtheit immer mehr zunahm, aber sie schwieg, um nicht für ihre Theilnahme an Raimund, geneckt zu werden.

Ich würde vielleicht meine Frau schnell zur Raison bringen, wenn sie Grundsätzen huldigte, wie sie hier ausgesprochen werden, sagte Raimund, aber es wird mir hinderlich werden, daß sie im Theater an der Wien engagirt ist. Dort wird sie mir förmlich entrückt.

Das ist eben ihr Glück! bemerkte Frau von Friedmann. Wenn sie dort ein junger Schauspieler auf dem Theater, wie es die Rolle vorschreibt, umarmt, dann können Sie Ihre Frau nicht, wenn sie in die Kouliſſe tritt, beleidigen.

Raimund konnte sich über diese Bemerkung kaum mehr zurück halten. Er faßte Frau von Friedmann fest ins Auge; er sah sie mit einem durchdringenden Blicke an, dann sagte er mit unterdrücktem Grimme:

Gnädige Frau, nehmen Sie die Versicherung hin, daß Sie Ihre Wette gewonnen haben! — Zum Glücke behalte ich so viele Besonnenheit, nichts weiter hinzuzusetzen.

Und nun, sprach Raimund, wollen wir den Rest des Abends recht vergnügt zubringen. Wenn es erlaubt ist, so bringe ich einige Toaste aus:

Auf das Wol der Madame Raimund, meiner ehemaligen Gattin! — auf den besten Erfolg ihres ersten Debuts im Theater an der Wien!

Die Gesellschaft wiederholte diesen Toast.

Hierauf ergriff Raimund abermals sein Glas:

Auf das Wohl der Frau vom Hause, der intimsten Freundin meiner ehemaligen Gattin!

Auf das Wol des Herrn Grafen, des unparthei'schen und geistvollen Kritikers!

Auf das Wol der Frau von Scheibert, der wärmsten Vertreterin aller Frauenrechte!

Die Gesellschaft stieß nach jedem dieser Toaste an.

Auf das Wol Ferdinand Raimunds! sagte Louise und ergriff ihr Glas. Auf das Glück und den Ruhm eines Künstlers, der heute auch in Gesellschaft ein Schauspieler ist, da er in diesem Momente ganz andere Gefühle im Herzen hegt, als er äußert, und sie alle mit Meisterschaft verleugnet, um den heitern Abend nicht in einen trüben zu verwandeln!

Es lebe Raimund! rief der Graf.

Alle stießen mit ihm an.

Louise! sagte Raimund, wir wollen uns ohne heimliche Feindschaft trennen. Ich sehe ein, wir sind nicht für einander geschaffen; es geht nicht, man müßte uns Beide vom Scheitel bis zur Zehe neu gestalten! — Leb' wol! Ich scheide! — Habe ich bisher mich passable gehalten, so bitte ich, mich nicht zu bewegen, daß ich hier bleibe. — Ich möchte um keinen Preis aus meiner Rolle fallen. Leb' wol, Louise, leb' wol!

Er ging schnell zur Thüre hinaus.

Louise, von ihrem Gefühle überwältigt, wollte ihm nach.

Frau von Friedmann hielt sie zurück.

Du wirst doch kein Kind sein, sagte Friedmann. Gibst Du ihm heute nach, so hast Du die Hölle auf der Welt.

O, er wird schon wieder kommen, versicherte Frau von Scheibert.

Irren Sie sich nicht! sprach der Graf; Raimund kehrt nicht mehr zu seiner Frau zurück. Hätten Sie den Blick betrachtet, welchen er Frau von Friedmann zuwarf, als sie seine Aeußerung über seine Eifersucht aussprach, Sie würden anderer Meinung sein. — Ich

behaupte, daß es für Herrn und Frau Raimund ersprießlich ist, wenn sie sich nicht mehr einigen.

Ich habe wol selbst diese Meinung, sagte Frau Raimund, allein heute hätte er mit mehr Schonung behandelt werden sollen; es sieht aus, als wenn es die Gesellschaft darauf angelegt hätte, ihn zu kränken und als wenn ich damit einverstanden gewesen wäre. Als Raimund zwei Mal mit solcher Wehmuth: „Leb' wol' Louise!" sprach, wäre ich ihm lieber um den Hals gefallen. —

Da wärst Du von uns schön ausgelacht worden! versetzte Frau von Friedmann.

Ich hätte beim Himmel nicht gelacht! bemerkte der Graf.

So seid Ihr Männer! erwiederte Frau Friedmann, sobald Einem von Euch, ein wenig zu nahe getreten wird, haltet ihr gleich zusammen wie Stein und Mörtel.

Und Ihr haltet zusammen wie Felsen und Erz.

Frau Raimund versank in tiefes Nachdenken.

Die Verstimmung bemächtigte sich Aller.

Um Mitternachts brach Madame Raimund auf. Ein Fiaker brachte sie und Frau Scheibert nach Hause.

Der Graf fuhr ins adelige Kasino.

10. „Der Diamant des Geisterkönigs."

Nach wenigen Tagen verkündete die Affiche des Theaters an der Wien die erste Darstellung der „Fee aus Frankreich" auf dieser Schaubühne.

„Madame Raimund," hieß es, „wird in der Rolle

der Fee Rosa als engagirtes Mitglied zum ersten Male auftreten."

Die Aufführungen des „Barometermachers," so große Zugkraft sie auch bewährten, mußten an diesem Abende auf Raimunds ausdrücklichem Wunsche, unterbrochen werden; Raimund wollte frei und Zeuge von dem Debut seiner Frau sein.

Es ist meine Pflicht, ihr dieselbe Aufmerksamkeit zu erweisen, die sie mir bei der ersten Aufführung meines Stückes erwiesen. — Wenn ich auch mit mir einig bin, daß an eine Wiedervereinigung nicht zu denken, so bleibt sie mir doch nicht gleichgiltig.

Raimund ließ eine Loge bestellen, und zwar die nächste am Theater. Er applaudirte bei allen Szenen, welche seiner Frau Gelegenheit boten, sich auszuzeichnen; besonders applaudirte er den Vortrag ihrer Lieder, welche Kapellmeister Roser komponirt hatte, und Madame Raimund, da ursprünglich die Rolle der Fee nicht für den Gesang berechnet wurde, eingelegt hatte. Ein Lied mit einem Jodler trug Frau Raimund ganz besonders reizend vor; sie mußte dies auch unter stürmischem Beifall wiederholen.

Nach Beendigung des Stückes begab sich Raimund auf das Theater, und sagte seiner Frau sehr viel Schmeichelhaftes, er lobte auch Neubruck, der Raimunds, und Spitzeder, welcher Korntheuers Rolle gab, laut und wahrhaft, wünschte seiner Frau Glück zu ihrem Engagement, empfahl sie den beiden Regisseurs Demmer und Küger, und verließ nicht ohne innere Bewegung die Bühne.

Ich bin nun quitt mit ihr! sprach Raimund zu Landner, der ihn begleitet hatte, ich bin ihr nicht einmal eine Höflichkeit mehr schuldig.

Sagen Sie mir nur, sprach Landner, weshalb Sie

sich das Herz schwer gemacht, und sie noch ein Mal gesprochen haben?

Ich habe mir das Herz leicht gemacht, antwortete Raimund; früher war mir das Herz schwer, jetzt, da ich auch die letzte Pflicht gegen sie erfüllt, die Pflicht der Höflichkeit, ist mir leichter zu Muthe.

Sie brauchen nun recht viel Zerstreuung.

Ich habe sie schon, erwiederte Raimund. In wenig Wochen bin ich mit meinem zweiten Stücke fertig; „der Diamant des Geisterkönigs“ wird es heißen. Er, Landner, wird eine gute Rolle darin erhalten.

Wenn ich nur wüßte, fuhr Landner fort, zu welcher Zeit Sie an Ihrem Stücke schreiben? Ich komme täglich zu Ihnen; Sie empfangen immer Besuche; ich ärgere mich häufig, daß Sie nicht eine Stunde Ruhe haben —

Ich schreibe in der Nacht, erwiederte Raimund. Die Nacht ist die einzige Zeit, welche mir meine Freunde gönnen; wüßten aber einige derselben, — ich meine die besonders Zudringlichen, die mich auch auf der Straße quälen, da sie sich wie Kletten an mich hängen, und mich auf allen Wegen begleiten — wüßten diese, daß ich in der Nacht nicht schlafe, sondern arbeite, sie würden mir auch die Nacht nicht gönnen: „es gibt nichts Entsetzlicheres als dumme Freunde!“

So bald als es Raimund wünschte, brachte er seinen „Diamant“ nicht in Szene. Die Dekorationen waren zu schwierig, besonders die „Ueberschwemmung“ von der er schon früher gesprochen und hiezu die Maschinerie an gab, und die Dekoration des Zauberberges, welcher ein ganz eigenes Arrangement erheischte, verlangten viele Vorbereitungen.

Waren die Proben bei dem Zauberspiele „der Ba-

rometermacher" den Schauspielern schon schwierig, so waren sie es bei dem „Diamant" noch mehr. —

Welche Qualen hatte sich Raimund durch die Pudelszenen aufgebürdet! Gegen fünfzig Buben steckte er in „Pudelhäute," und diese mußten Schwimmübungen machen in den künstlichen Wellen!

Diese Buben abzurichten, war weit schwerer als fünfzig wirkliche Pudel zu dressiren.

Endlich rückte der Tag der Aufführung heran.

Es war am 17. Dezember 1824.

Die Probe mit den „Pudeln" begann um 8 Uhr morgens. Die Knaben wurden in die Pudelfelle eingenäht und so lange in das durch eine täuschende Dekoration dargestellte Wasser gehetzt, bis sie vergaßen, daß sie Schneider-, Schuster-, Handschuhmacher- und Schlosserjungen seien und sich vollkommene Pudeln dünkten.

In ihren Pudelhäuten eingezwängt, mußten die armen Knaben von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags ausharren. Wenn sie in der Statisten Garderobe winselten, wenn der Theaterfeldwebel meldete:

Herr Regisseur Raimund, die Pudeln heulen vor Hunger!

oder:

Herr Regisseur Raimund, der Pudel „Wastel" erklärt, wenn ihn der Theaterschneider nicht aus seiner Wollhaut lostrennt, so lauft er auf allen Vieren nach Haus.

oder:

Herr Regisseur Raimund, die Pudeln machen einen Spektakel nicht zum aushalten; sie zausen sich bei den Ohren, sie beißen sich vor Unwillen, sie raufen u. s. w.

da trat Raimund unter sie:

Verwünschte Bestien! rief er, ist das mein Dank,

daß ich Euch für die Kunst empfänglich machte? Daß ich mich mit Euch vier Wochen plagte, wie de Bach mit seinem Hirschen? Daß Ihr alle Tage Würste bekommt und Käse und Bier? — Wo ist ein Pudel, selbst an einem fürstlichen Hofe, der keine Flöhe hat wie Ihr? — Ruhig! — Wer ruhig ist, bekommt nach der Probe vier Groschen, und wer seine Künste ordentlich macht, nach der Produktion, einen halben Gulden! — Geld bekommt nicht einmal der Bologneser der reichen Griechin Vanduka! Erwägt Ihr das? — Ruhig, zum letzten Male, oder „ich „werde nächstens unter Euch treten und „fürchterliche Musterung halten!"

Bei der Vorstellung ereignete sich folgender merkwürdige Fall.

Obgleich es abends außerordentlich schneiete und wehete, so zogen sich doch schwere Gewitterwolken zusammen, und gegen halb acht Uhr blitzte es so heftig wie im Hochsommer.

Die fünfzig Knaben befanden sich in ihre Pudelhäute eingenäht, mit den Pudelmasken auf den Köpfen in der Statistengarderobe, jeden Augenblick des Winkes gewärtig, bei der, auf dem Theater vorkommenden Uiberschwemmung durch die papiernen Wellen zu schwimmen.

Plötzlich fuhr ein entsetzlicher Blitz aus den natürlichen Wolken, nicht aus den Soffiten, und ein Donnerschlag folgte ihm, daß das Publikum im Theater heftig erschrack und allgemein die Meinung herrschte, es habe im Schauspielhause eingeschlagen.

Die Schauspieler auf der Bühne bebten zusammen, und es entstand eine Pause, die einige Minuten dauerte.

Der Inspicient, der Theatermeister, die Theaterdiener zerstreuten sich in allen Theilen des Hauses.

Ein abscheulicher Schwefelgeruch ließ vermuthen, daß der Blitz in eine der Garderoben geschlagen und gezündet habe, aber nirgends war eine Spur zu sehen, doch in der Statistengarderobe hatte der Donnerschlag den allermeisten Schreck angerichtet; die fünfzig Budel lagen auf den Knien und bekreuzten sich. Erst als ihnen gesagt wurde, daß der Blitz nicht im Theaterhause, sondern in der nahen „Czerningasse" in einen Brunnen gefahren sei, vermochten sie ihre kniende Stellung und ihre Todesangst aufzugeben.

Raimunds „Diamant des Geisterkönigs" wurde mit jubelndem Beifalle aufgenommen.

Raimund hat aber auch in der That das Märchen mit der „rosenfarbnen Statue" aus „Tausend und eine Nacht," so wunderhübsch, dabei mit so vielem Humor auf die Bühne gebracht, daß Publikum und Kritik nie einiger in ihren Urtheilen waren, als bei diesem Stücke.

Dieser „Diamant" wurde ein wahrer Diamant für die Kassa. Es wurden davon zwei und dreißig Vorstellungen ohne Unterbrechung gegeben.

Jetzt aber regten sich auch Neid und Mißgunst. Es gab Leute, welche es Raimund nicht zugestehen wollten, daß er diese Stücke geschrieben, ja sogar auswärtige Blätter sprachen es unumwunden aus: ein Pfarrer in der Vorstadt Wieden schreibe für Raimund die Stücke, und Raimund leihe nur seinen Namen dazu her.

Der ehrgeizige, rechtliche Raimund kam hierüber außer sich.

Hatte er schon einmal auf die hämischen Anschuldigungen des „Berliner Gesellschafters" in der „Wiener Theaterzeitung" bei Gelegenheit des „Barometermachers" sich ausgesprochen, so sprach

er sich jetzt bei seinem weit besseren „Diamant des Geisterkönigs“ noch nachdrücklicher aus.

Er gab neue Erklärungen in den Wiener Blättern ab, doch je mehr er jede Verleumdung und nichtswürdige Beschuldigung zurückwies, desto heftiger erhoben seine Neider ihre Stimme gegen ihn; desto tiefer und verletzender wurde er durch die herumlaufenden Gerüchte gekränkt.

Man hätte glauben sollen, daß seine vielen Freunde den böswilligen Ausstreuungen sehr leicht ein Ziel zu setzen, vermocht hätten; aber die Mehrzahl dieser Freunde bestand aus Leuten ohne Kopf, es waren die, in dieser Schilderung so oft besprochenen Schreier in den Leopoldstädter Bier- und Kaffeehäusern, die Spektakelmacher im Parterre, die Zischer, wenn Ignaz Schuster spielte, die rohen Klatscher, wenn Raimund sich zeigte. Unter Männern von Geist und Talent hat der Pöbel, und wenn er auch in Kanzelleien die Federn schneidet, in Gesellschaften eine Salonfigur vorstellt, an öffentlichen Orten alle Notabilitäten grüßt und manchen Künstler duzt, endlich sogar schönen Schauspielerinnen den Hof macht, dennoch keine Geltung; was Raimunds einfältige Clique zu seinen Gunsten vorbrachte, war hohles Geschwätz, seichter Diskurs, so albern wie die einfältigen Jungen selbst, die sich um Raimund stritten.

Plötzlich erschien in der „Wiener Theaterzeitung“ ein Artikel zu Gunsten Raimunds.

Darin hieß es:

„Seit einigen Wochen zirkulirt in Wien ein Ge-
„rücht, welches unsern ehrlichen, wackern Raimund
„beschuldigt, die beiden Stücke, welche im Leopold-
„städter Theater, unter dem Titel: „der Baro-
„metermacher“ und „der Diamant des
„Geisterkönigs“ mit großem Beifalle und

„Zudrang des Publikums gegeben wurden, über
„welche sich auch die Kritik in den Wiener Blättern
„einstimmig sehr günstig aussprach, rührten nicht
„von Raimund her. Es verlautet, er habe nur
„seinen Namen hergegeben und der Verfasser sei
„ein Anderer. —

„Derselbe Unsinn, der bei unerwartet glücklichen
„Erfolgen dramatischer Produkte sich schon oft breit
„machte, spukt nun wieder. Als Schickane-
„der den Text zur „Zauberflöte“ schrieb, hieß es
„in der Wiener Theaterkritik: Solche Gedanken-
„tiefe, solchen seltenen Geistesaufschwung besitzt
„kein Schauspieler wie Schickaneder ist. Des-
„halb hat nicht er die „Zauberflöte“ geschrieben,
„kann sie nicht geschrieben haben; die „Zauber-
„flöte,“ und seine andern Opern, „der Stein
„der Weisen,“ dann „der Spiegel von Ar-
„kadien“ haben die „Freimaurer“ in Wien ge-
„dichtet; in der Loge „zur Eintracht“ auf der
„Wieden im „blauen Hause“ sitzen die Genies,
„welche solche Texte componiren, Blumauer ver-
„bessert sie und dichtet die Lieder!!“

„Später machten die Stücke der Frau von Weis-
„senthurn Aufsehen. Augenblicklich durchlief ein
„Gerücht die Stadt des Inhalts: Unmöglich
„kann eine Frau, eine Schauspielerin, solche
„feine Luspiele schreiben; sie schreibt sie auch
„nicht, sondern der Rechnungsrath Hauschka, der
„Freund der Frau Weissenthurn, ist der Verfasser.

„Fast gleichzeitig machten im Theater an der Wien
„zwei satirische Zeitgemälde von Gewey: „Mode-
„sitten“ und „der seltene Prozeß“ betitelt, außer-
„ordentliche Sensation. Gewey, hieß es, sei der
„Verfasser, wer ist Gewey? Gewey ist ein Kan-
„zellist der böhmischen Hofkanzlei; wie kommt aber

„ein Kanzellist zu einer solchen geistvollen Kon-
„zeption? — Das Stück „der seltene Pro-
„zeß kann nur einem Juristen, ja nur einem Ad-
„vokaten sein Dasein verdanken; Doktor Sonn-
„leithner hat es geschrieben! —

„Nun erschien Raimund. — Wie, Raimund
„ein Dichter? — Auf welche Weise denn? — Hat
„er auch nur einige Studien gemacht? War er
„nicht in seiner Jugend Drechslerlehrling und Zuk-
„kerbäckerjunge? — Woher plötzlich diese poetische
„Begabung? Woher die bühnengerechte Form? Wo-
„her die Wunderkraft seiner Allegorien und die
„schöne Moral seiner Märchen? Ein Geistli-
„cher hat seine Stücke geschrieben; der Pfarrer
„Wimmer auf der Wieden ist es. Man sieht den
„Pfarrer auch öfter im Leopoldstädter-Theater und
„bei der ersten Vorstellung des „Diamants" saß
„er sogar mit Kurländer in einer Loge! —

„Es ist Einem, als wenn man Krähwinkler
„sprechen hörte. Wer Schickaneder nur flüchtig
„kannte, vermochte es nicht zu begreifen, weshalb
„er die (noch dazu erbärmlichen) Texte nicht ge-
„schrieben haben sollte; — wer die Weissenthurn
„kannte, dem konnte es nicht einfallen, zu zwei-
„feln, daß sie nicht die leichten Sujets erfunden,
„und die vielen farblosen Charaktere gezeichnet, und
„wer den schroffen Satiriker, den Mann von tie-
„fem Wissen und kaustischem Witz nur im Parterre,
„während einer Vorstellung im Theater an der Wien
„beobachtete, wo er stets in den Zwischenakten laut
„sprach, mußte sogleich ausrufen, ja, das ist der
„feine Menschenbeobachter Gewey, der Wien und
„sein Leben genau kennt, und die Thorheiten seiner
„Landsleute mit scharfer Geißel zu züchtigen ver-
„steht."

„Dasselbe gilt auch von Raimund. Persön-
„lich muß man ihn kennen, sprechen muß man ihn
„gehört haben über die gewöhnlichen Zauber-
„possen; — seine Studien muß man würdigen, die
„er an Shakespeare, Gozzi und Schil-
„ler gemacht; — hat man dies, dann wird man be-
„greifen, daß nur Er der Verfasser der beiden Stücke
„sein kann, die ihm jetzt bestritten werden, ja selbst
„aus den Fehlern, die beide Stücke an sich tra-
„gen, wird man erkennen, daß nur Raimund
„und sonst kein anderer als er, sie ge-
„macht hat." „Von einem Frauenzimmer.

Wie mit einem Schlage waren Raimunds Wi-
dersacher vernichtet.

Eine Dame hatte den Nagel auf den Kopf getrof-
fen; ihr Wort drang durch.

Kein schales Lob stand in ihrem Aufsatze, keine Exal-
tation zu Gunsten Raimunds.

„Selbst aus den Fehlern, welche beide Stücke an
„sich tragen," wiederholte man in Privatzirkeln, Gast-
und Kaffeehäusern, in den Theatern, „selbst aus den
„Fehlern, welche die beiden Stücke an sich tragen, wird
„man erkennen, daß nur Raimund, und sonst kein
„anderer als Er, sie gemacht habe."

Ja, ja, schrien die Leute, welche kein Urtheil ha-
ben, und deren Zahl in Wien, Legion ist, ja, an den
Fehlern erkennt man, daß Raimund diese Stücke
geschrieben hat!

Und nun zählte man eine Masse Fehler auf und
setzte zu: Nur Raimund konnte diese Fehler bege-
hen; ja, ja, er ist der Verfasser!

Als Raimund den Artikel in der „Theaterzei-
tung" las, wurde er höchst angenehm überrascht.

Diese Notiz wird allein im Stande sein, sagte er, die
feindlichen Ausstreuungen über mich nieder zu kämpfen.

Von einem Frauenzimmer? sprach er; von einem Frauenzimmer? Wer mag das Frauenzimmer sein, das sich meiner annimmt? — Nimmt sich denn wirklich ein Frauenzimmer meiner an? Bisher haben mir die Frauenzimmer nur Unheil zugefügt.

Raimund lief augenblicklich zu dem Redakteur Bäuerle.

Ich bitte Dich, beschwor ihn Raimund, mir zu sagen, wer ist die Dame, welche Dir diesen Artikel über mich eingesendet hat, und ist es wirklich eine Dame?

Ich weiß es nicht anders, antwortete Bäuerle. Es waren eigentlich zwei Damen bei mir, welche mich ersuchten, diesen Aufsatz aufzunehmen, ich las ihn und versprach, ihn sogleich zu drucken.

Sie werden vielleicht nur die Ueberbringerinnen dieses Artikels gewesen sein; geschrieben hat den Aufsatz ein Mann.

Es scheint nicht! entgegnete Bäuerle. Die Eine, die kleinere Dame, ersuchte mich um Feder und Tinte, weil sie, wie sie sagte, noch Etwas zuzusetzen habe. — Die Worte: „und sonst kein anderer als Er," schrieb sie auch wirklich hier an meinem Pulte.

Waren die Damen jung oder alt? — Nicht wahr, alt, sehr alt, besonders die Kleinere?

O nein, jung und hübsch, namentlich die Kleinere. —

Was kann aber eine junge Person aus der Zeit Schickaneders wissen?

Wer sich in Wien um Dichter und Schauspieler kümmert, weiß von den Dichtern Stephanie und Jünger zu erzälen; man liest ja in der Wiener Theatergeschichte bis auf Weißkern zurück.

Könnte ich die Handschrift der Dame nicht sehen?

Ich will sie Dir sogleich heraussuchen.

Raimund betrachtete sie.

Ich kenne diese Hand nicht! sagte er. Willst Du mir nicht dieses Manuskript vertrauen? Ich will es meinen Freunden zeigen.

Du magst das Manuskript behalten!

Ich danke Dir herzlich, sagte Raimund, auch dafür, daß Du diesen Aufsatz aufgenommen.

Ich hoffte, Dir damit Freude zu machen.

Du hast mir damit eine unendliche Freude gemacht.

Raimund eilte mit dem Manuskript zu allen Herausgebern von Zeitungen und Taschenbüchern. Keiner der Herren kannte die Hand, welche den Aufsatz geschrieben.

Das hat nichts zu sagen, dachte Raimund, daß Niemand mir über die unbekannte Verfasserin Auskunft zu geben vermag! Ich bekomme es doch heraus, wer sie ist. — Heute noch lege ich ein Stammbuch an, in welches ich jedes Frauenzimmer, das mir halbwegs als geistvoll bekannt wird, irgend einen Satz, ein Wort schreiben lasse, und sollte ich 3000 Stammbuchblätter zusammenbekommen, ich muß die Schreiberin entdecken, ich ruhe nicht eher.

Am andern Tage erhielt Raimund ein Billet durch die Stadtpost. Dasselbe enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Kaum eine Stunde nach Ihnen besuchte ich „Herrn Bäuerle. Ich wollte ihm danken, daß „er meine unbedeutenden Worte, ein Gerücht, Sie „betreffend, so schnell aufgenommen; zugleich woll„te ich meinen Aufsatz, nachdem er gedruckt worden, „zurück verlangen. — Herr Bäuerle theilte mir „mit, daß Ihnen meine Ansicht Freude gemacht, und „Sie sich meine Handschrift ausgebeten, um vielleicht

sich das Herz schwer gemacht, und sie noch ein Mal gesprochen haben?

Ich habe mir das Herz leicht gemacht, antwortete Raimund; früher war mir das Herz schwer, jetzt, da ich auch die letzte Pflicht gegen sie erfüllt, die Pflicht der Höflichkeit, ist mir leichter zu Muthe.

Sie brauchen nun recht viel Zerstreuung.

Ich habe sie schon, erwiederte Raimund. In wenig Wochen bin ich mit meinem zweiten Stücke fertig; „der Diamant des Geisterkönigs" wird es heißen. Er, Landner, wird eine gute Rolle darin erhalten.

Wenn ich nur wüßte, fuhr Landner fort, zu welcher Zeit Sie an Ihrem Stücke schreiben? Ich komme täglich zu Ihnen; Sie empfangen immer Besuche; ich ärgere mich häufig, daß Sie nicht eine Stunde Ruhe haben —

Ich schreibe in der Nacht, erwiederte Raimund. Die Nacht ist die einzige Zeit, welche mir meine Freunde gönnen; wüßten aber einige derselben, — ich meine die besonders Zudringlichen, die mich auch auf der Straße quälen, da sie sich wie Kletten an mich hängen, und mich auf allen Wegen begleiten — wüßten diese, daß ich in der Nacht nicht schlafe, sondern arbeite, sie würden mir auch die Nacht nicht gönnen: „es gibt nichts Entsetzlicheres als dumme Freunde!"

So bald als es Raimund wünschte, brachte er seinen „Diamant" nicht in Szene. Die Dekorationen waren zu schwierig, besonders die „Ueberschwemmung" von der er schon früher gesprochen und hiezu die Maschinerie an gab, und die Dekoration des Zauberberges, welcher ein ganz eigenes Arrangement erheischte, verlangten viele Vorbereitungen.

Waren die Proben bei dem Zauberspiele „der Ba-

rometermacher" den Schauspielern schon schwierig, so waren sie es bei dem „Diamant" noch mehr. —

Welche Qualen hatte sich Raimund durch die Pudelszenen aufgebürdet! Gegen fünfzig Buben steckte er in „Pudelhäute," und diese mußten Schwimmübungen machen in den künstlichen Wellen!

Diese Buben abzurichten, war weit schwerer als fünfzig wirkliche Pudel zu dressiren.

Endlich rückte der Tag der Aufführung heran.

Es war am 17. Dezember 1824.

Die Probe mit den „Pudeln" begann um 8 Uhr morgens. Die Knaben wurden in die Pudelfelle eingenäht und so lange in das durch eine täuschende Dekoration dargestellte Wasser gehetzt, bis sie vergaßen, daß sie Schneider-, Schuster-, Handschuhmacher- und Schlosserjungen seien und sich vollkommene Pudeln dünkten.

In ihren Pudelhäuten eingezwängt, mußten die armen Knaben von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags ausharren. Wenn sie in der Statisten Garderobe winselten, wenn der Theaterfeldwebel meldete:

Herr Regisseur Raimund, die Pudeln heulen vor Hunger!

oder:

Herr Regisseur Raimund, der Pudel „Wastel" erklärt, wenn ihn der Theaterschneider nicht aus seiner Wollhaut lostrennt, so lauft er auf allen Vieren nach Haus.

oder:

Herr Regisseur Raimund, die Pudeln machen einen Spektakel nicht zum aushalten; sie zausen sich bei den Ohren, sie beißen sich vor Unwillen, sie raufen u. s. w.

da trat Raimund unter sie:

Verwünschte Bestien! rief er, ist das mein Dank,

jedem Blatte als den Shakespeare des neunzehnten Jahrhunderts ausposaunen mußte.

Es war unverzeihlich, welche Tollheiten sich Raimunds Freunde mit ihm erlaubten. Sie machten Raimund geradezu lächerlich, aus lauter albernen Abgötterei.

Raimund wurde durch eine schwere Krankheit vier Monate der Bühne entzogen.

Während seiner Entkräftung, seiner geistigen und fisischen Erschöpfung hätten ihn seine „Tellerlecker" schonen sollen; sie hätten ihm Ruhe gönnen, ihm nicht fort und fort ihre plumpen Rauchfässer an den Kopf schlagen sollen; aber sie trieben es nur noch ärger. — Würden sie ihn angenehm zerstreut, ihm geistige Erholung gewährt haben, so hätten sie viel zu einer bessern Stimmung des armen Kranken beitragen können, aber sie trieben es mit ihm nur noch ärger.

Doktor Lichtenfels war Raimunds Arzt.

Er konnte es nicht begreifen, warum es mit der Gesundheit seines leidenden Freundes durchaus nicht vorwärts wolle; da überraschte er eines Tages seinen Patienten bei der Lektüre eines auswärtigen Journals, in welchem der neue Shakespeare auf das furchtbarste „herabgerissen" und lächerlich gemacht wurde.

Es war die in Leipzig ausgegebene „Monatschrift für Kunst, Literatur und Theater, von Doktor Nork," in welcher ein heftiger Artikel gegen Raimund, seine Uiberschätzer und besonders gegen die Exaltirten, welche in Raimund einen zweiten Shakespeare erblickten, losgelassen wurde.

Raimund hatte Thränen in den Augen über die Bosheit dieses Artikels.

Wer gibt Ihnen solche Blätter in die Hand? fragte Lichtenfels.

Mollini, antwortete Raimund.

Mollini? Ich kenne ihn nicht, was ist er?

Der Herr Doktor kennen ihn gewiß! Es ist der kleine Mensch — der —

Ei! der Tischnarr im Geymüllerschen Hause, der auf dem „Trichter" bläst, die Katzen ausspottet, die Chronique scandaleuse in Wien verträgt, jeden ehrlichen Menschen verunglimpft u. s. w. Diesem Schmarotzer werde ich ein Donnerwetter bereiten, wenn er fortfährt, durch seine medisante Bosheit die Herstellung Ihrer Gesundheit zu untergraben.

Er meint es so gut mit mir!

Den Teufel meint er es gut! fuhr Lichtenfels auf. Würden Sie diesem Mollini, wenn er krank wäre, an Abspannung seiner Nerven litte, und nichts nöthiger bedürfte, als Ruhe und Schonung, würden Sie ihm eine Schmähschrift über ihn, in die Hand geben, welche wie diese irgend ein Lump geschrieben hat?

Dies würde ich nicht!

Ich werde Ihrem Bedienten den Auftrag geben, daß er keinen Ihrer geschäftigen Achselträger vorlasse; Sie, Raimund, sollen weder vom Theater, noch von der Welt etwas hören! Wer Ihnen Dinge mittheilt, welche Sie irritiren, soll fortgewiesen werden! Doch ich werde Ihnen diese Parasiten gewiß vom Halse schaffen!

Der Doktor ergriff das Heft mit den gehässigen, giftigen Bemerkungen, läutete dem Bedienten und sagte:

Karl, wirf diese Pasquill ins Feuer, und wann Herr Mollini kommt, so wirf den schlechten „Trichterbläser" über die Stiege.

Was thun Sie, Herr Doktor, sagte Raimund; dies Journal gehört nicht mir, es gehört Herrn Mollini, meinem Freunde.

Dieser Patron Ihr Freund? Ein sauberer Freund, der Sie um vier Wochen in Ihrer Besserung zurück-

bringt; — ein Woldiener, ein Schmarotzer ist er! Ich kenne die Motive seiner ekelhaften Dienstfertigkeit. Wie alle Zuträger hat er keine andere Absicht als sich einige Geltung bei Ihnen zu verschaffen; er spekulirt schon jetzt auf das Diner, das Sie, nach seiner Ansicht, geben müssen, wenn Sie wieder gesund werden! — Sagen Sie diesem „Tischnarren" daß ich das jämerliche Geschreibsel, das er Ihnen zugesteckt hat, zerrissen habe und daß ich dieses neue Manöver des schmutzigen Schmarotzers heute noch der Baronin Geymüller mittheilen werde; da mag er sich dann freuen, wenn er sich im Geymüller'schen Hause, nächstens wieder bei Tische aufdringt.

Ereifern Sie sich nicht, Herr Doktor, bemerkte Raimund; Herr Mollini soll nicht mehr zu mir kommen. Ich fühle es selbst, daß mir die Mittheilung der hämischen Kritik wieder einen Rückschlag gab. —

Nicht was ein Einzelner böswillig schreibt, sondern was Tausende gutmeinend sprechen, müssen Sie würdigen, und so theile ich Ihnen denn mit, daß sich die höchsten und geachtetsten Personen Wiens, täglich bei mir erkundigen lassen, wie es mit Ihnen stehe. Die ganze Stadt nimmt Theil an Ihrem Leiden; in jeder Gesellschaft, in jedem Familienkreise, auf der Straße, an öffentlichen Orten, werde ich, da man weiß, daß ich Ihr Arzt bin, nach Ihrem Befinden gefragt; die ersten Notabilitäten der Stadt freuen sich, wenn ich Ihnen mittheile, daß Sie in keiner Gefahr mehr schweben; Grillparzer, Bauernfeld, Castelli sprechen mit der lautesten Achtung von Ihnen; sie freuen sich auf Ihr nächstes neues Stück; — und Sie, Herr Raimund, sollten sich grämen, über das Geschreibsel eines anonimen Schuftes? Das wäre doch zu arg!

Der Bediente trat ein, und meldete, daß die Frau

Gräfin Esterházy, Graf Pálffy, Graf Teleky u. s. w. ihre Diener gesendet und nachfragen ließen, wie sich Herr Raimund befinde.

Sehen Sie, sagte Lichtenfels, hieraus können Sie erkennen, wie Sie geschätzt werden; — daher fort mit den düsteren Bildern! Eine feindliche Stimme in Leipzig verhallt, gegen die zehn tausend freundschaftlichen Stimmen in Wien.

Auch waren zwei Damen hier, meldete der Bediente, welche sich nach Ihnen mit einer Theilnahme erkundigten, die nicht herzlicher sein kann. Bisher haben diese Damen nur beim Hausmeister Erkundigungen eingezogen; dieser aber in seiner rohen Verdrossenheit schickte sie heute direkt in Ihre Wohnung. Der Hausmeister sagte mir, die Damen seien seit vier Wochen fast alle Tage zu ihm gekommen, so daß er von Ihnen nicht genug erzälen konnte.

Zwei Damen? fragte Raimund gespannt, und dabei stieg eine leichte Röthe in sein Gesicht. —

Hoho! rief Doktor Lichtenfels, fangen Sie nur nicht, als Patient, Feuer! Verlieben dürfen Sie sich noch nicht, das sage ich Ihnen, gegen die Liebe gibt es kein homöopathisches Pulver.

Ich suche noch immer nach den ritterlichen Damen, von welchen sich die Eine in der „Theaterzeitung" um mich so warm angenommen hat.

Ei diese! Wegen der Sie eine ganze Sammlung von Handschriften angelegt haben? Ist diese Journalheldin noch nicht entdeckt?

Meine Krankheit unterbrach meine Jagd nach Stammbuchblättern. Jetzt wird Therese Krones, mir zu liebe, Damen, wo sie immer welche auftreibt, zu Unterschriften bewegen. Sie thut dies in ihrem Namen, desto argloser wird sie die Einzeichnungen erhalten.

Raimund, werden Sie Uhlane, sagte Krones, ich reite dann mit Ihnen durchs Leben!

Raimund, fuhr Therese fort, morgen komme ich wieder zu Ihnen und bringe Antwort von der Toni! Ach wenn diese, Sie als Uhlane sehen könnte, da würde Toni ganz weg sein!

Adieu Doktor! Adieu Florian!

Im Forteilen sang sie noch einmal:

„Mariandl ist so schön, Mariandl ist so gut
„Ach wenn ich sie von Weitem seh', so rück' ich meine
— Czapka!

12. Eine heitere Stunde bei Raimund.

Am andern Tage kam Therese Krones wieder zu Raimund.

Sie war bereits im Besitze der beiden Stammbuchblätter.

Raimund riß Theresen hastig das Blatt mit Antoniens Unterschrift aus der Hand.

Er las:

„Liebling der Musen,
„Erhalte Dich ihnen!
Antonie."

Er holte die Handschrift seiner Einsenderin hervor.

Er verglich beide mit einander. Die Züge hatten nicht die geringste Aehnlichkeit. Antoniens Hand war klein, beinahe unleserlich, jene Züge, welche den Zeitungsartikel geschrieben, fest, klar, deutlich.

Sie hat jene Bemerkungen in der Theaterzeitung nicht geschrieben, sagte Raimund.

Das habe ich mir ohnehin gedacht! versetzte Therese; ich hätte mich auch etwas geärgert, wenn das kleine Ding über Theaterangelegenheiten besser unter-

richtet gewesen wäre, als ich und auch besser schreiben könnte als ich! — Darüber werden Sie aber doch nicht traurig sein? — Wünschen Sie nicht vielleicht noch, daß ein weibliches Wesen, das Ihnen gefiele, auch noch eine Schriftstellerin wäre?

Nein, nein! antwortete Raimund, das wünschte ich nicht! — Aber nun erzälen Sie mir, was Sie mit Ihnen sprach. Sie haben ihr doch Alles mitgetheilt, was ich Ihnen aufgegeben?

O ja, und noch mehr?

Was erwiederte sie?

Es traten ihr Thränen in die Augen. Sie weiß Alles, was Ihnen, seitdem Sie sie nicht gesehen, begegnet; doch jetzt kommt das Interessanteste; da Sie erfahren, daß Antonie bei Ihnen sich um Ihr Befinden erkundigt, erkundigt sie sich nicht mehr in Ihrem Hause, sie sendet jetzt zu Doktor Lichtenfels. Ihre Eltern, sagte Antonie, dürften es nie erfahren, daß Sie sich um Sie bekümmere, obgleich — wenn Sie keine Frau hätten, jetzt bei ihren Eltern Gnade finden würden. —

So, jetzt, weil ich nicht mehr heiraten kann — o hätten Sie mir dieß doch lieber nicht gesagt!

Lesen Sie nun auch, was Antoniens Freundin schrieb. Die versteht es schon besser mit der Feder umzugehen; aber — das Gedicht, das Sie schrieb, ist — an mich!

Dann kann mich nichts als die Handschrift interessiren. —

Nu das war wieder recht allerliebst egoistisch! — Wenn man mich lobt, so ist Ihnen dieß gleichgiltig?

Gewiß nicht! Aber in diesem Falle, in welchem ich nach einer Handschrift spähe — die —

Betrachten Sie diese!

Raimund betrachtete das Stammbuch-Blatt und sagte dann.

Auch diese Hand ist es nicht!

Und das Gedicht wollen Sie nicht lesen?

Ja so! In Gottes Namen, ich will auch das Gedicht an Sie lesen.

Raimund las:

„Fräulein Therese Krones."

„Wie unhaltbar und los zusamm'gestoppelt
„Ein Bühnenwerk auch oft vorüber schwankt,
„Die Unvergleichliche siegt doch und doppelt,
„Da ihre Rolle nichts dem Dichter dankt.

„Denn seine Mängel müssen bald zerrinnen
„Vor ihrer Leistung ewig frischer Glut,
„Fürwahr, sie weiß sich Alles zu gewinnen
„Und selbst ihr Muthwill' läßt ihr gar so gut.

„Was an Maschinen, Dekorationen
„Und Trachten-Aufwand sonst die Breter ziert;
„Ist leicht entbehrlich, wenn ihr Spiel begonnen,
„Das jedes Stück am schönsten dekorirt!

Rosalia Felbauf.

Gehorsamer Diener! sagte Raimund, das ist Alles, was man sagen kann! — Die Dichter mögen sich bei Fräulein Felbauf bedanken!

Gefallen Ihnen diese Verse nicht?

Unmenschlich! sagte Raimund, wenn ich nur nicht selbst ein Dichter wäre, welcher Maschinen und Dekorationen-Aufwand benöthigt, und bei Zauberspielen nicht leicht entbehren kann! — Indeß ist diese Rosalie wol ein gescheidtes Mädchen; ich wünschte sie wol kennen zu lernen; vielleicht macht sie auf mich auch ein Gedicht.

Korntheuer kam und begrüßte Raimund.

Ich komme als Medizin, sagte er. — Es hat mich

Doktor Lichtenfels Dir völlig verschrieben. Ich bitte folgendes Rezept zu lesen:

„Nimm von Korntheuer alle Tage sechs Portio-
„nen: Scherze, Schnacken und humoristische Einfälle,
„rüttle alles wol untereinander, und wirf dann die
„üble Laune zum Fenster hinaus.“ —

Da bin ich. Beutle mich nun gut auf! Ich bin durchaus nicht bitter, ich bleibe auch bei Dir, was man nicht von jeder Medizin sagen kann!

Raimund drückte Korntheuer die Hand!

Korntheuer erblickte Theresen.

Ei! sagte Korntheuer, diese Medizin ist da! Da hätte mich Doktor Lichtenfels ersparen können, denn wo diese nicht gegen den Hipochonder hilft, da greift nichts mehr an.

Willst Du augenblicklich lachen? Oder später? wendete sich Korntheuer an Raimund. — Sag' es nur, ich habe alle Säcke voll Schnurren, doch komme ich gegen die Krones nicht auf, die ist die Essenz aller Lustigkeit. Du brauchtest eigentlich nichts, um recht heiter zu werden, als daß Dir Lichtenfels wie jener englische Arzt dem Schauspieler Foote rieth, Dich selbst Dir zu verschreiben. Wäre es möglich, daß der Raimund den Raimund spielen sehen könnte, so wäre seine Melancholie augenblicklich geheilt.

Ihr seid mir beide so gut, seid so theilnehmend! Ich sehe es ein, daß man bei solchen Freunden nicht an das Sterben denken soll; aber ich dachte unablässig daran! Gott und mein Arzt, die Huld des Publikums und meine Kollegen flößen mir die Zuversicht ein, daß es jetzt erst der Mühe werth ist, zu leben! — Jetzt, Freunde, erzält mir vom Theater! Wie geht es Schuster?

Dem schlägt sein Witwerstand ganz vortrefflich an!
— Er ist schon wieder verliebt! erzälte Korntheuer.
Ja, bestätigte Krones, in die kleine Figurantin Therese Lenz!

In die Tochter des unglücklichen Dichters?

Unglücklich? erwiederte Korntheuer, der Vater einer schönen Tochter ist nie unglücklich. Und ein gar so schlechter Dichter ist Lenz auch nicht; bedenke nur, daß dieses Kind, Schusters Geliebte, ebenfalls von ihm ist! Wer solche Stücke in die Welt setzt, ist kein schlechter Dichter.

Wird Schuster das Mädchen heiraten? fragte Raimund.

Es scheint, antwortete Krones. Er macht bereits Einschränkungen. Seine Equipage hat er schon weggegeben.

Schuster hat seine Equipage verkauft? Jetzt verkaufe ich die meinige auch. Ich habe meine Freude daran schon längst verloren.

Der Bediente meldete:

Direktor Sartory kommt!

Der Direktor? fragte Korntheuer. Den führt sein böses Schicksal zur guten Stunde hierher. Resi! forderte Korntheuer die Krones auf, der wird gefoppt!

Ich bin dabei! — Wenn Raimund jetzt nicht lachen wird, dann lacht er nicht mehr in seinem ganzen Leben!

Sartory trat ein, brüsk, aufgeblasen und dünkelhaft wie immer.

Ignaz Schuster begleitete ihn.

Da sitzt er ja, der Patient! sagte Sartory, und blies dabei einen Qualm von dem Hochmuthsteufel von sich, der in ihm hauste. Da sitzt er! Servus, Raimund! — Ich glaubte schon, ich müßte bei Ihrem

Leichenbegängnisse hinter dem Sarge einherschreiten! — Sie leben wieder auf, meldete mir Doktor Lichtenfels. Das ist gescheidt! — So kann ich doch den „Diamant des Geisterkönigs" wieder auf das Repertoir bringen. —

Hoho! warf Krones ein, so geschwind geht das nicht! Raimund muß sich erst vollkommen erholen. Oder glauben Sie, man könne den Florian in Pantoffeln und im Schlafrocke spielen?

Mademoiselle, ich bin Direktor und brauche Ihre vorlauten Anmerkungen nicht! Ich bemerke nur, daß der Mensch Alles kann, was er will! Und wenn Raimund gesund sein will, so ist er gesund!

Schuster ging während dieses Gesprächs auf Raimund hin, drückte ihm die Hand und sagte, daß es ihn freue, ihm zu seiner Herstellung gratuliren zu können.

Raimund und Schuster sprachen eifrig mit einander und hörten den Unsinn nicht an, den Sartory schwätzte.

Ich würde auch gar nicht so darauf dringen, daß Raimund so bald als möglich wieder auftreten möge, fuhr Sartory fort; aber nächsten Sonntag speise ich bei dem Postmeister Ritter, Montag bei dem Fleckfieder Rinderer, Dinstag bei dem Bräumeister Hummel und da bestürmen mich die Weiber „zum Teufel holen!" um die Wiederaufführung des „Diamants" — da hab' ich dann gut reden, wann ich sage, „Raimund ist noch krank!" Man glaubt mir es nicht, weil der verdammte Doktor Lichtenfels aller Welt erzält, es gehe täglich besser! — He, Raimund! sprechen Sie doch auch mit mir, mit Ihrem Direktor! Mit Schuster können Sie ja sprechen, wenn ich fort bin.

Was soll er denn mit Ihnen sprechen? sagte Krones. Sie sehen ja, daß er auf Ihre Propositicnen nicht eingehen kann. Wollen Sie ihn rezidiv machen?

Ja oder Nein, kann er doch sagen!

Raimund wendete sich an Sartory und sagte: Mein Arzt, muß vorerst gestatten, daß ich meine Krankenstube verlassen dürfe, dann muß ich auf vier Wochen auf's Land. Habe ich mich in der Gebirgsluft wieder erholt, dann spiele ich Ihnen meinetwegen einen ganzen Monat hindurch alle Tage. —

Du gehst nach Guttenstein? fragte Korntheuer.

Ja, erwiederte Raimund.

Weshalb so weit weg von Wien! fuhr Sartory auf. In Grinzing herrscht auch Gebirgsluft! Dort hat man noch das Bene, daß man auf den dort, für das Publikum „hergerichteten Eseln," täglich auf einen andern Berg reiten kann. —

Ja, versetzte Korntheuer, wenn Raimund so reiten könnte, wie Sie, Herr Direktor, dann möchte er schon reiten, aber wie der Direktor, so reitet keiner! Himmel noch ein Mal! sitzen Sie schön zu Pferde! Bei der gesammten bürgerlichen Kavallerie haben Sie keinen Reiter, der Ihnen gleich kommt. — Neulich sind Sie zwar vom Pferde gefallen, aber mit Anstand, mit unbeschreiblichem Anstand!

Der Reitknecht hatte mir den Sattel nicht fest geschnallt, brummte Sartory; als ich in den Steigbügel stieg, rutschte der Sattel unter den Bauch des Pferdes und ich rutschte mit!

Das hätte ich sehen mögen! rief Krones, und lachte dabei überlaut.

Ich habe es gesehen! sagte Korntheuer; vom Fenster sah ich es. Mir standen Thränen in den Augen! Gott, mein Direktor! rief ich, der Mann, der an der Spitze steht, liegt jetzt unten! — Korporal! donnerte der Eskadrons-Kommandant und erste Rittmeister, der im Dienst ergraute Sperlwirth Scherzer; Korporal! was machen Sie? — Ich mache nichts,

antwortete Direktor-Korporal Sartory; ich liege blos auf der Erde!

Gerechter Himmel! stöhnte Krones, der strenge Rittmeister ließ Ihnen doch nicht etwa „Fünf und zwanzig" aufmessen?

Dumme Person! wetterte Sartory. Bei der bürgerlichen Kavallerie gibt es keine „fünf und zwanzig!" Da gibt es nur Verweise, aber mir kann man auch keine Verweise geben, weil ich außer Dienst mehr bin, als der Kommandant; er ist Wirth, ich bin Direktor.

Sagen Sie mir, fragte Kornthener, wie Sie nur Korporal bleiben mochten? — Ein Direktor hat ja Obersten-Rang!

Generals-Rang! versetzte Sartory, Somariva und ich sind Kameraden! — Als ich bei der bürgerlichen Kavallerie, den Dienst antrat, waren alle Chargen im Korps schon vergeben! Ein einziger Korporal war noch zu haben! Ich war zu jener Zeit nur noch simpler Schauspieler! — Millionärs-Söhne traten als Gemeine ein. Hol's der Teufel! rief ich mir zu: aus Patriotismus kann man auch Korporal werden! Der Lampelwirth, der Wolfenwirth, der Bärenwirth, der Hirschenwirth, der Adlerwirth, der Löwenwirth, der Straußenwirth, der Roßwirth sind Gemeine! Ha! rief ich, wenn ich zum „Wirthszug" komme, bin ich geborgen.

Einen schönen „Zug" haben Sie, sagte Korntheuer und machte dabei die Pantomime des Trinkens.

Ja wol! sagte Sartory. Ich nahm also die Korporalsstelle an, aber ich quittire, wenn ich bis zum nächsten Frohnleichnamstage nicht wenigstens Oberlieutenant werde.

Ich ginge zur Infanterie über, versetzte Korntheuer. Der Teufel hat das Reiten erfunden! Es könnte Ihnen, bei Ihrer Korpulenz, doch einmal Etwas geschehen. Einem invaliden Direktor möchte ich um keinen Preis dienen.

Die Weiber lassen mich nicht von der Kavallerie weg! Wenn ich zu Pferde sitze — —

Geschieht das zuweilen? fragte Krones.

Alle Jahre am Frohnleichnamstage! Wenn ich zu Pferde sitze und durch die Fuhrmannsgasse reite, fliegen alle Fenster auf. Man weht mit den Schnupftüchern, welches ich aber durchaus nicht leiden kann. —

Natürlich! bemerkte Korntheuer, es könnte leicht das Roß scheu werden.

Man wirft mir Kußhändchen zu.

Das muß rührend sein! meinte Krones.

Ich salutire mit der Hand.

Gott! Wenn Sie hinunterfallen! rief Krones.

Nur das Pferd mit beiden Händen halten und nicht mit den Händen herumvagiren! bat Korntheuer.

Raimund und Schuster lachten bereits, daß sie sich nicht halten konnten.

Dann spreng' ich auf den Sammelplatz.

Ja, sammeln Sie sich! erinnerte Korntheuer.

Ich sprenge hin und her und grüße alle Wirthe.

Das ist eine Hauptsache!

Jetzt ordnet sich der Zug und unter immerwährendem Staunen des Volkes ziehe ich nach der Stadt.

Ist dort die Geschichte zu Ende? fragte Krones.

Gott bewahre! nahm Schuster das Wort. Jetzt beginnt sie erst. Die bürgerliche Kavallerie besetzt die Straßen der Stadt, läßt keinen Wagen passiren, sperrt alle Gassen ab, damit das rohe Gedränge nicht die Prozession hemmen könne. — Bei dieser Gelegenheit zeigt sich Direktor Sartory erst im größten Glanze!

— Wen er nicht begünstigt, läßt er nicht passiren, und wenn er ein Hofrath wäre!

Im Dienste versteh' ich keinen Spaß! — Es muß Alles zurück, mein Bruder wird zurückgewiesen.

Nur der „Antenwirth," entgegnete Schuster, hat Ihnen bei der letzten Funktion das Neujahr abgewonnen. — Herr Sartory! rief er, wenn Sie mich, meine Frau und Kinder nicht aus der Spiegelgasse heraus über den Graben gehen lassen, so nehme ich bei Ihrer nächsten Einnahme keinen „gesperrten Sitz" mehr! — „Passirt!" rief der Herr Korporal, und der dicke Antenwirth, sein feistes Weib, die „Anten," und die Töchter, die jungen „Anten," watschelten über den Graben!

Raimund lachte heftig.

Krones, Korntheuer und Schuster lachten im Chor.

Es ist wahr! eiferte Sartory, der verfluchte „Antenwirth" hat mich ganz perplex gemacht! Aber ich habe ihn ausgezahlt. Ich schickte ihm keine Sperrsitze; er mußte sie holen lassen! Den Korporalen verblüffte er wohl, der Direktor aber wußte sich zu fassen.

Dr. Lichtenfels trat gerade in das Zimmer seines Patienten, als Raimund noch herzlich lachte.

Krones wiederholte dem Doktor die Erzälung Schusters.

Das Lachen fing von Neuem an.

Noch eine solche Lachkur, sagte Lichtenfels und mein Patient kann seinem Berufe wieder angehören. Morgen, lieber Raimund, werden Sie schon Ihre erste Ausfahrt machen. Ich invitire die Gesellschaft um eilf Uhr in das zweite Kaffeehaus in den Prater. Dort wollen wir ein gutes Frühstück einnehmen und von eilf bis zwei Uhr unter den grünen

Bäumen recht froh sein! Fräulein Krones, Herr Direktor, Herr Schuster und Herr Korntheuer, ich bitte Sie Ihren Humor mitzubringen! Ich lasse zwei Equipagen vorfahren, um die Gesellschaft abzuholen.

Pah! sagte Sartory, ich reite in den Prater!

Nur morgen nicht! bat Korntheuer, wir haben ja ohnehin schon einen Patienten.

O ich sitze fest! prahlte Sartory. Ich werde mir sogleich ein Pferd beim Hufschmied bestellen.

Hat dieser recht sanfte Thiere? fragte Krones, die man für Kühe halten könnte, wenn sie nicht eine Roßfisiognomie hätten?

Naseweis! Naseweis! sagte Sartory. Um eilf Uhr ist das Frühstück? — Ich werde mich einfinden; aber Eins setze ich zur Bedingung. Da Sie, lieber Doktor, Herrn Raimund homöopatisch behandeln, so mag Er auch so frühstücken, aber ich muß allopatisch traktirt werden. Ein Gabelfrühstück mit allem Möglichen. Auf eine Motion zu Pferde bekomme ich stets einen unerhörten Appetit.

Und einen nie gesehenen Durst! ergänzte Korntheuer.

Sie werden ein Frühstück finden, versetzte der Doktor, das nichts zu wünschen übrig lassen wird. Ein Frühstück, das man mit Fug und Recht wird ein „Genesungsmahl" nennen können.

Nur viel Chablis! sagte Schuster.

Nur viel Bordeaux! kommandirte Sartory.

Nur viel Rheinwein! ersuchte Korntheuer.

Nur viel Champagner! wünschte Krones.

Alles! Alles wird in Hülle und Fülle zu finden sein!

Die Gesellschaft empfahl sich.

Raimund fragte den Doktor:

Und wann erlauben Sie, daß ich mich aufs Land begeben dürfe?

Schon in nächster Woche. Aber dahin kann ich Sie nicht senden, wenn Sie nicht eine Haushälterin aufnehmen.

Wo finde ich eine solche, die einen Rekonvaleszenten zu behandeln versteht und mit ihm Geduld hat?

Ich habe schon Eine, die wird Sie pflegen wie eine gute Mutter, und mit Ihnen Geduld haben wie eine barmherzige Schwester. Ich habe sie erprobt. Sie diente in einem Bürgerhause und war die Wärterin eines gemüthskranken Fräuleins, das fast eben so viel litt als Sie. — Ich habe die Haushälterin hieher bestellt. Ich kann sie Ihnen empfehlen; sie wird für Ihre homöopatische Küche sorgen, denn das versteht sie perfekt.

Der Bediente meldete:

Eine Frau ist im Vorzimmer. Sie gibt an, der Herr Doktor habe sie hieher gewiesen.

Lasse sie eintreten.

Die Frau trat ein.

Sie machte Raimund einen höflichen Knix und sah ihn dabei so vertrauensvoll an, als wenn sie schon längst mit ihm bekannt wäre.

So war es auch.

Raimund blickte sie ebenfalls an und rief:

Ach Frau Susanna! Sie sinds? Sie wollen zu mir?

Kennen Sie diese Frau? fragte der Doktor.

O ja, recht gut! Sie ist ja auch eine Leopoldstädterin! — Ja, ja, Frau Susanna, wenn Sie zu mir wollen, so bin ich sehr vergnügt darüber; eine bessere Pflegerin kann ich mir nicht wünschen.

Das freut mich! versetzte Lichtenfels. — Bei den weitern Verhandlungen habe ich nicht nöthig zu-

gegen zu sein! Ein Konsilium ruft mich zum Kaufmann Seelig. Ich sehe Sie noch heute Abend, Raimund, und nehme jetzt nicht Abschied.

Der Doktor ließ Raimund mit Frau Susannen allein.

Euer Gnaden kennen mich also noch?

Wie vermöchte ich Sie zu vergessen!

Ach Euer Gnaden, was hat sich Alles ereignet, seitdem wir uns nicht gesehen haben!

Ja wol, Frau Susanna.

Ich bitte, Euer Gnaden, lassen Sie doch das „Frau Susanna" weg; ich höre seit 58 Jahren auf den Namen Sandel, und glaube gar nicht, daß ich gemeint bin, wenn mich Jemand „Frau Susanna" anredet.

So lassen Sie auch das „Euer Gnaden" weg; ich kann es nicht leiden; ich bin der Schauspieler Raimund und kein sogenannter „gnädiger Herr!" — Was macht meine Toni? Meine gute Toni, meine liebe, holde, herzliche Toni?

Ach, die hätten Sie bald nicht mehr gesehen! — Toni hat, als ihre Eltern, Ihnen ihre Hand verweigerten, eine Todeskrankheit ausgestanden. Kein Mensch hätte mehr einen Heller an ihr Leben gesetzt. Ihr Uibel war um so hartnäckiger, als sie ihren Liebeskummer in ihr Herz verschloß, und so den Gram im Innern wüthen ließ, und kein Mensch wußte, was ihr fehle! — Aber ich hab's heraus gebracht! — Ich bemerkte nämlich, daß, so oft sie den Namen Raimund hörte, immer neu auflebte und mich mit tausend Fragen über Sie bestürmte. — Ich ließ nun nicht nach von Ihnen zu reden. Ich drang in sie, mir ihren Gemüthszustand zu schildern. — Endlich fing sie zu beichten an. Ich richtete sogleich meinen Plan ein, sie heiterer zu stimmen. Anfänglich ließen die Eltern den Doktor Pfen-

nigbauer rufen; dieser kurirte Antonie an der Auszehrung! — Er gab ihr so viele Medizinen, daß sie täglich kränker wurde, dabei war er mit dem armen Kinde grob und schonungslos, wenn sie seine Mixturen nicht maßweise verschlingen wollte. — Da rieth Jemand den Eltern, Antonie homöopatisch behandeln zu lassen. Es wurde D. Lichtenfels gerufen. Ich sage Ihnen, der hat die gute Toni mehr durch seine Neigung und Verehrung für Sie, Herr Raimund, als durch seine Pülverchen und Pillen kurirt. Immer mußte er vom Theater erzälen; ich wendete das Gespräch so, daß stets Raimund und abermals Raimund der Hauptgegenstand der Unterredung wurde.

Und erfuhr D. Lichtenfels, daß Toni und ich — —

Gott bewahre! Das blieb das tiefste Geheimniß.

Das wundert mich!

Sie glauben, weil ein altes Weib nicht reinen Mund halten könne? O, wir alten Weiber können schon schweigen, wenn wir nur wollen, aber wollen müssen wir!

Und ich hatte keine Ahnung von Antoniens Krankheit!

Was hätte es genützt! Sie waren ja noch kränker als Toni, Sie verheirateten sich ja, und verheirateten sich sogar unglücklich, wurden zwar wieder besser, und ließen sich scheiden, aber „kehre die Hand um" wurden Sie rezidiv, und wollten sich wieder mit Ihrer Frau vereinigen! — Die gute Toni hat Alles erfahren! Endlich wünschte D. Lichtenfels, daß Toni aufs Land kommen solle, da schickten sie ihre Eltern zu ihrer verheirateten Schwester nach Mähren, und dort — erst als sie lange, lange, nichts mehr von Raimund hörte, als dort Niemand von ihm

sprach, als sie ihn für immer aufgab, kam sie wieder nach Wien zurück. Jetzt ging ihr das Herz auf, und sie entdeckte der Mutter Alles. Was war die Folge? — Die Eltern beklagten ihren Starrsinn; jetzt möchten sie dem Raimund zurufen: Nimm unser Kind, damit es nicht neuerdings bis auf den Tod erkrankt, aber es ist zu spät! — Ich aber, die geschwiegen, und wie es noch Zeit gewesen wäre, Toni und Raimund mit einander zu verbinden, immer noch schwieg, wurde meines Dienstes entlassen.

Also sind Sie eigentlich Schuld, daß ich Toni nicht zur Frau erhielt? daß ich mich unglücklich verheiratete?

Gewissermaßen Ja, aber blos um Toni nicht zu verrathen, um nicht gestehen zu müssen, daß Toni unglücklich sei, — um den Eltern keine Gewissensbisse zu verursachen!

Sie unglückselige Person! — Wer hilft mir nun aus diesem Jammer! Meine Geschichte ist der des Romeo nicht unähnlich! Ich bin für Antonie verloren, weil ich wähnte, sie sei für mich verloren!

Ich bin nur glücklich, daß ich in Ihrem Hause bin. Ich hörte kaum, daß D. Lichtenfels eine Pflegerin für einen Kranken suche, so eilte ich zu ihm. Der Kranke waren Sie! Ich danke dem heiligen Johannes, daß er mich zu Ihnen geführt hat.

18. Liebeserklärung der Krones.

Raimund erholte sich in Gutenstein sichtbar. Frau Susanna pflegte ihn mit aller Aufmerksamkeit.

Damals schon entstand in ihm der Wunsch, sich in jener reizenden Gegend ein „Sorgenfrei" zu grün-

den. Er sah das schöne Haus, das später (im Jahr 1834) sein Eigenthum wurde, das ihm aber von einem Wiener Bürger so zu sagen, „ausgekauft" wurde.

Antonie war während Raimunds Rekonvaleszenz sein einziger Gedanke; nur von ihr fantasirte er, nur von ihr träumte er, aber sein liebster Wunsch, sie zu sehen, sie zu sprechen, blieb unerfüllt.

Je mehr er mit Frau Susanna von Antonien sprach, desto mehr verliebte er sich in sie, in diesen Engel an Sanftmuth und Güte.

Die Ausflüge der Wiener hatten begonnen.

Die Parthien von „Baden" aus, über „Pottenstein," den „Hals" nach „Gutenstein," in die „Oedl" zogen Tausende in jene schönen Gegenden.

Damals gab es noch keine Eisenbahnen. Eine Fahrt nach Gutenstein glich einer kleinen Reise, aber für die Wiener war dies kein Hinderniß; an den Pfingstfeiertagen pilgerten Schaaren nach Pernitz, nach dem Höllenthale, zu der „Sennerin" und auf den Schneeberg. Gutenstein war für alle Freunde der schönen Natur der Zielpunkt. Im Wirthshause zu Gutenstein fand sich Alles zusammen.

Es war auch ein Wirthshaus darnach.

Raimund wohnte in diesem renommirten Wirthshause.

Die erste Person, welche Raimund in seinem Sanssouci aufsuchte, war Therese Krones.

Sie machte die Parthie mit einer Familie, welche im Sommer alljährlich, in Baden wohnte und in den „Feiertagen" (Losungswort der Wiener in der schönen Jahreszeit für Landausflüge) sich nach dem wunderschönen Gutenstein sehnte.

Therese durfte bei den „Exkursionen" dieser Familie nie zurückbleiben.

Der Chef derselben war ein ehemaliger Gold- und Silberdrathzieher, ein Mann von sehr großem Vermögen, der, obgleich erst fünf und vierzig Jahre zählend, so aussah, als hätte er erst fünf und dreißig Jahre zurückgelegt. Er hatte sich von seinem höchst lukrativem Geschäfte zurückgezogen, um — noch im Besitze seiner vollen Mannskraft — das Leben zu genießen.

Seine Frau war vierzig Jahre alt, aber noch immer schön und anziehend, (sie hätte für die ältere Schwester ihrer Kinder gelten können,) auch die Frau hatte die gleichen Ansichten von Genußfreuden, und die Söhne, 19 und 20 Jahre, und die Tochter 18 Jahre alt, waren echte Wiener Kinder, in Wolhabenheit erzogen, für alle Freuden empfänglich, zu welcher Jugend, leichter Sinn, heiteres Gemüth, Reichthum und Sucht nach Zerstreuung berechtigen.

Daß die Familie Baumacker, welche vor 32 Jahren in Wien unter dem Namen der „Fidelen," in allen Kreisen bekannt war.

Anstößig erschienen diese Leute durchaus nicht. Höchstens wurden sie prahlerisch und prunksüchtig genannt. Als Personen, welche sich vor Niemand genirten, schilderte man sie etwas vorlaut, aber wie man in Wien oft dem widerwärtigsten Patron die tollsten Thorheiten verzeiht, wenn er nur Geld hat, so hatte man auch gegen diese Leute nichts, besonders, da man wußte, daß sie das beste Herz für Nothleidende besaßen, und keinen Armen, ohne ihn zu beschenken, von sich lassen konnten.

In dieser Gesellschaft befand sich Therese Krones, von welcher Gesellschaft Vater und Mutter, die Söhne und die Tochter, jedes auf andere Weise, völlig verliebt in die Künstlerin waren.

Therese ging allein zu Raimund.

Meine Freunde, dachte sie, will ich ihm erst vorstellen, wenn er geneigt ist, Fremde zu empfangen. Raimund ist ein Sonderling, und zwar Einer, der noch dazu Launen hat, der an Leuten, welche seine Stücke nicht beinahe auswendig wissen, oder ihn als Schauspieler für den größten Künstler Wiens halten, oder sich nicht besonders gewandt auszudrücken wissen, keine Freude hat.

Zwar hatte Therese den Drathzieher Baumacker und die Seinen hinlänglich instruirt, was zu sagen sei, aber bei dem Mangel an eigentlicher Bildung dieser Personen, befürchtete Krones, daß ihnen Etwas Unpassendes oder Ungeschicktes entschlüpfen könnte.

Krones verband aber mit dieser Visite bei Raimund noch Etwas Besonderes.

Es flog sie auf einmal eine große Neigung für den Meister Ferdinand an.

War es Eitelkeit oder Eroberungssucht, sie wußte es selbst nicht; aber es würde ihr geschmeichelt haben, wenn sie auch den gefeierten Dichter und Bühnenkünstler in ihren Liebesbanden hätte zappeln sehen.

Therese war damals gerade ohne eigentliche Liaison; Raimund sehnte sich zwar nach seiner Antonie, allein bei der Ehrbarkeit und sittlichen Reinheit der Geliebten konnte er an keine Verbindung mit derselben denken, und so hoffte Therese das Interregnum im Herzen Raimunds zu benützen, und, wenigstens auf kurze Zeit, sich einen Sitz im Herzen Ferdinands zu verschaffen.

Therese betrat die Wohnung Raimunds, und fand ihn gerade mit der Vollendung eines Gedichtes: „An Gutenstein," beschäftigt, das er in der „Theaterzeitung" abdrucken ließ, und welches damals mit großem Beifalle gelesen wurde.

Therese schlich sich an den Dichter heran, und ap-

plizirte einen alten Spaß, indem sie ihre Hände über seine Augen hielt, und mit veränderter Stimme rief:

„Wer ist es?“

Raimund befühlte die Hände Theresens und sagte:

Der Landner!

Ei, pfui! antwortete Krones mit natürlicher Stimme und zog ihre Hände zurück: habe ich denn Pfoten wie das Mondkalb, der Landner?

Raimund lachte aus vollem Herzen und antwortete:

Ich habe Sie augenblicklich durch die vielen Ringe an Ihrer Hand erkannt.

Desto schlimmer! versetzte Therese, da hätten Sie ja Gelegenheit gehabt, mir ein recht hübsches Kompliment zu sagen, und etwa ausrufen können die „medizinische“ Venus oder Venus die „frottirte“ (aphroditte) (zwei Späße, welche Krones oft im Munde zu führen pflegte).

Was Venus! erwiederte Raimund, Venus ist eine Hexe gegen Sie; besonders wie Sie heute aussehen! — Besucht man denn in einer solchen Toilette das Land? Sie erscheinen ja als wenn Sie einen Ball betreten wollten.

Wenn man Eroberungen zu machen beabsichtigt, entgegnete Krones, so kann man sich nicht genug putzen. Ich habe heute schon drei Mal den Spiegel zu Rathe gezogen; zuerst in Baden, wo ich bei der Familie Baumacker wohne, dann auf dem Berge „Hals,“ nachdem mich der Wind ein wenig zerzauste, und hier neben an, Nr. 17, 18, 19, in den Passagierzimmern, welche die Familie Baumacker für die beiden Pfingstfeiertage gemiethet hat.

Also sind Sie meine Nachbarin? Ich bewohne

Nr. 15 und 16, das ist ja allerliebst! — Doch Eroberungen wollen Sie machen? Was wollen Sie denn in Gutenstein für Eroberungen machen? Etwa unsern Amtsschreiber Heidig? Der ist wohl die einzige „ledige" Person in diesem Thale, aber der vermag nicht zu heiraten, weil er den Dampf hat!

Heiraten! Wer denkt ans Heiraten! entgegnete Therese, der Mann, den ich erobern will, kann mich, wenn ich auch wollte, ebenso wenig heiraten als der Amtsschreiber.

Hat er vielleicht auch den Dampf?

Etwas viel Schlimmeres! Er hat eine Frau und keine Frau, ist ein Witwer und kein Witwer, ist ledig und doch nicht ledig!

Dieser Mensch hat also mein Schicksal!

Freilich! Weil Sie es selbst sind!

Warum nicht gar!

Auf Ehre!

Mich wollen Sie erobern?

Wäre es vielleicht nicht der Mühe werth?

Dies zu beantworten verbietet mir meine Bescheidenheit. Aber machen Sie keine Späße!

Wenn ich einem Manne mein Herz antrage spaße ich nie!

Was soll denn da heraus kommen?

Fragen Sie doch nicht wie Einer, der erst gestern in der Welt angelangt ist! — Ist's Ihnen denn nicht selbst schon eingefallen mit mir einen kleinen „Techtelmächtel" anzufangen? — Mir fiel es schon bei der Probe vom „Diamant des Geisterkönigs" ein: Mariandel sagte ich zu mir, dieser Florian ist wirklich nicht übel! —

Raimund lachte laut auf.

Dieser Florian, sagte ich ferner, ist nie treu geliebt worden. —

Und dieses Glück, erwiederte Raimund, soll mir durch Sie zu Theil werden?

Gewiß!

Wenn Sie mir diese Versicherung in irgend einer Szene auf dem Theater geben würden, so lachte das Publikum, daß es nicht zu sich käme.

Das Publikum traut mir weder Treue, noch Beständigkeit zu, ich weiß es; „aber ich bin besser als mein Ruf."

Ich muß mir unser Gespräch aufschreiben; ich bringe es nächstens an. —

Raimund, wir sind allein! So lange ich dieses Mal in Gutenstein bleiben kann, wird mir die Freude nicht mehr zu Theil, mit Ihnen unter vier Augen sprechen zu können, denn meine Gesellschaft hängt sich an mich wie Kletten, daher frage ich Sie und bitte um schnelle Antwort: wollen Sie mir die Kour machen?

Die Kour mache ich Ihnen gerne; Sie gefallen mir schon längst, aber mein Herz wird nicht viel davon wissen; ich fürchte Sie zu sehr! Sie sind ja eine Parodie aller sentimentalen Liebe, und wenn Sie keine Venus sind, so sind Sie doch eine Diana, und zwar jene Jagdgöttin, die nur Hirschgeweihe in ihrem Köcher hat!

Uiberzeugen Sie sich vom Gegentheil!

Ich bin noch Patient und sehr schwach, doch nicht so schwach, daß ich Ihren Scherz nicht erkennen sollte. Ich danke Ihnen. Sie haben mich höchst angenehm zerstreut. — Uiber das Gedicht, das ich gemacht, hatte ich mich ohnehin in zu ernste Gedanken vertieft. Ich hätte es nicht thun sollen; mein Arzt hat mir jede geistige Anstrengung verboten; ich bin

Ihnen daher verbunden, daß Sie mich von meiner poetischen Brütmaschine befreit haben.

Aber so lassen Sie doch mit sich reden! Was muß ich denn thun, daß Sie mir glauben? — Soll denn ein Herz wie das Meine, nicht auch einer wahren Liebe fähig sein?

Sie hätten früher anfangen sollen einer bestimmten Fahne zu folgen; jetzt sind Sie das Desertiren so gewohnt, daß Ihnen kein Werber mehr glaubt und nicht das geringste Handgeld riskiren will!

Raimund mußte abermals lachen.

Ein herrliches Geschöpf, die Krones! sagte er. geschaffen, um sich bis zum Wahnsinn in sie zu verlieben und —

Und? —

Raimund lachte neuerdings.

Endlich sagte er:

Ich werde mir's überlegen! — Ich muß vorerst meinen Doktor fragen, ob die Liebe der Krones eine homöopatische oder allopatische ist; ob ich in ihren Banden nicht wieder in tiefe Melancholie verfalle.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und hereinstürzte ganz athemlos Frau Susanna.

Herr Raimund! rief sie, die Toni ist da! mit hren Schwestern und ihren Eltern ist sie da! Sie ind von Neustadt herüber gekommen, wo sie Verwandte haben; der Landkutscher hat mir Alles erzält. Toni und ihre Familie bleiben über die Pfingsteiertage in Gutenstein!

Geschwind! rief Raimund in höchster Freude. Meinen blauen Frack und meinen weißen Hut! Ich muß hinab, ich muß trachten, sie zu sehen!

Erlauben Sie, versetzte Krones, Sie brennen ja zllig! Wollen Sie nicht vorher Ihren Doktor fragen,

ob diese Flamme homöopatisch oder allopatisch sei? — Ich glaube, Sie haben sich hidropatisch, mit kaltem Wasser behandeln zu lassen, sonst verzehrt Sie die Liebesbrunst!

Nehmen Sie es nicht übel! bat Raimund, aber ich muß fort, ich muß zu ihr! Lesen Sie indeß mein Gedicht: „An Gutenstein." Wenn ich meine Toni gesehen und gesprochen habe, dann komme ich wieder! Verzeihen Sie, verzeihen Sie, liebe Krones, aber ich muß zu ihr!

Raimund stürzte fort.

Frau Sandel und Mamsell Toni hätte der Blitz nicht ungelegener herbeiführen können! rief Krones unwillig aus. Sagen Sie mir, Frau Susanne, was haben Sie denn die Ankunft dieses zimpferlichen Fräuleins zu melden gehabt? Sie verderben ja dem Doktor Lichtenfels die ganze Kur! — Raimund soll sich nicht aufregen, und nun versetzten Sie ihn in eine völlige Fieberhitze! Dies werde ich dem Doktor sagen! Sind Sie eine homöopatische Krankenwärterin? Statt einer „Verdünnung" reichen Sie ihm eine „Verdickung," denn dick ist Fräulein Toni, daß man aus ihr drei Krones machen könnte!

Mein Gott! klagte Frau Susanna, ich habe ja nicht ahnen können, daß Herrn Raimund gleich der Kopf brennen würde. —

Was, der Kopf! versetzte Krones; das Herz brennt ihm! Und das ist, wie bekannt, nicht zu kuriren durch die Homöopatie! Fragen Sie Doktor Lichtenfels! Er wird es Ihnen erklären. — Warum bin denn ich nach Gutenstein gekommen, als um Raimund zu kalmiren! Ich machte die Reise gleichsam als „niederschlagendes Pulver," doch Geduld, Madame! Morgen kommt der Doktor; ich gehe ihm bis Pernitz entgegen; er kann es nicht zu früh er-

fahren, was er für eine gewissenlose Pflegerin seinem armen Patienten empfohlen hat; dann sollen Sie zum längsten bei Raimund gewesen sein!

Wenn ich aber Alles gut mache?

Wie wäre denn dies möglich!

Wenn ich zu Raimund sage, Herr, täuschen Sie sich nicht mit vergeblichen Hoffnungen; bedenken Sie, daß Toni Sie nie besitzen kann! Daß Toni weit mehr von Ihnen geschieden ist als Ihre Frau. —

Das wäre Etwas!

Wenn ich ihm, statt von Toni zu sprechen, von andern Dingen vorreden würde.

Das wäre wieder Etwas!

Lassen Sie mich nur machen. Bis morgen soll Raimund umgewandelt sein! Doch versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht bei dem Doktor anklagen wollen.

Ich werde sehen!

Nein, versprechen Sie es mir!

Gut, aber nur gegen eine Bedingung.

Ich erfülle jede.

Wirken Sie dahin, daß Raimund morgen mit mir und meiner Gesellschaft in das „Höllenthal" fahre, geschieht dies nicht, so sollen Sie die Hölle auf der Welt haben.

Er soll ins Höllenthal.

Ich gehe zu meiner Gesellschaft, auf Nr. 19. — Wo speist Raimund?

Auf seinem Zimmer.

Nicht im Speise-Salon?

Gott bewahre! Dort hat man nur allopatische Bewirthung!

Richtig! Dies beruhigt mich!

Nun, freue Dich, Raimund! sagte Krones, indem sie ihre Gesellschaft aufsuchte, so leicht gebe ich Dich nicht auf! Es wird von meiner Seite noch ein

Sturm auf Dich versucht; wankst Du nicht — dann habe ich das Meinige gethan! Ich überzeuge mich dann, es solle nicht sein! — Auch gut!

14. Zwei Tage in Gutenstein.

Raimund eilte auf die Straße, aber er fand von Antonien und ihrer Familie keine Spur.

Er lief in das Wirthshaus zurück, suchte den Kutscher auf, der Antonie von Neustadt nach Gutenstein gebracht; der Kutscher war nach der „Oede" gefahren, und wohin die Familie den Weg genommen, davon wußte im Wirthshause niemand etwas zu sagen.

Krones stand am Fenster ihres Zimmers, erblickte Raimund und rief ihm zu:

Verziehen Sie fünf Minuten und ich helfe sie Ihnen suchen.

Raimund machte dieser Antrag stutzen.

Ein sonderbares Ding! sagte er für sich. Vor einer halben Stunde machte sie mir eine förmliche Liebeserklärung und jetzt will sie mir meine Herzensflamme aufsuchen helfen!

Krones kam mittlerweile herab aus ihrer Wohnung, hing sich an Raimunds Arm, und sagte:

Herr Baumacker erzälte mir, daß er eine Familie aus Wien nach dem Trappelischen Hause haben fragen hörte. Nach der Beschreibung war Toni dabei; ein kleines, rundes Mädchen mit allerliebsten schwarzen Augen und mit einem Schweizerhute, ferner mit zwei Schwestern, mit einem Papa, etwas bedächtig und einer Mama, ein bischen schlimm. Das sind die Personen, welche wir finden müssen, und das Trappelische Haus dazu!

O das Trappelische Haus kenne ich perfekt, erwie-

derte Raimund, das wollte ich mir selbst kaufen, aber ich kam zu spät!

Raimund wollte im Dupplirschritte vorwärts, doch Krones hielt ihn zurück.

Sie werden sich doch keine Lungensucht an den Hals laufen wollen? sagte sie. Sie schwanken ja noch, als wenn Sie erst gestern aus dem Spitale gekommen wären! —

Sie wollen ihr Herz von Innen und Außen erhitzen, fuhr sie fort, das geht nicht! Zudem brennt die Sonne in diesem Thale so heiß, daß sie in Ostindien nicht heißer brennen könnte; endlich wäre es auch besser, Fräulein Antonie ganz wie zufällig zu begegnen, als sie in einem fremden Hause aufzusuchen. Was können wir denn als Vorwand angeben, um bei Herrn Trappel einzudringen? Und wer ist denn Herr Trappel?

Herr Trappel ist ein reicher Bäckermeister von Wien, übrigens wie ich erfahren habe, ein sehr braver, guter, artiger Mann, bekannt unter dem Namen: „Der starke Bäck" weil er Kräfte wie ein Bär besitzt. Da nun Herr Trappel ein guter Mann ist, weshalb sollten Krones und Raimund nicht bei ihm Gastrollen spielen dürfen? — Wir wollen ihn kennen lernen, und sein Haus bewundern; ist das etwas Schlechtes?

Schlecht ist es nicht; aber gut ist es auch nicht! Sie werden die arme Toni nur in Verlegenheit setzen. Wenn Sie eintreten, wird sie über und über roth werden; die Eltern werden dies bemerken, und wer weiß, was das für Folgen hat.

Haben Sie die Meinung, daß Toni nur in einem Zimmer roth werden könne? O sie wird es unter Gottes freiem Himmel auch, davon habe ich mich schon überzeugt.

Das ist ganz Etwas anderes! das kenne ich besser! Sind Sie denn schon ein Mal roth geworden?

O ja! Es ist freilich schon sehr lange, ich war damals ein ganz kleines Mädchen, neun Jahre alt. —

Und über was wurden Sie denn roth?

Uiber einen Husaren-Officier, der mich in die Wange kneipte und fragte: Wie heißt Du denn, Du kleines, neckisches Ding?

Und seit jener Zeit sind Sie nicht wieder roth geworden?

Ich kann mich nicht erinnern.

Während dieses Gespräches kamen Raimund und Krones dem Trappelischen Hause immer näher.

Ein Herr kam mit zwei Damen einher.

Der Herr lachte ganz ausgelassen; die Damen machten ihm ungemein viel Spaß; die drei Personen benahmen sich überhaupt mit einer Frechheit und Ungenirtheit, die selbst auf dem Lande, wo man sich allerdings weniger Zwang anlegt, höchst unangenehm auffiel.

Die Weiber, die da kommen, kenne ich von Wien aus, sagte Krones, die eine ist eine gewisse Madame Loth, wegen ihres Schlaraffenlebens „Loths Weib" genannt, die andere ist ihre Schwester.

Und den Herrn, versetzte Raimund, kenne ich; das ist der, aus dem Zuchthause, wo er wegen falscher Wechsel zur Kettenstrafe verurtheilt saß, entlassene Herr Lawinger. Für Einen, der fünf oder sechs Jahre mit Eisen an den Füßen herumsprang, ist dieser Patron kreuzfidel! — Ich habe ihn einmal beim Sperl nach einem Balle durchgeprügelt. Vielleicht erinnert er sich noch!

Und ich habe die dicke Frau Loth wegen Betrug bei der Polizei verklagt, versetzte Therese; kniefällig bat sie mich, sie nicht unglücklich zu machen. Frau Loth ist die schamloseste Wucherin der Welt.

Sie hat mir plattirte Leuchter für silberne verkauft. Ich bin neugierig, ob dieses schändliche Weib noch ferner lachen wird, wenn ich ihr näher komme.

Herr Lawinger, Frau Loth und ihre Schwester kamen nun ganz nahe an Krones und Raimund heran.

Mit einer Unverschämtheit ohne gleichen, schrie Lawinger:

„Der Florian und die Mariandl!"

Frau Loth und ihre Schwester lachten über diesen schlechten Spaß.

Ich habe geglaubt, Er ist krank! sagte die Schwester der Loth ganz laut.

O nein, Er ist gesund! erwiederte Frau Loth, denn es gehört ein gesunder Magen dazu, mit dieser Person spazieren zu gehen!

Das war Raimund zu viel.

Den Spaß mit „Florian und Mariandl" hätte er vielleicht dem Schufte Lawinger verziehen, oder sich so benommen als hätte er ihn nicht gehört, aber ein Frauenzimmer beleidigen zu lassen, welches er am Arme führte, die Krones beschimpfen lassen, welche er als Künstlerin hochschätzte, das vermochte er nicht.

„Ihr Lumpenpack!" herrschte Raimund dem unsaubern Kleeblatt zu, „was erlaubt Ihr Euch, uns auf offener Straße zu beleidigen! —"

Ereifern Sie sich nicht! Monsieur Florian, erwiederte Lawinger, wir wußten nicht, daß Sie Ohren haben, welche so weit reichen, um uns hören zu können. —

Schuft! tobte Raimund, nicht Florian, sondern Raimund heiß ich, und Gott sei Dank! Ich habe es nicht nöthig, meinen Namen zu verläugnen, wie vielleicht Du, den man nicht nennen kann ohne an das

Zuchthaus erinnert zu werden, das Dich, Elenden, viel zu früh entlassen hat.

Lawinger sprang über diese Worte wie ein Wüthender auf Raimund zu. Er schwang seinen Knotenstock.

Das soll Dir, dem ich noch vom Sperl her, Etwas schuldig bin, jetzt vergolten werden, brüllte Lawinger, verwünschter Komödiant!

Lawinger hätte den kranken Raimund sehr leicht überwältigen und mißhandeln können, wenn nicht ein kräftiger Mann im Fluge einhergekommen wäre, Lawinger den Stock aus der Hand gerissen und weit fortgeschleudert hätte.

Mittlerweile kam eine ganze Gesellschaft herbei und unter dieser Toni mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Schwestern.

Andere Leute liefen ebenfalls herzu.

Da Lawinger in seiner Wuth immer wieder auf Raimund eindrang, so packte ihn der kräftige Mann bei der Brust, und legte ihn wie einen Kegel, den die Kugel umgeworfen, ins Gras, Lawinger ganz ruhig fragend:

Wollen Sie jetzt ruhig sein oder ich werfe Sie da in den Bach, und bei dem Hochwasser sollen Sie gewiß nicht mehr heraus kommen, wenn Sie nicht schwimmen können.

Der also sprach und Besitzer von ein paar Fäusten war, mit denen man in die Veste Gutenstein hätte eine Bresche schlagen können, war der Bäckermeister Trappel, genannt „der starke Bäck."

Lawinger entwand sich Trappels Händen und stand auf.

Ich will ruhig sein! sagte er, aber meiner Rache entkommt er nicht. Kommen Sie Frau von Loth und Fräulein Lotti. — Monsieur Raimund! rief er,

merken Sie sich's! Ich habe jetzt über zwei Dinge mit Ihnen quitt zu werden! Ich werde es sicher!

Lump! sagte Raimund, wäre ich von meiner langen Krankheit nicht noch entkräftet, so hätte ich bei Dir die Lektion vom Sperl hier wiederholt!

Lawinger und seine Begleiterinnen gingen die Wiese, auf welcher sich diese Szene zutrug, und dem Bache entlang, fort.

Therese stand sprachlos.

Antonie begab sich zu ihr und redete sie an.

Ich danke Ihnen, sagte Raimund zu Trappel; Sie haben mich vor Mißhandlungen geschützt.

Was war denn die Veranlassung zu diesem Auftritte? fragte Antoniens Vater. Ich glaubte der Zuchthäusler Lawinger würde sich nie mehr unter honnette Menschen wagen?

Wie könnte er denn sonst seine Wuchergeschäfte, die er jetzt mehr denn je betreibt, ausüben, wenn er sich vor der Welt zurückzöge, antwortete Trappel. Jetzt erst ist er vollendeter Schurke geworden, und die Frau Loth und ihre Schwester sind seine Helfershelferinnen. Ich kenne dieses Gesindel, das jetzt noch mehr die Leute „ausraubt" denn je!

Raimund erzälte nun den ganzen Hergang, aber ziemlich konfus.

Er sah Toni wieder.

Lawinger war schnell vergessen; die Beleidigungen, welche ihm Lawinger zugefügt, waren vergessen, Raimund drängte sich an Toni, unter dem Vorwande, Therese seine Theilnahme zu bezeigen, deßhalb sagte er:

Krones, Sie haben recht viel Angst gehabt um mich, und ich um Sie, denn hätte mich der Hallunke überwunden, so wären in diesem Augenblicke auch seine

beiden Kebsweiber über Sie hergefallen; das wäre dann ein unvergeßlicher Pfingstsonntag geworden.

Wohin begeben sich Herr Raimund und Fräulein Krones? fragte Antoniens Vater.

Ins Wirthshaus zurück nach Gutenstein.

Das ist auch unser Weg! versetzte Trappel. — Ich bin noch nicht ganz heimisch in meinem Hause; es fehlt mir noch das Nöthigste, die Küche, und ich muß meine heutigen Gäste ins Wirthshaus führen. — Herr Raimund und Fräulein Krones, wollen Sie ebenfalls an meinem Tische vorlieb nehmen? Ich bin ein Wiener Bürger, und von diesen weiß man ja, daß sie niemals auf Gastfreundschaft vergessen.

Ich danke Ihnen, erwiederte Raimund, ich muß leider nach dem Speiszettel meines Arztes speisen, dies geschieht auf meinem Zimmer, aber in dem Augenblicke, in welchem ich mein frugales Mahl eingenommen habe, setze ich mich an Ihre Tafel, und freue mich, in dem Kreise so edler Menschen verweilen zu dürfen.

Und ich, erwiederte Krones, bin schon invitirt. — Aber meine Gesellschaft muß ihren Tisch in die Nähe dieser Gesellschaft bringen lassen; dann wollen wir so konversiren, als wenn wir alle eine Versammlung ausmachten.

Krones schloß sich wieder an Antonie. — Sie hoffte, Raimund würde sich dem Vater derselben und Meister Trappel anschließen, aber Raimund eilte zu der Angebeteten. Der Zug wanderte nach dem Wirthshause in Gutenstein.

Von seiner Liebe vermochte Ferdinand mit Antonien nicht zu sprechen; er hätte sie mit jedem Worte in die größte Verlegenheit gesetzt, da Therese sehr ängstlich zuhörte, aber mit Blicken sagte er ihr, was er fühle, und sie verstand ihn.

Man trat in den Speisesaal in Gutenstein.

Therese eilte zu ihrer Gesellschaft, und erzälte jetzt unter Lachen ihre und Raimunds Abenteuer.

Therese machte die Familie Baumacker mit der Familie Trappel und Antoniens Eltern und Geschwistern bekannt, und ruhte nicht eher, bis der Wirth in Gutenstein einen Tisch für sechzehn Personen decken ließ, an welchem alle Platz hatten, die sich so schnell zusammengefunden.

Krones that noch mehr.

Sie ersuchte den Wirth, wenn etwa Herr Lawinger und seine Konkubine im Speisesaale sich einfinden sollten, ihnen die Aufnahme zu verweigern.

„Herr Lawinger bestellte ein Essen auf seinem Zimmer," entgegnete der Wirth. „Es ist daher nicht nöthig, ihm den Eintritt in den Saal zu verweigern."

Man speiste um ein Uhr.

Nie verschlang Raimund seine Malzeit auf seinem Zimmer so schnell, als an diesem Tage.

Um zwölf Uhr setzte ihm Frau Susanna seine Suppe, ein halbes Poulard und Kompot vor. — Um viertel auf ein Uhr war er damit fertig.

Er wollte den Platz neben Antonien erobern.

Es gelang ihm ohne Mühe.

Wollten wir dieses fröhliche Mahl beschreiben, wir müßten, um die humoristischen Einfälle, die unversiegbare Laune Theresens zu schildern, unsere Mittheilungen um ein paar Druckbogen erweitern.

Therese elektrisirte die ganze Gesellschaft durch ihren Witz.

Die übrigen Gäste des Wirths in Gutenstein, welche sich an andern Tischen befanden, und deren Anzahl sehr namhaft war, kamen nicht dazu, sich gegenseitig zu besprechen.

Der Wirth war der Schwager des Hofschauspielers Weber aus Wien.

Weber und eine Kotterie junger, heiterer Leute war mit ihm anwesend.

Die Freunde Webers waren als gute Gesellschafter bekannt. In der Nähe Theresens verstummten sie und hörten nur ihr zu.

Manchmal wurde das Gelächter so allgemein, so unaufhaltsam, daß Messer und Gabel, Löffel und Gläser ganz unbeachtet blieben; man aß und trank nicht, man fand nicht Zeit hiezu, man hörte zu und mußte lachen.

Raimund war glücklich.

Ueber Therese Krones vergaß man ihn und Antonien.

Heimlich sprachen diese mit einander.

Was sie sich gesagt, weiß der Verfasser dieser Erzählung nicht anzugeben; wenn auch nicht Liebe, so gelobten sie sich doch Freundschaft — Freundschaft bis zum Tode.

Die große Tafelrunde, aus sechzehn Personen bestehend, beschloß, sich an den beiden Pfingstfeiertagen nicht zu trennen.

Für den Nachmittag wurde eine Partie nach dem Mariahilfer-Berge verabredet.

Für den andern Tag ein Ausflug nach dem Höllenthale und ein Mittagessen bei dem sogenannten „Höchbauer."

Der zweite Pfingstfeiertag ward ebenso heiter zugebracht.

Raimunds Glück war so groß, daß es auf seine Gesundheit den besten Einfluß übte.

Bei dem „Höchbauer" konnte Raimund nicht auf homöopatische Weise bewirthet werden; er machte sich also einen eigenen Speisezettel, und traf es recht gut.

Erst spät Abends kehrte die Gesellschaft nach Gutenstein zurück.

Als Antonie, welche im letzten Wagen mit ihren Eltern fuhr, im Wirthshause in Gutenstein abstieg, bemerkte sie, — obgleich es schon sehr dunkel geworden, — einen langen magern Mann mit zwei Kerlen, die Flinten auf dem Rücken hatten, im Gespräche.

Der lange, magere Mann machte die Kerle (es waren Wildschützen) auf Raimund aufmerksam.

Werdet Ihr ihn Euch jetzt merken? fragte Lawinger (denn er war es) die Schützen.

Wir kennen ihn ohnehin! antwortete der Eine.

Er geht ja alle Tage auf die Brettermühl hinaus! setzte der Andere hinzu.

Um fünf Uhr Morgens, ergänzte Lawinger. Daß er täglich Morgens, um sechs Uhr, seinen Spaziergang antritt, das habe ich dem Hausknecht des Wirths entlockt. — Seht Ihr Raimund vom weiten kommen, so benehmt Euch so, als wenn Ihr Händel mit einander hättet. Ringt um eine Flinte, und wendet sie so, daß sie losgehen muß, wenn er in Euere Nähe kommt. Nur in die Füsse schießt ihn, mehr verlange ich nicht; gebt ihm eine Ladung Schrott in die Schenkel! — Dafür bezahle ich Euch hier 50 fl. und habt Ihr gut getroffen, so holt Euch im Wirthshause zu Pottenstein noch 50 fl., vielleicht gebe ich Euch noch mehr. —

Toni gerann das Blut zu Eis.

Was Lawinger noch mit den beiden Spitzbuben abkartete, auf welche Weise sie das Handgeld der Hölle, nach der Schandthat, erhalten sollten, vernahm sie nicht, denn sie wankte mehr als sie ging, in ihr Zimmer. Da angekommen, ergriff sie ein Blatt Papier und schrieb den banditenmäßigen Anschlag auf Raimund, unter Thränen nieder.

Was hast Du? fragte die Mutter. —

Ich werde es Ihnen mittheilen, wenn wir von Gu-

tenstein fort sind, erwiederte Toni. Jetzt erheischt es die Vorsicht, daß ich schweige. —

15. Das Attentat.

Die Zeilen, welche Toni schrieb, waren für Raimund bestimmt. Sie enthielten eine Warnung vor Lawinger. Antonie schilderte das Attentat, das gegen ihn verabredet wurde.

Der Vater bemerkte die Heimlichkeiten Tonis mit Raimund. Er wollte dem Verständnisse ein Ende machen, und hatte beschlossen, schon um vier Uhr am andern Morgen aufzubrechen und nach Wien zu fahren.

Es war sonach Gefahr im Verzuge.

Toni konnte Raimund nicht mehr sprechen. Sie suchte deshalb Frau Susanna auf und bat sie, ihren Brief Raimund, aber erst am andern Morgen, wenn er zum Fortgehen bereit sei, zu übergeben.

Sie wollte Raimund keine schlaflose Nacht bereiten.

Am andern Morgen nach den Pfingstfeiertagen, begab sich die Familie Toni's um vier Uhr Morgens, auf den Weg nach Wien.

Als im Wagen, Toni ihren Eltern den frevelhaften Anschlag Lawingers entdeckte, zankte der Vater mit ihr.

Du hättest mir gestern noch die schändliche Absicht des Elenden mittheilen sollen, sagte er. Wie leicht kann ein unglücklicher Zufall, Deine Warnung vereiteln. — Ich kann mich darüber nicht hinaussetzen; wir wollen, da wir auf unserm Heimwege an Trappels Haus vorüber müssen, Trappel von dem sträflichen Vorhaben in Kenntniß setzen. Er kennt die obrigkeitlichen

Personen von Gutenstein. Ehe noch der abscheuliche Versuch gemacht wird, müssen die Leute, die ihn ausführen sollen, sammt ihrem Anstifter verhaftet werden.

Der Vater Toni's war ein Profet.

Die alte Susanna, eingeschüchtert durch die Drohungen Theresens, hatte nicht den Muth, ihrem Herrn den Brief Antoniens zu übergeben, und so verließ Raimund am Morgen um sechs Uhr, nach den Pfingstfeiertagen, sein Zimmer in der doppelten Absicht, Toni noch ein Mal zu sehen, und dann seinen gewöhnlichen Spazierweg nach der Schneidmühle anzutreten.

Toni war bereits abgereist mit ihrer Familie.

Raimund erklärte sich wol die Ursache. Er bemerkte es sehr gut, daß die Eltern und namentlich der Vater, dem Herzensbündniß zwischen seiner Tochter und Raimund entgegen treten werden, aber es schmerzte ihn dennoch; daß er die Geliebte nicht mehr sehen, und sprechen konnte.

In sich versunken und mit Antoniens Bilde beschäftigt, trat er den Weg nach der Mühle an.

Indeß wurde es lebendig im Wirthshause zu Gutenstein.

Herr Baumacker und Familie rüsteten sich ebenfalls zur Reise.

Therese drang darauf, zeitlich nach Wien zu kommen, weil sie am Pfingstdinstage die Hauptrolle in „Herr Josef und Frau Waberl" zu spielen hatte. Therese selbst rief noch dem Kutscher und trieb ihn an, den Wagen bereit zu halten.

Als sie zu dem Ende ein Fenster im Korridor des Gasthauses öffnete und mit lauter Stimme

„Christof, einspannen!"

sprach, kam Frau Susanna aus ihrer Stube und theilte Theresen mit:

Da sehen Sie, wie gewissenhaft ich Ihre Wünsche befolge! — Sie haben mir aufgetragen, Raimunds Neigung zu Fräulein Toni nicht zu begünstigen. Ich befolgte Ihren Auftrag. Diesen Brief von Antonien an ihn, habe ich zurück behalten. Ich liefere denselben Ihnen aus. Nun werden Sie mich doch nicht bei Doktor Lichtenfels anklagen.

Der Brief ist offen; haben Sie ihn nicht gelesen?

Da müßte ich erst lesen gelernt haben! versetzte Susanna.

Therese warf einen Blick in den Brief.

Heiliger Gott! rief sie. Diesen Brief muß Raimund sogleich lesen! Der verfluchte Schurke Lawinger! — Wo ist Raimund?

Wie alle Tage, ist er schon um sechs Uhr ausgegangen.

Wohin? Wohin? fragte Therese mit steigender Angst.

Nach der Schneidmühle, wohin er sich täglich begibt.

Schon lange?

Vor einer Viertelstunde!

Mein Himmel! Wenn es nur nicht schon zu spät ist! Ich muß ihm nach! Ich muß ihn retten!

Was ist denn vorgefallen?

Ich eile; Ihnen sage ich nur, daß Sie die bornirteste Person sind, welche je auf der Welt gelebt hat!

Krones stürzte wie eine Wahnsinnige fort, den Brief in der Hand haltend.

Herr von Baumacker und Sohn sahen Therese über die Stiege eilen. Sie riefen ihr zu; aber sie hörte nicht, und lief wie ein aufgescheuchtes Reh.

Was ist denn geschehen? fragte Vater Baumacker.

Weiß ich's! antwortete Frau Susanna. Die

Mamsell Krones ist ja ganz verrückt! — Als sie ehevorgestern von Wien hier ankam, und Raimund eine Visite machte, zankte sie mich aus und machte mir Vorwürfe, daß ich Raimunds Neigung zu Fräulein Toni begünstigte. Bei seinem Arzte, sagte sie, wolle sie mich verklagen, und meinen Dienst solle es mich kosten! — Nun wollte ich anders handeln; das Verständniß der Liebenden nicht mehr begünstigen, zu welchem Zwecke ich einen Brief Tonis an Raimund nicht übergab, sondern dem Fräulein Krones einhändigte. Dies war auch wieder nicht recht. Sie nannte mich die bornirteste Person von der Welt, geberdete sich wie eine Besessene, endlich lief sie fort, als wenn sie die Tarantel gestochen hätte.

Fräulein Krones las diesen Brief? fragte Vater Baumacker.

Ja. Uiber seinen Inhalt erschrack sie heftig.

Gewiß enthält er etwas Gefahrdrohendes für Raimund.

Wahrscheinlich! erwiederte Susanna, weil Krones ausrief: Diesen Brief muß Raimund sogleich lesen! Dabei sagte sie: Der verfluchte Lawinger!

Indeß schlich Lawinger aus seinem Zimmer, und wollte allein, ohne seine beiden Damen, fort. Er hatte sich einen sogenannten Steirerwagen durch den Hausknecht bestellen lassen, welcher Wagen aber nicht auf die Minute eintraf, worüber Lawinger ganz außer sich gerieth.

Vater, sagte der Sohn heimlich zu Baumacker, gewiß hat dieser Herr, Etwas gegen Raimund im Sinne; Therese erzälte, daß er ihm mit seiner Rache gedroht.

Baumacker betrachtete Lawinger.

Lawinger hielt die Blicke Baumackers nicht aus. — Er rief dem Hausknecht ungestüm.

Lump! schrie er über das Fenster in den Hof, befolgst Du auf solche Weise meine Befehle?

Ich kann nichts dafür, daß sich der Bauer mit dem Wagen verspätet, antwortete der Hausknecht, der Bauer kommt von der Schneidmühle! Ich will ihm entgegen gehen!

Nein, nein! tobte Lawinger. Von der Schneidmühle einen Wagen zu dingen, untersagte ich Dir ausdrücklich!

Bei der Schneidmühle muß Raimund eine Gefahr drohen! sagte Susanna Herrn Baumacker ins Ohr.

Ich will mir das Reitpferd des Wirths ausborgen, lärmte Lawinger. Hausknecht, lasse es mir schnell satteln. Ich folge Dir auf dem Fuße.

Halt! rief Baumacker. Ihr Dringen nach der Abreise kommt mir verdächtig vor. Herr Lawinger, sagte Baumacker, ich lasse Sie nicht fort bis ich über Raimunds Schicksal beruhigt bin. Von jener Mühle droht ihm Gefahr. Sie hatten gestern Streit mit ihm; Sie schwuren ihm Rache! — Sie kommen mir nun nicht von der Stelle!

Lawinger kam außer sich.

Was kümmert mich Raimund! tobte er. Ich habe Geschäfte! Ich lasse deshalb meine Damen zurück, weil ich wiederkommen werde, und dafür, daß Sie mich verdächtigen, werde ich Sie zu finden wissen!

Ich bin bereits zu finden, und damit ich Sie auch wieder finde, behalte ich Sie gleich hier. Hausknecht! rief Baumacker über das Fenster: des Wirths Pferd wird nicht gesattelt! Sollte der bestellte Steirerwagen ankommen, so wird er weggeschickt. Ich verantworte es. —

Was unterstehen Sie sich! fuhr Lawinger auf.

Gegen Sie? — Gegen einen Elenden, wie Sie sind,

kann man sich Alles unterstehen! — Und jetzt machen Sie mir keine Geschichten, oder ich packe Sie wie der Bäckermeister. Ich habe auch ein paar tüchtige Fäuste. Augenblicklich begeben Sie sich auf Ihr Zimmer. Ich werde es absperren und Sie bewachen lassen wie einen Arrestanten.

Folgen Sie meinem Vater und reizen Sie ihn nicht zum Zorne! sagte der junge Baumacker. Er raunt Ihnen sonst ein paar Worte ins Ohr, daß Sie blaß werden sollen wie eine Mauer!

Ja, Ihnen und Ihren Damen, versetzte Vater Baumacker, werde ich eine Geschichte von einem versetzten Schmucke erzälen, die Sie noch ein Mal dahin bringen soll, wo Sie unlängst waren.

Lawinger entfärbte sich.

Meinen Namen werde ich Ihnen ebenfalls mittheilen, dann werden Sie wol begreifen, daß wenn ich gegen Sie auftrete, daß Sie verloren sind.

Lawinger entfernte sich wie vernichtet.

Baumacker sperrte die Thüre hinter Lawinger ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Uiber das Fenster wird er mir nicht entkommen, versicherte Vater Baumacker. Ich biete das ganze Wirthshaus gegen ihn auf. Ich lasse das Hofthor schließen. Komm' mit mir, Eduard, wir wollen dem gewissenlosen Schurken beweisen, daß er gegen uns nicht aufzukommen vermag.

* *
*

Raimund nahm, während diese Szenen im Wirthshause vorgingen, seinen Weg, ohne Etwas Böses zu ahnen, zur Mühle.

Dort erblickte er wie ein Gespenst bleich und ängstlich Toni, welche ihm zurief:

Nicht weiter, Ferdinand! Um Gottes willen, nicht weiter!

Raimund wollte in freudiger Uiberraschung auf Toni zu eilen.

Fliehen Sie! rief Antonie, fliehen Sie!

Raimund wich zurück.

Mein Gott! Mein Gott! Haben Sie denn meinen Brief nicht erhalten? fragte Antonie.

Einen Brief? Nein — nein!

Dann fliehen Sie! sogleich fliehen Sie! Ich beschwöre Sie beim allmächtigen Gott! bat Antonie händeringend.

Im Hause des Herrn Trappel sehen wir uns! Fliehen Sie dahin!

Während Raimund noch mit sich kämpfte, ob er umkehren oder ihr folgen sollte, eilte Toni fort von ihm, und gerade an den Ort, an welchem ihm, wie es schien, Gefahr drohte. Er sah ihr nach.

Toni winkte ihm, ihr nicht zu folgen. Plötzlich ertönte ein so starker Schuß, daß das Echo im Walde erbebte.

In diesem Augenblicke stürzte Krones ganz athemlos auf Raimund zu.

Sie war so erschöpft, daß sie nicht sprechen konnte, Sie hielt Raimund den Brief entgegen und sank dann ermattet, auf dem Rasen vor ihm nieder.

Mein Gott! Mein Gott! rief Raimund, was geht denn hier vor?

Er sprang Therese bei.

Lassen Sie mich! sagte sie mit beinahe gebrochener Stimme. Ich werde mich erholen! Lesen Sie diesen Brief von Toni, und retten Sie sich dann ungesäumt! Die Mörder haben schon geschossen! Gott weiß es, wen sie getroffen. Raimund, entfernen Sie sich, man trachtet nach Ihrem Leben!

Raimund las den Brief!

kann man sich Alles unterstehen! — Und jetzt machen Sie mir keine Geschichten, oder ich packe Sie wie der Bäckermeister. Ich habe auch ein paar tüchtige Fäuste. Augenblicklich begeben Sie sich auf Ihr Zimmer. Ich werde es absperren und Sie bewachen lassen wie einen Arrestanten.

Folgen Sie meinem Vater und reizen Sie ihn nicht zum Zorne! sagte der junge Baumacker. Er raunt Ihnen sonst ein paar Worte ins Ohr, daß Sie blaß werden sollen wie eine Mauer!

Ja, Ihnen und Ihren Damen, versetzte Vater Baumacker, werde ich eine Geschichte von einem versetzten Schmucke erzälen, die Sie noch ein Mal dahin bringen soll, wo Sie unlängst waren.

Lawinger entfärbte sich.

Meinen Namen werde ich Ihnen ebenfalls mittheilen, dann werden Sie wol begreifen, daß wenn ich gegen Sie auftrete, daß Sie verloren sind.

Lawinger entfernte sich wie vernichtet.

Baumacker sperrte die Thüre hinter Lawinger ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Uiber das Fenster wird er mir nicht entkommen, versicherte Vater Baumacker. Ich biete das ganze Wirthshaus gegen ihn auf. Ich lasse das Hofthor schließen. Komm' mit mir, Eduard, wir wollen dem gewissenlosen Schurken beweisen, daß er gegen uns nicht aufzukommen vermag.

* * *

Raimund nahm, während diese Szenen im Wirthshause vorgingen, seinen Weg, ohne Etwas Böses zu ahnen, zur Mühle.

Dort erblickte er wie ein Gespenst bleich und ängstlich Toni, welche ihm zurief:

Nicht weiter, Ferdinand! Um Gottes willen, nicht weiter!

und seine Kebsweiber bereits aufgegriffen; dieses Gesindel will ich in ganz eigene Käfige sperren! — Vorwärts!

Der Zug bewegte sich mit dem Verwalter nach dem Gerichtshause.

Antoniens Vater und Trappel blieben bei Raimund zurück, welcher sich von seinem Entsetzen noch nicht erholt hatte. Auch Therese lag noch fast bewußtlos auf dem Rasen.

Herr Trappel! sagte Antoniens Vater; die die ganze Expedition hätte vielleicht unglücklich ausfallen können, wenn Ihre Geistesgegenwart, Ihre Unerschrockenheit und Ihre körperliche Stärke nicht schnell der Sache ein Ende gemacht hätte.

Ja, sagte Trappel, ich fand die Maßregeln des Verwalters etwas unsicher. Er wollte, daß die Jäger und Holzknechte auf ein Mal aus dem Walde hervorbrechen sollten. Da hätten wir ein Unglück erleben können; denn solche freche Buschklepper, wie diese sind, lassen sich nicht so leicht ergreifen; sie hätten ganz sicher Feuer gegeben, und Einer oder der Andere der Jäger oder der Holzknechte hätte einen Schuß in das Gesicht, in die Brust oder in den Unterleib erhalten können. Ich schlug ein anderes Manöver vor. Ich allein, sagte ich, werde die Mörder unschädlich machen. Ich sah mich erst nach den beiden Wilddieben um und spähete nach ihnen hinter den Bäumen. In dem Augenblicke, als sie des Herrn Raimund vom weiten ansichtig wurden, thaten sie, als wenn sie mit einander stritten und um den einen, ihrer Stutzen rauften. Diesen Moment benutzte ich, stürzte auf die Schufte los, und mit beiden Fäusten schlug ich links und rechts auf ihre Köpfe. Meine Hiebe fielen so gewaltig aus, daß sie ganz betäubt zu Boden stürzten. Der Stutzen ging freilich los, aber der Schuß traf eine Eiche.

Jetzt fielen die Holzknechte aus dem Gestrüppe hervor, und die Jäger hielten ihnen die Läufe ihrer Gewehre auf die Brust, bis die Spitzbuben gebunden waren. — So war es besser!

Was soll ich sagen! sprach Raimund. Wie soll ich danken! Mein Himmel, rief er, bin ich es denn werth, daß so viele gute Menschen sich mit solcher Liebe um mich annehmen!

Raimund hatte Thränen in den Augen.

Werth sind Sie es allerdings! versetzte Krones, welche sich erholt hatte und schon wieder heiter war.

Herr Trappel, bat sie, reichen Sie mir Ihre starken Hände, daß ich sie küsse.

Warum nicht gar! erwiederte Trappel, mir die Hände küssen! Was fällt Ihnen ein! Ja, wenn ich einen Kuß verdienen könnte, so würde ich noch ein halbes Hundert solcher Kerle niederschlagen.

Die gute Toni! rief Raimund, wenn nur die hier geblieben wäre, ihr müßte ich vor Allen zu Füßen fallen!

Dort steht sie ja! rief Krones. Gewiß hat ihr der Papa verboten, mit auf die Mörderjagd zu gehen, doch die Angst ihres Herzens hat sie nicht ruhen lassen.

Wettermädel! rief ihr Vater. Bist Du uns doch nachgeschlichen! Komm her, Toni, Raimund muß Dir ja danken! Ich selbst gebe meinen Segen dazu, wenn er Dir in der Freude seiner Seele ein Dutzend Küsse gibt!

Toni sprang auf Raimund zu.

Er umarmte sie; er küßte sie.

Mein gütiger Himmel! sagte Raimund, du bist nicht sehr freigebig mit deinen Engeln für diese Welt, mir aber hast du doch einen beschieden, einen guten Engel, einen Schutzengel!

Mich hat man schon oft einen Engel geheißen! sagte Krones, aber wenn ich mich mit Toni vergleiche, so muß ich bekennen, daß die Leute mich zum besten hatten!

16. Die Abreise.

An dem einen Arme Toni, an dem andern Arme Therese führend, begleitet von Trappel und dem Vater der Geliebten, trat Raimund seinen Weg nach dem Gasthause an.

In dem „Thale der guten Leute,“ wie Raimund, Gutenstein nannte, machte der ruchlose Anschlag einen gewaltigen Eindruck. — Der Transport der Gefangenen durch die herrschaftlichen Jäger und die Holzknechte lockte alle Bauern herbei.

Der Verwalter, der fast gleichzeitig Befehle gegeben hatte, Lawinger und seine Kebsweiber aufzugreifen, war sehr erfreut, von dem Wirthe, der ihm entgegen kam, zu vernehmen, daß der Patron bereits von dem Bürger Baumacker fest genommen, und in seinem Passagierzimmer eingeschlossen sei.

Und die Weiber? fragte der Verwalter.

Die habe ich nicht aus dem Hause gelassen, erwiederte der Wirth. Sie geberdeten sich zwar wie wahnsinnig, aber ich ließ sie dennoch nicht entschlüpfen, obgleich sie mir eine namhafte Summe boten, wenn ich ihnen die Thore öffnen würde.

Da wir am Wirthshaus vorüber müssen, bemerkte der Verwalter, so nehmen wir den Galgenschwengel Lawinger und seine Genossinnen gleich mit.

Man kam bei dem Wirthshause an.

Die vielen Gäste, welche über die beiden Pfingstfeiertage daselbst übernachtet hatten, verzögerten ihre

Abreise, und standen theils vor dem Hause oder an den Fenstern, die Dinge abwartend, die da kommen könnten, oder nach Raimund spähend, dem sie bei seiner Rückkehr ihre Theilnahme bezeigen wollten.

Herr Baumacker und Sohn begrüßten den Verwalter und meldeten ihm, daß sie den Mordanstifter in Gewahrsam gebracht, und nun ausliefern würden. Zu diesem Ende überreichte auch Vater Baumacker nicht nur den Stubenschlüssel, sondern auch einen andern Schlüssel von einem Vorhängschlosse, das er zur bessern Vorsicht am Zimmer Lawingers angelegt hatte.

Es wurden die Schlösser aufgesperrt.

Wenn sich der Schurke kein Leid angethan, sagte Baumacker, so wird er Ihnen, Herr Verwalter, kaum so Mühe machen, ihn fortzubringen, denn ich habe ihn abgeängstigt, daß er gewiß ruhig folgen wird.

Die Thüre wurde geöffnet, aber das Zimmer war leer. Lawinger war verschwunden.

Der Kerl ist entwischt! rief Baumacker ganz außer sich.

Er kann aber weder durch die Fenster, noch durch den Ofen entkommen sein; bemerkte der Verwalter; die Fenster sind gut verschlossen, der Ofen ist unversehrt.

Ein großer Kleiderschrank stand im Zimmer.

Man untersuchte ihn genau.

Man fand Lawinger nicht.

Eine Thüre ging in das anstossende Zimmer; sie war aber von beiden Seiten sehr gut abgesperrt.

Man wanderte durch das ganze Haus; von Zimmer zu Zimmer; man visirte den Dachboden, die Heukammer, das Holzgewölbe, den Keller, die „Schupfen," die Wagenremisen, den Stall.

Es war keine Spur von Lawinger aufzufinden.

Frau Loth und Schwester befanden sich im Erd-

geschoße in dem Zimmer des Hausknechts. Dieser bewachte sie wie der Hund im Märchen den Schatz des Zephius; die beiden Metzen heulten, daß ein Stein über ihr Gejammer hätte bersten mögen, allein der vierschrötige Hausknecht hatte kein Erbarmen, er ließ die Konkubinen Lawingers nicht aus den Augen.

Indeß kam Raimund mit allen den Personen, welche sich an ihn angeschlossen hatten. — Darunter befand sich auch der Wirth. Von ihm hätte man erwarten können zu erfahren, auf welche Weise es Lawinger gelungen sein mochte, zu entkommen.

Er wußte es eben so wenig als die Uibrigen.

Man erschöpfte sich in Vermuthungen.

Lawinger entkam am hellen Tage aus einem wolverschlossenen Zimmer, entkam aus einem Hause, dessen Thore versperrt waren. Es blieb Allen ein Räthsel, auf welche Weise dies möglich geworden.

Der Verwalter sendete sogleich Gerichtsdiener, Jäger und Holzknechte nach allen Richtungen aus. Er bestimmte eine Belohnung von 50 fl. demjenigen, welcher den entflohenen Verbrecher aufgreifen würde.

Der ausgesetzte Preis brachte ein Hundert Späher auf die Beine. Mittlerweile wurden die Kebsfrauen Lawingers und die beiden Wildschützen nach dem Amtshause gebracht.

Als Raimund in seinem Zimmer angekommen war, wendete sich Krones an ihn und beschwor ihn nicht länger in Gutenstein zu verweilen.

Der schändliche Lawinger ist frei, sagte sie. Gewiß brütet er auf eine andere Gelegenheit, sich an Ihnen zu rächen. — Reisen Sie mit uns nach Wien. Ihre Gesundheit ist hergestellt; kürzen Sie Ihren Urlaub selbst ab. Nur in Wien sind Sie vor neuen frevelhaften Anschlägen auf Ihr Leben sicher.

Raimund sah dies selbst ein. Zudem wollte er noch zeitlich, die überaus schwierigen Dekorationen und Maschinen zu seinem neuesten Stücke „das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär“ anfertigen, das Kostüm zu diesem, mehrere hundert Personen beschäftigenden Stücke, ordnen und die Musik vom Professor Drechsler, nach eigenen Angaben, komponiren lassen. Er nahm also den Vorschlag an, nach Wien zu gehen, welches für ihn um so mehr anziehend erschien, als ihm Tonis Vater sagte:

Reisen Sie mit meiner Frau, mit Toni und Fräulein Krones in einem Wagen; Herr von Baumacker und Familie, ich und meine Töchter folgen in den andern Wagen; in Baden finden wir uns im Gasthofe zum „Adler“; da speisen wir und sind dann gewiß um sechs Uhr in Wien.

Nicht vor zehn Uhr nachts! erwiederte Raimund. Das wird für Fräulein Krones höchst unangenehm werden. Was würden Sie anfangen, Therese, fragte er sie, wenn Sie erst nach dem Theater eintreffen könnten?

Wenn ich nicht um sechs Uhr in des Direktors Wohnung bin, versetzte sie, so spielt Mamsell Gärber meine Rolle. Das habe ich schon so ausgemacht!

Desto besser! meinte Herr Baumacker, dann bleiben wir in Baden über Nacht, und brauchen unsere Pferde nicht zu sehr anzustrengen.

Von Herrn Trappel und seiner Familie wurde herzlich Abschied genommen; dem Herrn Verwalter dankte Raimund noch einmal; auch erhielt derselbe die Versicherung, daß die ganze Gesellschaft auf jedesmaligen Wunsch zu den nöthigen Vernehmungen sich in Gutenstein einfinden werde.

Frau Susanna blieb vor der Hand noch in Gu-

Raimund wollte in freudiger Uiberraschung auf Toni zu eilen.

Fliehen Sie! rief Antonie, fliehen Sie!

Raimund wich zurück.

Mein Gott! Mein Gott! Haben Sie denn meinen Brief nicht erhalten? fragte Antonie.

Einen Brief? Nein — nein!

Dann fliehen Sie! sogleich fliehen Sie! Ich beschwöre Sie beim allmächtigen Gott! bat Antonie händeringend.

Im Hause des Herrn Trappel sehen wir uns! Fliehen Sie dahin!

Während Raimund noch mit sich kämpfte, ob er umkehren oder ihr folgen sollte, eilte Toni fort von ihm, und gerade an den Ort, an welchem ihm, wie es schien, Gefahr drohte. Er sah ihr nach.

Toni winkte ihm, ihr nicht zu folgen. Plötzlich ertönte ein so starker Schuß, daß das Echo im Walde erbebte.

In diesem Augenblicke stürzte Krones ganz athemlos auf Raimund zu.

Sie war so erschöpft, daß sie nicht sprechen konnte, Sie hielt Raimund den Brief entgegen und sank dann ermattet, auf dem Rasen vor ihm nieder.

Mein Gott! Mein Gott! rief Raimund, was geht denn hier vor?

Er sprang Therese bei.

Lassen Sie mich! sagte sie mit beinahe gebrochener Stimme. Ich werde mich erholen! Lesen Sie diesen Brief von Toni, und retten Sie sich dann ungesäumt! Die Mörder haben schon geschossen! Gott weiß es, wen sie getroffen. Raimund, entfernen Sie sich, man trachtet nach Ihrem Leben!

Raimund las den Brief!

Schändlich! rief er, schändlich! Da aber der Anschlag auf mich entdeckt zu sein scheint, so werde ich ja keine Gefahr mehr besorgen dürfen?

Indeß erhob sich ein fürchterliches Geschrei.

Ein Haufe Holzknechte wälzte sich heran; die Jäger der Herrschaft umgaben den Troß, in dessen Mitte man die beiden Wildschützen gefesselt bemerkte, welche gegen Raimund gedungen waren.

„Es war die höchste Zeit!“ sagte der Verwalter von Gutenstein, der mit dem Bäckermeister Trappel und Antoniens Vater den beiden Arrestanten folgte, daß wir kamen. Noch fünf Minuten, und Raimund hätte sicher den Punkt erreicht, auf welchem er ein Opfer der Banditen geworden wäre. Sie hatten ihn kaum von Ferne bemerkt, so befolgten sie auch schon das angeordnete Manöver. Wenn ihm eine Ladung von den Schrotten, wie diese Wildschützen führen, durch den Leib gegangen wäre, so hätte er sicher ausgelebt.

Steht! befahl der Verwalter den Jägern und den Holzknechten.

Die Truppe stand.

Herr Raimund, sagte der Verwalter, indem er sich ihm näherte, ich muß Ihnen doch die Galgenfisiognomien der Mörder zeigen, die ausgesendet wurden, Sie zu tödten.

Der Verwalter ließ die Wildschützen vor Raimund hintreten.

Wir wollten Herrn Raimund nicht tödten, sagte der Eine; nur ein wenig anschießen, davon stirbt man nicht!

Scheusal! wüthete der Verwalter, hättest Du dies, nach der Instruktion jenes Schurken, der Deinen Banditen-Arm mietete, berechnen können? — Fort mit ihnen! Setzt Jeden in ein anderes Loch unter der Erde. Vielleicht hat man auch den Schurken Lawinger

und seine Kebsweiber bereits aufgegriffen; dieses Gesindel will ich in ganz eigene Käfige sperren! — Vorwärts!

Der Zug bewegte sich mit dem Verwalter nach dem Gerichtshause.

Antoniens Vater und Trappel blieben bei Raimund zurück, welcher sich von seinem Entsetzen noch nicht erholt hatte. Auch Therese lag noch fast bewußtlos auf dem Rasen.

Herr Trappel! sagte Antoniens Vater; die die ganze Expedition hätte vielleicht unglücklich ausfallen können, wenn Ihre Geistesgegenwart, Ihre Unerschrockenheit und Ihre körperliche Stärke nicht schnell der Sache ein Ende gemacht hätte.

Ja, sagte Trappel, ich fand die Maßregeln des Verwalters etwas unsicher. Er wollte, daß die Jäger und Holzknechte auf ein Mal aus dem Walde hervorbrechen sollten. Da hätten wir ein Unglück erleben können; denn solche freche Buschklepper, wie diese sind, lassen sich nicht so leicht ergreifen; sie hätten ganz sicher Feuer gegeben, und Einer oder der Andere der Jäger oder der Holzknechte hätte einen Schuß in das Gesicht, in die Brust oder in den Unterleib erhalten können. Ich schlug ein anderes Manöver vor. Ich allein, sagte ich, werde die Mörder unschädlich machen. Ich sah mich erst nach den beiden Wilddieben um und spähete nach ihnen hinter den Bäumen. In dem Augenblicke, als sie des Herrn Raimund vom weiten ansichtig wurden, thaten sie, als wenn sie mit einander stritten und um den einen, ihrer Stutzen rauften. Diesen Moment benutzte ich, stürzte auf die Schufte los, und mit beiden Fäusten schlug ich links und rechts auf ihre Köpfe. Meine Hiebe fielen so gewaltig aus, daß sie ganz betäubt zu Boden stürzten. Der Stutzen ging freilich los, aber der Schuß traf eine Eiche.

Jetzt fielen die Holzknechte aus dem Gestrüppe hervor, und die Jäger hielten ihnen die Läufe ihrer Gewehre auf die Brust, bis die Spitzbuben gebunden waren. — So war es besser!

Was soll ich sagen! sprach Raimund. Wie soll ich danken! Mein Himmel, rief er, bin ich es denn werth, daß so viele gute Menschen sich mit solcher Liebe um mich annehmen!

Raimund hatte Thränen in den Augen.

Werth sind Sie es allerdings! versetzte Krones, welche sich erholt hatte und schon wieder heiter war.

Herr Trappel, bat sie, reichen Sie mir Ihre starken Hände, daß ich sie küsse.

Warum nicht gar! erwiederte Trappel, mir die Hände küssen! Was fällt Ihnen ein! Ja, wenn ich einen Kuß verdienen könnte, so würde ich noch ein halbes Hundert solcher Kerle niederschlagen.

Die gute Toni! rief Raimund, wenn nur die hier geblieben wäre, ihr müßte ich vor Allen zu Füßen fallen!

Dort steht sie ja! rief Krones. Gewiß hat ihr der Papa verboten, mit auf die Mörderjagd zu gehen, doch die Angst ihres Herzens hat sie nicht ruhen lassen.

Wettermädel! rief ihr Vater. Bist Du uns doch nachgeschlichen! Komm her, Toni, Raimund muß Dir ja danken! Ich selbst gebe meinen Segen dazu, wenn er Dir in der Freude seiner Seele ein Dutzend Küsse gibt!

Toni sprang auf Raimund zu.

Er umarmte sie; er küßte sie.

Mein gütiger Himmel! sagte Raimund, du bist nicht sehr freigebig mit deinen Engeln für diese Welt, mir aber hast du doch einen beschieden, einen guten Engel, einen Schutzengel!

nur Einem, der um sein Leben ringt, gewährt ist, rasch an beiden Armen, drückte ihn an die Mauer und schrie so laut als möglich:

„Nun sollst Du einen Anschlag auf mein Leben ge„wiß nicht mehr unternehmen können!"

In diesem Augenblicke stürzten auch alle Theater-Arbeiter, Director Hoch an der Spitze, Baumacker und Sohn, dann der Stadtwachtmeister mit seinen Wachen auf den Meuchler los.

Er wurde gebunden und fortgeführt.

Raimund hatte die Zeit auf dem Theater benützt, Hoch von dem in Kenntniß zu setzen, was ihm in Gutenstein bedrohte und was jetzt Lawinger gegen ihn auszuführen im Schilde führen könnte.

Hoch, ein bekannter braver, dabei beherzter Mann, sendete augenblicklich den Theaterdiener nach dem Stadtwachtmeister und seinen Leuten; — Hoch selbst nahm seine Theaterarbeiter zur Hand, und stellte sich mit ihnen auf die Lauer.

Hoch hatte sich nicht geirrt, als er sich gegen Raimund äußerte:

Ich glaube nicht, daß der Bandit eine Pistole bei sich hat, um Ihr Leben damit zu bedrohen. Auf welche Weise hätte er sich diese auf seiner Flucht verschaffen können! Auch würde ein Schuß für ihn verderblicher werden, als für Sie; aber ein Messer wird er bei sich haben, einen Stich wird er Ihnen beizubringen suchen; daher packen Sie ihn nur herzhaft an beiden Armen, umfassen Sie ihn mit aller Kraft, die Sie besitzen, besorgen Sie nichts; ich und meine Leute fallen so schnell als Sie selbst über ihn her.

Die Ergreifung Lawingers gelang vollkommen.

Als Lawinger in das Gefängniß geführt wurde, ließ ihm der Sindikus Kicker von Baden, Eisen anlegen und ihn auf das sorgfältigste bewachen.

Nun wurden Alle, die mit Raimund von Gutenstein nach Baden kamen, im Magistratshause vernommen.

Toni zuerst, dann Krones, Tonis Vater, Baumacker und Sohn u. s. w.

Der Sindikus fragte Raimund:

Besitzen Sie noch den Brief mit der Warnung des Fräuleins Antonie, welchen Brief das Fräulein in Gutenstein an Sie geschrieben?

Ich besitze diesen Brief und werde ihn sogleich produciren.

Raimund öffnete seine Brieftasche und suchte unter den vielen Papieren und Notaten, mit welchen die Schreibtafeln vieler Dichter gewöhnlich versehen sind, ein Papier hervor und legte es auf den Gerichtstisch.

Der Sindikus Kicker las es.

Dies ist kein Brief, dies ist ein Theater-Artikel, welcher Sie in Schutz nimmt und dessen Abdruck ich vor mehreren Monaten in einem Wiener Journal gelesen zu haben, mich erinnere. —

Ich bitte um Entschuldigung, versetzte Raimund; in meiner Hastigkeit irrte ich mich. Hier ist der Brief. —

Der Sindikus durchblickte ihn. Ihr Irrthum ist verzeihlich, bemerkte Kicker; es ist dieselbe Handschrift, welche den Theaterartikel geschrieben.

Raimund erstaunte.

Er verglich die Züge beider Schreiben.

Bei meiner Ehre! rief Raimund, dieselbe Schrift! — Also Sie waren es, Antonie, welche vor fünf Monaten meine Ehre und nun mein Leben beschützte?

Antonie sprach kein Wort und schlug die Augen nieder.

Lohne es Ihnen Gott! sagte Raimund. Nur mit

meinem Leben soll meine Verehrung und Dankbarkeit für Sie enden!

Der Sindikus ließ sich durch diese kleine Episode nicht irre machen und diktirte die Aussagen aller Zeugen seinem Aktuar.

Erst nach zwei Uhr Nachts wurden die Protokolle geschlossen; mittlerweile hatte Direktor Hoch, im Gasthofe „zum Adler" die Zimmer bestellen lassen.

Am andern Morgen, um sieben Uhr fuhr die Gesellschaft nach Wien ab.

Um halb eilf Uhr vormittags traf sie in Wien ein.

Was mit Lawinger geschehen, auf welche Art es ihm gelang, aus dem Wirthshause in Gutenstein zu entkommen; was seine Genossen für ein Schicksal hatten, erzälen wir in einem der nächsten Capitel.

17. „Das Mädchen aus der Feenwelt."

Wir überspringen abermals einen Zeitraum von fünf Monaten und beginnen mit dem 10. November 1825, als mit dem Tage, an welchem Raimunds „Feenmädchen" zum ersten Male gegeben wurde.

Seine Krankheit und die Fata, welche sich daran geknüpft, verzögerten die erste Darstellung um ein ganzes Jahr.

In seiner, vom ihm selbst geschriebenen Biografie (Theaterzeitung, Jahrgang 1836) sagt er über dieses Stück Folgendes:

Als der „Diamant des Geisterkönigs" so glücklichen Erfolg hatte, wurde ich schon kühner und erfand mir selbst einen Stoff. Es war der zum „Feenmädchen" oder „Der Bauer als Millionär," in welchem sich viele läppische Kleinigkeiten befinden,

welche ich aber nur angebracht habe, weil ich fürchtete, das Publikum möchte meinen Stoff zu ernsthaft finden."

Toni war die erste Person, welcher Raimund dieses Stück vorzulesen wünschte.

Sie besitzen umfassende Bühnenkenntnisse, sagte Raimund. Sie haben mir dies bewiesen. Wer vom Theater so viel weiß wie Sie, so gut schreibt wie Sie, kann mir auch sagen, was an meinem Stücke gut oder schlecht ist.

Ich Bühnenkenntnisse? fragte Toni. Ich ein einfach erzogenes, bürgerlich gebildetes Mädchen?

O sprechen Sie nicht von Ihrer einfachen Erziehung, erwiederte Raimund. Ich weiß zu gut, woher sie Ihre literarische Bildung haben. Seit jener Zeit, in welcher ich Sie zum ersten Male sah, verlegten Sie sich auf das Studium aller guten Schriften über die Schauspielkunst, studierten die Werke der Dramaturgen, der berühmten Kunstrichter; von Lessing bis auf Tieck lasen Sie Alles, was die besten kritischen Schriftsteller schrieben; Sie lasen die Theatergeschichte aller Nationen; es gibt kein gutes Journal, das sich nicht auf Ihrem Schreibtische befände. — Ihre Schwestern erstaunen über den Eifer, mit welchen Sie Ihre Studien betreiben. — Sie sind nicht nur im Stande ein gründliches, Sie vermögen auch ein geistvolles Urtheil zu fällen. Daher gestatten Sie, daß ich Ihnen mein „Feenmädchen" vorlese.

Ihre Meinung von meinen unbedeutenden Kenntnissen, bringt mich in die größte Verlegenheit, erwiederte Toni. Meine Schwestern haben mir einen höchst unangenehmen Dienst erwiesen, daß Sie über die Lektüre, welcher ich mich widmete, ein Wort verloren. Meine Schwestern lesen Shakespeare, Schiller, Goethe u. s. w. so emsig wie ich; warum sprechen meine Schwestern nur von mir?

Ihre Schwestern behaupten, daß sie Shakespeare und andere Klassiker nur halb verstehen würden, wenn sie von Ihnen nicht den vollständigsten Kommentar erhielten. Bestreiten Sie daher nicht länger die Ansichten Ihrer liebenswürdigen Schwestern und meine Meinung über Ihr ästhetisches Urtheil, und gestatten Sie, daß ich mein Stück Ihnen vorlese.

Lesen Sie es, bat Antonie; wenn ich aber ein Urtheil darüber fällen soll, so kann dieses nur von meinem Gefühle, nicht von meinem Geiste, der hiezu nicht fähig ist, ausgehen.

Raimund las nun den ersten Akt seines Stückes vor.

Antonie unterbrach ihn nicht, weder mit einem Worte des Lobes, noch des Tadels.

Als Raimund mit seiner Vorlesung zu Ende war, sah er Antonie fragend an.

Als sie kein Urtheil aussprach, sagte Raimund:

Soll ich fortfahren? Wollen Sie erst das ganze Stück vernehmen, ehe Sie Ihre Meinung darüber äußern?

Heute lesen Sie mir nichts mehr vor, bat Antonie. „Der erste Akt erdrückt mich! ich ersuche Sie, mich erst sammeln zu lassen!“

Raimund wußte nicht, wie er sich diesen Ausspruch deuten sollte. Er war so befangen, daß er auf keine nähere Erklärung drang, sondern sein Manuskript zusammenrollte und mit den Worten von Antonien schied: also ein ander Mal, ein ander Mal erlauben Sie mir, Ihnen den zweiten Akt vorzulesen.

Mit diesen Worten verließ er Antonien.

Raimund konnte sich nicht beruhigen.

„Der erste Akt erdrückt sie!“ sprach er für sich. — Ist mein erster Akt unklar, oder zu reich an Handlung und Ideen! Ich verstehe sie nicht.

Raimund kam ganz verstimmt auf die Probe.

Wol erging es auch den Schauspielern beinahe so wie Antonien; auch sie erdrückte dieses Zauberspiel.

Korntheuer meinte:

„Das sind ja sechs Zauberspiele in Einem!"

Die Proben zeigten das Schwierigste, was je einer Schaubühne aufgebürdet wurde; die renommirteste Oper, das größte Ballet, das komplizirteste Spektakelstück boten keine solchen Schwierigkeiten wie dieses Zauberspiel; die Schauspieler, die Choristen, der Kompositeur, das Orchester, der Dekorateur, der Maschinist, der Theatermeister, die Arbeiter auf dem Theater, Alles wurde gejagt wie die verschiedensten Truppen in einer Schlacht; Raimund kommandirte wie ein General; aber ein General hätte noch leichtes Spiel gegen ihn; denn ein General führte wolexerzirte Truppen ins Gefecht, Raimund aber mußte jeden Statisten erst abrichten und jedem einzelnen Handlanger hinter den Koulissen, erst einprägen, was er zu beobachten habe.

Und der arme Requisiteur, welcher die hundert und hundert kleinen Behelfe, die verschiedenen Geräthschaften, die zahllosen Nebendinge zu besorgen hatte, der arme Requisiteur, was mußte dieser ausstehen!

Er war ein Böhme, welcher schlecht deutsch sprach, und tausend deutsche Worte nicht verstand.

Requisiteur! rief Raimund, notiren Sie sich den „Dolch" für den Zauberer „Pistorius," den „Gürtel" für „Ajaxerle," die „Blumen" für die „Jugend," den „Stab" für das „hohe Alter," die neun „goldenen Kegel" bei der Zauberbahn u. s. w.

Mein Gott! mein Gott! rief der Böhme, sagen se mär nur drei Utensili auf böhmisch, was hast (heißt) me „Gürtel," was hast me „Stab," was hast me

„Ajaxerle!“ Weiß ich ja gar nicht, wie sulchene Sachen ausschauen!

Wie viele tausend „Esel!“ Raimund auf diesen armen Mann niederregnen ließ, läßt sich nicht angeben.

Wo ist der Direktor? fragte Raimund im höchsten Zornesausbruche.

Hier! antwortete Sartory aus einer finstern Loge, in welche er sich bei Raimundschen Stücken immer flüchtete, um seinem Unwillen nicht zu verfallen.

Wie können Sie einen solchen „Heuochsen“ als Requisiteur anstellen? fragte Raimund den Direktor, der da glaubt, der Zauberer Ajaxerle sei ein Requisit!

Dieser Mann ist schon zehn Jahre Requisiteur, erwiederte Sartory, und hat noch immer genügt.

Ja, Ihnen mag er genügt haben, aber mir genügt er nicht! Doch ich werde mir schon helfen! — Sie werden für die Requisiten sorgen, Sie, Herr Direktor, Sie haben ohnehin nichts zu thun!

So ging es bei der ersten Probe her. Es fanden aber mehr als ein Dutzend Proben statt.

Als das Stück aus der Zensur kam, waren nur fünf Worte gestrichen. Dies machte einen freudigen Eindruck auf die Miеglieder der Administration des Theaters, und sie gratulirten hiezu dem Dichter.

Dennoch gaben diese fünf Worte Veranlassung, Raimunds Empfindlichkeit neuerdings zu zeigen.

Am Tage der Vorstellung begegnete Castelli dem Theatersekretär Bäuerle.

Hast Du nicht erfahren können, fragte Castelli den Theatersekretär, ob unserm Raimund in seinem „Feenmädchen“ von der Zensur viel gestrichen wurde?

Fünf Worte, antwortete Bäuerle, nichts weiter!

Mittags speisten Castelli und Raimund bei einem ihrer Freunde.

Mit großer Befriedigung habe ich erfahren, sagte Castelli zu Raimund, daß Dir nur fünf Worte gestrichen wurden.

Davon weißt Du? erwiederte Raimund höchst verwundert. Wer hat Dir dies gesagt?

Bäuerle, erwiederte Castelli.

Raimund war wie vernichtet.

Abends bei der Vorstellung stand Bäuerle auf dem Theater hinter einer der ersten Koulissen.

Nach den beiden Szenen der „Jugend" und des „hohen Alters" war der Beifall so enthusiastisch, daß Raimund drei Mal gerufen wurde.

Er ging in derselben Koulisse ab, hinter welcher Bäuerle stand.

Ich wünsche Dir vom Herzen Glück, sagte dieser. In einer solchen Begeisterung habe ich das Publikum noch nicht gesehen!

Gehorsamer Diener! versetzte Raimund und warf grimmige Blicke auf Bäuerle.

Wenn das Publikum schon jetzt in solchen Applaus ausbricht, fuhr Bäuerle fort, was wird es erst nach den Szenen des Aschenmannes anfangen!

Gehorsamer Diener! wiederholte Raimund noch grimmiger.

Was hast Du?

Nichts! Nichts!

So sprich doch!

Wenn Du es durchaus wissen willst, so sag' ich es Dir. Es hat mich nämlich sehr geschmerzt, daß Du Castelli die fünf gestrichenen Worte der Zensur mittheiltest.

Die gestrichenen fünf Worte?

Ja! — So Etwas schadet einem Stücke außerordentlich! Castelli kann dies weiter erzälen; er spricht zwar nur von fünf Worten, der Zweite, der es wieder

erzält, behauptet es wären zehn Worte gewesen, der Dritte spricht von zwanzig; — bis es der Hundertste weiter verbreitet, sind es schon zwanzig Seiten, die mir gestrichen wurden, und am Ende glaubt das Publikum, mein Stück habe gar keinen Sinn, weil die Zensur Alles herausgestrichen!

Aber das Publikum sieht ja Dein Stück, und daß es den tiefen Sinn desselben auffaßt, bemerkst Du ja heute!

Nun heute, heute, hast Du wol Recht, aber wenn ich wieder ein Stück schreibe, so bitte ich Dich: theile es nur keinem Menschen mit, wenn mir die Zensur auch nur eine Silbe streichen sollte!

Nach dem „Aschenliede," in welchem die fünf Worte, welche gestrichen wurden, vorkamen, und welches Lied wie bekannt, eine Sensation erregte, wie nicht bald ein Volkslied, kam Raimund wieder auf Bäuerle zu.

Jetzt kannst Du mir Deine Freundschaft beweisen, sagte er. Hast Du bemerkt, was mir geschehen ist?

O ja!

Ich habe „die unglückseligen fünf Worte" gesungen, die mir gestrichen wurden und habe die dafür hingesetzten, weggelassen. Ich hatte meine fünf Worte so im Kopfe, sie rutschten mir heraus, ich weiß nicht wie, ich kann nichts dafür! — Der Polizeidirektor wird nun augenblicklich aufs Theater kommen und mich zurechtweisen.

Raimund sah sich um.

Ach mein Himmel! da ist er schon!

Ich bitte Dich, bat er Bäuerle, entschuldige mich! — Ich muß wieder auf's Theater.

Der Polizeidirektor wendete sich an Bäuerle mit den Worten:

Das Publikum ist ganz bezaubert! Dieses Stück

wird hundert Vorstellungen erleben! Was sagt Raimund hiezu? Ist er recht vergnügt?

Der Beifall, den er heute erntet, macht ihn ganz betäubt! — Erst in einigen Tagen, wenn er sich wieder gesammelt hat, wird er über die Eindrücke sprechen können, die er empfangen.

Das Aschenlied! Das Aschenlied ist herrlich! Raimund hat zwar die Worte gesungen, die ich ihm gestrichen, aber —

Er bedauert unendlich, erwiederte Bäuerle, aber er hatte sich diese Worte so eingeprägt, daß sie ihm, hingerissen von der Musik, aus dem Munde schlüpften, er weiß selbst nicht, wie es geschah.

Er soll sie nur immerhin singen, versetzte der Polizeidirektor und lachte. Sagen Sie ihm dies. Ich legte diesen Worten einen ganz andern Sinn unter als sie haben; durch den Vortrag bemerkte ich erst, wie sie gemeint sind.

Der Polizeidirektor verließ die Bühne.

Als der Vorhang fiel, schlug es ein Viertel auf eilf Uhr auf dem nahen Johannisthurme, aber es schlug auch drei Viertel auf eilf Uhr und das Publikum war noch immer im Theater. Es ließ den Schlußchor einige Male wiederholen und rief am Ende Raimund und alle Hauptpersonen gewiß ein Duzzend Mal hervor.

Nun konnte sich Bäuerle erst des Auftrages des Polizeidirektors entledigen.

Die Zensur, sagte er, hat Dir nun gar nichts gestrichen. Dies werde ich doch Castelli mittheilen dürfen?

Ich bitte Dich, es zu thun! Theile es aller Welt mit! — Meine Freude ist grenzenlos! „Ich bin der „einzige Dichter in Wien, welchem die Zen-

„für nichts ausstreicht! Meine Stücke könnte „man ohne Zensur geben."

Man hätte glauben sollen, daß Raimund am andern Tage, nach der Vorlesung des ersten Aktes seines Stückes wieder zu Antonie geeilt und ihr auch den zweiten Akt vorgelesen haben würde, aber dies that er nicht! Er ließ sich entschuldigen. Erst nach der Aufführung, zu welcher er ihr eine Loge gesendet, begab er sich zu Antonie.

Nun, sagte er, Fräulein Antonie, wie äußern Sie sich jetzt? Erdrückt Sie noch immer mein erster Akt?

Sie haben ein gigantisches Stück geschrieben, versetzte Antonie. Ich muß es öfter sehen. Heute kann ich Ihnen nur meine Bewunderung „für die gelungenen Einzelnheiten" darbringen. Vieles blieb mir nicht im Gedächtnisse, manches überhörte ich. Bringen Sie mir Ihr Stück, damit ich es mit Muße lesen könne, dann will ich es wieder sehen und mein Erstaunen über Ihre riesige Fantasie auszusprechen suchen!

18. Nach der Aufführung des „Feenmädchens.

Nach dem Theater fand im Saale zum „Erzherzog Karl," auf Veranlassung des Doktor Manquet, ein großes Souper statt, zu welchem die ersten Mitglieder der Leopoldstädter Bühne geladen wurden.

Raimunds Freunde benützten dieses „Festessen" ihn mit einer „Gedächtnißmünze," welche sie während seiner Krankheit hatten prägen lassen, zu überraschen.

Raimund nahm diesen Beweis freundschaftlichen

Wolwollens dankbar an, allein die Medaille erfreute ihn nicht, sie war mesquin und die Art der Uibersendung war so ordinär, daß sie Raimund mehr anwiderte als auszeichnete.

Zu diesem Souper drängte sich eine große Anzahl von Personen, welche dem Theater nicht angehörten.

Manquet hätte den großen Saal im Redoutengebäude miethen können, um alle die Theatergönner unterzubringen, die sich meldeten.

Er mußte eine Auswahl treffen.

Unter den Freunden fielen ein polnischer Graf auf, welcher für die Auszeichnung neben Therese Krones sitzen zu dürfen, fünfzig Bouteillen Champagner übersendete, und ein Gelehrter aus Breslau, der bekannte Dr. Grattenauer, der für den Sitz an Raimunds Seite ein Hundert Dutzend Austern (im November an einem lauen Herbstabende) bot, welche aber nicht angenommen wurden.

Raimund fand sich sehr geschmeichelt, daß der berühmte Kunstrichter einen förmlichen Preis darauf setzte, neben ihm zu sitzen, aber im Verlaufe des Abends schien Raimund mit dem Breslauer Lessing nicht allzusehr zu harmoniren, und als ihn Gräfin Zitzay invitirte, an ihrer Seite Platz zu nehmen, folgte er der Einladung.

Grattenauers Benehmen war abstoßend, sein Ton schneidend und scharf. Emil Devrient hat ihn als Prototipus eines arroganten, norddeutschen Gelehrten in dem Schwank „die Leibrente“ auf das Theater gebracht und dadurch lächerlich gemacht.

Wer Emil Devrient in dieser Bluette sah, wird durch die gelungene Kopie Grattenauers sich das widerliche Organ dieses giftigen Rezensenten vorstellen können.

Als Raimund in den berühmten Kunstrichter

rang, ihm ein freimüthiges Urtheil über sein „Feenmädchen" zu sagen, versetzte dieser:

Die Szene, in welcher die „Jugend" von dem Bauer als Millionär Abschied nimmt, und jene, in welcher das „hohe Alter" ihn begrüßt, dann die Szene des „Aschenmannes" sind so genial, daß Ihr Stück schlecht sein könnte und ich würde es gut nennen. — Indeß nehme ich Ihnen doch Manches übel. — Sie haben Mythologie, Feerie, Allegorie und den christlichen Mythos äußerst bunt unter einander gewürfelt. — Dadurch schufen Sie ein Unding, brachten sich um die poetische Einheit und Klarheit, und dies beklage ich.

Ich wähnte, erwiederte Raimund, daß in einem Zauberspiele Alles erlaubt sei.

Inkongruenzen und Inkonsequenzen können nur einer Farce verziehen werden, einem poetischen Gebilde, welches doch Ihr Stück sein soll, nie.

Raimund fiel aus seinem Himmel; er war aber klug genug, nichts zu erwiedern.

Grattenauer besprach nun den Plan des Raimundschen Stückes. — Er ist nicht verständig und nicht verständlich, sagte er. Ihr „Bauer als Millionär" kommt mir vor wie ein Reisender, welcher nicht genug für seine Ausflüge in den Reisekoffer stecken kann, um sich nur ja recht zu belasten. Ihr „Bauer" führt einen ganzen Trödelmarkt bei sich. Welch ein Wust von Häßlichem und Schönem, von Abgeschmackten und Erhabenem, von Flachem und Tiefgedachten. — Dann der Ballast von schwäbischen, kroatischen, türkischen Zauberern, mit einer Fee aus Karlsbad! Endlich die bequemen Allegorien, den Haß als Haß, den Neid als Neid, die Zufriedenheit als Zufriedenheit hinzustellen. Aufrichtig gesagt, Herr Raimund, gegen Ihren „Diamant

des Geisterkönigs" haben Sie einen Rückschritt gemacht.

Raimund war ganz perplex.

Zum Glücke brachte Manquet einen Toast auf Raimund aus, in welchen die ganze Gesellschaft einstimmte und Raimund Veranlassung bot, mit seinem Champagner-Glase in der Hand, sich zu erheben und zum ersten Male in seinem Leben vor einer Dame anstoßend zu erscheinen.

Gräfin Vitzay reichte ihm nämlich ihr Glas entgegen und Raimund stieß mit seinem Glase an. Hierauf ließ die Gräfin den gefeierten Dichter nicht mehr aus ihrer Nähe und befreite ihn sonach von der Gesellschaft des alten, grämlichen Aristarchen aus Breslau.

Zunächst Raimund galten die Lebehochs der Krones.

Auch Raimund brachte Trinksprüche aus, und zwar auf das Wol der beiden Darstellerinnen der „Zufriedenheit" und der „Jugend."

„Der ewigen Jugend, sprach er und der ewigen „Zufriedenheit soll dieses Glas gelten; leben diese „Beiden ewig, dann wird jeder Mensch schon seinen „Himmel hienieden finden!"

Dieser Toast wurde mit Akklamation aufgenommen.

Raimund liebte es bei solchen Toasts die Runde an der Tafel zu machen.

Seine Tour führte ihn auch zu Theresen.

Lieber Raimund, redete Krones ihn an, den Liebesantrag, welchen ich Ihnen in Gutenstein ans Herz legte, nehme ich zurück. Ich bitte mir meine vollkommene Freiheit aus, denn der Herr Graf, den ich Ihnen hier vorzustellen die Ehre habe, überhäuft mich mit so zärtlichen Erklärungen, daß ich meine Herzen-

kammern vollkommen frei haben muß, im Falle ich ihn bei mir einziehen lassen würde!

Ich betrachtete Ihre Worte von jeher als Scherze, versetzte Raimund, und kann mich, da ich jetzt erfahre, daß Ihre Neigung zu mir nur Scherz gewesen, nicht grämen; ich wünsche aber, daß auch Sie sich nie grämen mögen! Therese Krones und Gram passen nicht zusammen.

Der sogenannte Graf, den Therese, Raimund vorstellte, war Severin von Jarosinsky.

Das Souper dauerte bis drei Uhr Morgens.

Die Gesellschaft trennte sich und fuhr nach Hause.

Raimund schlief wenig. — Grattenauers freimüthiges Urtheil raubte ihm den Schlaf.

Aber dieses „Feenmädchen" sollte ihm noch manche schlaflose Nacht kosten.

Da selbst viele seiner ehrlichsten und klügsten Freunde mit Raimund in vertrauter Unterredung beklagten, daß der Plan des „Feenmädchens" verworren, und daß ihn kein Wiener Journal faßlich und deutlich erzält habe, fand sich Raimund gedrungen, den Plan seines Stückes in der „Wiener Theaterzeitung" selbst, und zwar mit seiner Namensunterschrift umständlich mitzutheilen. Die Sache wurde hiedurch nicht besser. Der Plan des „Feenmädchens" blieb immer unklar.

Dessen ungeachtet gefiel das Stück fort und fort. — Der Zudrang des Publikums war so ungeheuer, daß die beiden andern Vorstadttheater, sie mochten darstellen, was sie wollten, kaum auf einigen Antheil rechnen konnten.

Jetzt erst zeigten sich die Uiberschätzungen Raimunds von der burleskesten Seite.

Wer im Dezember 1825 an manchen öffentlichen Orten widersprochen hätte, daß

Raimund der neue Shakespeare sei,
würde von Glück haben sprechen können, wenn er aus den meisten Kaffeehäusern mit geraden Gliedern hätte herauskommen können.

In Jünglings Kaffeehaus ereignete sich Folgendes:

Eine Gesellschaft junger Leute hatte sich am heiligen Dreikönigstage 1826 hier eingefunden.

Jeder, der zufällig in die Abtheilung trat, in welcher Raimunds Apologisten versammelt waren, wurde mit wilder Hastigkeit gefragt:

Welche Meinung haben Sie?

Halten Sie Raimund für den zweiten Shakespeare oder nicht?

Man kannte diese Herren.

Um den Unsinn, den sie schwatzten, ungestört anhören zu können, einen Unsinn, welcher häufig Stoff zu großem Gelächter gab, antwortete Jeder der Leopoldstädter Bürger, welcher in diesen Zirkel trat:

Der zweite Shakespeare ist Raimund! wer könnte es denn sonst sein als er!

Nehmen Sie Platz in unserm Zimmer, hieß es dann. Trinken Sie Ihren Kaffee bei uns! Sie sind unser Mann!

Da betrat an jenem 6. Jänner 1826 auch der Richter der Vorstadt Leopoldstadt, Herr Rott, diese Stube.

Herr Rott (schon ein Mal war in diesem Roman von ihm die Rede), war ein einfacher Mann, seines Zeichens ein Seilermeister, aber ein sehr braver Mann, welcher Raimund wahrhaft achtete, und nichts über ihn kommen ließ. — Dabei hatte Herr Rott, eingedenk seiner Würde als Gemeinde-Vorstand, keinen geringen Dünkel. Er hielt sich für unantastbar bei seinen Aussprüchen.

Als Herr Rott von den jungen Leuten gefragt wurde, „ob Raimund der zweite Shakespeare sei?" glaubte er, der noch nie den Namen Shakespeare hatte nennen hören, diese Benennung sei eine Beleidigung für seinen Freund Raimund.

Was ist das für eine Dummheit? fragte der Richter barsch. Der Raimund ist der Raimund, mit dem kann er zufrieden sein, und als dieser ist er der Erste! Punktum! Wer ihn noch ein Mal den zweiten Shakespeare nennt, der ist ein Esel! das sag' ich als Richter. Aus ist es!

Die jungen Leute kamen nun völlig außer sich.

Es wagte nicht nur Jemand, einer anderen Meinung zusein, als der ihrigen, es unterfing sich auch dieser Jemand, die jungen Enthusiasten „Esel" zu nennen.

Hinaus! riefen die Jünglinge. Hinaus mit dem Kerl!

Kerl? kreischte der Gemeindevorstand. Ich als Richter der Leopoldstadt ein Kerl? — Nun wartet, Ihr Lotter-Buben! — Und mit dem, mit einem goldenen Knopf gezierten, spanischen Rohr, versetzte er den Raimund-Shakespeareanern schnell ein paar Hiebe über die hohlen Schädel, daß es so dumpf klang, als wären ein paar Kürbisse getroffen worden.

Die jungen Leute fielen augenblicklich über den alten Herrn her.

Der Richter ist in Gefahr! schrie ein Bürger seinen Freunden zu, welche im Nebenzimmer saßen.

Eder, ein Fleckſieder, Meyerhahn, ein Schmiedmeister, Lassingleithner, ein Schiffmeister, Auer, ein Maschinentischler drangen herein. Ihnen schlossen sich noch fünf sechs handfeste Kämpen, darunter Oekonom und der Schauspieler Abweser an.

Oekonom rief dem Marqueur zu:

Mach' die Doppelthüre auf!

Und ehe man noch Drei zählen konnte, lagen die Shakespeareaner im Schnee vor dem Jünglingschen Kaffeehause.

Jüngling verlor 21 Gäste an einem Tage. Sie kamen nicht wieder.

Sie besuchten von nun an Schmierers Kaffeehaus am Petersplatz, in welchem sich ohnehin die Essenz der Raimund-Vergötterer befand.

Raimund selbst wagte sich nie in das Kaffeehaus am Peter. Er fürchtete die übertriebene Zuneigung seiner Freunde, und oft sagte er: Das sind die Bären in der Fabel. Ein solcher Bär schleudert Steine nach den Fliegen, die seinen Freund quälen, und wirft ihm dabei Löcher in den Kopf!

* * *

Es wurde vor dreißig Jahren in Wien an öffentlichen Orten, über nichts anderes gesprochen, als über das Theater.

Die Leopoldstädter Bühne stand in der vordersten Reihe des Tagsgespräches, und Raimund à la Tête.

Die Liebe zu Raimund war so ungeheuer, ja bei Vielen, besonders in einigen Vorstädten, so übertrieben, — daß sie völlig fabelhaft erschien.

Oekonom, welchen die Leser schon in dem Romane „Therese Krones," als einen eben so lustigen als schalkhaften Patron kennen lernten, trat eines Tages in das sogenannte „wällsche Bierhaus," vis à vis vom Leopoldstädter Theater.

Dort saßen die Raimundianer zehn Mann hoch, und sprachen von sonst nichts, als von Raimund.

Ja, der Raimund! sagte Oekonom, das ist ein Genie! Der könnte jetzt sein Glück machen! Aber er will nicht.

Soll er von hier fort? fragte der Wachsbossirer aus dem Prater.

Minister soll er werden! erwiederte Oekonom; das Auswärtige soll er übernehmen! Auf Metternichs Platz kann er jede Stunde kommen!

Aber er bleibt bei uns, in der Leopoldstadt?

Er bleibt dem Theater getreu! versetzte Oekonom mit Wehmuth. Ach, was könnte dieser Mann leisten!

Wahr ist's! erwiederte der Dürrkräutler. Aber weniger Verantwortung hat er jetzt!

Es lebe der Raimund! riefen Alle.

Wenn man nur sein Finanzprojekt ausführen möchte! fuhr Oekonom fort.

Hat er ein Finanzprojekt? fragte der Schneidermeister.

Und was für Eins! — Er will ein Steuer-Theater errichten. — Jeder, der eine Steuer bezahlt, bekommt ein Freibillet! Raimund will das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!

Und dies setzt er nicht durch?

Man weiß noch nichts Gewisses, erwiederte Oekonom. Raimund selbst würde aus eigenen Mitteln das Steuer-Theater erbauen.

Hat er so viel Geld? fragte der Tabakkrämer.

Ich will's glauben! gab Oekonom zurück. So oft Raimund eine Einnahme erhält, trägt er sie zu „Geymüller“ aufs Komptoir. 200,000 fl. hat er schon beisammen!

Das ist ein Kreuzkopf! sagte der Stärkmacher.

Er lebe! jubelten alle Gäste des wällischen Bierhauses.

Und der Herr von Oekonom ebenfalls! hieß es, der uns von unserm lieben Raimund gar so viel Schönes erzält!

Gehen wir hinüber ins Theater! forderte der Peit-

schenmacher die „wällischen“ Gäste auf, und rufen wir Raimund heraus, weil er das Widerwärtige-Auswärtige nicht übernehmen will!

19. Kriminal-Geschichten.

Als Raimund sich überzeugte, daß Krones mit dem sogenannten Grafen Jarosinski zu einem innigen Liebesverhältnisse sich verband, verbarg er seinen Unwillen darüber nicht.

Dieser sogenannte Graf erregte häufig Störungen im Theater.

Er trat bei den übervollen Häusern, welche das „Feenmädchen“ unausgesetzt fand, in das Parterre erst im zweiten Akte, kaum vor der Szene, welche Therese als Jugend erscheinen ließ, drang mit Brutalität durch die dichten Massen, sprach laut, lachte unverschämt, selbst bei Szenen, welche hiezu keinen Anlaß gaben, schrie auf eine dummdreiste Weise der Krones mitten in ihrem Vortrage des Liedes „Brüderlein fein,“ „Brava!“ zu; applaudirte so derb und toll, daß das Publikum über seine Unziemlichkeiten zischte, verließ nach der Szene der Krones seinen Sperrsitz eben so geräuschvoll und ungeschliffen, brachte, während die Vorstellung des zweiten Aktes noch stattfand, die ärgerlichste Störung hervor, fing fast mit jedem, der sich sein ungestümes Drängen nicht gefallen ließ, Händel an, und riß oft so undelikate Witze, wenn er an Damen vorüber ging, daß er sich stets die derbsten Zurechtweisungen gefallen lassen mußte.

Raimund war darüber entrüstet.

Er beschwerte sich über diesen „stockhaarigen

Grafen," wie er Jarosinsky nannte, bei Theresen.

Untersagen Sie ihm doch sein brüsques Benehmen, bat Raimund. Das Publikum ist empört über ihn; und täglich wiederholt er sein ärgerliches Eindrängen und wieder Hinauseilen während der Vorstellung. Wenn er nur nach dem ersten Akte erst kommen und nach dem zweiten Akte wieder weggehen möchte, so wäre alles gut, aber bei so ungeheuer vollen Theatern wird das impertinente Durcharbeiten eines doch für anständig gelten wollenden Mannes, äußerst lästig. Warum nimmt sich denn der Herr Graf keine Loge? Er soll ja reich sein, wie man wissen will.

Er bekommt keine Loge, erwiederte Krones; die Logen sind ja, wie bekannt, stets für zwanzig, dreißig Vorstellungen genommen.. Gewiß ist es nicht Geiz oder Schmutz von ihm, da er täglich den Sperrsitz Nr. 7 mit 5 fl. bezahlt. Graf Jarosinski ist die beste Kundschaft des Kassiers.

Numero Sieben ambitionirt der Graf? bemerkte Raimund. Eine verfluchte Nummer! Abergläubische Leute nennen die Sieben die Galgennummer! In Gottes Namen! Es gibt verschiedene Passionen. Sagen Sie ihm doch, die Sieben bleibt ihm ja nicht aus, wenn er auch noch so spät kommt!

Der Graf hat die Marotte, fuhr Therese fort, immer auffallen zu wollen. Neulich erzälte er mir, daß er in Warschau beinahe ein Duell gehabt hätte, weil er im dortigen Theater das Publikum ebenfalls täglich durch sein spätes Kommen genirte. — Der Graf reiste lieber ab, als daß er früher ins Theater kam.

Ach! seufzte Raimund, wenn er nur auch von Wien schon abreisen möchte!

Dies wünsche ich nicht! versetzte Therese. Er schwärmt immer von einer Reise nach Italien.

Reden Sie ihm zu, daß er nach Italien geht! Bis zur Spinnerin am Kreuze, will ich ihn mit Freuden begleiten.

Krones nannte Raimunds Späße unzart.

Was haben Sie denn an diesem burschikosen Bengel? fragte Raimund. Er ist ja häßlich! Ist das ein Gesicht für einen „ersten Liebhaber?" Wenn dieser Graf sich heute bei unserm Theater engagiren lassen wollte, würde ich ihm den Viehhändler in „Herr Josef und Frau Waberl" zutheilen. Und wie dieser Mensch hochmüthig, hochfahrend, hochnasig thut! Wenn man einen Kavalier, wie sie in Wien zu Hause sind, ihm entgegen hält, so ist das gerade wie ein Seidensammt und ein Kotzentuch!

Ach in der Liebe sucht er seines Gleichen!

Das mag sein, aber unsers Gleichen gewiß nicht.

Er kann auch schwärmen!

Ja bei einer Flasche Whoutki!

Sprechen Sie nicht so beleidigend von ihm!

Ich kann ihn einmal nicht leiden! Ich weiß nicht, was mir ihn so zuwider macht! Schuster und Korntheuer ergeht es wie mir. Ich muß Korntheuer immer abhalten, daß er auf dem Theater nichts von einem „Stier aus Podolien" extemporirt.

Es ist entsetzlich! betonte Krones, welche Feinde dieser gute Graf bei unserm Theater zählt und blos darum weil er ungenirt ist und sehr viel Geld besitzt.

Hörens auf! — Da müßte man jeden reichen Mann anfeinden! Die Reichen geniren sich nirgends, aber die reichen Leute, welche unser Theater besuchen, sind wohlerzogene Menschen, sind Freunde der Kunst, kommen zu uns, sich zu erheitern, beweisen uns ihre Zuneigung und betreten unser Schauspielhaus nicht aus gemeinen Nebenzwecken! — Nichts für ungut, Fräulein Krones! Sagen Sie Ihrem Grafen dies

nur wieder! Ich bin zwar nicht reich, aber einem Manne, ohne Erziehung gegenüber, genire ich mich auch nicht.

Raimund entfernte sich.

*   *   *

In der Zeit in, welcher die Vorstellungen des „Mädchens aus der Feenwelt" den allergrößten Zudrang fanden, trat eine Ferienzeit für Theaterproben ein. Man dachte an kein neues Stück, und es genirte sonach Raimund nicht im Geringsten, als er häufig seine Vormittage im Kriminal-Gerichtshause zubringen mußte, um gegen Lawinger auszusagen, welcher mittlerweile nach Wien geliefert worden war, um mit seinen gedungenen Mördern hier verurtheilt zu werden.

Es interessirte Raimund, endlich zu erfahren, auf welche Weise Lawinger aus dem versperrten Passagierzimmer des Wirthshauses in Gutenstein entkommen.

Er erfuhr es.

Lawingers Entkommen ging ganz natürlich zu.

Bei dem großen Andrange von Fremden, während der Pfingstfeiertage in Gutenstein, und bei dem Mangel an Unterkunft, mußte der Wirth seine eigenen Wohnzimmer an die Passagiere abtreten, und Lawinger erhielt eines davon, und zwar gerade das, in welchem sich die Einschreibbücher des Wirths, die eingeschraubte eiserne Kassatruhe, die sämmtlichen Schlüssel und die Hauptschlüssel zu allen Zimmern des Hauses, befanden.

Hätte der Wirth ahnen können, welch einen gefährlichen Gast er beherberge, er hätte ihn gewiß nicht aufgenommen.

Obgleich des Wirths Kassa wohl verwahrt und mit guten Schlössern, zu welchen der Wirth die Schlüssel in der Tasche trug, versehen war, so hätte er den Gau-

ner gewiß abgewiesen, allein die Gewinnsucht verleitete ihn, auch dieses Zimmer pr. 5 fl. für die beiden Feiertage abzulassen, und gegen den „propre" gekleideten Herrn und seine beiden geschmackvoll geputzten Damen, die für zwei andere komfortable eingerichtete Zimmer in der Nähe Lawingers den Preis von 5 fl. für den Tag nicht zu hoch fanden, kein Mißtrauen zu hegen.

Lawinger hatte die Hauptschlüssel in diesem Zimmer bald ausfindig gemacht.

Er bediente sich ihrer, schloß nach gemachtem Gebrauche die Haupt- und Doppelthür, die in ein Nebengemach führte, gehörig ab; fand in dem Nebenzimmer den Kittel und den Hut eines Kutschers, bediente sich desselben, und entkam noch früher, als das Hausthor verschlossen wurde.

In Pernitz setzte sich Lawinger auf einen Bauernwagen und fuhr bis Gutenbrunn. Dort warf er seine Verkleidung von sich und eilte Abends nach Baden, wo er nur eine Nacht verweilen, und am andern Morgen über Wien, in weiterer Verkleidung, nach Ungarn entkommen wollte.

In Baden wartete Lawinger in der Nähe des Theaters auf einen Freund aus Pest, den er um einen ungarischen Anzug ersuchen wollte, der aber leider dem „Barometermacher" beiwohnte.

Lawinger lawirte auf dem Theaterplatze, bis sein Freund etwa das Schauspielhaus verlassen würde.

Da erblickte ihn Raimund.

Lawinger versicherte in seinen Aussagen, daß er Raimund nicht gesehen als er auf dem Theaterplatze in Baden erschien, und daß, wenn er ihn gesehen, er alsogleich aus Baden entflohen wäre. Als Raimund von der Bühne des Badner Theaters herabgekommen, sagte Lawinger ferner, hätte er denselben

nicht erkannt, sei aber unwillkürlich ihm näher getreten, im Falle dieser ein Schauspieler oder ein Chorist Hochs gewesen, er ihn habe ersuchen wollen, seinen Freund (Gröpplein hieß dieser) aus dem Parterre herauskommen zu lassen.

Lawingers Entsetzen sei grenzenlos gewesen, behauptete er ferner, als Raimund plötzlich vor ihm gestanden. Lawinger sei darüber so erschrocken, daß er sich unmöglich bei seiner Ergreifung habe zur Wehre setzen können.

Einen Mordversuch habe Lawinger nicht im Sinne haben können, da er Raimund nicht in Baden vermuthet, auch weder ein Messer, noch ein Stilet, noch eine Pistole bei sich gehabt.

Daß Lawinger das Unglück hatte, schwache Augen zu besitzen, war bekannt. Bei der Nacht, in einiger Entfernung sah er sammt den Brillen, die er trug, nicht gut.

Diese Aussage wurde als wahr angenommen.

Daß Lawinger die Raubschützen als Mörder gedungen, leugnete er hartnäckig, so wie er leugnete, die beiden Banditen je gesehen zu haben.

Lawingers beide Konkubinen, Frau Loth und ihre Schwester, von welchen es sich herausstellte, daß sie von dem Attentat auf Raimund nichts wußten, wurden wegen Mangel an Beweis eines Antheils an dem Anschlage entlassen.

Als Raimund, seiner Aussagen wegen, häufiger als ihm angenehm war, das Gerichtshaus auf dem „Hohen Markte" betreten mußte, besuchte er auch den Kriminalrath Schweydler, der in diesen Mittheilungen schon einmal vorgekommen.

Raimund bat Schweydler einstens, daß, wenn einmal ein Raubmörder zum Tode verurtheilt werden sollte, ihm der Rath Schweydler, während der

letzten drei Tage eines solchen Delinquenten, Gelegenheit geben möchte, den Unglücklichen sehen und vielleicht gar mit ihm sprechen zu können.

Rath Schweydler überraschte Raimund, als dieser eines Vormittags in sein Bureau trat, mit den Worten:

Nun vermag ich, lieber Raimund, Ihrem Wunsch, einen zum Tode Verurtheilten, in seinen letzten Tagen zu sehen, zu entsprechen. —

Ein gewisser Georg Plißtiak, erzälte der Kriminalrath, aus Mähren gebürtig, neunundzwanzig Jahre alt, ein Taglöhner, hat, um ein zweiundachtzig Jahre altes Weib, welches 6 fl. 39 kr., in ihren Unterrock eingenäht hatte, zu berauben, die Greisin erdrosselt. Diese That verübte er auf grausame Weise. Er wird nach drei Tagen hingerichtet.

Das ist ja ein Ungeheuer! rief Raimund. Wie sieht denn dieser Kerl aus?

Sie können ihn schon morgen sehen, erwiederte der Rath, morgen, wenn ihm das Todesurtheil vorgelesen wird!

Und da kann ich auch mit ihm sprechen?

Was wollen Sie mit einem solchen Menschen sprechen?

Das weiß ich noch nicht, aber ich rede ihn an. Das ist für mich die Hauptsache!

Sprechen können Sie ihn morgen nicht. Erst wenn er im Aussetzzimmer sich befindet und da können Sie ihm höchstens Trostesworte sagen. Uiber seine That dürfen Sie nicht mit ihm reden!

Wann soll ich kommen, Herr Rath?

Für Sie, da Sie wahrscheinlich psichologische Betrachtungen machen wollen, wäre es wol am geeignetsten, in der letzten Nacht vor des Unglücklichen Tode ihn zu sehen. — Kommen Sie daher nächsten Mitt-

woch Nachts um eilf Uhr in meine Wohnung; holen Sie mich ab; ich führe Sie zu ihm!

Ich kann es nicht erwarten, erwiederte Raimund. Ja, Herr Rath, ich werde kommen! Einen zum Tode Verurtheilten werde ich sehen, in der letzten Nacht vor seinem Ende! Es wird „schauerlich interessant" sein! Ein Dichter muß Alles sehen, und ein Schauspieler nicht minder! Vielleicht schreibe ich einmal ein Stück und bringe einen Delinquenten hinein! So Etwas packt das Publikum und ich bin ein Freund von gewaltigen Effekten!

20. In der Aussetzstube des Delinquenten.

Raimund erschien mit dem Kriminalrath Schweydler in der Nacht um halb zwölf Uhr in der Aussetzstube des Delinquenten.

Ehe Beide eintraten, fragte Schweydler den Obergefangenwärter in der Vorstube:

Wie benimmt sich denn der Unglückliche?

Er ist gefaßt. — Vor einer Stunde wünschte er noch ein Mal zu beichten. — Er beichtete. Jetzt verzehrt er sein letztes Abendbrot.

So spät? fragte Raimund.

Plißtiack wies früher Speise und Trank zurück. Er hat aber plötzlich Hoffnung geschöpft, daß er begnadigt werde. Die Liebe zum Leben machte sich geltend; er verlangte zu essen und zu trinken.

Kann er begnadigt werden? fragte Raimund den Rath.

Des Kaisers Milde vermag Alles, allein ich zweifle. Jetzt müßte der Gnadenakt schon herab gelangt sein. — Es ist auch kein Grund vorhanden, zu glauben,

daß für diesen Mörder irgend ein Schritt zu seinem Gunsten gemacht worden sei.

Sprechen Sie nicht etwa mit ihm darüber, daß er vielleicht nicht hingerichtet werden würde, wendete sich Schweydler an Raimund. Eine solche Täuschung wäre entsetzlich!

Gott bewahre! versetzte Raimund.

Schweydler führte Raimund in die Armensünderstube.

Da saß Plißtiack und aß mit ziemlichem Appetite.

Ein Kapuziner befand sich neben ihm und betete.

Als die beiden Herren eintraten, riß der Unglückliche seine Augen weit auf.

Mein Gott! mein Gott! sagte er, bringen Sie mir vielleicht Pardon?

Raimund beengte es die Brust, daß er nicht sprechen konnte.

Er starrte den Delinquenten an und verbarg, so gut es sein konnte, seine Gemüthsbewegung.

Schweydler antwortete: Wir sind gekommen, Dich zu sehen, und freuen uns, zu vernehmen, daß Du Dein Schicksal mit männlicher Entschlossenheit erleiden wirst.

Ich werde vor Gott Gnade finden, antwortete Plißtiack. Der ehrwürdige Geistliche hat mir dies zugesagt. Da nun Gott mich begnadigen wird, werden es die Menschen wol auch! — Ich habe ein entsetzliches Verbrechen begangen; ich habe einem achtzigjährigen Mütterlein die Lebenstage verkürzt, aber Tags vorher, als ich sie sprach, und sie noch keine Ahnung hatte von dem, was ihr bevorstand; als ich sie fragte, ob sie gerne lebe, antwortete sie mir: „Mein Leben ist mir zur Last, und ich bin der Welt zur Last. Je eher Gott mich abruft, desto lieber ist es

mir!" — Das wird man hohen Orts gelten und mich nicht hinrichten lassen.

Ich habe Dir schon gesagt, mein Sohn, erwiederte der Kapuziner, daß die Unglückliche, wie Du selbst behauptest, ausgerufen: „Je eher Gott mich abruft, desto lieber ist es mir:" Gott hat das alte Mütterchen aber nicht abberufen, Deine frevelhafte Hand, griff Gottes Rathschlüssen vor! Du hast Dich an dem Allmächtigen schwer versündigt, Du hast Deine Nebenmenschen beleidigt und das Gesetz zur Rache aufgefordert.

Ich erleide seit drei Tagen die Todesangst, ehrwürdiger Herr, ich bitte um Gnade.

Raimund konnte sich nicht mehr zurückhalten.

Und das Gewissen? fragte er, Ihr Gewissen, schweigt dies? Vermögen Sie denn noch zu leben, wenn Sie einen Mord begangen?

Der Delinquent fing plötzlich heftig zu weinen an.

Ach! klagte er, daran darf ich nicht denken. Als sich die alte Frau zu wehren suchte und mir zurief: „Du willst Geld, nimm es, aber laß mich leben!" Da schrie ich: „Daß Du mich verrathen könntest?" -- Hierauf würgte ich sie neuerdings, schlug ihren Kopf heftig an die Baumwurzeln, kniete mich auf sie, und ließ nicht eher ab, sie zu mißhandeln, bis sie verschied! — Ja, ja, sterben! sterben ist für mich das beste! — Euer Hochwürden, sagen Sie mir noch ein Mal Ihr erhebendes Gebet vor. Ich will es noch ein Mal beten und dann sterben!

Der Vater betete laut.

Der Delinquent sprach das Gebet nach.

Raimund wurde so ergriffen, daß er ebenfalls betete.

Dem Rathe Schweydler traten Thränen in die Augen.

Als der Sünder gebetet hatte, schlug es auf der Hausuhr des Kriminalgebäudes, zwölf Uhr.

Noch sechs Stunden habe ich zu leben, jammerte Plißtiack.

Gehen wir, sagte Schweybler zu Raimund. Sie haben den Arrestanten gesehen und gesprochen; lassen wir ihn mit seinem Priester allein.

Noch einen Augenblick! bat Raimund.

Willst Du jetzt nicht versuchen einige Stunden zu schlafen? fragte Schweybler den Verurtheilten.

„Ich, und schlafen? Sollten Sie mir selbst Pardon bringen, Herr, so würde ich nicht schlafen können; wenigstens diese Nacht nicht — und wol keine Nacht meines Lebens mehr, so wie ich einst schlief!

Sage mir jetzt einmal aufrichtig, fragte Schweybler, warum hast Du, die Blutthat, die Du begangen, selbst noch geleugnet, als Du überführt wurdest?

Weil mir ein Mitgefangener in meinem Arreste tagtäglich zugerufen: „Und wenn zehn Zeugen bei Deinem Morde zugegen gewesen wären, so leugne! Wenn Dein Geständniß fehlt, so kannst Du nicht gehangen werden!"

Dann aber ließest Du Dich eines Morgens plötzlich bei Deinem Richter melden. Du erschienst vor ihm und gestandest die That mit allen Nebenumständen. Was änderte Deinen Entschluß?

Dieser Herr, antwortete Plißtiack, indem er auf Raimund wies, hat es genannt, dieses Ding, von dem der Mensch nicht weiß, wo er es sitzen hat, und das ihn mehr quält als jede fisische Qual, welches schreit ohne Stimme, bis ins innerste Mark verwundet, ohne Dolch und Messer und mit Millionen Hieben peitscht ohne Knute und Geißel.

Dieser Mensch soll ein Taglöhner gewesen sein?

fragte Raimund den Rath. Ein Bursche ohne Bildung und Kenntnisse?

Ein Taglöhner, ja, ja ein Taglöhner! erwiederte der Delinquent. Taglöhner sind wir alle auf der Welt. Vom Niedersten bis zum Höchsten. Jeder arbeitet für den Taglohn. Was Einer Morgens leistet, muß ihm Abends vergolten werden. Bei mir findet eine Ausnahme statt. Was ich an jenem Abende vollbracht, dafür erhalte ich am Morgen den Lohn!

Wird dieser Unglückliche plötzlich inspirirt? fragte Raimund den Kapuziner.

Er ist ein Anderer geworden, versetzte der Kapuziner. Was Sie von ihm hören, sind meine Worte. Ich beklage diesen Armen innig.

Hätten meine Eltern mich in meiner Jugend einem so würdigen Priester anvertraut, wie dieser ehrwürdige Vater ist, ich säße nicht hier. Meine Eltern ließen mich aber nie unterrichten. Ich durfte keine Schule besuchen; ich wurde nicht zur Kirche angehalten; — der Hund, der mich auf die Weide begleitete, erhielt mehr Unterricht als ich. Ihn lehrte mein Vater Wachsamkeit, Anhänglichkeit, Treue, Furcht vor Strafe und den Trieb, seine Obliegenheiten zu erfüllen. Als ich mit dem Hunde und der Herde nach Hause zurückkehrte, wußte „Pack" genau, ob eines der Lämmer fehle; er ruhte nicht, bis er es fand; ich vermochte die Lämmer nicht zu zählen, denn ich hatte es nicht gelernt. Ich erfand mir daher, sie Paar und Paar zu ordnen; blieb eins über, wußte ich, daß eins fehle. Fehlten aber zwei, so vermißte ich keines. Pack allein wußte dies.

Das ist ein ganz neuer Charakter! rief Raimund. Dieser Mensch macht mich konfus! — Die Art und Weise, wie er sich ausdrückt, kann ihm nicht angeflogen sein! — Nehmen Sie es nicht übel, wendete

sich Raimund an den Delinquenten, aber ich glaube es nicht, daß Sie keine Bildung erhielten. Sie erhielten sie durch den Umgang mit gebildeten Menschen. Sie haben viel gelesen. —

Ich kann nicht lesen; ich habe es nicht gelernt.

Gehen wir, gehen wir, sagte Schweydler zu Raimund. Der Pater will mit Plißtiack beten.

Noch einen Augenblick! bat Raimund.

21. Vor der Exekution.

Ich muß Sie dringend ersuchen, den Delinquenten mit mir allein zu lassen, wendete sich der Pater an Raimund. Der arme Sünder bedarf der Ruhe, und keiner weiteren Aufregung. — Er ist durch Ihre Fragen veranlaßt, offenbare Lügen auszusprechen, aber der Lüge soll er in den letzten Stunden seines Lebens nicht mehr verfallen.

Raimund wollte noch Etwas sagen, aber Schweydler zog ihn hastig fort.

Wenn ich nur wüßte, sagte Raimund, als er mit dem Kriminalrathe die Treppe erreichte, was es mit diesem Menschen für eine Bewandtniß hat. —

Wenn ich hätte ahnen können, in welche Gemüthsbewegung Sie dieser Unglückliche versetzt, erwiederte Schweydler, so würde ich Sie um keinen Preis hieher geführt haben.

Im Gegentheile, erwiederte Raimund, ich bin Ihnen ewig dafür dankbar. Nur das Räthselhafte an diesem Menschen quält mich. Es gefällt ihm wahrscheinlich, diejenigen, die sich ihm nahen, zu mistifiziren. Was er war, in welchen Verhältnissen er lebte, muß ja die Untersuchung herausgestellt haben!

Ich werde morgen seinen Richter, den Magistratsrath

Beck, darum befragen. Ich will Ihnen genaue Mittheilungen machen. Heute weiß ich selbst nicht Bescheid. Als sein Prozeß in der Sitzung vorkam, war ich abwesend. Jetzt aber verlassen Sie dies Haus. Ich habe noch Rapporte zu erhalten. Sie wissen es, daß ich Haus-Kommissär bin. Schlafen Sie wol, Herr Raimund.

Ich gehe nicht schlafen! versetzte Raimund, das wäre auch ein schöne Nacht! Ich könnte kein Auge zubringen. Ich danke Ihnen verbindlichst, Herr Rath, daß Sie mich hieher geführt. Morgen besuche ich Sie in Ihrem Bureau; vielleicht können Sie mir morgen schon, über das „logogrifische Ungeheuer" von einem Delinquenten Aufschluß geben.

Als Raimund auf dem Wege von dem Hohenmarkte nach dem „rothen Thurme," den „Fischhof" passiren wollte, sah er das Wirthshaus daselbst, glänzend beleuchtet, und der Tumult froher Zecher drang ihm ins Ohr.

So eben fällt mir ein, sagte Raimund für sich, daß ich noch nicht zu Abend gegessen habe! Vielleicht erhalte ich hier noch einen Imbiß.

Raimund trat in das Wirthshaus.

Der Wirth, Herr List, kam ihm entgegen.

An einem Tische befanden sich die sogenannten Stammgäste, welche Raimund alle kannten, und ihn willkommen hießen.

Sie rückten zusammen.

Raimund mußte an ihrem Tische Platz nehmen.

Meine Herren, sagte Raimund; ich komme gerade vom Delinquenten. Ich muß gestehen, dieser Mensch hat mich so verwirrt, betäubt und bestürzt gemacht, daß ich mich sehr glücklich fühle, hier eine Gesellschaft zu finden, die mich wol aus meiner Verblüffung reißen wird.

Raimund erzälte nun Alles was er durch den „ausgesetzten" Mörder erfahren.

Haha! lachte Doktor Scribanek, (ein geachteter Jurist, der sich ebenfalls an diesem Tische befand,) — so gibt der Unglückliche, seine Neigung, den Mistagogen zu spielen, noch nicht auf! — Während der Untersuchung verfiel er häufig in diese Gewohnheit. Gewiß hofft er auf Begnadigung, weil er seinem alten Hang wieder fröhnt.

Der Kerl spricht aber Dinge; die so lange die Welt steht noch kein Taglöhner gesprochen hat! rief Raimund.

Taglöhner war er ja erst seit einem Jahr, erwiederte der Doktor. Plißtiack mußte Taglöhner werden, weil er in keiner anderen Eigenschaft sein Unterkommen gefunden hätte.

Was war er denn?

Buchbinder!

Da muß er ja lesen können?

Freilich! Und er hat viel gelesen! Nur zu viel! Zum Unglücke sehr schlechte Bücher! Der Patron stahl die guten Bücher und verkaufte sie, die schlechten stahl er zwar auch, aber er eignete sich zuerst ihren Inhalt an. Der Magistratsrath Beck, sein Untersuchungsrichter, hat mir dieses Mittelding zwischen Wissen und Unwissenheit genau geschildert.

Der verwünschte Kerl! rief Raimund. Ei! Jetzt muß ich ihn mir noch ein Mal ansehen!

Sie werden doch nicht noch ein Mal in die Aussetzstube zurück gehen wollen?

Gewiß nicht! entgegnete Raimund. Aber ich sehe den Burschen an, wenn er ausgeführt wird.

Um sieben Uhr besteigt er den hohen Wagen.

Da dürfen Sie sich nicht verschlafen, meinte der Wirth. Es geht schon auf zwei Uhr.

Ich lege mich gar nicht nieder! versetzte Raimund.

Dann machen Sie es wie die Herren an jenem Tische, erwiederte der Wirth, indem er auf einen Tisch in der sogenannten Schwemme wies. Die Herren sind aus den entferntesten Vorstädten, von Matzleinsdorf, Margarethen, Gumpendorf, nach der Stadt gekommen; sie wollen hier bleiben bis vier Uhr Morgens und dann sich den besten Platz am Schrannengebäude erobern, damit sie dem Delinquenten so nahe sind, daß sie ihn jeden Augenblick bei der Hand nehmen können.

An diese schließe ich mich an! betheuerte Raimund.

Und wollen die ganze Nacht aufopfern? fragte der Seidenhändler Elser, einer der standhaftesten Gäste des Fischhofes. — Da mache ich Ihnen einen anderen Vorschlag. Ich wohne in dem Hause, das an das Kriminalgerichtsgebäude anstößt; in dem Durchhause, in welchem sich die Leinwandhandlung zum „breiten Stein" befindet. Meine, dem Schauplatze am nächsten liegenden Zimmer habe ich zwar an einem italienischen Grafen vermietet, aber der Graf wird mir schon ein Fenster für Sie ablassen; — wo lebte denn ein Fremder oder ein Einheimischer, welchem Raimunds Namen nicht bekannt wäre, und der ihm nicht mit Freuden irgend eine Aufmerksamkeit erzeigen möchte! — Das Fenster links in meiner Wohnung, das jetzt dem Grafen gehört, ist so nahe, daß man den Balkon, von welchem das Todesurtheil vor drei Tagen abgelesen wurde, wie zu demselben Hause gehörig betrachten kann, und heute den Delinquenten, bei dem Ausführen, vor sich hat, wie die Flasche Gumpoldskirchner, die mir soeben der Kellner auf den Tisch stellt.

Ich nehme Ihre Einladung an! versetze Raimund. Gehen wir sogleich!

Warum nicht gar! lachten alle.

Sie haben ja Ihren Braten noch nicht verzehrt, bemerkte Skribanek.

Sie müßten nur bei mir noch ein paar Stunden schlafen wollen, warf Elser ein, wenn Sie jetzt fortwollen. — Das kann auch geschehen! Ein Gastbett, und noch dazu ein sehr nettes, steht Ihnen zu Diensten.

Schlafen, meinte Raimund, könnte ich nicht! Den Delinquenten bringe ich vielleicht, vier Wochen nicht aus meinem Kopfe! Seine stieren Augen werden mich in meiner Fantasie noch lange anglotzen, seine eingefallenen, todtengelben Wangen, werde ich nie vergessen!

Wenn dies ist, ermahnte Skribanek, so lassen Sie sich's nicht einfallen, etwa gar zur Richtstätte hinaus zu fahren, und dem Akte des Freimanns beizuwohnen. — Ich war vor fünf und zwanzig Jahren Auditor. Damals mußte ich einem armen Soldaten das Todesurtheil unterm Galgen verlesen, und mußte aushalten, bis er geendet hatte! — Noch jetzt sehe ich den Unglücklichen vor mir! —

Noch eine Bouteille Weidlinger, Herr Wirth, setzte D. Skribanek hinzu, ich will mir die Erinnerung aus dem Gedächtnisse trinken.

Im Rothgässel, an der Ecke des Fischhofes, wurde es sehr lebendig.

Geschrei, dumpfes Gemurmel, lärmendes Vorüberschreiten wurde immer hörbarer.

Brennt es? Ist ein Unglück geschehen? fragte Raimund, und horchte. —

Gott bewahre! versetzte Herr List. Das sind lauter Neugierige! Das sind blos die Delinquentenbeschauer aus der Leopoldstadt, aus der Jägerzeile, vom Tabor und vom Spitz! — Durch das Rothgässel allein ziehen einige Tausend Menschen, den armen Sün-

der zu sehen. Daraus mögen Sie schliessen, welche Massen aus den übrigen dreißig Vorstädten und aus der Stadt selbst, zusammenströmen.

Und diese stellen sich alle auf dem „Hohenmarkte“ auf? fragte Raimund.

Was immer der Hohemarkt zu fassen vermag, stellt sich gewiß hier auf; die übrigen vertheilen sich auf den Lichtensteg, in die Bischofsgasse, den Stephansplatz u. s. w., bis zur Spinnerin am Kreuze. Eine halbe Million Menschen hat auf diesem Wege wol Raum!

Es ist eine alte Geschichte, daß an Tagen, an welchen ein „armer Sünder“ ausgeführt und gerichtet werden soll, an öffentlichen Orten schwerlich von etwas Anderem die Rede ist, als von demselben. Da kommen die Schreckenshistörchen von allen den Unglücklichen wieder aufs Tapet, die vor ihm hingerichtet wurden. Alle möglichen Gehängten, Geköpften und Geräderten müssen die Revue passiren.

So war es auch hier.

Ein Leinwandhändler, Gröller hieß er, dessen Vater, den Magistratssecretär Zahlheim im Jahre 1786, am 10. März, „ausführen,“ „zwicken“ und „rädern“ sah, schilderte die Qualen des Verbrechers so umständlich, daß Raimund beinahe „übel“ geworden wäre.

Er war der Letzte, welcher unter Kaiser Josef die Todesstrafe erlitt, bemerkte Skribanek.

Und als unter Kaiser Franz die Todesstrafe wieder eingeführt wurde, ergänzte ein fürstlicher Beamter, der sich ebenfalls in dieser Gesellschaft befand, war Anton Luger (bekannt unter dem Namen der „Stärkmacher Tonerl“) der Erste, welcher, und zwar am 16. Mai 1805, gerichtet wurde.

Was haben diese Beiden verbrochen? fragte Raimund.

Jeder, dieser Entsetzlichen, erwiederte der Leinwandhändler, hat seine Geliebte grausam ermordet und beraubt.

Und die Greißlerin, Theresia Karrer, erzälte der Wirth, hat gar ihren Ehegatten im Schlafe erschlagen!

Sie ist am 16. März 1809 gehangen worden, bekräftigte der Leinwandhändler. Ich sehe sie noch. — Als sie auf die Leiter hinaufgezogen wurde, verlor sie ihren Schuh, und rief: „Scharfrichter! Geben Sie mir meinen Schuh wieder!“

Ist dies wahr? fragte Raimund.

Ja, ja! antworteten Alle. Das ist wahr! Das hat sie gesagt, zwei Minuten vor ihrem Ende!

Das war ja ein gräßliches Weib!

Seit hundert Jahren, ergänzte der Leinwandhändler, war dies das einzige Weibsbild, das in Wien gehängt wurde!

Und war es sauber?

Bildsauber! Erst 23 Jahre alt, in Atzgersdorf geboren, nur zwei Monate verheiratet!

Diese beiden hat der Tod schnell getrennt! versetzte Raimund.

Und nun erst Johann Georg Grasel, Jakob Fähding, Ignaz Stangel, welche am 31. Jänner 1818 auf dem Glacis, am Samstag vor dem Faschingsonntag gehängt wurden, wobei zu bemerken, daß in diesem Jahre der allerkürzeste Fasching fiel!

Sie wissen ja Alles auf den Tag! bemerkte Raimund.

Ich besitze, erwiederte der Leinwandhändler eine vollständige Sammlung aller Todesurtheile seit Kaiser Karl VI. Regierung bis auf heute.

Da können Sie ja den „österreichischen Pitaval“ herausgeben! versetzte Raimund.

Wer weiß, was noch geschieht! antwortete der Leinwandhändler.

Indeß wurde es immer lärmender im Rothgäffel.

Unter ähnlichen Gesprächen verfloß die Zeit. —

Es schlug drei auf der Thurmuhr des nahen Kriminalgerichtshauses.

Brechen wir auf! wendete sich Elser an Raimund.

Ja, ja! versetzte dieser, sonst können wir in Ihr Haus nicht mehr hinein!

Wir müssen uns auf jeden Fall von rückwärts (in der Landskrongasse) aufsperren lassen.

Die Gesellschaft trennte sich.

Elser und Raimund mußten wirklich ihren Weg durch die Landskrongasse nehmen.

Bis Elser und Raimund sich halbwegs heimisch finden konnten, war es vier Uhr geworden.

Der Tag graute bereits.

Die Dienstleute Elsers waren alle auf den Beinen.

Sogar Elsers Frau schlief nicht mehr.

Sie kam in einem eleganten Negligé in das Zimmer ihres Gatten.

Elser stellte Raimund seiner Frau vor.

Ich bin doch wol nicht Ursache? fragte Raimund, daß Sie, gnädige Frau, Ihr Schlafgemach verließen?

Gewiß nicht! versetzte Frau Elser. Die italienische Gräfin, welche seit einigen Tagen bei uns wohnt, hat mich aus meiner Ruhe gebracht. Ihr Gatte wurde gestern zu einem Souper geladen, und ist bis jetzt noch nicht nach Hause gekommen. Die arme Frau ist in beispielloser Angst. — Ich habe unsere beiden Diener nach ihm gesendet. — Die Gräfin fürchtet, daß ihrem Gemal irgend ein Unglück zugestoßen. Er war nie in Wien, sein Diener auch nicht, und nun diese Menschenmasse auf allen Plätzen und — —

Man hörte die Hausglocke läuten.

Jetzt wird er kommen! rief Frau Elser aus.

Ja, ja! er ist es! Seine Frau eilt ihm schon entgegen.

„Dove sei stato si lungo tempo?“

hörte man eine Dame im Vorzimmer fragen.

Hierauf riß die Dame die Thüre auf, führte ihren Gatten herein und sagte:

Gott sei Dank! mein Alberto ist zu Hause!

Raimund traute seinen Augen und Ohren nicht.

Emmi stand vor ihm.

22. Emmi.

Emmi wurde glühend roth als sie Raimund erblickte. Sie faßte sich aber augenblicklich und stellte Raimund ihrem Gemale vor, indem sie sagte:

„Signore Raimund il celebre e rinomato, del guale io ti par lao a più volte già.“

Raimund verneigte sich.

Der Graf reichte dem Künstler die Hand und begrüßte ihn sehr herzlich.

Das wird eine hübsche Conversation werden, murmelte Raimund. Der Graf versteht nicht deutsch und ich kann nicht wällisch!

Wir haben uns lange nicht gesehen, sagte Emmi. Ich habe wol sehr viel von Ihnen gelesen, auch in italienischen Journalen, und mich vorzüglich darüber erfreut, daß Sie auch als Dichter eine so außerordentliche Anerkennung fanden. — Das Verlangen, eines Ihrer renommirten Stücke zu sehen, wurde bei mir zur Begierde. — Auf unserer Reise nach Wien, sah ich Ihren „Barometermacher“ in Laibach; Ihren „Diamant des Geisterkönigs“ in Gratz, und Ihr „Mädchen aus Feenwelt“ bei meiner Ankunft in Wien. —

Ich würde mein Urtheil für befangen halten, welches Ihre Stücke für die genialsten, geistreichsten anerkennt, welche je für die Volksbühne geschrieben wurden, ich sage für befangen, wenn mein Urtheil allein dastände; ich habe mich aber überzeugt, daß dasselbe nur ein Echo von den unzähligen Stimmen ist, welche in Wien, in den Provinzen und im Auslande zu Ihrem Ruhme sich erheben.

Raimund verneigte sich, ohne Etwas zu erwiedern. Endlich sagte er:

Der Herr Graf, Ihr Herr Gemal, spricht nicht deutsch? Versteht wol auch kaum einige deutsche Worte?

Emmi lächelte.

Mein Gemal spricht nicht deutsch. Auch wenn er die deutsche Sprache so vollkommen in seiner Macht hätte, wie Sie und ich, so könnten Sie vor ihm mit mir sprechen, was Ihnen immer gefiele, selbst von unserm früheren innigen Liebesverhältnisse. Er weiß Alles, ich habe ihm nichts verschwiegen. Er achtet mich meiner Grundsätze wegen so hoch, daß Sie mich in seiner Gegenwart umarmen könnten; — er würde an meiner Treue zu ihm nicht zweifeln.

Es ist aber ein Italiener! versetzte Raimund. Mit diesen ist nicht zu spaßen!

Wenn die Italiener argwöhnisch sind, mögen Sie recht haben. Wenn Sie aber Zutrauen gefaßt und sich überzeugt haben, daß sie ein ehrliches, innig liebendes Weib, oder einen ehrlichen, erprobten Freund besitzen, dann gleicht nichts ihrer Anhänglichkeit, und sie bleiben anhänglich und vertrauungsvoll bis zum Grabe.

Das ist schön! das ist herrlich! sagte Raimund und unwillkürlich reichte er dem Grafen die Hand und drückte sie.

Der Graf wiederholte den Händedruck herzlich, ohne

wissen, weshalb ihm Raimund mit so seelenvollen Blicken ins Auge schaute.

Sagen Sie ihm doch, daß ich ihn verehre, bat Raimund — theuere Emmi — nein, nein; verehrte Frau Gräfin, korrigirte sich Raimund.

Er wird unser Gespräch erfahren. Noch einen Beweis seines Vertrauens zu mir, kann ich Ihnen dadurch geben, daß der Graf und ich Sie morgen in Ihrer Wohnung aufgesucht hätten. —

Sie sind also sehr glücklich verheiratet? fragte Raimund.

Sehr glücklich! erwiederte Emmi.

Ihre Ehe ist, wie ich gehört habe, gesegnet?

Ich habe drei Kinder.

Mein Gott! Drei Kinder! seufzte Raimund. Sind sie auch so schön wie die Mutter? Oder sehen sie dem Herrn Grafen ähnlich?

Sie wollen mir zu verstehen geben, daß mein Gemal nicht hübsch sei? Nicht wahr, die häßliche Narbe, welche sich vom linken Auge bis zum Mundwinkel zieht, entstellt ihn?

Folgen eines Duells? fragte Raimund.

O nein. Mein Gemal diente unter Napoleon. Ein österreichischer Husaren-Offizier verwundete ihn in der Schlacht bei Leipzig. Ein Graf Esterházy. Mein Gatte fand ihn in Mailand wieder. Der Graf Esterházy befindet sich jetzt in Wien, und wir sind heute zum Thee bei dem Grafen geladen.

Ihr Gemal speist bei dem, der ihm beinahe den Kopf gespalten?

Mein Gemal verehrt in dem Grafen Esterházy einen der tapfersten Offiziere der kaiserlichen Armee. Beide, der Graf und mein Gemal, wurden die wärmsten Freunde, denn als mein Albert gefährlich verwundet vom Pferde sank, übergab Graf Ester-

házy den unglücklich Blessirten zweien seiner Husaren. Er ließ ihn aus dem Kriegsgetümmel bringen und sendete einen der geschicktesten Armee-Chirurgen zu ihm. Graf Esterházy sorgte für seine Heilung, und daß meinem Gatten nicht nur das Leben, sondern auch das Auge erhalten wurde, war Graf Esterházys Werk.

Gott sei Dank! Gräfin, daß Sie mir von edlen Menschen erzälen; seitdem ich Sie nicht mehr gesehen, habe ich, mit wenig Ausnahmen, nur schlechte Menschen kennen gelernt.

Nun fing Raimund seine traurigen Erlebnisse zu schildern an.

Emmi hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Raimund erwähnte auch seiner unglücklichen Verheiratung.

Emmi schien seine Ehegeschichte nur flüchtig zu würdigen.

Endlich sagte sie:

Wie glücklich hätte ich mich gepriesen, wenn Sie mit Ihrer Gattin so herzlich simpathisirt, wie ich mit meinem Gemale. —

Nun berührte Raimund seine Neigung zu Toni und setzte bei: Nachdem ich Sie, hochgeliebte Emmi, verloren, hätte mir Gott nur durch Tonis Hand Ersatz leisten können. Tonis Eltern wiesen mich zurück. Nun denken dieselben freilich anders, aber es ist zu spät! — Ich kann Toni nicht besitzen!

Herr Elser nahete sich Raimund. In einigen Minuten schlägt es sieben Uhr, sagte er; Herr Raimund, wenn Sie den Delinquenten jetzt sehen wollen, so kommen Sie! — Der Hochgerichtswagen ist bereits vor dem Hause des Kriminal-Gebäudes aufgefahren — der arme Sünder tritt seinen Weg zum Tode an.

Ach, mein Himmel! fuhr Emmi mit Entsetzen auf.

Dieselbe Einladung machte Herr Elser an den Grafen in italienischer Sprache.

Der Graf stand auf und ging in das Nebenzimmer an's Fenster.

Ich gehe nun nicht, um den Aermsten zu sehen! entgegnete Raimund. Sie auch nicht, verehrte Frau Gräfin? Nicht wahr?

Ich würde ohnmächtig zusammensinken, sagte Emmi.

Und ich Thor! erwähnte Raimund, ließ mich verleiten, den Unglücklichen diese Nacht in seinem Aussetzzimmer zu betrachten, und mit ihm zu sprechen! — Seit ich nun Sie gesehen, verehrte Gräfin, ist der Geist der Milde wieder über mich gekommen! Ich schäme mich, meiner ordinären Neugierde wegen.

Das Geschrei, das Drängen, das tolle Gewoge auf dem Hohenmarkte deutete jetzt an, daß der Zug sich in Bewegung setze.

Man hörte das Pferdegetrappel, das Rollen des Wagens, das Schnalzen des sogenannten „Fliegenschützens" (eines Fuhrmanns, der die drei Rosse leitete, welche den „Armensünder-Karren" zogen).

Emmi verhüllte sich Augen und Ohren.

Raimund blieb stumm und starr vor Emmi sitzen.

Herr Elser kam mit dem Grafen zurück.

Der Delinquent, meldete Elser, bestieg ziemlich gefaßt den Wagen. Die beiden Kapuziner setzten sich ihm gegenüber. Als aber die Freimannsknechte ihre Stricke um seine Arme schlangen, da brach der Sünder zusammen. — — Daß einen solchen Menschen vor Entsetzen und Angst kein Schlagfluß tödtet, begreife ich nicht. Ich muß meine Frau benachrichtigen, daß die Schreckensszene vorüber ist. Sie hat sich mit den Kindern in die abgelegensten Zimmer eingeschlossen.

Herr Elser ging.

Der Graf sagte seiner Frau einige Worte, reichte Raimund die Hand zum Abschiede und entfernte sich ebenfalls.

Er hat nicht geschlafen, entschuldigte Emmi den Grafen. Morgen wollen wir im „römischen Kaiser" speisen. Um drei Uhr erwarten wir Sie! —

Vermögen Sie es, mich so kalt zu entlassen? fragte Raimund.

Die Gräfin trat einige Schritte zurück und fragte befremdet:

Wie verstehen Sie dies? Herr Raimund.

Sie sagen mir kein Wort, daß Sie meiner seit unserer Trennung auch nur einmal gedacht?

Sie sagen mir kein Wort, entgegnete die Gräfin, daß Sie sich seit unserer Trennung auch nur einmal an mich erinnerten?

Ich wußte, daß Sie sich vermält hatten. —

Ich bin noch immer vermält, und sehr glücklich vermält. — Sie wußten sich aber zu zerstreuen. Bald war es Frau Walla, bald eine Andere. Mir folgte schnell Ihre geliebte Antonie. Dagegen hätte ich nichts einzuwenden. Antonie soll, wie ich höre, ein engelgutes, vortreffliches, höchst moralisches Mädchen sein. — Endlich verheirateten Sie sich! — Zuletzt aber war es sogar Fräulein Krones! — Ich weiß Alles! Ich erfuhr Alles!

Durch den Herrn Onkel, der besaß ja die Kunst, jeden Schritt, den ich that, zu erforschen. —

Mein guter Onkel ist seit zwei Jahren todt; meine Tante lebt in Mailand. — Ich hatte ganz andere Kundschafter! Eben recht! — Eine Auskunft bin ich Ihnen noch schuldig. — Der kleine Ferdinand Raimund wurde von seiner Mutter gerichtlich reklamirt. Die Reklamation wurde mir nach Mailand ge-

sendet. Das Kind, das ich nach Obersteiermark sendete und in gute Hände gab, das ich erziehen ließ als wäre es mein eigen, mußte ich nach Mainz an seine Mutter, welche jetzt Madame Hellborn ist, und nach dem Tode ihres Mannes den Badeinspektor von Wiesbaden geheiratet hat, überliefern lassen.

Emmi, sagte Raimund, welch ein Kontrast! — Als Sie mich wieder sahen, welche Herzlichkeit! Selbst in Gegenwart Ihres Herrn Gemals! — Und jetzt, welche Gleichgiltigkeit!

Eben, weil mein Gatte zugegen war, konnte ich mit Ihnen ungenirter sprechen. — Morgen, im „römischen Kaiser," wollen wir uns wieder an die frühern Zeiten erinnern, und recht heiter sein!

Sie reichte Raimund die Hand.

Er küßte ihre Hand.

Die Gräfin verließ Raimund.

Ich bin ein unglücklicher Mensch, sprach Raimund, als er allein war. Was ich nicht durch mein Bischen Talent der Frau Fortuna abringe, alles Uibrige schlägt mir fehl! Liebe, Zuneigung, Freundschaft, sind für mich Hirngespinste. — Welcher Hoffnung ich mich auch hingebe, ich werde immer getäuscht! — Jetzt träumte ich mir wieder einen Himmel! einen Himmel durch den Umgang mit Emmi! Mein Gott! Ich dachte ja nicht daran, sie in den Pflichten einer ehrbaren Gattin irre zu machen — an das Glück wollte ich mich nur klammern, von der, die ich so innig liebte, als ein warmer Freund beachtet zu werden; da tritt sie mir wieder entgegen mit ihrem eisernen Charakter! — Unter allen weiblichen Wesen, die ich je kennen gelernt, ist dieses das liebenswürdigste, aber auch das grausamste Geschöpf!

Raimund ging aus der Stube, suchte Herrn und

Frau Elser auf, und dankte für die freundliche Aufnahme in ihrem Hause.

Als er auf die Straße trat, riefen ihm die Weiber, welche mit „Todesurtheilen" Handel treiben, entgegen:

„Das schöne Todesurtheil habe ich da von dem armen Sünder, der heute gerichtet wurde und reumüthig gestorben ist, und das Lied, das er im Kerker selbst gedichtet hat, drei Stunden vor dem Ausführen, in Ketten und Banden geschrieben!"

Gib mir die Frau das Urtheil und das Gedicht, sagte Raimund, und warf ihr einen Zwanziger hin.

Ist der arme Mensch wirklich reumüthig gestorben? fragte Raimund.

O ja! versetzte das Weib. Es haben ihn auch alle Menschen bedauert!

Ich bin ein ehrlicher Mann! versetzte Raimund, und kein Missethäter, und mich bedauert Niemand!

Raimund las das Gedicht.

Wie sind denn diese Verse? fragte ihn ein Vorübergehender.

Wenn sie wirklich ein, zum Galgen Verurtheilter gemacht hätte, antwortete Raimund, so wären sie zu entschuldigen, aber es hat sie irgend ein Kreuzerdichter fabrizirt, dem der Gerichtete ein paar Gulden für des Schmierers unglückselige Existenz abwerfen soll! — Hören Sie:

„Nur weg'n Raublust muß ich sterben,
„Welch ein schändlicher Gewinn!
„Statt ein Geld mir zu erwerben,
„Zieht es mich zum Galgen hin!"

(Auszug aus dem Armen-Sündergedichte. Wien, 1825, gedruckt bei Schmiedbauer im Bürgerspitale.)

23. In Baden.

Raimund folgte am andern Tage der Einladung. Die Unterhaltung an der Tafel konnte nicht besonders lebhaft werden.

Die Gräfin übersetzte ihrem Gemale fast jedes Wort, das Raimund sprach.

Es ist ein großes Unglück, bemerkte Raimund, wenn man sonst keine andere Sprache spricht, als die Muttersprache. Wenn ich nur so viel französisch oder italienisch gelernt hätte, um den Grafen mit meinen Sprachschnitzern zu unterhalten!

Emmi übersetzte auch diese Worte ihrem Gatten, der herzlich lachte und Raimund mittheilen ließ: Wer in seiner Sprache ein guter Dichter ist, der kann sich damit trösten, daß er seinen Uibersetzer finden wird; er vermag dann doch mit andern Nationen zu sprechen. Hierauf ließ der Graf durch Emmi sich erkundigen: Welche dramatische Arbeit Raimund unter der Feder habe?

Raimund nannte „die gefesselte Fantasie.“ Ich schreibe dieses Stück, erzälte Raimund, „um Gelegenheit zu haben, meinen Feinden von der Bühne herab zu beweisen, daß man auch ohne ein Gelehrter zu sein, ein unschuldiges Gedicht erfinnen könne.“ *)

Hierauf erzälte Raimund den Plan seines Stückes.

Emmi und dem Grafen, nachdem Letzterer sich diesen Plan durch seine Gemalin übertragen ließ, gefiel der

*) Raimunds eigene Worte, in seiner von ihm selbst verfaßten Biografie. Theaterzeitung 1836.

Plan sehr, aber die Unterhaltung wurde dadurch nicht lebhafter.

Um vier Uhr war das Diner zu Ende.

Emmi theilte Raimund mit, daß sie in kurzem ihre Kinder in Wien erwarte, daß ihr Gemal ein Haus mit einem großen Garten in der Vorstadt Landstraße anzukaufen beabsichtige, daß er und Emmi sodann immer in Wien zu bleiben gedächten, und Raimund recht oft in ihrem Zirkel zu erscheinen geladen sei.

Als Raimund nach Hause kam, setzte er sich an seinen Schreibtisch.

Es bleibt mir nichts über als den Musen anzugehören, sagte er; so lange mir diese noch treu bleiben, werde ich nicht ganz unglücklich sein.

Raimund schrieb an seiner „gefesselten Fantasie," aber seine Fantasie war in der That gefesselt.

Raimund war ein Selbstquäler. Wer ihn nur oberflächlich beobachtete, mußte bemerken, daß es nicht bald einen Menschen gegeben, der sich aus Laune, Reizbarkeit, übelverstandenem Ehrgeiz solche Peinigungen und Martern auferlegte als er.

Zu diesem kam noch sein Mißtrauen gegen Jeden, der ihn nicht augenblicklich mit Lob überschüttete.

Eine stille Bewunderung kam ihm als eine Mißachtung vor. Diejenigen, welche nicht an die Brust schlugen vor Verehrung, erschienen ihm als Feinde und Widersacher. Er grämte sich, wenn selbst seine wärmsten Verehrer nicht jeden Moment benützten, ihm das dampfende Weihrauchfaß an den Kopf zu werfen.

Ein Beispiel, das den tiefsten Blick in die Art bietet, wie er sich selbst folterte, und seine Freunde unangenehm berührte, ist Folgendes:

Der Dichter Meyerhofer, ein geistreicher Mann, ging häufig mit Raimund um. Meyerhofer ach-

tete Raimund wahrhaft, und bewies ihm dies dadurch, daß er seine vielen Schwächen übersah.

Eines Tages fragte er diesen:

Was beachten Sie an mir mehr, mein Dichter- oder mein Schauspieler-Talent?

Ich stelle Sie als Dichter höher, antwortete Meyerhofer.

Also wäre ich als Schauspieler nichts? fragte Raimund, und ließ sich nicht eher beruhigen, bis Meyerhofer erklärte:

Raimund sei als Dichter und Schauspieler gleich ausgezeichnet.

Den bekannten Kritiker, Dichter und Kompositeur Kanne fragte Raimund einstens:

Welches von meinen beiden Stücken, „der Diamant des Geisterkönigs“ oder „das Mädchen aus der Feenwelt,“ stellst Du höher?

Den „Diamant des Geisterkönigs“ stelle ich höher, versetzte Kanne. Das ist nicht nur ein echtes Märchen, es ist auch schön durch seine Einfachheit und durchaus anziehend durch seine Heiterkeit.

Raimund fühlte sich auf das tiefste verletzt, gekränkt und gereizt. Er fuhr auf: „Dann geht das „Feenmädchen“ über Deinen Horizont!“

Und doch hätte es den Dichter eben so verletzt, wenn Kanne dem „Feenmädchen“ den Vorzug über den „Diamant“ eingeräumt hätte.

Bei solcher Selbstquälerei, die sich Raimund täglich neu bereitete, ist es nicht zu wundern, daß er, als er noch mit Gedanken an Emmi beschäftigt war, nicht viel am Schreibtische auszurichten vermochte. Er kaute an der Feder, endlich fiel ihm ein:

Daß er von Emmis Gatten doch kein Urtheil über sein Dichtertalent, noch über sein Schauspielertalent erfahren habe. Er hat mich ja gesehen, sagte er,

wenn er auch nicht deutsch versteht, so ist doch aus dem Spiele eines Künstlers zu entnehmen, was an ihm ist, und was meine Stücke betrifft, so hat ihm den Inhalt derselben seine Frau mittheilen müssen, und hieraus hat er ein Urtheil schöpfen können! Aber weder meine Stücke noch ich haben ihm gefallen. Ein recht fader Patron dieser Graf, der nicht einmal deutsch kann!

Raimund sprang vom Schreibtische auf.

In Wien, sagte er, werde ich wol schwerlich an meiner „gefesselten Fantasie" schreiben können! Wien ist nicht der Ort, poetisch denken und fühlen zu können. Ich gehe aufs Land; die Krankheit der Krones kommt mir gerade recht!

Die schöne Jahreszeit lockte ihn wieder nach Gaden.

Dort besitze ich einen Freund, dachte er, den jungen Bauingenieur Acks, der in Gaden in seinem Berufe der herrlichen Gegend lebt, und bei welchem ich den größten Theil meines „Feenmädchens" geschrieben; den will ich aufsuchen. Füge Gott, daß mich bei ihm die Freundschaft und die schöne Frühlingsluft zu einem Stücke begeistern mögen, welches den Beifall des Publikums eben so findet, wie jenes „Feenmädchen," dessen gelungensten Theil ich unter Acks Augen geschrieben.

Am andern Tage war Raimund schon bei seinem Freunde Acks in Gaden.

Freudig überrascht ging ihm dieser entgegen.

Ich bin gekommen, redete Raimund seinen Freund an, bei Ihnen zu dichten und was ich gedichtet, Ihnen vorzulesen. Sie werden mich gewiß gut aufnehmen. Sie haben mir Ihre Freundschaft schon oft bewiesen. Mein „Feenmädchen" dankt Ihnen größtentheils sein Gelingen; die Idee: „die Jugend von „Wurzel" Ab-

schied nehmen und das hohe Alter bei ihm erscheinen zu lassen, sind mir hier in Ihrem schönen Landaufenthalt eingefallen; hier bei Ihnen zeigte sich meine Fantasie fessellos, es wird also die „gefesselte Fantasie“ Glück haben.

Acks sorgte für Raimunds Unterkunft und da der Abend gar so lieblich war, lud Acks seinen dichtenden Freund ein, mit ihm einen Spaziergang nach Sparbach zu machen.

Indeß wird Ihr Zimmer geordnet, sagte Acks. Tinte, Feder und Papier sind in Massen vorhanden. Raimund braucht ja sonst nichts! Alles Uibrige, woraus ein Stück wird, hat er im Kopfe!

Die beiden Freunde schlugen den Weg nach Sparbach ein.

Anfänglich war Raimund sehr gesprächig, erzälte viel, ließ sich erzälen, aber plötzlich wurde er einsilbig und ging ganz lautlos einher.

Ich glaube gar, Sie werden mir auf diesem herrlichen Wege melancholisch! sagte Acks. Was ist Ihnen denn plötzlich?

Raimund schritt immer wie ein Taubstummer neben Acks.

Sie werden noch in den Graben, der neben unsern Weg sich hinzieht, hineinfallen, erinnerte Acks, wenn Sie so starr vor sich hinblicken und nicht Acht haben!

Lassen Sie mich, bat Raimund.

Betreten Sie doch wenigstens den Wiesenweg. Es kommen uns mehrere Reiter entgegen. Sie können niedergeritten werden!

Sie sind aber ein kindischer Mensch! betonte Raimund. Merken Sie denn nicht, daß ich gerade mit dem ersten Akte meines Stückes beschäftiget bin?

Wie kann ich denn dies merken?

Ja, ja, sagte Raimund. Auf diese Art muß es

gehen. Der Aktschluß ist fertig! Geschwind jetzt Papier und Bleistift her! Von dem, was ich geschaffen, darf auch nicht ein Semikolon fehlen.

Ohne Papier und Bleistift geht ein Ingenieur nie ins Freie, sagte Acks.

Acks überreichte seinem Freunde beides und dieser setzte sich auf einen Baumstrunk am Wege und schrieb den Aktschluß nieder.

Wenn ich nur jetzt ein Klavier hätte! sagte Raimund.

Kehren wir um, erwiederte Acks. In Gaden schaff' ich Ihnen ein Spinnett. Zu was gebrauchen Sie es?

Hab ich nicht mein „Brüderlein fein" bei Ihnen komponirt? Muß ich jetzt nicht wieder meine Lieder in Musik setzen? Ich habe bereits eine Melodie.

Raimund sang sie.

Seien Sie so gut, sagte er, und merken Sie sich dieses Tonstück bis wir nach Hause kommen. Zu Hause bei dem Spinnett schreib ich die Melodie nieder.

Acks lachte.

Da kämen Sie schön an! sagte Acks. Ich merke mir kein Lied mit einem Text, ein Lied ohne Text bleibt mir nicht fünf Minuten im Kopfe.

Wissen Sie, was Sie thun können? Singen Sie mein Lied, bis wir nach Hause kommen, in einem fort. Ich dichte indeß die ersten Szenen des zweiten Aktes.

Acks mußte unaufhörlich lachen, brummte aber wirklich die Melodie des Liedes für sich hin.

Acks behielt die Melodie auf diese Weise im Kopfe, bis er mit Raimund nach Hause kam.

Dort angekommen, rief Acks hastig und ängstlich: Um Gottes willen! schreiben Sie jetzt geschwind die Melodie nieder; ich fühle es, sie will mir entschwinden.

Acks sang mit großer Rapidität noch einmal das Lied.

Da haben Sie es! rief er. Aber nun lassen Sie mich aus mit Ihren musikalischen Anliegen. Ich bin ja keine Noten-Registratur!

Alles recht, erwiederte Raimund, wenn Sie nur jetzt nicht so falsch gesungen hätten!

Ei was! versetzte Acks, Sie haben mich falsch gemacht. Eine so verfluchte Kommission hat mir ja noch kein Mensch auf der Welt zugemuthet!

Die Melodie wurde zu Papier gebracht.

Die ersten drei Szenen des zweiten Aktes schrieb Raimund auch noch nieder, dann sagte er:

Genug für heute! — Acks, haben Sie morgen Zeit?

Ich werde mir Zeit nehmen, wenn es sein muß.

Ja, ja! Nehmen Sie sich Zeit! Ich finde, daß ich Sie herrlich verwenden kann. Sie sind mir lieber, als Grohovski vom Leopoldstädter Orchester. Der merkt sich meine Kompositionen lange nicht so gut wie Sie! — Morgen gehen wir wieder nach Sparbach. Ich sing' Ihnen ein Duett vor, das müssen Sie sich abermals merken! Ich finde, Sie sind der Mann hiezu!

Ich werde Ihnen den Schullehrer von Gaden engagiren, erwiederte der heitere Acks unter beständigem Lachen! der Schullehrer soll seine Geige mitnehmen und Ihre Kompositionen spielen. — Wenn es gut geht, verfertigen Sie noch eine ganze Oper auf unsern Spaziergängen, und verlangen, daß mein Kopf die Partitur behalte!

24. „Die gefesselte Fantasie" — „Moisasurs Zauberfluch."

Raimunds Aufenthalt in Gaden trug ihm die ersprießlichsten Früchte.

An der Seite eines solchen Freundes wie Acks, schritt er mit jedem Tage mit seinem Stücke weiter.

Freilich mußte Acks die Eigenheiten Raimunds mit Geduld ertragen, und so manchen Absonderlichkeiten sich fügen.

Hiezu gehörte, daß Raimund, wie man zu sagen pflegt, mit den Hühnern schlafen ging und mit dem ersten Hahnenruf wieder aufstand.

Was er da dichtete, mußte Acks augenblicklich vernehmen.

Oft lag der junge Ingenieur, der ermüdet von seinen Ausmessungen der Gadenergegend, heimgekehrt war, und nachts noch an seinem Kataster gearbeitet hatte, im weichen Bette, um sich eines erquickenden Schlafes zu erfreuen, aber es half ihm nichts; Raimund weckte ihn, und erheben mußte sich Acks und die Szenen, welche Raimund geschrieben, die Verse, die er gedichtet, die Lieder, die er komponirt, mußte er hören.

Als Acks eines Morgens, die Sonne war kaum aufgegangen, sich des Schlafes nicht erwehren konnte, rief ihm Raimund zu:

Sie sind aber doch ein sonderbarer Mensch! — Ich habe bereits einen halben Akt geschrieben, und Sie sind nicht einmal im Stande, eine Szene, ohne wieder einzuschlafen, anzuhören.

Ich bin zu ermüdet von meinen gestrigen Exkursionen, erwiederte der Ingenieur, aber lesen Sie nur. Ich höre zu!

Nein, dann schlafen Sie wieder, Sie müssen aufstehen!

Acks raffte sich auf, zog seinen Schlafrock an und setzte sich vor den Dichter hin.

Raimund las sein Werk vor. Er ging noch weiter; er spielte auch die interessantesten Szenen

wie wenn er auf dem Theater stände. Die Szene in der „gefesselten Fantasie," welche im Wirthshause vorgeht, und in welcher er wie ein Rasender gegen diejenigen eifert, die da nicht glauben wollten, daß er seine Stück selbst geschrieben und seine Lieder selbst gedichtet, gab er mit einer solchen Wahrheit, einem solchen Feuer, daß Acks ausrief:

Um Gottes willen, ereifern Sie sich nicht gar so sehr! Schreien und poltern Sie nicht so laut; — die Bauern in Gaden könnten glauben, ich wolle Sie umbringen!

Glauben Sie, daß diese Szene Effekt machen werde?

Ganz gewiß.

Daß das Publikum, welches durch meine Feinde und Neider irregeführt werden soll, Partei für mich nehmen werde?

Ganz gewiß.

Sagen Sie doch nicht immer „ganz gewiß!" dieses „Ganz gewiß" beruhigt mich nicht! Da steckt noch immer ein halber Zweifel dahinter!

So sage ich Ihnen denn, daß das Publikum Ihnen enthusiastisch seine Simpathien bezeigen, ja, daß ich meinen Kopf einsetze, man werde Ihnen die beispielloseste Anerkennung zollen; kein Mensch in ganz Wien wird mehr zweifeln, daß Sie die Stücke, welche bisher unter Ihrem Namen erschienen, wirklich geschrieben!

So höre ich es gerne; so hätten Sie gleich sprechen sollen! Geduld! Jetzt lese ich Ihnen die Wirthshausszene noch ein Mal vor. Ich bin neugierig, was Sie jetzt dazu sagen.

Raimund marterte Acks mit seinem Vorlesen; aber Acks war ein so warmer, aufrichtiger Freund des Dichters, daß er ihn gerne gewähren ließ.

Als „die gefesselte Fantasie" zur Aufführung kam, hatte Acks in der That die Wahrheit ge-

sagt, die besprochene Szene fand enthusiastischen Anklang, aber das Stück selbst, so vortrefflich auch Krones die „Fantasie“ spielte, so reich an komischen Nuancen auch Raimund den Harfenisten darstellte, so vermochte sich doch das Publikum nicht recht mit diesem „Zwitterbilde von Poesie und Gemeinheit“ zu befreunden und Publikum und Kritik fällten kein günstiges Urtheil darüber.

Es wurde dieser Zauberschwank wol einige zwanzig Male aufgeführt; die Direktion brachte denselben aber nur aus Artigkeit für Raimund auf das Repertoir; der Theaterbesuch war immer karg.

Raimund schrieb in seiner Biografie über „die „gefesselte Fantasie“: „Dieses Stück würde „zwar belobt, konnte sich aber keines Zulaufs erfreuen. „Was ich schon früher befürchtete, traf hier ein. Es „war dem Publikum nicht komisch genug und die Idee „nicht populär.“

Raimund schrieb nun schnell ein anderes Stück. Es hieß „Moisasurs Zauberfluch,“ welches zwar noch ernster, aber poetischer gedacht und besser gemacht war. Es gefiel, weil er, wie er selbst in der oft bemerkten Biografie sagte, die Vorsicht gebraucht hatte, es im Theater an der Wien aufführen zu lassen.

Die Veranlassung, dieses Zaubermärchen dem Direktor Carl für das Theater an der Wien zu überlassen, ist zu originell, als daß sie hier nicht erzält werden sollte.

Carl sprach sich immer äußerst günstig über Raimund aus.

Bei einem Feste, das Carl im Theater an der Wien, in seiner Wohnung gab, und zu welchem auch Raimund und Krones geladen waren, äußerte sich Carl höchst günstig über dieses Künstlerpaar.

Ueber Raimund als Dichter, erschöpfte sich Carl in Lobeserhebungen und versprach, wenn ihm Raimund einst ein Stück schreiben sollte, ihn wie ein König zu belohnen.

Wie ein „Theater-König," scherzte Raimund. Wenn der Vorhang gefallen, so sieht man erst wie man getäuscht wurde.

Sie würden nicht getäuscht werden, versicherte Carl, und da Sie nicht selbst in Ihren Stücken bei mir spielen dürfen, nachdem Sie im Leopoldstädter Theater engagirt sind, so würde ich die Rolle, die Sie etwa für sich schreiben, übernehmen und sie mir von Ihnen einstudiren lassen, wie ein Anfänger.

Topp! sagte Raimund, wenn Sie dies wollen, so schreibe ich Ihnen ein Stück. Es muß aber noch vor der Hand, ein Geheimniß bleiben. —

Wirklich hielt Raimund Wort und brachte sein Manuskript nach ungefähr zwei Monaten dem Direktor Carl.

Hier ist mein Stück, sagte Raimund. Ich werde es Ihnen vorlesen. Gefällt es Ihnen, so lassen Sie es schnell in Szene setzen; ich leite alle Proben und studiere nicht nur Ihnen, sondern allen Ihren Schauspielern die Rollen ein.

Carl sagte Alles zu, was Raimund forderte.

Wir sind einig! versetzte Raimund. Jetzt werde ich anfangen zu lesen, aber ich bedinge mir noch Eins: Ihre Frau Gemalin muß zugegen sein, wenn ich lese. Ihre Frau Gemalin muß ebenfalls ihre Ansicht aussprechen, denn vor dem Urtheile dieser geistvollen Frau, habe ich die größte Hochachtung. Nicht nur, daß sie als Schauspielerin zu den Ersten in Deutschland gehört, so steht sie auch als dramatische Dichterin und Erzälerin oben an. Ihr Urtheil, und

sollte sie selbst mein Stück verwerfen, würde mich ehren und auszeichnen.

Carl, welcher selbst dem Urtheile seiner Frau die höchste Anerkennung zollte, bat dieselbe, der Vorlesung beizuwohnen.

Frau Margaretha Carl erschien und die Vorlesung begann.

Wir werden in diesen Mittheilungen nicht die Eindrücke beschreiben, welche Raimunds Stück auf Herrn und Frau Carl hervorbrachten.

Bald wurden der Direktor und seine Gattin so ergriffen, daß ihnen Thränen in die Augen traten, bald wurden sie so erheitert, daß sie laut auflachten.

Die Meinung, welche Herr und Frau Carl darüber aussprachen, beglückte den Dichter.

Es wurde rasch an das Einstudiren des Stückes: „Moisasurs Zauberfluch" geschritten.

Damals war noch Rott, welcher gegenwärtig im königlichen Hoftheater in Berlin engagirt ist, ein Mitglied des benannten Theaters. Rott spielte in Raimunds Zaubermärchen den „Genius der Vergänglichkeit."

„Moisasurs Zauberfluch," welcher am 25. September 1827 zum ersten Male aufgeführt, wurde überhaupt durch lauter ausgezeichnete Schauspieler dargestellt.

Die weibliche Hauptrolle gab Fräulein Zeiner, jetzt k. k. Hofschauspielerin in Wien, mit außerordentlichem Erfolge; Herr Carl spielte den Bauer „Gluthahn," welchen Raimund für sich selbst geschrieben hatte. Der beliebte Schauspieler Kunst, damals im vollen Besitze seiner schönen Mittel, stellte den Hoanghus dar. Herr Basson, später ebenfalls königlich preußischer Hofschauspieler, spielte den Moisasur; Madame Pann den Genius der Tugend, und

die beiden heitern Landleute wurden von Herrn Schmidt, jetzt k. k. Hofschauspieler, und Frau Kneisel, der leider zu früh verstorbenen Künstlerin, dargestellt.

Das Stück gefiel außerordentlich. Es gehört zu den besten des Dichters, welcher am ersten Abende der Vorstellung von dem begeisterten Publikum fünf Mal gerufen wurde.

Wie Raimund sich bedungen hatte, so geschah es auch. Dort, wo ihm die Künstler zu hoch standen, um ihnen die Rollen förmlich einzustudiren, begnügte er sich, ihnen seine Ansichten mitzutheilen.

Nur mit dem gegenwärtig königl. preußischen Hofschauspieler Rott hatte er einen schweren Stand. Rott gestattete dem Dichter kaum leise Andeutungen. Rott erklärte geradezu: er benöthige der Unterweisungen nicht. Was die Rolle gestatte, werde er daraus zu machen wissen.

Rott entsprach Raimunds Anforderungun vollkommen und spielte meisterhaft.

„Moisasurs Zauberfluch" verwandelte sich für Raimund in einen wahren Zaubersegen. Nicht nur daß Raimund von dem Publikum und der Kritik ausgezeichnet wurde, so führte ihm dieses Stück auch wieder ein Herz zu, ein zwar räthselhaftes Herz, aber ein Herz, das Raimund über Alles ging, das Herz seiner noch immer unvergessenen Emmi.

Sie war im Theater.

Am Schluße des Stückes kam sie mit ihrem Gatten auf die Bühne.

Emmi war so hingerissen von ihres Freundes poetischer Begabung, daß sie nur die umherstehenden Schauspieler hinderten, ihn zu umarmen.

Emmi lief auf Raimund zu. In freudiger Aufwallung sagte sie:

„Ihr Talent und der Ruhm, den Sie ernteten, waren es schon vor Jahren, welche mich zu Ihnen hinzogen. Ihr Talent und Ihr Ruhm haben nun auf eine Art an Weihe zugenommen, daß ich heute eben so fühle, wie damals, als ich Sie zum ersten Male sprach. Ich muß Ihnen dies gestehen, ich muß und freue mich beinahe, daß mein Gatte nicht deutsch versteht! Meine Verehrung für Sie könnte ihn eifersüchtig machen! — Ferdinand! kommen Sie morgen zu mir! Kommen Sie, daß ich Ihnen meine Bewunderung noch besser bezeigen kann: Kommen Sie! Ich erwarte Sie!

Mit diesen Worten wollte sie das Theater verlassen, doch Director Carl kam ihr entgegen.

Kaum erblickte Emmi den Direktor, so wendete sie sich mit eben solcher Begeisterung an Carl. Sie dankte dem Direktor für den Genuß, den er ihr und dem Publikum bereitet, und bat ihn, Raimund noch recht viel Freundliches zu sagen. Recht viel Freundliches sagen Sie ihm! bat Emmi.

Hierauf verließ sie in wahrer Aufregung die Bühne.

Carl, welchem die schöne, lebhafte Dame sehr wol gefiel, bestürmte Raimund ihm zu sagen, wer sie sei.

Raimund, durch Emmi freudig überrascht, und sich noch glücklicher fühlend als durch den Beifall des Publikums, erzälte dem Direktor von Emmi.

Einem Glücklichen geht das Herz weit auf.

Raimund verschwieg dem Direktor nichts von dem, was zwischen ihm (Raimund) und Emmi vorgefallen. Endlich schloß Raimund mit den Worten:

Ist ein Frauenherz nicht ein Räthsel und ist dieses Frauenherz nicht das allerräthselhafteste?

Carl lachte.

Guter Raimund, versetzte Carl, in der Naturgeschichte der Frauen habe ich erkleckliche Studien gemacht. Auch solche Sfinxe sind mir schon vorgekom-

men! — Ich wünschte, ich wäre an Ihrer Stelle! — Ist es Ihnen nicht eingefallen, daß Sie bei dieser Dame noch nicht den rechten Ton angeschlagen? — Diese Gräfin ist ja noch, bis auf den heutigen Tag, fast wahnsinnig in Sie verliebt? — Diese Gräfin hat aber ihre Viertel, in welchen ihre Liebe wie der Mond abnimmt oder zunimmt. Heute ist sie klar und durchsichtig wie der Vollmond. Wenn Sie, Herr Raimund, in einem solchen Viertel nicht mondsüchtig werden, so sind Sie zu bedauern!

Ich liebe Emmi ätherisch, seufzte Raimund.

Das ist das Wahre! erwiederte Carl. Im reinen Aether schwebt Luna! — Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Raimund. —

Sie haben mir den Bauer Gluthahn in Ihrem Stücke einstudirt. Ich habe ihn Silbe für Silbe so gesprochen, und Nüance für Nüance so gespielt, wie Sie gewünscht! — Ich möchte mit Ihnen quitt werden! Lassen Sie sich von mir den Gluthahn bei dieser Gluthenne einstudiren. Ich wette, Sie werden gefallen!

Setzen Sie mir nichts in den Kopf, Herr Direktor! versetzte Raimund. Sie wünschen mich konfus zu machen!

Geben Sie mir nur Gelegenheit, mit Emmi bekannt zu werden! — Wäre es gewagt, die Gräfin und den Grafen zu der Tafel einzuladen, die ich Ihnen, Herr Raimund, zu Ehren, am nächsten Sonntage in meinem Hause veranstalte?

Darüber will ich nachdenken, erwiederte Raimund.

25. Eine Uiberraschung.

Am andern Tage begegnete Raimund seinem Freunde Acks.

Ich gratulire Ihnen, sagte Acks. Das war gestern ein Abend!

Ja wol! versetzte Raimund.

Das Publikum war enthusiasmirt.

Und ich glücklich! —

Das begreife ich.

Ach, Sie wissen nicht Alles!

Raimund erzälte seinem Freunde von Emmi.

Ist das die schöne Gräfin? fragte Acks, von der Sie mir so manches mitgetheilt? Eine eben so reizende, als geistvolle und tugendhafte Frau, welche Sie zwar oft völlig rabiat gemacht hat, aber welche Sie dessen ungeachtet wie ein überirdisches Wesen verehren.

Dieselbe! — Aber hören Sie, Acks, mir ist Etwas in den Kopf gesetzt worden! Direktor Carl, der die Gräfin auf dem Theater sah und — wie man überall hört, ein famoser Weiberkenner sein soll, Direktor Carl glaubt nicht, daß sie überirdisch ist, er glaubt sie sei irdisch, sehr irdisch!

Das glaubt dieser Direktor von Jeder, und ist deshalb schon oft übel angekommen. — Ich kann es nicht leiden, wenn man über die Frauen so leichtsinnig aburtheilt. Es ist dies eine Beleidigung, nicht nur für die Frau, welche gerade verdächtigt wird, sondern für alle braven Frauen.

Sehen Sie, Acks, das gefällt mir von Ihnen, das ist schön, daß sie die Frauen vertheidigen! So habe ich mir Sie gedacht! Emmi ist brav, nicht wahr?

Ich kenne sie zwar nicht, aber ich zweifle keinen Augenblick. Was ich noch immer von ihr gehört, spricht für ihre unbegrenzte Ehrbarkeit!

Der Direktor meint: Ich hätte nur noch nicht den rechten Ton getroffen. —

Ich sage Ihnen, daß der Ton, den Sie anschlugen, gerade der rechte war, denn wären Sie fähig einen

andern Ton anzustimmen, so würde Gräfin Emmi Ihnen ihre Zuneigung schon längst entzogen haben.

Das glauben Sie wol selbst, daß Emmi — eine — wie soll ich denn sagen? — nun ja — eine Zuneigung zu mir gefaßt hat.

Allerdings! Sie waren ja Ihre erste Liebe!

Ich meine jetzt wieder eine Zuneigung, nachdem sie schon verheiratet ist — eine nachträgliche Zuneigung. —

Ohne Zweifel! Eine freundschaftliche Zuneigung. Die Frauen sind so! — Ein berühmter Mann gefällt ihnen immer besser, als ein blos schöner Mann. Sei der Mann nun berühmt als Staatsbeamter, Soldat, Künstler oder als Bürger. Einer, der sich durch bürgerliche Tugenden hervorthut, gefällt braven Frauen nicht minder.

Ein Mann, wie Sie zum Beispiel!

Ich bin noch jung, ich muß mir erst Ruhm erwerben.

Wissen Sie, Acks, um wieder auf Emmi zu kommen, so wäre ich doch neugierig, ob sie nicht vielleicht doch — — Sie verstehen mich schon! — — Ich bin heute bei ihr eingeladen. — Ich werde die Gräfin prüfen.

Da nehmen Sie sich in Acht, daß Sie bei dieser Prüfung nicht selbst übel wegkommen! Es wäre mir leid um Sie!

* * *

Raimund folgte der Einladung Emmis.

Er ließ sich melden.

Die Gräfin ging nicht, sie flog Raimund entgegen.

Selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen als eine überspannte Frau betrachtet zu werden, sagte Emmi, muß ich Sie umarmen! — Ferdinand,

welch ein wunderbares Talent besitzen Sie! Welche Tiefe des Geistes haben Sie in Ihrem Werke geoffenbart. — Welch eine filosofische Anschauung der Menschen und ihrer Leidenschaften, welche Originalität in Ihren Gedanken und Bildern! — Ich besuche das Theater an der Wien heute noch ein Mal und morgen wieder, und will Ihr Stück sehen, so oft es gegeben wird. Die herrlichen Sentenzen, welche der „Genius der Vergänglichkeit" spricht, müssen Sie mir schriftlich mittheilen, ich will sie auswendig lernen.

Raimund war über Emmis Aussprüche so entzückt, daß er ihre Hände in einem fort an seine Lippen drückte und sie küßte.

Wie ist Ihnen denn zu Muthe, Sie, berühmter Mann! Ach, theilen Sie mir doch Ihre Empfindungen mit! Sie müssen ja selbst staunen, daß ein solcher Geist in Ihnen wohnt! Verwundern Sie sich nicht oft über die gigantischen Ideen, die in Ihnen schlummern, und die nun alle erwachen, wenn Sie den Zauberstab Ihrer Poesie zur Hand nehmen? —

Liebe Emmi, erwiederte Raimund, ich darf Sie doch unter vier Augen, noch so nennen?

Mein theurer Ferdinand, erwiederte die Gräfin, ich würde mich unglücklich fühlen, wenn Sie minder herzlich und vertrauungsvoll mit mir sprächen. Das ist der rechte Ton, in diesem Tone sollen Sie mit mir reden. —

Der rechte Ton? dachte Raimund. Mein Gott! Wenn das Carl wüßte, endlich habe ich ja doch den rechten Ton angeschlagen.

Aber dieser Ton wird mich zu kühn machen, sagte Raimund. Es ist mir so, als wenn Sie wieder ganz so wären wie damals; als wenn das Schicksal keinen — Grafen — keinen Gemal zwischen uns gestellt hätte.

Raimund, sagte Emmi, was ficht Sie an?

Können Sie mir zürnen, fuhr Raimund fort, wenn ich bei solcher Liebe, die Sie mir erweisen, das Unglück vergessen will, daß Sie mir entrissen wurden? — Emmi, ehe ich Ihnen noch danke für die Huld, die Sie mir durch Ihr Urtheil zuwenden, — gewähren Sie mir einen Augenblick, ignoriren Sie, daß Sie einen Gatten besitzen; — vollenden Sie mein Glück und erwiedern Sie —

Es ging die Thüre auf und herein sprangen die drei Kinder der Gräfin.

Arthur, der älteste Knabe meldete:

Mama, wir waren im Prater und hätten so gerne noch eine längere Fahrt gemacht, aber Fritz fing zu weinen an; er langweilte sich und so befahl die Bonne dem Kutscher, nach Hause zu fahren. —

Meine Kinder! sagte die Gräfin und stellte Raimund die Kleinen vor. Arthur, mein ältester Sohn, sechs Jahre alt; Hedwig fünf Jahre und Fritz drei Jahre alt.

Mein Gott! Was sind das für schöne, liebe Kinder! seufzte Raimund, diese Kinder könnten alle Drei mir gehören, wenn das Schicksal nicht so heimtückisch an mir gehandelt hätte!

Emmi sah Raimund ernst an und schwieg.

Und wo befindet sich der Herr Graf, fragte Raimund, den der ernste Blick Emmis aus der Fassung brachte.

Mein Albert ist in unserm Garten, antwortete sie, in unserm Garten, den Sie sogleich sehen sollen. Auch unser Haus müssen Sie beschauen. Es wird Ihnen sehr gefallen; es bietet uns jeden Komfort, den wir wünschen können.

Ach! seufzte Raimund, ich hätte so gerne noch länger unter vier Augen mit Ihnen gesprochen;

nun sind Sie nicht mehr Emmi, sondern Gräfin, sind Gattin und Mutter und ich freute mich auf Emmi so sehr!

Emmi stand von dem Sofa auf, auf welches sie sich niedergelassen, ergriff den Arm Raimunds, nahm Fritz an die Hand und sprach:

Arthur und Hedwig geht voraus. Wir suchen den Papa auf. Wir nehmen den Weg durch die Bildergallerie.

Arthur und Hedwig hüpften vor der Mutter her.

Als die Gräfin in die Bildergallerie gelangte, führte sie Raimund an eine Staffelei.

Wen stellt dies Bild vor? fragte Emmi?

Raimund staunte.

Das ist ja Therese Krones, sagte Raimund, wie sie leibt und lebt! — Wer hat das Bild gemalt?

Mein Gemal. Es ist zu bewundern, wie er Krones höchst ähnlich wieder gab, ohne daß sie ihm je gesessen!

Dann ist ja der Herr Graf ein außerordentlicher Künstler!

Und wer ist dies? fragte Emmi, und wies auf ein Bild, das am Fenster hing.

Mein Himmel! Das bin ja ich! Und wie gut getroffen! So ähnlich, daß ich selbst darüber erstaune. Und der Herr Graf hat mich ebenfalls gemalt?

Nachdem er Sie einige Mal gesehen, überraschte er mich mit Ihrem Bilde. Er hat mir dadurch eine außerordentliche Freude gemacht. — Nun sehen Sie dieses Porträt an. —

Gräfin, das sind Sie! Ach Emmi, Sie leben ja auf diesem Bilde! — Der Herr Graf ist der größte Meister, den ich kenne.

h muß gestehen: mein Gemal hat es in der Ma-
ist zu einer Vollkommenheit gebracht, die wirklich
underung verdient. Wenn er und ich einstens
men sollten, — so würde seine Kunst uns er-
:n.

h komme nicht zu mir vor Entzücken über Ihr
!

ist Ihnen bestimmt, lieber Raimund, sprach
ni.

ı ich Raimund das Original entrissen, sagte
Graf, als er das Bild vollendet hatte, so soll er we-
:ns die Kopie besitzen.

nen solchen edlen, hochherzigen Gatten soll ich
Kleinod rauben wollen, dachte Raimund, da
e ich ja ein Ungeheuer sein!

:äfin, sagte Raimund, führen Sie mich zu
m Herrn Gemal, ich muß ihm danken, und Sie
ı ihm meinen Dank in seine Sprache übersetzen.
in, darf ich dem Herrn Gemal um den Hals fal-
Ich armer Schauspieler besitze ja sonst keine be-
re Pantomime als diese!

er Graf kam wie gerufen.

aimund eilte auf ihn hin, ergriff des Grafen
) und legte sie an sein Herz.

ie Gräfin theilte ihrem Gemale mit, was Rai-
ı d zu dieser Exaltation bringe.

er Graf lächelte, führte Raimund zu dem Bilde
Gräfin und sagte in italienischer Sprache, daß er
Porträt seiner Gattin für Raimund gemalt,
daß es ihm großes Vergnügen gewähre, wenn
s Bild ihn erfreue.

Jenn ich nur jetzt so viel italienisch spräche, um dem
'en meine Verehrung auszusprechen.

ierauf umarmte Raimund den Grafen, um-
e die Gräfin, umarmte die Kinder, nahm dann

ten ihrer Kinder, die alle drei an den Masern darnieder lagen, abgehalten, an dem Diner Theil zu nehmen.

Es verging der Herbst und der Winter des Jahres 1827. Das Festessen konnte noch immer nicht statt finden.

Zu Anfang des Jahres 1828 thürmten sich schwere Gewitterwolken über die Häupter der Administratoren der Leopoldstädter Bühne.

Ein Käufer des Theaters, meldete sich, ein Herr Rudolf Steinkeller. Er manövrirte mit seinem Anwalt so geschickt und dabei so geheimnißvoll, daß den Leopold Huberschen Gläubigern, als Nachfolger im Pachte, — das Theater aus den Händen gewunden wurde. Eines schönen Morgens waren, der wackere Doktor Manquet, der ehrliche Rußböck sammt dem Direktor Sartory ihrer Posten entsetzt, und der genannte Herr Steinkeller wurde der Schauspieler-Gesellschaft, als Eigenthümer dieser Kunstanstalt vorgestellt.

Herr Steinkeller war ein Ignorant, ein Mensch, der nicht so viel verstand, um einen Statisten zu beurtheilen, allein er hatte einmal durch sein Geld oder vielmehr durch das Geld seines Bruders, des wahrhaft geachteten Banquiers Peter Steinkeller in Warschau, sich das Theater angeeignet, und so stellte sich denn Herr Rudolf an die Spitze mit all der, nur ihm eigenen Frechheit, Keckheit, Unwissenheit und was das Aergste war, Roheit und Härte.

Nur die Behörde konnte noch einigermaßen helfen, und sie that es, indem sie diesem Manne nicht freie Hand bei der technischen Leitung des Theaters ließ, sondern Ferdinand Raimund dafür aufstellte.

Raimund übernahm die Stelle eines Direktors im Frühjahr 1828, und sein Name als solcher figurirte

am 17. April in demselben Jahre zum erstenmale auf der Theaterassiche.

Diese Direktorstelle bereitete dem guten Raimund den herbsten Kummer. In welche Konflikte sein Verstand mit der grassen Dummheit des Herrn Steinkeller, sein Herz mit der beispiellosten Tirannei, sein wolwollendes Benehmen mit der zurückstoßendsten Brutalität gerieth, wissen noch alle, welche vor 27 Jahren um das Leopoldstädter Theater sich bekümmerten und noch am Leben sind.

Einen Mann wie Rudolf Steinkeller hat es nie gegeben, und wird es wol nie wieder geben. Diesem Manne hat nur unumschränkte Gewalt und die Macht über Leben und Tod gefehlt. Hätte er diese Macht besessen, so würde er hinter jede Coulisse eine kleine Guillotine gestellt haben.

Raimund nannte ihn scherzweise den „Caligula" von der Weichsel, und seinen Sekretär den „Sir Locke" vom Alserbach.

26. Eine entsetzliche Szene aus dem Leben Raimunds.

Rudolf Steinkeller war also Besitzer des Leopoldstädter-Theaters und Raimund Direktor; leider ein sehr ohnmächtiger Direktor.

Er vermochte nichts gegen einen eben so dummdreisten als halsstarrigen, herz-, gewissenlosen und rohen Menschen auszurichten!

Was Raimund immer für die Ehre des Kunstinstitutes unternehmen, was er Rühmliches, Lobenswerthes und dem Publikum Erfreuliches einführen wollte, Steinkeller trat dagegen auf.

„Ich bin der Herr!" polterte Steinkeller, „ich

bezahle den Direktor und die Gesellschaft! Direktor und Gesellschaft müssen tanzen, wie ich pfeife!"

In diesen Ansichten wurde der Idiot Steinkeller durch seinen Theatersekretär, Sir Gottlieb Koke, wie Raimund den Schleicher und Tukmäuser zu nennen pflegte, noch auf das nachdrücklichste unterstützt.

Das erste, was der „Caligula von der Weichsel" unternahm, war, daß er die unter der früheren Direktion den Künstlern eingeräumten Benefizen und freien Wohnungen einzog; die Gagen schmälerte und das Personal reducirte.

Der Sekretär hatte das Sprüchwort:

Es müssen ganze Bruten ausgerottet werden!

Es gelang den beiden Ehrenmännern vollkommen, denn binnen achtzehn Monaten verließen dieses Theater:

Johanna Huber, Katharina Ennöckl, Therese Krones, Louise Kupfer, Ignaz Schuster, Johann Lang u. s. w.

Andere Mitglieder wurden in ihren Gagen so zurückgesetzt, daß sie mehr als die Hälfte verloren; unter diesen der ehemalige Direktor Johann Sartory, Josef Fermier, Wenzel Müller, Paul Rainoldi und Frau u. s. w.

Begünstigt wurden von Steinkeller nur die Schauspieler: Schaffer, weil dieser, so zu sagen, ein Schwager des Theatersekretärs war, dann Tomaselli und Landner, weil beide die rohen Späße des Herrn Eigenthümers, die in Püffen, Kneipen, Durchbläuen mit einem spanischen Röhrchen u. s. w. bestanden, duldeten.

Schon in dem Romane „Therese Krone wurde die Wirthschaft beschrieben, welche in I

Jahren 1828 und 1829 das Theater in der Leopoldstadt durch Steinkeller und seinen Sekretär, so herabbrachte, daß es, mit sehr wenigen Ausnahmen, dem Josefstädter-Theater in der letzten Zeit (unter Herrn Megerles und dann unter Swobodas Leitung) gleichkam.

Wol machte Raimund Riesenanstrengungen; er schrieb zwei Stücke, „die unheilbringende Zauberkrone," welche aber wirklich nur Unheil brachte, und dem Verfasser die Dichterkrone nicht erwarb, und den „Alpenkönig," der allerdings mit außerordentlichem Beifalle gegeben wurde, aber doch nicht den Sturz des Leopoldstädter Theaters aufzuhalten vermochte, welcher so gewaltsam erfolgte, daß Herr Rudolf Steinkeller, vor dem Grimme seiner vielen Gläubiger und dem Hasse des Publikums fliehend, sich in einer Verkleidung aus Wien retten mußte; ein, nur zu wolverdientes Schicksal für einen Menschen, dessen abscheuliches Treiben es gleichsam nicht anders gewollt hatte.

„Es müssen ganze Bruten ausgerottet werden!" war das Motto des engherzigen und bornirten Theatersekretärs, des „Sir Gottlieb Koke vom Alserbach!" Ja wol! Schade nur, daß nicht früher Rudolf Steinkeller und Kompagnie, als die abscheulichste Brut, ausgerottet wurden; die Leopoldstädter-Bühne hätte noch lange seine ersten Mitglieder und seinen Glanz erhalten.

Raimund selbst verließ Steinkeller ein Jahr vor des letzteren schimpflicher Krida.

Man denke sich den Zustand jenes Theaters ohne Raimund, Schuster, Korntheuer, Huber, Ennöckl, Krones, Kupfer! Man denke sich die Entrüstung des Publikums. — Das Lieblings-

theater der Wiener war zur Kreuzerbude herabgesunken.

Raimund spielte im Jahre 1830 im Theater an der Wien. Er trat drei und vierzig Mal in seinen Stücken auf, und erst in dieser Zeit konnte das längst projektirte Diner im Hause des Direktors Carl statt finden, zu welchem auch Emmi und der Graf so lange invitirt waren.

In der Zwischenzeit besuchte Raimund die geliebte Emmi recht oft, aber troz allen Vornehmens, bei ihr den „rechten Ton" zu treffen, wollte ihm dies doch nie gelingen.

Raimund wünschte gewiß nichts, was Emmis Ehrbarkeit und seine eigene Rechtlichkeit hätte verlezzen können, aber recht innig vertraut wäre er so gerne mit der einstigen Geliebten geworden!

Dies gelang ihm nicht.

Emmis Liebe zu Raimund galt nur seinem Ruhme; der „nicht berühmte" Raimund hätte nie vor ihren Augen erscheinen dürfen.

Als Carl die schöne Gräfin in seinem Hause sah; als er bei Tische fast ausschliessend mit ihr sprach; als Carl sogar häufig mit Raimund in des Grafen Hause erschien, und fast immer durch seine gewandte Konversation die Gräfin zu den unbefangensten Aeußerungen veranlaßte, da mußte er bekennen, daß diese Frau einen Charakter besaß, wie ein Mann, Grundsätze, welche weder durch die brillantesten Redensarten, noch durch irgend einen Sinnenrausch anzutasten gewesen wären.

„Dieser Frau," sagte Carl zu Raimund, „hab ich viel abzubitten. Diese Frau besitzt die Gabe, in der Momente, in welchem man bereits einen Sieg üb sie erkämpft zu haben glaubt, eine unsichtbare Sch bewand aufzustellen. Ein Weib, wie dieses, erzieht f

Mann; sie hat den Grafen so liebenswürdig ge-
daß er allen Männern zum Vorbilde dienen
— Einem Othello würde sie die Eifersucht
lich machen, einem Blaubart Vertrauen ein-
"

sie ist brav! erwiederte Raimund. Ermessen
n mein Unglück, daß ich ein solches Weib ver-

* * *

Jahr, in welchem Raimund, nachdem sein
ft mit dem Leopoldstädter-Theater zu Ende, und
elbe, Herrn Steinkellers und seines Sa-
wegen, verlassen, brachte ihn in Situationen,
ız jenen ähnlich, welche seinen entsetzlichen Tod
ührten.

zahllosen fisischen und moralischen Leiden,
usend Kränkungen und Mühen, sehnte sich
und nach einem Ausfluge in die herrlichen
en des Salzkammergutes, und engagirte hiezu
reund, den gegenwärtig bei dem Wiener Hof-
angestellten Schauspieler Schmidt.

Reise wurde besprochen, der Tag des Aufbruches
zt.

vorher begegnete Toni, Herrn Schmidt, und
ch stets mit warmer Freundschaft um Raimund
ierte, so erfuhr sie auch, daß Raimund plötz-
er Melancholie verfallen sei, welche Schlimmes
ten lasse.

vermag nicht selbst um Raimund zu sein,
oni zu Schmidt; ich bin also nicht im Stan-
gründen, welchen Ursachen sein schweres Gee-
n zuzuschreiben ist; aber Sie, lieber Schmidt,
hiezu auf der Reise nach Salzburg Gelegen-
en; Sie sind klug, umsichtig, dabei heiter und
r Gesellschafter, sind ein Freund Ihres Freun-

des! — Wenden Sie also Alles an, ihn von seiner Hipochondrie zu heilen. Bringen Sie ihn gesund, und an Leib und Seele gestärkt nach Wien zurück. Ich lege sein Schicksal in Ihre Hände und bin überzeugt, Raimund wird am besten bewahrt sein. Grüßen Sie mir Raimund herzlich, und geben Sie mir bald Nachricht, daß Ihnen die Heilung Raimunds gelungen."

Schmidt gelobte, den Wünschen Tonis zu genügen.

Die Reise begann.

Die ersten Stationen auf der Straße nach Linz legten die beiden Freunde ganz gut zurück.

Von der dritten Station angefangen, verfiel Raimund in einen Trübsinn, welcher seinem Freunde schwer aufs Herz fiel.

Was haben Sie? fragte Schmidt, Sie werden ja plötzlich so schwermüthig und trübsinnig, daß ich mich vor Ihnen fürchte? Und wie Ihre Mundwinkel zittern! Raimund, sprechen Sie, sind Sie krank? — Wir kommen jetzt nach St. Pölten, dort gibt es geschickte Aerzte, soll ich einen derselben zu Rathe ziehen?

Nein, nein, sagte Raimund; es wird vorüber gehen. Lassen Sie mich nur, wenn ich auch trübe Gedanken habe!

Die Freunde kamen in St. Pölten an.

Raimund sprang aus dem Wagen. Er ersuchte Schmidt einige Augenblicke zu verziehen, weil er im Gasthofe sich erst erkundigen wolle, ob er, da es schon vier Uhr geworden, noch ein ordentliches Mittagsmal erhalten könne.

Schmidt verweilte im Wagen.

Raimund blieb ziemlich lange aus.

Plötzlich kam er, stellte sich an den Wagenschlag und weinte wie ein Kind.

Schmidt eilte aus dem Wagen.

Um Gottes willen! rief Schmidt, was ist geschehen! Sie müssen mir Ihr Herz aufschließen! Ich beschwöre Sie, theilen Sie mir Ihren Gram mit. — Ihrer Erholung wegen, unternahmen Sie diese Reise, und statt diese zu erreichen, versenken Sie sich immer mehr in Ihren Kummer.

Ich will es Ihnen vertrauen, versetzte Raimund, kommen Sie; gehen wir aufs Feld hinaus; schlagen wir diesen abgelegenen Weg ein, damit uns niemand belausche.

Schmidt und Raimund gingen zwischen zwei Getreidefeldern einher.

Plötzlich blieb Raimund stehen und umschlang seinen Freund mit beiden Armen. Die Thränen quollen ihm dabei unaufhörlich aus den Augen.

Ich bin verloren! sagte er. Nicht einmal Gott kann mir helfen! — Hören Sie, was mir geschehen ist, aber entsetzen Sie sich nicht, sondern schenken Sie mir Ihr innigstes Mitleiden.

Schmidt stand sprachlos vor Raimund.

Ich muß etwas ausholen, sagte Raimund; ich muß Ihnen eine Geschichte erzälen, eine schreckliche Geschichte, eine Geschichte, die mich in wahre Verzweiflung versetzt.

Hören Sie!

Sie wissen, wie lieb ich meinen Hund hatte!

O ja, das treue, gute Thier! Besitzen Sie diesen Hund nicht mehr?

Wenn ich ihn noch besäße! Ich war an ihn so attachirt, wie noch an kein ähnliches Thier. Wenn ich aß, saß er neben mir, wenn ich schlief, schlief er zu meinen Füßen; war ich manchmal so menschenscheu, daß mir jedes Gesicht zur Qual wurde, — das kluge Gesicht meines ehrlichen Hundes wurde mir nicht zur Qual; ich liebkoste ihn. Seine Anhänglichkeit, seine

Treue erfreuten mich. Er verstand mich, er fühlte, daß mich irgend ein Kummer peinige; er zeigte mir seine Theilnahme, ja, er zerstreute mich sogar, und sah er mich wieder heiter, so bewiesen mir seine frohen Sprünge, daß seine Freude über meine Heiterkeit, keine Grenzen kenne.

Und ist Ihnen dieser Hund gestohlen worden, oder ist er dem Abdecker verfallen?

Sie sollen Alles erfahren!

Dieser Hund frühstückte vor einigen Tagen, wie immer, mit mir. Das heißt, ich gab ihm von meinem Kaffee, von der ersten Schale meines Frühstückes die Hälfte und dann machte es mir Spaß, eine Semmel mit ihm zu theilen. — Das letzte Mal als ich ihn sah, machte ich es eben so; da nahm er wol die Semmel in seine Schnauze, warf sie aber wieder von sich und verkroch sich hinter mein Bett.

Du hast heute keinen Appetit! sagte ich zu meinem Hunde. Diese Semmel sollst du mir schon noch fressen! Ich will sie dir aufheben.

Landner besuchte mich.

Er erzälte mir von Steinkeller. Von seine schimpflichen Flucht, und wie Steinkeller um seine Gläubigern und dem Polizeih[illegible]se zu entrinnen, na der Brigittenau sich begeben, wie ihn, von do Edelbauer in einer Verkleidung durchgehol u. s. w.

Ich goß mir die zweite Tasse mit Kaffee voll, von einem Stück Semmel zum andern und erwi unglückseliger Weise, auch das Stück Semmel, meinem Hunde aus dem Maule gefallen war.

Das ist freilich nicht sehr angenehm! erwi Schmidt.

Allein die Semmel hatte ich bereits verzehrt dachte nicht weiter daran.

Ich verließ meine Wohnung mit Landner und ging der Jägerzeile entlang, spaziren. Meinen Hund ließ ich zurück.

Ich machte meine gewöhnliche Morgenpromenade, und besuchte mehrere Freunde. Mittags speiste ich bei der Gräfin Emmi.

Als ich Abends nach Hause kam, war der Hund nicht da.

Er ist fortgelaufen! sagte mein Bedienter, gewiß hat er Sie gesucht, er begibt sich an alle Orte, wo er Sie vermuthet. — Er wird schon nach Hause kommen.

Der Hund kam nicht.

Am andern Morgen läßt sich ein Kerl mit dem Halsbande des Hundes bei mir melden, auf welchem mein voller Name und die Adresse meiner Wohnung in Messing gravirt, zu lesen ist.

Ich frage den Burschen, wie er zu dem Halsband gekommen?

Ganz einfach, antwortete der Bursche. Ich bin ein Knecht des Abdeckers. **Ich mußte Ihren Hund vertilgen, weil er wüthend war. Hier bringe ich sein Halsband.**

Ich ward über diese Nachricht so leichenblaß, fuhr Raimund fort, daß es dem Burschen, der sie mir hinterbrachte, auffiel.

Ich habe Sie erschreckt, sagte er, mir ist leid; Sie haben den Hund gewiß sehr lieb gehabt, aber er mußte getödtet werden. Wenn er Sie gebissen hätte, was für ein Unglück wäre da erfolgt; denken Sie an den Prinzen von Nassau!

Was ist diesem geschehen? fragte ich mit einem Angstgefühl, das Sie sich erklären können.

Geschehen, erwiederte der Abdecker, ist ihm nichts, aber er war resoluter als Sie. Ich habe auf seinen Befehl, alle seine Hunde, neun an der Zahl, wel-

che doch nicht wüthend waren, erschlagen müssen, und blos darum, weil ein wüthender Hund in die Caserne gekommen war, in welcher der Prinz wohnte. Die Hunde tödtete ich alle, ohne daß sich hierüber der Prinz entfärbt hätte wie Sie, wegen eines einzigen.

Bin ich denn darüber erschrocken, daß mein Hund todt ist? Ich habe ja ein Unglück durch den Hund gehabt. —

Sind Sie von ihm gebissen worden?

Nein, aber — — und nun erzälte ich dem Burschen, was ich Ihnen so eben erzälte.

„Da müssen Sie abwarten," versetzte der Abdecker, „was geschehen wird; der Fall ist mir neu. Wenn Sie aber neun Tage, neun Wochen, und neun Monate überstehen, ohne daß Sie die Wasserscheu ergreift, so geschieht Ihnen nichts; darauf können Sie sich verlassen!" In vier Tagen sind es neun Tage, soll ich nun nicht in Verzweiflung gerathen?

Es geschieht Ihnen nichts, antwortete Schmidt, Sie werden sich überzeugen.

Vielleicht nicht in neun Tagen, aber wohl in neun Wochen! Indeß tödtet mich die Angst oder ich lege Hand an mich! An der Hundswuth werde ich nicht sterben, das dürfen Sie mir glauben.

Haben Sie denn keinen Arzt befragt?

Wozu? Ein Doktor kann mir ebenfalls antworten, der Fall ist neu!

Warum nicht gar! Ein Arzt, namentlich ein geschickter Arzt, wird anders sprechen; reisen wir sogleich zurück nach Wien. Doktor Lichtenfels wird Sie von Ihrer Angst befreien.

Nein! nein! Wir gehen nach Salzburg; von da nach Hellbronn in den Garten des Erzbischofs, dort sind zahllose Fontainen, Wasserspiele und Wasserkünste; wenn diese alle ihre Wasserstrahlen auf mich wer-

fen, und ich werde nicht wasserscheu, dann will ich mich beruhigen, bis die neunte Woche herankommt.

Schmidt drang wiederholt in Raimund mit ihm nach Wien zu reisen; Raimund hörte ihn nicht, alles was Raimund that, war, daß er mit Schmidt ins Wirthshaus ging und mit ihm speiste.

Bei Tische trank Raimund außerordentlich viel Wasser.

Noch kann ich es trinken ohne Ekel, sagte Raimund, aber am neunten Tage! Am neunten Tage! ach, Gott! ach, Gott! — Am neunten Tage werde ich kein Wasser mehr sehen können; Sie werden sich überzeugen!

Schmidt wendete seine ganze Beredtsamkeit an, beschwor abermals Raimund, in St. Pölten einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Raimund wollte nicht, und so machten sich denn die Freunde auf den Weg, und kamen endlich in Linz an.

Auch in Linz wollte Raimund keinen Arzt annehmen.

Die beiden Freunde kamen nach Vöklabruck.

Dort mußten sie im Wirthshause eine Zeit bleiben, weil der Reisewagen brach.

Raimund fand in der Wirthsstube ein altes Buch, unter dem Titel: „Der erfahrene Rathgeber in allen Lebensgefahren, Krankheiten, Unglücksfällen“ u. s. w.

Raimund fiel über diesen vergilbten Hausschatz her mit einer Gier ohne Gleichen. Er durchflog die Kapitel I: „Wenn man sich verbrennen thut;“ II: „Wenn man sich quetschen thut;“ III: „Wenn man einen Leibschaden erhalten thut;“ IV: „Wenn man einen Ertrunkenen retten will;“ V: „Wenn man einen Erhängten retten soll;“ VI: „Wenn man einen mit der Hundswuth Befallenen findet“ u. s. w.

Raimund verschlang dieses Kapitel mit Heißhunger. Allein Mittel gab das Buch gegen die gräßlichste aller Krankheiten nicht an, sondern nur Andeutungen über die Simptome.

„Vor Allem," hieß es in dem Buche, „beobachte man, ob dem Patienten ein Grauen überfällt, wenn er irgend eine Flüssigkeit sehen thut."

Raimund sah sich sogleich nach einer Flüssigkeit um. Er fand hinter dem Ofen einen Krug, mit Tinte angefüllt.

Er starrte hinein.

Das ist nichts, sagte er, das ist Tinte! Solche Flüssigkeit kann nicht gemeint sein.

Er las weiter.

„Milch, Bier, Wein, Alles erzeugt bei Einem, den ein wüthender Hund gebissen, Ekel."

Raimund rief dem Kellner: „Schnell, bring' mir „Milch, Bier und Wein! Schnell! Schnell!"

Wie viel Milch, wie viel Bier, wie viel Wein?

So viel Du willst, je mehr, desto besser! Nur um Gottes willen! eile!

Raimund las abermals in dem Buche:

„Am auffallendsten ist aber bei einem solchen Patienten, der Abscheu vor dem Wasser. Ob Wasser in einer Pfütze, in einer „Lacke," in einer Quelle, einem Bache oder Flusse, der Patient entsetzet sich immer; ja, Wasser, noch so gering, in einem Gefäße, erfüllet ihn mit Zuckungen, und sträubet sein Haar empor."

Raimund lief in den Hof zu dem Brunnen und schöpfte eine dort stehende Kufe voll.

Er starrte in dieselbe, er nahm mit der hohlen Hand Wasser heraus und führte es zum Munde. Er bemerkte keinen Abscheu.

Indeß kam der Kellner mit einem Brett, auf

welchem sich ein Glas mit Milch, ein Glas mit Bier und eine Bouteille Wein befanden.

Raimund ließ fast seine Augen in diesen Flüssigkeiten stecken, dann trank er Milch, Bier und Wein in raschen Zügen schnell nach einander.

Es ist nichts! sagte er. Es ist nichts, aber es ist ja auch noch nicht der neunte Tag!

So quälte er sich fort, bis der Wagen reparirt war und er mit seinem Freunde Schmidt nach Salzburg kam.

Beide fuhren nach Hellbronn.

Es war bereits der neunte Tag angebrochen.

Raimund befand sich mitten unter den Wasserkünsten; statt Hoffnungen zu schöpfen, da der neunte Tag herangekommen, wurde er nur noch kleinmüthiger, und fantasirte von den Gefahren des zehnten Tages, endlich von den Gefahren der neunten Woche.

Schmidt wußte sich mit dem Unglücklichen nicht mehr zu helfen.

Reisen wir nach Wien zurück. Ich beschwöre Sie noch ein Mal. Sie haben nun ein Mal zu keinem andern Arzte Zutrauen, als zu Doktor Lichtenfels. Ihrem Zustande muß ein Ende gemacht werden. Ich ruhe nun nicht eher, bis Sie wieder im Wagen sitzen und mit mir nach Wien fahren.

Raimund fiel seinem Freunde an den Hals. Er weinte heftig und sagte unter lautem Schluchzen:

Ja, ja, nach Wien! nach Wien! zu meinem Doktor! — Ich wollte schon in St. Pölten umkehren, scheute mich aber, Ihnen dies zu bekennen, weil ich Ihnen die Freude, Salzburg zu sehen, nicht rauben wollte.

Es wurden alsogleich Anstalten zur Abreise getroffen.

Vorher kaufte Raimund noch einen Becher, um,

ie er sagte, auf dem Heimwege aus jedem Brun-
en, aus jeder Quelle, aus jedem Flusse u. s. w. trinken und beobachten zu können: ob bei ihm die Wasserscheu noch nicht ausgebrochen sei.

Was Schmidt durch die immer höher steigende Angst seines Freundes litt, läßt sich nicht beschreiben. Obgleich Raimund den Kutscher unaufhörlich antrieb, schneller zu fahren, so hielt er ihn doch jeden Augenblick wieder an. Wo er einen Wasserquell vermuthete, stieg er aus, spähte darnach, und fand er Wasser, so trank er davon. Auch bemerkte Schmidt, daß Raimund mit selbstmörderischen Gedanken umging. Erblickte Raimund irgendwo einen Abhang, einen steilen Pfad, einen Abgrund, so eilte er auf diesen zu; Schmidt mußte immer hinter Raimund her sein, sonst hätte er sich gewiß ein Leid angethan. Dazu kam noch, daß der Kranke in der Einbildung, große Strecken zu Fuß ging und bei Strengberg seinen Wagen aus den Augen verlor.

Das muß mir auch noch geschehen! sagte Raimund, daß mein Kutscher nirgends zu finden ist. Jede Minute geht mir ab!

Endlich entschloß sich Raimund, die Post zu nehmen, um schneller nach Wien zu kommen.

Nach entsetzlichen Nächten und qualvollen Tagen trafen die Reisenden wieder in St. Pölten ein.

Da fanden sie einen Schriftsteller aus Wien, einen Freund Raimunds.

Sie mietheten im Gasthofe zwei Zimmer.

In dem ersten Zimmer schliefen Schmidt u
der Schriftsteller, in dem zweiten Zimmer Ra
mund.

Die Verbindungsthür blieb offen.

Hier ereignete sich etwas Tragisch-Komisches.

Der Schriftsteller aus Wien war ein Schlafwandler.

Es war eine herrliche Nacht.

Der Vollmond prangte im schönsten Glanze und warf sein Zauberlicht durch die Fensterscheiben.

Weder Raimund noch Schmidt ahnten, welch sonderbaren Gast sie in ihren Zimmern aufgenommen.

Raimund klagte über beispiellose Müdigkeit und Schmidt hoffte, daß Raimund endlich ein Mal eine Nacht werde ruhig schlafen können.

Man begab sich zur Ruhe.

Raimund, der sich nie auf eine Reise begab, ohne ein paar scharfgeladene Terzerole mitzunehmen, eine Gewohnheit die er sich so sehr aneignete, daß er in späteren Jahren nicht einmal in Wien aus dem Hause ging, ohne seine beiden Schießwaffen; Raimund hing seine Terzerole neben seine Taschenuhr an die Wand, an welcher sein Bett stand.

Man schickte sich zum Schlafen an.

Um eilf Uhr wurde Schmidt durch ein Geräusch aufgeweckt.

Er blickte um sich.

Der Schriftsteller war aufgestanden, er ergriff den auf dem Boden liegenden Stiefelknecht und mit diesem bewaffnet, wanderte er im somnambülen Zustande gegen die Eingangsthür.

Schmidt hatte die Thüre verschlossen.

Als der Schlafwandler nicht durch dieselbe gehen konnte, kehrte er um und nahm seinen Weg nach dem Zimmer Raimunds.

Dieser gerade wieder brütend, ob er sich erschießen oder den Ausbruch der Wuth abwarten solle, saß im Bette und quälte sich mit seinen entsetzlichen Befürchtungen.

Plötzlich sah er eine Gestalt gleich einem Gespenste auf sich zuschreiten.

Raimund erschrack heftig und schrie:

Was ist das? Steh, Bestie, oder ich strecke dich todt zu meinen Füßen nieder!

Schmidt sprang aus dem Bette und bat:

Um des Himmels willen, Raimund, schießen Sie nicht. Unser Freund ist es! Er ist ein Nachtwandler. Wenn ich dies hätte ahnen können, so hätte ich die Fensterladen geschlossen; der Vollmond hätte dann keine Macht über ihn gehabt.

Raimund noch immer die beiden Terzerole, mit gespannten Hähnen in der Hand, rief den Nachtwandler beim Namen und dieser aus seinem Zustande aufgeschreckt, stieß einen Schrei aus und stürzte am Bette Raimunds wie vom Schlage gerührt nieder.

Raimund und Schmidt eilten dem Bedauernswerthen zu Hilfe.

Sie brachten ihn zu sich, und endlich in sein Bette.

Sie verschlossen die Fensterbalken, und nun erst vermochten sie zu schlafen.

Auf Raimund machte diese Szene momentan eine gute Wirkung. Er beschäftigte sich mit dem Schlafwandler und seinen Fantasien, vergaß auf sein eigenes Leiden, und schlummerte endlich ein.

Zum erstenmal nach zwölf Tagen, schlief Raimund acht Stunden ohne aufzuwachen; er schlief von Mitternacht bis gegen neun Uhr Morgens.

Die Freunde schickten sich zur Reise an.

Sie nahmen den Schlafwandler in ihre Postkalesche auf, und nachmittags um halb drei Uhr, traf Raimund mit seinen Reisegefährten in Wien ein.

Schmidt begleitete Raimund sogleich zu Doktor Lichtenfels.

Dieser ließ sich den Zustand des Patienten beschreiben.

Warum sind Sie denn nicht augenblicklich, als Sie die Semmel, welche der Hund weggeworfen, und die Sie sodann gedankenlos verzehrten, zu mir gekommen? fragte Lichtenfels. Beinahe vierzehn Tage, welche Sie in der beispiellosesten Todesangst verlebten, hätten Sie sich ersparen können. Es ist noch kein Beispiel vorhanden, daß ein, auf ähnliche Art, mit einem wuthkranken Thiere in Berührung gekommener Mensch, von der Wasserscheu ergriffen worden wäre! — Wenn Sie nicht so viel gelitten hätten, müßte ich Sie auslachen! — Ich beklage Sie! — Ich lache nicht, ich bedauere Sie der Selbstqual wegen, welche Sie sich schon wieder aufgebürdet! Guter Raimund, finden Sie denn noch immer kein Ende, sich das Leben zu verbittern? — Ich werde Ihnen einige homöopathische Gaben reichen, Ihr Blut zu kalmiren, dann aber begeben Sie sich zu Bette, und gönnen Sie sich wenigstens Ruhe, sonst ergreift Sie eine Nervenkrankheit!

Ich habe also nichts zu fürchten?

Sie haben nur sich selbst zu fürchten! Ihre krankhafte Einbildung! Ihre Sucht, sich unaufhörlich Gram, Kummer und Unruhe zu bereiten! Eine andere Furcht, die Sie haben könnten, kenne ich nicht!

Raimund ging wie neugeboren aus dem Hause des Doktors Lichtenfels.

Er dankte seinem Freunde Schmidt für seine Opfer, seine Theilnahme und Liebe.

Schmidt aber denkt so lange er lebt, an die Reise nach Salzburg.

* * *

Nach einigen Tagen besuchte Acks seinen Freund Raimund.

Acks hatte von dem unglücklichen Wahne Raimunds gehört und konnte sich nicht zurückhalten,

Raimund über seine immerwährenden thörichten Hirngespinnste eine derbe Zurechtweisung zu geben.

Zanken Sie mich nur nicht aus! entgegnete Raimund, ich bin ohnehin unglücklich genug.

Weil Sie unglücklich sein wollen, erwiederte Acks. — Sie setzen ja ein wahres Verdienst darein, sich Martern aller Art zu bereiten. —

Sie haben leicht reden! bemerkte Raimund, aber der Gedanke, daß ich einst durch den Biß eines tollen Hundes sterben werde, peinigt mich seit meinen Kinderjahren! — Schon in der Zeit, in welcher ich im Josefstädter Theater engagirt war, biß mich mein Pudel. Schon damals stand ich Höllenqualen aus. Ich schickte jedoch meinen Hund zur Beobachtung ins Thierspital und gewann bald die Uiberzeugung, daß der Hund vollkommen gesund war. — Dennoch werde ich meinem Schicksal nicht entgehen!

Sie sind ein Narr! fuhr Acks auf.

Warum werden Sie denn unartig?

Weil man auf einem andern Wege mit Ihnen nichts richtet. Sie sind ein verzogenes Kind; Ihre dummen Freunde haben Sie auf dem Gewissen; diese ziehen den Hut vor Ihren größten Albernheiten; ich aber sage Ihnen die Wahrheit und wiederhole, daß Sie sich oft wie ein Verrückter benehmen. Es muß sich anders mit Ihnen gestalten, wenn Sie nicht ein Opfer Ihrer — — Uiberspannung werden sollen.

Seien Sie nur wieder gut, lieber Acks; Sie werden sehen, daß ich mich ändere; ich sehe ein, daß mich mein unglückseliges Temperament noch zu Grunde richten wird. So zum Beispiele bilde ich mir ein, daß ich in Wien nicht mehr recht gefalle; ich habe im Theater an der Wien, drei und vierzig Mal mit großem Zulaufe Gastvorstellungen gegeben; ich hätte gerne noch sieben Rollen, um gerade fünfzig Mal auftreten zu können,

gespielt, aber gegen das Ende meines Gastspiels wurde das Publikum so gleichgiltig, daß ich mir dachte: es ist besser, ich höre auf, sonst werde ich nicht einmal mehr vorgerufen.

Reisen Sie ins Ausland! Sie haben ja ganze Schubladen voll Einladungsbriefe; spielen Sie in München, Berlin, Hamburg, kommen Sie dann wieder nach Wien zurück. Noch beglückt durch den Applaus des Auslandes, werden Sie bei Ihrer Zurückkunft in Wien gewiß wieder die frühere Anerkennung finden.

Ich folge Ihnen, versetzte Raimund. Ich sehe ein, daß mir eine Kunstreise von großem Nutzen sein wird; ich werde augenblicklich nach München schreiben und die Intendanz unterrichten, daß ich unverzüglich in München eintreffen wolle.

87. Raimund in München.

Es verzögerte sich die Reise Raimunds nach München aber noch bis zum 1. Februar 1831.

Er erfuhr, daß Emmi mit ihrem Gatten den Karneval in München bei den Verwandten des Grafen zubringen werde. Er richtete sich daher seine Gastspiele so ein, daß sie mit Emmis Aufenthalt in der baierischen Haupt- und Residenzstadt, zusammen fielen; noch mehr, es gelang ihm sogar mit dem Grafen und seiner Gemalin in einem Hotel zusammen zu wohnen.

Dagegen hatte der Graf kein Bedenken, aber Raimunds Exaltation für die schöne Gräfin nahm an jedem Tage mehr zu und so fand denn doch der Graf eines Tages Veranlassung ein, nicht ganz unbegründetes Mißtrauen zu hegen. Wir werden darauf zurückkommen.

Raimund über seine immerwährenden thörichten Hirngespinnste eine derbe Zurechtweisung zu geben.

Zanken Sie mich nur nicht aus! entgegnete Raimund, ich bin ohnehin unglücklich genug.

Weil Sie unglücklich sein wollen, erwiederte Acks. — Sie setzen ja ein wahres Verdienst darein, sich Martern aller Art zu bereiten. —

Sie haben leicht reden! bemerkte Raimund, aber der Gedanke, daß ich einst durch den Biß eines tollen Hundes sterben werde, peinigt mich seit meinen Kinderjahren! — Schon in der Zeit, in welcher ich im Josefstädter Theater engagirt war, biß mich mein Pudel. Schon damals stand ich Höllenqualen aus. Ich schickte jedoch meinen Hund zur Beobachtung ins Thierspital und gewann bald die Uiberzeugung, daß der Hund vollkommen gesund war. — Dennoch werde ich meinem Schicksal nicht entgehen!

Sie sind ein Narr! fuhr Acks auf.

Warum werden Sie denn unartig?

Weil man auf einem andern Wege mit Ihnen nichts richtet. Sie sind ein verzogenes Kind; Ihre dummen Freunde haben Sie auf dem Gewissen; diese ziehen den Hut vor Ihren größten Albernheiten; ich aber sage Ihnen die Wahrheit und wiederhole, daß Sie sich oft wie ein Verrückter benehmen. Es muß sich anders mit Ihnen gestalten, wenn Sie nicht ein Opfer Ihrer — — Uiberspannung werden sollen.

Seien Sie nur wieder gut, lieber Acks; Sie werden sehen, daß ich mich ändere; ich sehe ein, daß mich mein unglückseliges Temperament noch zu Grunde richten wird. So zum Beispiele bilde ich mir ein, daß ich in Wien nicht mehr recht gefalle; ich habe im Theater an der Wien, drei und vierzig Mal mit großem Zulaufe Gastvorstellungen gegeben; ich hätte gerne noch sieben Rollen, um gerade fünfzig Mal auftreten zu können,

fen, und ich werde nicht wasserscheu, dann will ich mich beruhigen, bis die neunte Woche herankommt.

Schmidt drang wiederholt in Raimund mit ihm nach Wien zu reisen; Raimund hörte ihn nicht, alles was Raimund that, war, daß er mit Schmidt ins Wirthshaus ging und mit ihm speiste.

Bei Tische trank Raimund außerordentlich viel Wasser.

Noch kann ich es trinken ohne Ekel, sagte Raimund, aber am neunten Tage! Am neunten Tage! ach, Gott! ach, Gott! — Am neunten Tage werde ich kein Wasser mehr sehen können; Sie werden sich überzeugen!

Schmidt wendete seine ganze Beredtsamkeit an, beschwor abermals Raimund, in St. Pölten einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Raimund wollte nicht, und so machten sich denn die Freunde auf den Weg, und kamen endlich in Linz an.

Auch in Linz wollte Raimund keinen Arzt annehmen.

Die beiden Freunde kamen nach Vöklabruck.

Dort mußten sie im Wirthshause eine Zeit bleiben, weil der Reisewagen brach.

Raimund fand in der Wirthsstube ein altes Buch, unter dem Titel: „Der erfahrene Rathgeber in allen Lebensgefahren, Krankheiten, Unglücksfällen" u. s. w.

Raimund fiel über diesen vergilbten Hausschatz her mit einer Gier ohne Gleichen. Er durchflog die Kapitel I: „Wenn man sich verbrennen thut;" II: „Wenn man sich quetschen thut;" III: „Wenn man einen Leibschaden erhalten thut;" IV: „Wenn man einen Ertrunkenen retten will;" V: „Wenn man einen Erhängten retten soll;" VI: „Wenn man einen mit der Hundswuth Befallenen findet" u. s. w.

Raimund gefiel in München außerordentlich. Wenn wir hier seinen Biografen in der „Theaterzeitung“ sprechen lassen, so geschieht dies nur, um die Sache kürzer zu bringen und den Roman nicht durch eine breite Theatergeschichte langweilig zu machen.

Der Biograf schreibt:

„Raimund spielte vom 1. bis zum 20. Februar 1831 fast ununterbrochen in allen seinen beliebten Stücken. Aber er mochte sich, auf der ihm ganz fremden Bühne, unter durchaus fremden Schauspielern und fremden Verhältnissen zu sehr angestrengt haben; — sein immer reizbares Nervensistem wurde heftig angegriffen; seine Kräfte ließen nach, sein Spleen nahm zu, dazu gesellte sich noch eine Herzensangelegenheit, die ihn vollends erschütterte.“

Eines Abends sollte „das Mädchen aus der Feenwelt“ gegeben werden. Obgleich die Generalprobe vortrefflich zusammenging, Logen und Sperrsitze schon mehrere Tage vorher genommen waren und das königl. Hoftheater bereits in allen Räumen überfüllt war, so ließ Raimund doch die Vorstellung um halb sieben Uhr absagen, weil er — sich krank fühlte.

Seine plötzliche Erkrankung war jedoch Folge einer Gemüthsbewegung.

Emmi, welche Raimunds Ruhm in München, noch mächtiger anzog, so oft sie Gelegenheit fand, Zeugin von der Anerkennung zu werden, die ihm geschenkt wurde, verfiel wieder in ihre, schon einige Male in unserer Schilderung, bemerkte Uiberschwenglichkeit und eilte, als er nach der Darstellung seines „Alpenkönigs“ in sein Hotel trat, freudig aus ihrem Zimmer ihm entgegen. Sie umarmte ihn und wünschte ihm auf eine solche innige, herzliche Weise Glück, daß Raimund sich nicht mehr zurückzuhalten vermochte, und Emmi am Kopfe faßte und sie so feurig küßte und drückte

welchem sich ein Glas mit Milch, ein Glas mit Bier und eine Bouteille Wein befanden.

Raimund ließ fast seine Augen in diesen Flüssigkeiten stecken, dann trank er Milch, Bier und Wein in raschen Zügen schnell nach einander.

Es ist nichts! sagte er. Es ist nichts, aber es ist ja auch noch nicht der neunte Tag!

So quälte er sich fort, bis der Wagen reparirt war und er mit seinem Freunde Schmidt nach Salzburg kam.

Beide fuhren nach Hellbronn.

Es war bereits der neunte Tag angebrochen.

Raimund befand sich mitten unter den Wasserkünsten; statt Hoffnungen zu schöpfen, da der neunte Tag herangekommen, wurde er nur noch kleinmüthiger, und fantasirte von den Gefahren des zehnten Tages, endlich von den Gefahren der neunten Woche.

Schmidt wußte sich mit dem Unglücklichen nicht mehr zu helfen.

Reisen wir nach Wien zurück. Ich beschwöre Sie noch ein Mal. Sie haben nun ein Mal zu keinem andern Arzte Zutrauen, als zu Doktor Lichtenfels. Ihrem Zustande muß ein Ende gemacht werden. Ich ruhe nun nicht eher, bis Sie wieder im Wagen sitzen und mit mir nach Wien fahren.

Raimund fiel seinem Freunde an den Hals. Er weinte heftig und sagte unter lautem Schluchzen:

Ja, ja, nach Wien! nach Wien! zu meinem Doktor! — Ich wollte schon in St. Pölten umkehren, scheute mich aber, Ihnen dies zu bekennen, weil ich Ihnen die Freude, Salzburg zu sehen, nicht rauben wollte.

Es wurden alsogleich Anstalten zur Abreise getroffen.

Vorher kaufte Raimund noch einen Becher, um,

uns bekannt. Endlich tröstete er sich mit Emmi und hoffte, bei der großen Gewalt, welche sie über den Grafen übe, werde ihr es gelingen, diese Unbesonnenheit zu entschuldigen und Emmi und ihr Gemal dürften vielleicht nicht von München abreisen.

Von diesen Hoffnungen erfüllt, ging Raimund zur Generalprobe seines „Feenmädchens."

Als Raimund von dieser heimkehrte, es war drei Uhr Nachmittags, waren Graf und Gräfin wol noch in München, aber um halb sechs Uhr trat Raimunds Bedienter bei ihm ein und meldete:

So eben sind der Graf und die Gräfin in ihrem, mit vier Postpferden bespannten Reisewagen, nach Wien abgereist.

Dieser Schlag traf Raimund so hart, daß er sich auf sein Bett warf und sich ganz ohnmächtig fühlte.

Um halb sieben Uhr Abends ließ er die Vorstellung absagen.

Er war wirklich höchst unwol. Es packte ihn ein Fieber, er verspürte in seinem Kopfe ein Toben und Pochen als stünden ihm apoplektische Anfälle bevor.

Er ließ einen Arzt rufen, nahm Eisumschläge u. s. w.

Da ereignete sich Folgendes, welches wir einer Erzälung Spindlers entnehmen, der darin seine Bekanntschaft mit Raimund schildert.

Spindler schreibt:

Raimund kam nach München. „Der Bauer als Millionär" wurde angekündigt. Eine halbe Stunde vor der Vorstellung ließ sich Raimund zu nicht geringer Verlegenheit der Direktion krank melden.

Der Intendant schickte den Schauspieler Urban zu Raimund und ihn begegnete ich (Spindler). Urban hatte den Auftrag, Raimund auf jede mögliche Weise zum Spiele zu bewegen. Urban ersuchte mich, mit ihm zu gehen und meine Beredsam-

keit ebenfalls anzuwenden. — Da ich den Künstler noch nicht persönlich kannte, so folgte ich, den freiwilligen Parlamentär zu machen.

Raimund lag im Bette bis an den Hals zugedeckt. Auf dem Kopfe hatte er Eisumschläge und so lag er da mit einem desperaten weinerlichen Gesichte.

Ich stelle Ihnen, Herr Raimund, Herrn Spindler vor, der es recht sehr bedauert, Sie heute nicht spielen zu sehen, nahm Urban das Wort.

Sind Sie, Herr Spindler, der berühmte Romandichter? fragte Raimund mit plötzlich lebhafter Freundlichkeit. Mich freut es sehr, Sie kennen zu lernen.

Ich bedauere aber sehr, Sie nicht spielen zu sehen, es hätte mich sehr interessirt.

Wirklich! Würde Sie das interessiren?

Mich und das ganze Publikum.

Ich bin aber krank. Sie sehen ja!

Nun, Ihr Auge ist klar. Ihr Aussehen nicht krank!

Gewiß, ich bin krank, wenigstens werde ich es sein, wenn ich die Bühne betrete. Es quält mich im Innersten. Ich kann die traurigen Gedanken nicht los werden, die mich martern. Ich werde sicher krank sein.

Nun sind Sie es nicht! — Beherrschen Sie Ihre Stimmung.

Ja, das ist ein Unglück! — Und Sie hätten mich gerne spielen gesehen? — Aber jetzt ists jedenfalls zu spät.

Urban benützte den Zweifel Raimunds und erklärte ihm rasch, daß es zwar gleich sieben Uhr sei, aber durch die Ouvertüre eine kleine Zwischenzeit gewonnen würde. Es wäre sonach noch möglich.

Gut, erwiederte Raimund, so will ich spielen, dem Herrn Spindler zu Liebe, weil er mich so gerne

spielen sehen möchte, und das freut mich herzlich. — Aber eine Bedingung, sonst spiele ich nicht. —

Jede gehen wir ein, erwiederten die beiden Herren.

Sie müssen mir versprechen, nach dem Theater in mein Hôtel zu kommen, mit mir zu speisen, wo wir dann ungenirt sprechen und herzlich beisammen bleiben können.

Raimund spielte eine Stunde später den Fortunatus Wurzl mit übersprudelnder Laune und hinreißender Virtuosität. Das Publikum, dessen Liebling er während seines Gastspiels geworden, jubelte ihm entgegen.

„Nach dem Theater fanden sich die Herren, besprochener Weise in dem Hôtel, in welchem Raimund wohnte ein, und trennten sich erst nach Mitternacht."

So weit Spindler.

Raimund vermochte jedoch seine Gastrollen in München nicht fortzusetzen. Die Szene mit dem Grafen, die Abreise Emmis machten ihn so unglücklich, daß er sein Gastspiel wirklich unterbrach, und eine Reise ins bairische Hochgebirge unternehmen mußte, um nicht wieder seiner finsteren Melancholie zu verfallen. Dort zerbrach er sich den Kopf über den Grafen. Daß dieser plötzlich deutsch mit ihm gesprochen, vermochte er sich nicht zu erklären. Hat er es in der kurzen Zeit in Wien gelernt, oder es längst gekonnt und sich verstellt? — Wenn dies der Fall, so ist er falsch, und ein falscher Mensch ist zu Allem fähig! Dann ist er in einer Maske vor Emmi und mir erschienen. Er hat jetzt die Maske abgeworfen, und steht nun als Ungeheuer vor dem engelguten Weibe! — Daran darf ich nicht denken!

Raimund schrieb nach Wien an D. Lichtenfels. Er bat ihn, sich Aufschlüsse über Emmi und den Grafen zu verschaffen.

Nach zwölf Tagen erhielt Raimund Antwort.

Diese lautete sehr beruhigend für ihn.

Lichtenfels schrieb: „Der Graf und die Gräfin leben im höchsten Frieden. Er bereitet ihr den Himmel auf Erden. Sie lebt nur für ihn und ihre Kinder! Die deutsche Sprache hat der Graf in Wien gelernt."

Er quält sie also nicht durch Eifersucht und Rache! agte Raimund, — der Himmel sei gepriesen. Vielleicht sehe ich sie doch wieder, wenn ich nach Wien komme; vielleicht versöhne ich den Grafen.

Die Beruhigung, welche Raimund durch Lichtenfels Brief erlangte, wirkte auf sein Gemüth. Raimund erholte sich sichtbar und kehrte bald nach München zurück, sein Gastspiel fortzusetzen.

Die Aufnahme, welche Raimund nun in München fand, war jetzt noch enthusiastischer. Anfänglich sollte er sechs Gastrollen geben, er mußte sie aber auf vierzehn ausdehnen. Die guten Münchner hatten den herzlichen Raimund auch im Leben lieb gewonnen. Von seinem Unwolsein unterrichtet, entließen sie ihn mit bangen Sorgen, und freuten sich nun doppelt als er frisch und munter wieder auf ihrer Bühne erschien.

Die sämmtlichen Hofschauspieler gaben ihm ein Fest, und Eßlair benahm sich mit solcher Liebe und Achtung gegen Raimund, spielte so wunderschön in dessen Stücken, daß Raimund niemals den Namen Eßlair aussprach, ohne mit der innigsten Verehrung seiner zu gedenken.

Am Josefstage 1831 reiste Raimund nach Wien ab.

In seiner Postkalesche dachte er wenig an die in München gepflückten Lorberen; er dachte nur an Emmi, und wie er es einzuleiten habe, ihren Gatten zu beruhigen und sie wieder zu sehen.

Lichtenfels, der auf Raimunds Empfehlung

Hausarzt des Grafen geworden, muß helfen! sagte er. Er muß mir helfen! Ich sterbe sonst an einer Gemüthskrankheit.

Mit diesen Worten setzte Raimund seine Reise fort und kam nach Braunau.

Dort beschloß er, da er mittags ankam, den Nachmittag zu verweilen und abends ins Theater zu gehen.

Er hatte von den Schauspielern in München, gar so viel Drolliges, ja Pudelnärrisches über die Truppe in Braunau gehört, daß er höchst neugierig war, einer Vorstellung beizuwohnen. Ein ehemaliges Mitglied des Lipperl-Theaters in München, ein Herr Karpfen, führte die Direktion, und setzte ein eigenes Verdienst darein, Trauerspiele von Shakespeare, Schiller und Goethe durch die Darsteller parodiren zu lassen.

Wenn es Ihnen gelingt, sagte Urban zu Raimund, „Kabale und Liebe," „die Räuber," oder gar „Othello" zu sehen, so erhalten Sie einen Spaß, über welchen Sie viele Jahre noch lachen werden.

Raimund hielt am Posthause, stieg dort ab, und, welche Freude: mit großen Buchstaben blickte ihm dort der Theaterzettel entgegen und verkündigte:

„Othello,
„der Mohr von Venedig,
„oder
„Tod aus Eifersucht eines Schnupftuchs wegen.

„Herr Ferdinand Raimund, aus Wien, wird „auf seiner Kunstreise von München nach seiner „Vaterstadt, die Ehre haben, als Jago seine dritte „Gastrolle zu geben. Er empfiehlt sich der Gnade „des verehrungswürdigen Braunauer-Publi„kums."

Raimund traute seinen Augen kaum.

Ich trete hier auf? sagte er. Lese ich denn auch recht? —

Herr Postmeister! rief er diesen an. Heute ist ja der 21. März und nicht der erste April. Enthält dieser Theaterzettel einen Puff? — Wer tritt hier auf?

Raimund aus Wien, sprach der Postmeister.

Raimund aus Wien?

Ganz gewiß. Er gefällt hier schrecklich. Gestern hat er den „Pachter Valentin" gegeben; morgen spielt er den „Rosenfarbnen Geist." Ich sage Ihnen, dieser Raimund ist ein Genie; Lustigkeit und Traurigkeit, Edelmuth und Bosheit, Barbiererschnack und Fürstenwürde, Alles hat er in einem Sacke! Wenn Sie heute über ihn weinen, müssen Sie morgen über ihn lachen! Ich höre, er soll ein Jud' sein, aber das macht nichts, die Juden sind die größten Genies! —

Mir ist es recht! sagte Raimund. Kann man noch eine Loge haben?

Eine Loge? O ja! Bei uns im Posthaus werden Logen und Sperrsitze ausgegeben. Im Parterre kostet eine Loge für vier Personen 48 kr. Reichswährung, im ersten Stock 1 fl. —

Geben Sie mir eine Loge im ersten Stocke, sagte Raimund. Ich mag jedoch nicht allein darin sitzen. Wollen Sie nicht Ihre Frau, und wenn Sie Töchter oder Söhne haben, diese mit mir eintreten lassen? — Ich setze mich dann zurück; ich prange nicht gerne im Vordergrunde einer Loge.

Recht haben's! erwiederte der Postmeister. Für einen Mann schickt es sich auch nicht! In Braunau sehen Sie in den Logen nur Damen: die „Lederin," die „Glaserin," die „Fleischhackerin," die „Bräumeisterin," die „Lohgärberin" un heute die „Postmeisterin!"

Das ist charmant! sagte Raimund. Wer spielt denn die Desdemona?

Auch eine Wienerin! Eine Lebzelterin aus der Josefstadt.

28. Der falsche Raimund.

Raimund ging ins Theater.

Er setzte sich rückwärts in die Loge. Die dicke Postmeisterin saß vor ihm und verdeckte ihn hinlänglich.

Die Darstellung des „Othello" war wirklich so burlesk wie Urban in München sie geschildert hatte.

„Othello" ward zur Parodie.

Raimund lachte, wie er noch nie, selbst in der lustigsten Posse nicht gelacht hatte.

Jago, dargestellt durch den falschen Raimund, war schauderhaft.

Der gute Mann kopirte Ochsenheimer auf einem Umwege, das heißt, er kopirte Raimund, wenn dieser Ochsenheimer kopirte, und Desdemona war die Lebzelterin von der Josefstadt, welche die Leser aus unseren Mittheilungen bereits kennen. Sie spielte so horrible, daß Raimund sich wunderte, wie man bei solcher Liebe zur Kunst, sich so wahnsinnig an ihr versündigen könne.

Während der Vorstellung wendete sich die Postmeisterin öfter an Raimund und fragte ihn: Wie ihm die Vorstellung gefiele? —

Ausnehmend gut, replizirte Raimund. Solche Künstler habe ich hier nicht vermuthet!

Nicht wahr? erwiederte die Postmeisterin. Unser Fleischhacker, der alle Montage nach Linz fährt und dort Kälber einkauft, und bei dieser Gelegenheit

das Theater besucht, versichert, daß sie in Linz keine solchen Künstler besitzen.

Heute haben Sie ein besonderes Glück, fuhr die Postmeisterin, an Raimund sich wendend, fort, heute sehen Sie den Othello schwarz angestrichen, sonst gibt ihn der Direktor immer mit seinem gewöhnlichen weißen Gesicht.

Nicht möglich! fuhr Raimund auf.

So ist es! bekräftige die Postmeisterin. Die Ursache war, daß unser Direktor an einem abscheulichen Ausschlag litt, und sich nicht schminken, auch keine Mohrenlarve oder eine Florverhüllung um das Gesicht nehmen durfte. Wir haben deshalb immer einen weißen Mohren gehabt. Dies hat uns jedoch nicht genirt.

Mich interessirt am meisten die Frau, welche die Desdemona spielt.

Nicht wahr? Ein „Mordstuck?“ Sie ist die Geliebte Raimunds. Wie es heißt, nimmt er sie mit auf seine Kunstreisen.

Ist diese Dame, Frau oder Witwe?

Witwe! Ihr Mann ist in Wien gestorben. Sie war vor Jahren schon in Braunau. Sie soll ein Mal viel Geld gehabt haben, hat aber beim Theater Alles „verputzt.“

Witwe? — Warum heiratet sie Herr Raimund nicht, da sie seine Geliebte ist?

Das geht nicht! Taufen laßt er sich nicht, und so befinden sie sich denn in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß.

Und wo wohnt diese Frau?

Im „rothen Hasen“ im Wirthshaus.

Wenn ich nur nicht fortreisen müßte, sagte Raimund, dann würde ich die Künstlerin morgen besuchen.

Besuchen können Sie sie ja heute noch, nach dem

Theater. Sie finden da auch Herrn Raimund. Raimund und Frau Trur soupiren mit einander.

Man wird mich abweisen.

Sagen Sie nur ich, die Postmeisterin, sendet Sie. O, auf mich und meinen Mann halten die hiesigen Schauspieler große Stücke; wir gehen in alle Benefizvorstellungen und bezahlen immer um zwölf Kreuzer mehr für unsere Loge.

Das Theater ging zu Ende.

Das Publikum von Braunau, applaudirte wie besessen.

Alles wurde gerufen. Auch Jago.

Er dankte mit den bekannten Ochsenbeimerschen Worten:

„Ich bin oft in der Lage, Gefühle zu äußern, die ich nicht habe, heute bin ich aber in der *schönen* Verlegenheit, ein Gefühl zu haben, das ich *nicht äußern* kann."

Ein vertrackter Kerl! dachte Raimund, auch diese Worte hat er von mir gehört!

Nach der Vorstellung ging Raimund in das Wirthshaus zum „rothen Hasen," verweilte da in der Gaststube so lange bis Desdemona und Jago zum Souper sich eingefunden hatten, was Raimund genau beobachten konnte, da sich Desdemona und Jago zwei Portionen Lungenbraten und eine Maß Regensburger aus dem Wirthshause, auf ihr Zimmer bringen ließen.

Als Desdemona und Jago es sich gerade am Besten schmecken ließen, pochte Raimund an ihre Thüre.

Herein! sagte Jago.

Raimund trat ein und bekomplimentirte das Künstlerpaar.

Ist es erlaubt, sagte Raimund, daß ein alter Bekannter seine Aufwartung mache?

Jago war im Begriffe aufzustehen; als er Raimund erblickte, fiel er beinahe vom Stuhle und schlug bei dieser Gelegenheit sein Deckelglas um.

„Wer hat denn's Bier umg'schütt?"

hätte man jetzt singen können.

Jesus, Marie! rief die Lebzelterin, der Herr von Raimund!

Wie heißt? — fragte Jago in einer Konsternation ohne gleichen.

Wie können Sie mich denn Raimund nennen? fragte Raimund. Ich heiße ja Wegeles, bin aus Iglau, und habe mit Raimund sonst nichts gemein, als daß ich ihn auf dem Theater kopire. Ich wollte Gastrollen in Braunau spielen, da aber der ächte Raimund hier ist, so komme ich schlecht an. Die Bewohner Braunaus würden mich unbarmherzig auspfeifen.

Herr Raimund, Sie sind grausam gegen mich! erwiederte Wegeles. Diese Ironie ist ärger als Ohrfeigen! Verzeihen Sie, verzeihen Sie! Wenn Sie jedoch ein Wort in Braunau fallen lassen, daß ich Wegeles bin, Wegeles von Iglau, dann darf ich nicht mehr auftreten; mein Honorar für die Gastrollen, das mir der Direktor noch nicht bezahlt hat, meine Einnahme ist hin und der Sindikus, der ohnehin zweifelte, daß ich Raimund aus Wien sei, setzt mich hin in ein grausames Kerkerloch bei Wasser und Brot!

Ich weiß nicht was Sie faseln? erwiederte Raimund. Sie werden doch nicht glauben, daß ich meinem Vorbilde Etwas Unangenehmes zufügen wolle? — Ich bin Wegeles und Sie sind Raimund, so bleibt es. Als Abraham Wegeles werde ich mich auch in den Fremdenzettel eintragen, davon werden Sie sich morgen im Posthause, wo ich abgestiegen bin, überzeugen. Und nun beenden Sie Ihr Souper, sonst laufe

eine Liebeserklärung an seine Person. Er kann sich ein Weib, das ihm freundschaftlich huldigt, nicht anders als verliebt denken; wäre ich wirklich in ihn verliebt gewesen, auf eine Weise verliebt wie in meinen Gemal, so hätte ich Raimund meine Hand gereicht und hätte ich darüber bettelarm werden müssen.

Seinetwegen darf ich Raimund nicht mehr sprechen, und wenn ich ihn zufällig auf der Reise durch Deutschland, welche ich im nächsten Jahre mit meinem Gemale an den Rhein, von da nach Preußen und dem Norden Deutschlands antreten werde, in einer Stadt irgendwo finde, in welcher er Gastrollen spielt, so werde ich das Theater besuchen, mich über seine Triumfe freuen, ihn wieder bewundern, aber mich ihm gewiß nie nähern. Sollte er zufällig von meiner Anwesenheit Nachricht erhalten, oder mir gar irgendwo begegnen, so gebe ich mein Wort, daß ich mit meinem Gemale augenblicklich abreisen werde. — Ich wiederhole, es ist mit Raimund nichts anzufangen! Er ist zu leidenschaftlich! Er brennt immer lichterloh! Will man sich an seinem Feuer nicht versengen, so ist es nothwendig sich so fern als möglich von ihm zu halten!

Doktor Lichtenfels berichtete seinem Freunde Raimund getreulich, was er gehört hatte.

In des Himmels Namen! rief Raimund. Emmi will mich nicht mehr sehen, sie will nicht einmal, daß ich ihr und dem Grafen meine Unbesonnenheit abbitte. Ich kann mich darüber auch nicht wundern; weshalb soll mir plötzlich ein Glück, das mein Herz betreffen würde, zu Theil werden; ist es mir doch schon bei meiner Wiege vorgesungen worden, daß es besser gewesen wäre, wenn ich gar kein Herz auf die Welt gebracht.

Raimunds Mutter sang nämlich das bekannte Wiegenlied:

Herr Wegeles bemerkte ferner, fuhr Frau Trur fort, daß bei den Theatern es ja eine bekannte Sache sei, daß man unter andern Namen spiele; ob man sich nun Schuster, Meyer, Hirsch, Schneider oder Raimund nenne, das sei egal.

Bei Gott! betheuerte Wegeles. In Neunkirchen sah ich einen Tabdädl-Darsteller, der sich Talma nannte. Talma in Paris hat sich nicht aufgehalten.

So denk' ich auch! versetzte Raimund. Ich wende nichts dagegen ein.

Und nun kommt mein Benefiz! sagte Frau Trur. Wenn Sie, Herr Raimund, meines Freundes Nimbus zerstören, so bringen Sie mich um 60 fl. Reichswährung. Ich gebe den „Bauer als Millionär" zu meiner Einnahme.

Was? rief Raimund, und sprang von seinem Stuhle auf.

Ja, ja, sagte Frau Trur, Herr Wegeles spielt den Wurzel. —

Das war Raimund zu viel. — Als Schauspieler hätte sich Raimund gerne preisgegeben, aber als Dichter durch eine erbärmliche Darstellung blamirt zu werden, dies brachte er nicht über's Herz.

Wo haben Sie mein Stück her? fuhr Raimund, wuthentbrannt, auf. Mein Stück ist nicht gedruckt, es ist nur im Manuskript vorhanden, es kann daher nur gestohlen sein!

Was reden Sie von gestohlen! Gottes Wunder! Wer wird stehlen ein Manuskript! Habe ich doch ehrlich gekauft von dem Souffleur in Oedenburg den „Barometermacher," den „Diamant des Geisterkönigs," den „Bauer als Millionär" um zwei Gulden!

Wo sind die Stücke?

Ich hab' sie!

Wo sie sind, diese Stücke? frag' ich.

Ich bewahre sie! versetzte Frau Trur.

Auf der Stelle geben Sie meine drei Stücke heraus, oder ich bin in fünf Minuten bei dem Sindikus! Meine Stücke wollt Ihr auch noch parodiren? Ihr gewissenlosen Leute? Kehren sich nicht ohnehin Shakespeare, Schiller und Goethe im Grabe um, wenn Ihr Komödie spielt, und ich soll mich noch bei lebendigem Leibe umkehren? — Heraus mit meinen Stücken, oder ich mache einen solchen Spektakel in Braunau, daß die Stadt glauben soll, es brenne an allen vier Enden.

Gib sie heraus! sagte Wegeles. Welch ein Geserres! — Habe ich doch die „Teufelsmühle" um 7 kr. gekauft, und Leopold Huber hat eine Freud' gehabt, wie ich sie in Meidling zu meinem Benefiz gegeben.

Hier sind die Stücke! sagte Frau Trur.

Da sind 6 fl. dafür, für jedes 2 fl. — Was ist's mit der Partitur?

Partitur? Wie heißt Partitur! sagte Wegeles. Was braucht man zu dem Liede „Brüderlein fein," zu dem Liede „Ein Aschen!" zu dem Liede „Mariandl ist so schön," eine Partitur. Jeder Leierkasten spielt diese Lieder! — Ich hätte sie gesungen aus dem Kopfe, ohne Orchester, ohne Klavier; gebrummt hätte ich die „Mariandel," gesumst das „Brüderlein fein," da haben Sie die Partitur!

Ihr seid ein nichtswürdiges Pack. Ich will mit Euch nichts mehr zu thun haben. Sie, Herr Wegeles, kenne ich von dem Probespiele im Leopoldstädter-Theater. Als Sie meine Rollen probirten, sagte ich Ihnen, daß Sie mich nicht kopirten, sondern ausspotteten! Mit Ihnen habe ich nichts zu reden. Aber Ihnen, Madame, sage ich, daß ich

Sie bedauere. — Ihre Wuth, Schauspielerin um jeden Preis, Schauspielerin ohne Talent, ohne Beruf, ohne Verstand sein zu wollen, hat Sie in die jammervollste Lage versetzt. — Als Ihr Mann starb, waren Sie reich! Jetzt haben Sie nichts! — Sie haben Ihr Geld verspielt, mit dem Komödienspiel haben Sie es verthan! — Sie haben weder Organ, noch Gestalt, noch eine genügende Haltung für die Bühne, aber aufdringen mußten Sie sich dem Publikum, und wäre es nur das Publikum einer kleinen Stadt gewesen! Was Sie für ein Ende nehmen werden, weiß ich nicht; es wird jedoch eine Zeit kommen, in welcher Sie sich glücklich fühlen dürften, könnten Sie noch in der Josefstadt in der Piaristengasse am Kirchweihfeste lebzelterne Kinder und Reiter, Wiegen von Lebzelten, „Schiffeln" und Marzipan verkaufen.

Mit diesen Worten verließ Raimund die bestürzte Desdemona und den verblüfften Jago.

Am andern Morgen um vier Uhr saß er wieder im Postwagen und befand sich auf dem Wege nach Wien.

29. Raimund in Hamburg.

So viele Mühe sich Raimund und sein Arzt nach seiner Ankunft in Wien auch gaben, eine Versöhnung mit Emmi und deren Gemale zu Stande zu bringen, so scheiterten doch alle Versuche.

Emmi selbst, so schien es dem Doctor, hielt sich absichtlich von Raimund entfernt.

Es ist nichts mit ihm anzufangen, sagte Emmi eines Tages zu Dr. Lichtenfels. Jede Bewunderung, die ich seinem Talente zolle, hält er für

wohnen, die Kneipen, Boutiken, in welchen die Matrosen hausen, die feilen Dirnen sich befinden, und die Hefe des Volkes hantirt! — Lesen Sie den Rapport über die Todten! — In sieben Tagen sind 320 Menschen gestorben. Das Uibel greift immer weiter. Ich selbst würde zittern für mein Leben, wenn mir an meinem Leben Etwas läge! — Ob aber ein alter blinder Mann heute oder morgen aus der Welt geht, das ist ganz gleichgiltig!

Hätte Lotz, Raimunds Züge sehen können, er würde den schrecklichen Eindruck bemerkt haben, den diese Worte auf ihn hervorbrachten. — Raimund entfärbte sich; er fing zu zittern an, haschte nach einem plausiblen Vorwande, sich zu entfernen und eilte schnell in das Theater-Bureau, um anzuzeigen, daß er seine Gastrollen, die für sechs und dreißig an der Zahl kontrahirt waren, mit der achten schließen wolle.

Der Direktor war untröstlich. Er bot Alles auf um Raimund zu halten, aber vergebens; Raimund reiste von Hamburg ab und traf zu Anfang October in Wien ein.

Als er aus seinem Reisewagen stieg, war Toni die erste Person, die er sah.

Sie hatte in den Zeitungen gelesen, welche Verwüstungen die Cholera in Hamburg anrichte und war, wie alle seine Freunde, in großer Besorgniß um ihn.

Die Freude des Wiedersehens war groß.

Toni lud Raimund in das Haus ihrer Eltern ein. Dort ward er wie ein Sohn aufgenommen. Er besuchte alle Abende den Kreis dieser biederen Familie und dachte den ganzen Winter nicht an das Theater. Er lebte wie er selbst häufig erwähnte, in dem Hause von Tonis Eltern und Geschwistern die schönsten Tage seines Lebens. Nur an einem Abende

zeigte er sich dem Publikum. Er spielte am 24. Febr. 1832 zum Besten brotloser Familien in Wien in der 118. Vorstellung seines „Diamants des Geisterkönigs.“

Das Theater in der Leopoldstadt war in der Zwischenzeit in die Hände des Franz Edlen von Marinelli, eines Sohnes des Erbauers des Leopoldstädter-Theaters, übergegangen und — wenn auch Franz von Marinelli kein Genie war, so war er doch ein braver herzlicher Mann, der das Publikum achtete und seine Theatermitglieder wie ein Vater seine Kinder behandelte. —

Die Rollen Raimunds spielte in jener Zeit der Komiker Weiß vom Lemberger Theater.

Der Komiker Weiß, Gatte der berühmten Frau, welche mit ihrem Kinderballete, Europa und Amerika durchreiste, und in zwei Welttheilen den größten Beifall errang, sich mit ihren graziösen Kleinen nicht nur Ruhm, sondern auch ein ansehnliches Vermögen errang; dieser Komiker Weiß spielte Raimunds Rollen mit so großem Erfolge, den „Florian,“ den „Wurzel,“ den „Barometermacher,“ den „Rappelkopf“ u. s. w., mit so entschiedenem Glücke, daß ihn Raimund selbst, der ihn mit großem Vergnügen in allen seinen Darstellungen sah und belobte, als seinen besten Nachfolger bezeichnete. Dazu kam noch, daß Weiß ein vortrefflicher Sänger war, Raimunds Lieder trug er mit hinreißender Innigkeit vor.

„Die treffliche Stimme, sagte Raimund, hat Weiß noch vor mir voraus. Weiß ist ein Talent ohne gleichen; einen solchen begabten Nebenbuhler lasse ich mir gefallen! Es kopiren mich zwar viele, aber „eigentlich spotten sie mich nur aus.“ Meine kleinen Angewohnheiten eignen sie sich an und wähnen dann, jetzt wären sie schon „lauter Raimunds.“ Viele davon sind nicht besser als Herr Wegeles in Braunau.“

wohnen, die Kneipen, Boutiken, in welchen die Matrosen hausen, die feilen Dirnen sich befinden, und die Hefe des Volkes hantirt! — Lesen Sie den Rapport über die Todten! — In sieben Tagen sind 320 Menschen gestorben. Das Uibel greift immer weiter. Ich selbst würde zittern für mein Leben, wenn mir an meinem Leben Etwas läge! — Ob aber ein alter blinder Mann heute oder morgen aus der Welt geht, das ist ganz gleichgültig!

Hätte Lotz, Raimunds Züge sehen können, er würde den schrecklichen Eindruck bemerkt haben, den diese Worte auf ihn hervorbrachten. — Raimund entfärbte sich; er fing zu zittern an, haschte nach einem plausiblen Vorwande, sich zu entfernen und eilte schnell in das Theater-Bureau, um anzuzeigen, daß er seine Gastrollen, die für sechs und dreißig an der Zahl kontrahirt waren, mit der achten schließen wolle.

Der Direktor war untröstlich. Er bot Alles auf um Raimund zu halten, aber vergebens; Raimund reiste von Hamburg ab und traf zu Anfang October in Wien ein.

Als er aus seinem Reisewagen stieg, war Toni die erste Person, die er sah.

Sie hatte in den Zeitungen gelesen, welche Verwüstungen die Cholera in Hamburg anrichte und war, wie alle seine Freunde, in großer Besorgniß um ihn.

Die Freude des Wiedersehens war groß.

Toni lud Raimund in das Haus ihrer Eltern ein. Dort ward er wie ein Sohn aufgenommen. Er besuchte alle Abende den Kreis dieser biederen Familie und dachte den ganzen Winter nicht an das Theater. Er lebte wie er selbst häufig erwähnte, in dem Hause von Tonis Eltern und Geschwistern die schönsten Tage seines Lebens. Nur an einem Abende

und „der Freimüthige,“ bemerkten ziemlich einstimmig, „die Wiener Journale hätten Raimund viel zu wenig gelobt, ja, Herr Gubitz vermeinte sogar, „die Bewohner der Kaiserstadt wüßten gar nicht, was sie an Herrn Raimund für ein Talent besäßen!!!“ — Auch Herr Oettinger verlautbarte Etwas in diesem Sinne. Ob man einen Künstler mehr preisen kann, als ihn die Wiener Journale priesen, ob man ihn und seine Stücke mehr applaudiren und auszeichnen kann, als dies das Wiener Publikum that, wird zu erörtern nicht nöthig sein.

Raimund spielte siebzehn Mal in Berlin bei stets überfüllten Häusern. Die meisten seiner Stücke hatte man zwar schon früher gesehen, da sie aber Raimund selbst in die Szene setzte, und hierdurch einen eigenen Geist in seine Schöpfungen brachte, auch die Hauptrollen ganz anders spielte, und mit seiner südlichen Glut Publikum und Schauspieler erwärmte, so entstand hieraus für die Berliner ein ganz neuer Reiz.

Raimund hätte in Berlin noch dreißig Mal auftreten können, er würde stets vor vollen Theatern gespielt haben und bewundert worden sein, aber es drängte ihn, Deutschland zu durchreisen, und so ging er denn im Sommer 1832 an den Rhein.

30. In Wiesbaden.

Raimund besuchte auch Wiesbaden.

Er stieg in dem ersten Hôtel ab und wunderte sich nicht wenig, daß er von einem elegant gekleideten jungen Mann sehr höflich gegrüßt und im österreichischen Dialekte angeredet wurde.

Wir nehmen unsere Zuflucht wieder zu dem Biographen Raimunds in der „Theaterzeitung.“ Dieser schreibt:

Raimund lebte bis zum 15. März 1832 in einer Art Letargie, in Wien, aus welcher ihn nur das Hoftheater in München zu wecken vermochte. Die Intendanz des königl. Hoftheaters ruhte nicht, bis Raimund zum zweiten Male eine Reihe von Gastvorstellungen zusagte.

Der Künstler ging nach München und spielte neuerdings mit dem glänzendsten Erfolge.

Nun konnte er auch der auszeichnenden Einladung des Königstädter Theaters in Berlin nicht länger widerstehen.

Er reiste von München, nach fünfunddreißig, mit Enthusiasmus aufgenommenen Darstellungen, direkte nach Berlin, und erschien zum ersten Male, am 4. April, als Florian im „Diamant des Geisterkönigs.“

Obgleich das Berliner Publikum von ungeheueren Erwartungen erfüllt war, und bekanntlich im Besitze sehr beliebter und talentvoller Komiker ist, so konnte das dortige, etwas kritische Parterre, doch nur einen halben Akt, mit prüfender Kälte beobachten. — Kaum war aber die Exposition des Stückes vorüber, als auch das Eis der Befangenheit der Berliner Tonangeber im Theater zu schmelzen anfing, und nach Raimunds zweiter Szene, ein Beifallsjubel losbrach, welcher selbst Schmelka, dem damaligen Abgott des Berliner Volkes, nicht rauschender hätte gezollt werden können.

Nun fingen auch die kritischen Blätter Feuer, und die „Vossische Zeitung,“ der „Berliner Figaro,“ „der Gesellschafter,“ die „Haude- und Spenersche Zeitung“

sind sie in Wiesbaden, wo ihr Geschäft noch besser geht!

Also dient der Poldel bei einem Paar' Hallunken?

Ja man könnt's schon so nennen; sie betrügen die Leute schändlich, besonders im „Halberzwölfe-Spiel," aber was gehts mich an! Ich werde gut bezahlt, ich verdiene alle Tage vier Dukaten; ich tausch mit keinem Starosten.

Aber, wenn der Betrug aufkommt?

Unmöglich! Die Kerle sind zu fein! Jetzt sieden sie gerade wieder einen reichen Marchese ab. Dieser hat binnen drei Tagen gewiß 2000 Friedrichsd'or verloren. Sie möchten den Marchese gar so gerne bewegen, daß er „va banque!" rufe, da zieheten sie ihn ganz aus (da würden sie ihn ganz ausziehen).

Den Marchese soll man warnen.

Warum nicht gar! Er soll nur Haar lassen, warum ist er ein Adelicher wor'n (geworden).

Kann man denn eine solche Spielbank nicht sehen?

O ja! Sie ist hier im Hause. Im großen Saal, im zweiten Stock. Ich führe Sie hinauf. — Ich bitte Sie aber um Gottes willen, spielen Sie nicht! Sollten Sie aber durchaus spielen, so legen Sie viel Geld heraus, da lassen Sie die Bankhalter drei — vier Mal g'winnen, sie rechnen darauf, daß Sie immer höher setzen werden. Wie Sie etwa 20, 30 Friedrichsd'or setzen, macht der Banquier „halber zwölf," und Sie verlieren das Doppelte. Geben Sie nur acht!

Wie kennt man denn die falschen Karten?

Neun, Zehn und Aß haben auf dem Rücken dunkle Punkte; eine Figur hat in jedem Eck (in jeder Ecke) zwei Sterne neben einander. Ich bringe Ihnen ein Spiel Karten mit 52 Blättern, das ich gefälscht habe und explizire Ihnen die ganze Manipulation.

Ich dank Ihnen, lieber Poldl und werde Ihre Warnung benützen.

Kommen Sie, Herr von Raimund, zuerst in mein Zimmer, und dann in den Spielsaal, aber, wenn Sie Ihr Geld lieb haben, so spielen Sie nicht, das ist das Allerbeste!

Raimund verfügte sich zu Poldl, ließ sich die betrügerischen Karten zeigen, und ging dann in den Saal.

Da saßen Herren um einen ovalen grünen Tisch. Andere Herren bildeten eine Gallerie hinter den Sitzenden und standen. Die Banque der falschen Spieler war wieder im Glücke. Ein Berg von Gold war aufgehäuft.

In den blassen, verstörten Gesichtern, erkannte Raimund sogleich, welche schreckliche Folgen das Spiel auch hier gehabt.

Raimund stellte sich hinter dem Banquier, der mit dem Gesichte gegen die Thüre gewendet saß. Raimund sah dem Treiben eine Weile zu.

Die Croupiers hatten alle Hände voll zu thun. Sie konnten mit ihren Spielkrücken nicht genug Gold einstreichen.

Raimund gegenüber stand ein junger Mann, der blaß wie ein Gespenst auf den Abzug jeder Karte ängstlich lauerte, der gewiß sein letztes Häuflein Gold auf eine Figur gesetzt hatte, und als der Banquier rief:

Onze et demi!

wie ein Verzweifelter vom Spieltische fort stürzte, und zur Thüre hinaus wollte.

„Halt!" rief ein Croupier, ein scheußliches Gesicht mit einer durch ein Lasterleben ruinirten Stimme; „Halt! mein Herr, Sie müssen erst bezahlen, was Sie verloren! Ihr Einsatz genügt nicht!"

Ich habe Alles, was ich besessen, hingegeben, schrie er: 800 Friedrichsd'or! begnügen Sie sich damit!

Va-t-en! rief der Banquier.

Der junge Mensch stürzte zum Saale hinaus.

Raimund war rasch hinter dem Unglücklichen her.

Mein Herr! rief Raimund. Auf ein Wort!

Der junge Mensch blieb auf dem Korridor des Saales stehen.

Lassen sie mich! sprach der junge Mann mit dem Tone der Verzweiflung.

Wo wollen sie hin!

Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich!

Sie wollen sich ein Leid zufügen!

Der junge Mensch schwieg.

Sie haben 800 Friedrichsd'or verloren? — Sie sollen sie wieder erhalten! Ich schaffe sie Ihnen. —

Herr, Sie retten mir das Leben, die Ehre und die Freiheit!

Ich schaffe Ihnen Ihr Geld, aber kehren Sie ruhig in den Spielsaal zurück, begeben Sie sich unter die Zuschauer. Sprechen Sie mit Niemanden von Ihrem Verluste. Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie finden.

Indeß stürzte wieder ein Geplünderter aus dem Saale, rief seinem Bedienten, gab diesem seinen Schlüssel, und befahl ihm, seine Chatouille in den Saal zu bringen.

Den rette ich auch! sagte Raimund. Nun wartet, Straßenräuber! Euerem Treiben werde ich ein Ende machen!

In diesem Momente huschte eine weißgekleidete Dame, dicht verschleiert, an Raimund vorüber.

Sie kam fast athemlos über die Treppe herauf. Sie eilte auf die Thüre des Saales zu, warf einen langen, prüfenden Blick hinein, und zog sich dann wieder zurück.

Sie schien Jemand zu suchen.

Raimund ging auf sie zu.

Kann ich Ihnen einen Dienst erweisen? sagte Raimund; ich bin bereit. —

Die Dame erschrack heftig, machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn sie sagen wollte:

Ich danke Ihnen.

Treten Sie ein in den Saal, und bezeichnen Sie mir, wen ich herausrufen soll — oder ist es Ihnen lieber, wenn ich Ihnen den Saal-Diener sende?

Nein, nein, sagte die Dame, ich wollte nur — —

Großer Gott! rief Raimund, Gräfin Emmi! — Ist der Graf in dieser Räuberhöhle?

Wie, Sie wissen?

Ich weiß, daß hier Jeder, der sich diesen Gaunern nähert, ausgezogen wird. —

Ach, mein Albert verliert, seit wir hier sind, enorme Summen! Leider ließ er sich nicht zurückhalten. Durch einen Croupier sendete er mir einen Zettel, ich möchte ihm sein Portefeuille mit den preußischen Kassenanweisungen senden, verliert er auch diese noch, so können wir nicht von hier abreisen; all das bare Geld, das wir von Berlin mitgenommen, ist fort!

Ich schaffe es wieder!

Unsere Vermögensumstände erleiden durch diese Verluste keine Erschütterung; die Verluste ruiniren uns nicht, aber es macht mich unglücklich, daß mein Gemal der Leidenschaft des Spiels ergeben, daß es ihn drängte von Berlin, wo wir uns befanden, abzureisen, um die Spielbanken in den deutschen Bädern aufzusuchen.

Fassen Sie sich, Gräfin. Die Summe, die Ihr Gemal hier verloren, soll er wieder erhalten. — Sagen Sie ihm kein Wort, daß Sie mich gesprochen. Was ich hier unternehme, soll dem Grafen und allen jenen zu Gute kommen, die hier durch falsches Spiel betrogen wurden; die Beweise werde ich liefern.

Ach, Raimund, wie würden Sie meinen Gemal und mich verpflichten! —

Das will ich nicht! Liebe Emmi, ich werde Ihnen zeigen, daß man sich an meinem Feuer nicht versengt, und wenn man mir auch noch so nahe kommt! Dann aber, liebe Emmi, werde ich Ihnen auf Ihrem Lebenspfade nicht mehr begegnen. Ich werde Ihnen aus dem Wege gehen. Es wird nicht nöthig sein, daß Sie aus irgend einer Stadt abreisen, in der ich mich befinde! Ich werde mich entfernen.

Der Bade-Kommissär erschien auf dem Korridor.

Raimund eilte auf ihn zu und sagte ihm einige Worte. Hierauf verneigte sich Raimund gegen Emmi, bot ihr seinen Arm und geleitete sie in die Belle étage in den Konversations-Saal.

Der Bade-Kommissär folgte Raimund.

* * *

Die Gräfin fühlte sich durch Raimunds Benehmen sehr verletzt.

Nie sah sie ihn in solcher Aufregung und Verstimmung. Wol kannte sie Ferdinands Empfindlichkeit, aber in einem so schneidenden Tone sprach er mit ihr nie.

Gräfin Emmi wollte dessenungeachtet Raimund nicht verurtheilen, wußte sie doch nicht, was sonst auf ihn eingestürmt. Sie glaubte, Raimund habe an der Spielbank ebenfalls verloren, und sein Verlust habe ihn so unwirsch gemacht.

Indeß die Gräfin im Lesezimmer des Konversationslokales sich aufhielt, bemerkte sie, daß Raimund mit dem Bade-Kommissär im eifrigen Gespräche blieb. Endlich sah sie, daß derselbe einen schriftlichen Befehl ausfertigen ließ, dem zufolge sich vier Gendarmen augenblicklich einfanden.

Raimund ging zu Emmi.

Jetzt gilt es! sprach er. Vielleicht in einer Viertelstunde schon, bin ich im Stande, eine Bande Gauner den Gerichten zu überliefern. Den Raub sollen sie herausgeben müssen; dafür stehe ich!

Raimund verfügte sich allein nach dem Spielsaale.

Während dies im Konversations-Saale vorging und ein großer Coup gegen die Diebshölle beschlossen wurde, brachte das falsche Spiel den Bankhaltern fort und fort Glück.

Die Goldstücke häuften sich auf dem grünen Tische und hessische, preußische, französische und englische Bankbillets flogen umher, als hätte sie ein Wirbelwind in die Kassa der falschen Spieler aus allen Enden hingetragen.

Raimund suchte sich ein paar der unglücklichen Pointeurs aus, die am meisten geplündert wurden.

Der Eine wurde ihm als ein Weinhändler aus Frankfurt am Main bezeichnet, Kopps war sein Name; der andere war ein königl. sächsischer Hofschauspieler, dessen eigentlicher Name nicht hieher gehört, weil er noch lebt, den wir Ferst nennen wollen.

Beide hatte die Banque in Wiesbaden im Sinne des Worts fast zu Bettler gemacht.

Kopps, ein robuster, großer Mann, war dunkelroth im Gesichte, sein kollerisches Temperament steigerte seinen Unmuth um so mehr zur Wuth, als er der Banque eine Anweisung auf 40 Körbe Champagner einlegen wollte, wenn man ihn auf Kredit weiter spielen lassen würde, was nicht angenommen wurde.

Dieser Mann fluchte in seinem Frankfurter Dialekte, daß die Wände des Saales, zitterten.

Ferst war ganz das Gegentheil von dem Kollerischen. Er war ein stiller, eher flegmatischer als hitziger Mann, schmächtig, fein im Benehmen, aber der Teufel behalte sein Flegma und sein feines Benehmen

wenn man in einigen Stunden die reichen Honorare von einigen siebzig, mit Glück durchgeführten Gastrollen, dargestellt auf drei großen Hoftheatern, in wenigen Stunden verliert. Sein Urlaub war zu Ende, kein Heller war mehr zu verdienen und Frau und Kinder zu Hause, freuten sich auf die brillanten Bezahlungen, von welchen er ihnen bereits in der Freude seines Herzens geschrieben hatte. Was er für die Familie verdient, hatten in Wiesbaden zwei Damen, die Coeur-Dame und die Carro-Dame in den Schlund der Spielhölle geführt.

Zwischen diese beiden unglücklichen Spieler pflanzte sich Raimund hin.

Auch er nahm sein reiches Honorar, das er in Berlin, für 17 Mal 25 Friedrichsd'or erhalten und noch ganz beisammen hatte, aus seiner Börse, und legte 425 Goldstücke vor sich hin.

Der Chef der Spielhölle, ein Kerl, der auf beiden Augen schielte, warf seine Blicke auf den neuen Gast.

Wolle Sie sich auch rupfe lasse? fragte der Weinhändler.

Rupfen? erwiederte Raimund. Ich bin ja kein Vogel, am wenigsten ein Gimpel. Wo ich noch immer spielte, Notabena unter ehrlichen Leuten, hatte ich zum mindesten kein Unglück. Es wird mich Frau Fortuna auch hier nicht verlassen.

Darf ich mir von der Noblesse der Bank eine „Dame“ ausbitten? fragte Raimund.

„Wie die Karten fallen,“ antwortete der Banquier.

Auch gut! versetzte Raimund. Ich glaubte einen Augenblick, ich sei der Schiffsbarbier Bims, und müßte Etwas Extra haben!

Raimund flog eine Figur zu.

Charmant! sagte Raimund.

Er setzte 30 Friedrichsdor auf seine Karte.

Das Spiel ging herum.

Raimund erhielt eine Neun.

Der Banquier schlug ebenfalls eine Figur auf.

Dieser Kartenfigur folgte eine Zwei, darauf folgte eine Neun.

Onze et demi!

sagte der Banquier.

Raimund bezahlte 60 Friedrichsdor der Spielkassa.

Höre Sie! sagte der Weinhändler zum Banquier, mache Sie heute nichts anders als „halber Zwölfe?“

Es scheint! versetzte der Banquier, mit verächtlicher Gleichgiltigkeit.

Wer noch Geld zu verlieren hatte, verlor es.

Raimund warf einen Blick auf Emmis Gatten und bemerkte, wie dieser 500 Thaler in preußischen Kassenscheinen dem Croupier hinschob.

Wieder wurden die Karten herumgegeben.

Raimund erhielt wieder eine Figur.

Er legte 60 Friedrichsdor auf die Karte.

Nehmen Sie sich in Acht! sagte der sächsische Hofschauspieler. Was sich hier ein Schauspieler durch sein Spiel an hundert Abenden verdient, das nimmt dieses Spiel an einem Abende.

Wir wollen sehen! erwiederte Raimund, ich werde noch 40 Friedrichsd'or zulegen!

Indeß war der Kommissär in den Spielsaal getreten, und stellte sich dicht hinter dem Banquier.

Vier große Männer in blauen Uiberröcken traten unbemerkt mit dem Kommissär ein und begaben sich zwei und zwei neben dem Banquier und dem Banquier vis-á-vis.

Das Spiel wurde fortgesetzt.

Raimund erhielt eine Drei dann eine Sieben.

Der Banquier hatte ebenfalls eine Figur.

Er schlug eine Asse auf.

Ein Schrei des Unwillens flog durch den Saal.

Das ist unmöglich! versetzte der Weinhändler. „Halber zwölfe" wurde bis jetzt mit vier Spiel-Karten gespielt; diese haben 16 Asse. Dies Aß ist aber das siebzehnte! — Ich habe genau Acht gegeben; zählen Sie, meine Herren, die Asse hier auf dem Tische!

Der Banquier warf einen verächtlichen Blick auf den Weinhändler.

Ein Croupier wollte nach den weggeworfenen Karten greifen.

Niemand rühre ein Blatt an! herrschte der Kommissär den Spielern und Croupiers zu. Niemand bewege sich!

Die Gendarmen holten unter ihren Uiberröcken die blanken Säbel hervor, und kreuzten sie über die Bankkassa.

Im Namen des Gesetzes! rief der Kommissär. Ich verhafte die Banquiers und Croupiers als falsche Spieler!

Was? rief der Banquier. Wer erfrecht sich, dies auszusprechen?

Ja, falsche Spieler! Schufte seid Ihr! rief der Weinhändler. Alle, die hier sind, habt Ihr ausgeraubt, Ihr Gauner!

Es entstand ein fürchterlicher Tumult.

Diesen wollte der Chef der Bank benützen, und einen Theil des Goldes retiriren.

Man will uns plündern! schrie er. Diese Geschichte ist abgekartet.

Ein Gendarme gab dem Spieler-Chef einen so argen Stoß, daß er die Goldbeutel liegen ließ; aber der Banquier erfand ein anderes Manövre; er streifte mit

einem Rucke alle Karten, die vor ihm lagen, unter den Tisch.

Cartouche! rief ihm Raimund zu. Vergebens suchst Du die Karten zu changiren! Wir bedürfen ihrer nicht, da wir Deinen Fabrikanten Dir entgegen halten können.

Herr Leopold! rief Raimund.

Der Kartenmaler erschien.

Hier, Gauner, donnerte Raimund dem Banquier zu, steht Dein Fälscher! Kannst Du noch läugnen? — Oben in seiner Kammer, wo er die markirten Karten anfertigen mußte, ist bereits Alles versiegelt; willst Du Betrüger aus Spaa, und wollen Deine Genossen aus Füred und Mehadia noch mehr erfahren? Euer Lohn soll nicht ausbleiben.

Gebe Sie mir die Kerle Preis, bat der Weinhändler den Kommissär; ich füttere meine Käfer, lauter Sachsehäuser, mit ihnen. In acht Minute thut ihnen kein Bein mehr weh!

Die Banque ist aufgehoben, das Geld wird vorläufig deponirt, sagte der Kommissär. Jeder der von diesem Gesindel betrogenen Herren soll sein, ihm gestohlenes Eigenthum wieder erhalten. Ich lasse den Saal schließen.

Lasse Sie die Spitzbube auch gleich schließe! versetzte der Weinhändler.

Die Betrüger wurden fortgeführt, das vorgefundene Geld vor Zeugen gezählt und darüber ein Protokoll aufgenommen. Hierauf wurden in der Wohnung der Bankhalter die Kassa mit Beschlag belegt.

Nachdem sich die sämmtlichen Spieler entfernt hatten, ging der Graf, Emmis Gemal, auf Raimund zu.

Sie retten mir nicht nur die Summen, die ich verloren, redete der Graf, Raimund an; Sie retten

auch mich selbst aus der Gefahr, je wieder zu spielen. — Ich hatte keine Ahnung, daß man auf eine solche Weise an öffentlichen Spielbanken betrogen werden könne; nie mehr werde ich in derlei Häusern mich zerstreuen. — Herr Raimund, als wir uns zum letzten Male sahen, schied ich mit Groll im Herzen von Ihnen. Heute wollen wir unsere Freundschaft erneuern. Herr Raimund, begleiten Sie mich zu meiner Emmi. Sie soll ihren Dank mit dem meinigen vereinen; sie soll Zeugin von der Erklärung sein, die ich Ihnen vom Herzen gebe, daß ich Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet bin.

Keinen Dank! erwiederte Raimund. Ich habe nur als ein honnetter Mann gehandelt, und gewiß nicht anders als Sie, wenn Sie mich in ähnlicher Lage getroffen hätten! — Vor Ihrer Frau Gemalin kann ich in diesem Leben nicht mehr erscheinen. Dem Doktor Lichtenfels hat sie mich als ein Ungeheuer bezeichnet, das die Absicht zeigt, dem Rufe ehrbarer Frauen gefährlich zu werden. — Wenn Gräfin Emmi dieselben Worte auch nicht gesagt, so liefen die ihrigen doch auf denselben Sinn hinaus. Jetzt, da ich mir, wie Sie sagen, ein Verdienst um Ihre Freundschaft erworben haben soll, darf ich Ihre Frau Gemalin nicht mehr sprechen; — das geringfügigste, aber im herzlichen Tone ausgesprochene, Wort könnte als ein Attentat auf die Tugend Ihrer Gemalin gedeutet werden. — Nein, Herr Graf, in eine solche Gefahr begebe ich mich nicht. Weder Emmi, die ich einst liebte, und die mir gestattete, sie lieben zu dürfen, noch ihren Gemal, noch sein Haus darf ich je wieder sehen. Sie sollen die vollste Uiberzeugung erhalten, daß Ferdinand Raimund ein Ehrenmann ist, obgleich Sie mir in München diese Benennung streitig machen wollten.

Der Graf war sehr bewegt.

Raimund verabschiedete sich von ihm, und suchte den Bade-Kommissär auf.

Schon nach wenigen Stunden ließ der Kommissär im Konversationsaale des Badehotels verlautbaren, daß die Bankhalter, die Erklärung abgegeben hätten, sie seien erbötig, denjenigen Badegästen, welchen sie durch betrügerisches Spiel Geld abgenommen, und aus welchen sie mehr denn dreißig näher zu bezeichnen im Stande wären, die Summen zurück zu erstatten, nur möchten sie sie nicht ferner verfolgen, und ihre persönliche Freiheit nicht gefährden.

Die Spieler gingen bis auf den Weinhändler hierauf ein.

Die Stunde, in welcher die Beträge zurückgestellt werden sollten, wurde festgesetzt.

Raimund verwendete sich, daß der junge Mann, der um 800 Friedrichsd'or geplündert wurde, diese zuerst erhielt. Hierauf empfing der sächsische Hofschauspieler sein Geld zurück, dann der Weinhändler und so fort Alle. Der Graf, welcher nach preußischem Gelde das meiste, wie es sich erwies, über 30,000 Thaler, eingebüßt hatte, war der letzte.

Welchen Dank Raimund von den so arg betrogenen Badegästen erntete, läßt sich nicht beschreiben.

Der junge Spieler, den sein Unglück bald zum Selbstmörder gemacht hätte, wäre Raimund nicht sein Retter gewesen, stürzte zu seinen Füßen nieder, und so dankte ihm jeder in seiner Art auf die rührendste Weise.

Der Weinhändler schüttelte Raimund die Hand.

„In ganz Deutschland soll man von Ihnen rede," sagte er, „wie vom Erzengel Michael, der den Drache erlegt hat; ich laß' Ihre Edelthat in die „Didaskalia" und in die „Frankfurter Oberpostamtszeitung"

einrücke, und in meinem großen Keller in Frankfurt am Main, zwische dem Hundert-Eimerfaß aus Hochheim und dem Hundert-Eimerfaß aus Rüdesheim, laß' ich Ihne, auf einem Hundert-Eimerfaß aus Johannisberg ein Monument errichte. So lange Sie lebe, erhalte Sie alle Jahre an diesem Tage einen Korb Liebfrauenmilch „franko Wien." — Insbesondere mach' ich Ihnen aber noch eine Freud'; gebe Sie nur acht! — Sie wisse, ich bin der Einzige, der nicht dafür gestimmt hat, daß die Spitzbube, die falsche Spieler, rein ausgehen solle, und es möge damit abgethan sein, wenn Sie nur das gestohlene Geld zurückgeben." —

Ich weiß es, erwiederte Raimund.

„Ich weich' davon auch nicht ab, daß die Bösewichte Etwas abbekommen sollen," fuhr der Weinhändler fort. „Sie solle zwar nicht verarritirt werde, sonst habe wir sammt und sonders, eines Kriminalprozesses wege, ein halb Jahr der Zeugenaussage wege, hier zu verbleibe, aber dafür solle die Spitzbube ihre „Merks" erhalte. — Meine Küfer sind in Wiesbade. Sie habe Wein hieher befördert. Es sind Kerle, Fäuste habe sie wie die Riese; in der hohlen Hand kann jeder eine Maß Wein einfange, es wird kein Tropfe danebe gehe. Die sechs Kerle lasse ich mit den Räubern wirthschafte! Herr Raimund, das wird ärger als eine Festungsstraf' sein! Die schurkische Hände lasse ich ihne so arg zerschlage, daß sie binnen Jahr und Tag keine Karte mehr in die Hand nehme solle.

Darüber hat der Kommissär zu entscheiden, sagte Raimund. Zu dieser Linch-Justiz gebe ich meine Zustimmung nicht.

Dann, sagte der Weinhändler, habe ich darauf angetragen, daß der Kartenmaler, der den Betrug, auf Ihr Zuthun, aufgedeckt hat, belohnt werde. Wir Bade-

gäste habe eine Kollekte veranstaltet. Der Graf allein gab 1000 Thaler, im Ganzen bekommt der Kartenmaler über 1500 Thaler und von mir extra noch 20 Flasche Marienbrunner.

Das hat meinen vollen Beifall, erwiederte Raimund. Ich nehme dann den Monsieur Leopold mit mir nach Wien und werde über ihn wachen, damit er nie mehr auf Abwege gerathe.

31. „Der Verschwender."

Raimunds Benehmen an der Spielbank in Wiesbaden erwarb ihm tausend Segnungen.

Man wird sich erinnern, daß im Jahre 1832 eines der Dampfschiffe, welches den Rhein befuhr, den Namen „Ferdinand Raimund" erhielt. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß das segenvolle Auftreten des gefeierten Dichters an dem grünen Tische, zu dieser Taufe des Schiffes Veranlassung gab.

Die projektirte Linch-Justiz des Weinhändlers fand nicht statt. Die falschen Spieler fielen der Justiz in die Hände. Diese bestrafte sie nach dem Gesetze. Das geraubte Geld wurde den Betrogenen zurück erstattet.

Raimund ging von Wiesbaden nach Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart, begab sich hierauf nach Preußen zurück, verweilte eine geraume Zeit in Warmbrunn, reiste im Herbste zum zweiten Male nach Hamburg, trat vierzehn Mal mit eben so glänzendem Succeß wie das erste Mal dort auf, und kehrte am 14. November 1832 nach Wien zurück.

Kaum erfuhr der wackere Stöger, gegenwärtig (1855) Direktor des Prager Theaters, damals Pächter des Theaters in der Josefstadt, daß der unvergleichliche Künstler wieder seine Vaterstadt begrüßt habe, so

eilte er zu ihm und machte ihm wahrhaft glänzende Anträge für eine Reihe von Gastrollen im Theater in der Josefstadt.

Stöger, der sich stets als ein Direktor erwies, welcher das wahre Verdienst und das ausgezeichnete Talent anzuerkennen verstand, bot Raimund ein so brillantes Honorar, daß dieser verwundert ausrief:

Was fällt Ihnen ein, lieber Direktor! Was Sie mir da bieten, ist ja viel zu viel! — Bei einem solchen Honorare bliebe ja Ihnen nichts von allen meinen Gastspielen. Ich werde Ihre Generösität nicht mißbrauchen; es ist die Hälfte von dem genug, was Sie mir antragen, nur müssen Sie mir noch Ruhe gönnen; zwei Monate möchte ich so gerne für mich leben, aber dann will ich auch auf Ihrem Theater fortspielen, so lange ich dem Publikum gefalle, und Sie Ihre Rechnung finden!

Raimund spielte wirklich zwei Monate nicht. Er lebte nur seinen freundschaftlichen Verhältnissen und brachte die größte Zeit im Hause von Tonis Eltern zu, welche den wackern Raimund wie einem Sohne zugethan waren.

Da lernte er erst einsehen, welch eine Perle er an Toni verloren. Ihr Herz, ihr Geist, ihr sanftes Benehmen ließen ihn erkennen, wie glücklich sein Los sich gestaltet hätte, wenn Toni seine Gattin geworden wäre. —

Toni entschädigte ihn durch ihre Freundschaft, ihre Anhänglichkeit, ihre Theilnahme und, verfiel Raimund zu Zeiten seinen hipochondrischen Anfällen, so verscheuchte sie seinen Trübsinn und erheiterte ihn durch ihre gesunden Anschauungen der Zeitverhältnisse, und der Menschen, welche Raimund umgaben.

Toni war sein Seelenarzt und mit Innigkeit hing er an ihr.

Am 10. Jänner 1833 betrat er endlich als Wurzel im „Bauer als Millionär" das Josefstädter-Theater unter Stögers Direktion.

Stöger setzte dieses Stück mit außerordentlicher Pracht in die Szene.

Es erschien dem Publikum wie ein neues Stück; der Beifall, den es wiederholt erntete, war so rauschend, so enthusiastisch, wie an jenem Tage, an welchem es zum ersten Male auf der Leopoldstädter Bühne zur Aufführung kam.

Denselben günstigen Erfolg fanden auch Raimunds übrigen Stücke, welche, besonders „der Alpenkönig," mit wahrer Munifizenz von Seite Stögers zur Darstellung gebracht wurden.

Die Aufnahme und der Antheil, welchen Raimund als Schauspieler und Dichter erhielt, übertraf seine kühnsten Erwartungen und begeisterten ihn dergestalt, daß er ein neues Stück schrieb: „Der Verschwender," welches am 20. Februar 1834 zum ersten Male, zur Aufführung kam.

Der „Verschwender" war sein Schwanengesang.

Welchen Eindruck dieses Stück gemacht, welche Würdigung es in allen Ständen gefunden, wie hoch es den Enthusiasmus für Raimund steigerte, davon war ganz Wien Zeuge.

Es gehörte selbst noch bei der dreißigsten Vorstellung, eine Art Protektion dazu, am Tage der Vorstellung eine Loge zu erhalten. Für zwanzig Vorstellungen waren die Sperrsitze immerfort pränumerirt. Man behauptete damals, daß der Logenmeister des Josefstädter Theaters, bei dem Logen- und Sperrsitz-Verkauf, einen größeren Gewinn gehabt, als Direktor Stöger.

Dieser Logenmeister war eine eigene Erscheinung.

Grob, wie nicht bald Jemand in einer untergeord-

neten Stellung, roh und ungeschliffen gegen das Publikum, das er so zu sagen brandschatzte, und keck, selbst gegen Personen von Ansehen.

Und Alles ließen sich die Leute gefallen, wenn sie nur Raimunds „Verschwender“ sehen konnten.

Eines Tages kam ein Gesandtschaftsrath zu diesem ungehobelten, interessirten Menschen.

„Sie haben mir seit acht Tagen eine Loge zugesagt. Kann ich sie endlich haben?“ fragte der Gesandtschaftsrath.

„Es ist keine da!“ schnarchte der brutale Patron den Rath an.

Ich weiß, mein Herr, versetzte dieser, daß man Ihnen mehr bezahlen muß als der Preis ist. Wie viel muß man Ihnen bezahlen, wenn man endlich eine Loge erhalten will?

Das weiß ich nicht! das müssen Sie wissen, erwiederte der Logenmeister, wo möglich noch ungeberdiger.

Sind fünf Gulden als Douceur genug?

Fünf Gulden? — Ich hätte heute schon zehn Gulden mehr für eine Loge haben können — ich war nicht zu Haus'! (Das heißt, ich ging nicht darauf ein.)

Sie sollen fünfzehn Gulden als Geschenk erhalten. Ist das genug?

Kommen Sie in acht Tagen wieder! Vielleicht habe ich eine Loge für Sie!

In dieser Weise ging der Logenmeister mit dem Publikum um.

Man hätte für den Mann fürchten sollen, daß seine Schmutzereien ihn um den Platz als Logenmeister bringen würden; es war auch einige Male nahe daran; Direktor Stöger wollte ihn, als er diese freche Uibervortheilung des Publikums erfuhr, fortjagen; aber da kamen sogleich wieder gutmüthige Personen, die um Gnade für ihn baten, welche dem her-

zensguten Director vorstellten, sein Logenmeister sei Familienvater, er möchte ihn doch nicht verstoßen; selbst Raimund legte zu des verhaßten Mannes Gunsten Fürbitte ein, und so blieb der Logenmeister immer wieder, und blieb der plumpe, grobe, ungehobelte Mann wie vorher.

Am Ende wußte sich Stöger nicht anders zu helfen, als daß er die Vormerkungen für Logen und Sperrsitze durch seine Theaterkanzlei überwachen ließ, da hörte der Wucher mit Theaterplätzen auf, aber es mußte zu diesem Zwecke eine eigene Ankündigung erlassen werden.

Das gab bei den Vorstellungen des „Verschwenders" zu anderen Uibervortheilungen Anlaß.

Allerlei Spekulanten schufen sich eine eigene Erwerbsquelle.

Es fanden sich Leute, welche sich mit den größten Beschwerlichkeiten bei der Eröffnung der Theaterkassa Eintrittskarten verschafften, welche sie sodann um das Dreifache verkauften. Dadurch wurde der „Verschwender" auf dem Theater, so wie mancher Verschwender im Leben, eine Erwerbsquelle für Viele.

Die Journale lobten Raimunds neuestes Werk einstimmig.

Es mochte dasselbe hier und da fast überschwenglich gelobt worden sein, aber dort, wo das Publikum so enthusiastisch sich zeigte, war es nicht gerathen, gegen den Strom zu schwimmen.

Dies hinderte indeß einen unbefangenen und dabei geistvollen Kritiker (Braun von Braunthal) nicht, ein unparteiisches Urtheil abzugeben.

Man las in den „Feierstunden" am 4. April 1834 Folgendes:

Auch ein Wort über Raimunds „Verschwender."
Von Braun von Braunthal.

„Es hat Alles zwei Seiten, warum nicht auch ein „Theaterstück? — Was unter der Sonne wandelt, „hat seine Licht- und Schattenpartien, warum „nicht auch ein Theaterdichter? — Fehlt es einem „Goethe nicht an Fehlern, ginge man nicht fehl, „wenn man einen Raimund für unfehlbar hielt? — „Unfehlbar! —

„Die Lichtseite der letzten dramatischen Arbeit un„sers beliebten Komikers ist unmittelbar nach ihrer Er„scheinung so emporgehoben und vorgeschoben worden, „daß dem Publikum die Augen übergingen vor Glanz „und Herrlichkeit; jetzt aber, nachdem sich das allge„meine Urtheil zu klären angefangen, bin ich so frei, „auch die Schattenseiten dieses Produkts ins rechte „Licht zu stellen; denn, was will die Lampenbe„leuchtung sagen, die Alles in rosigem Schimmer „zeigt? —

„Mir ist leid, daß inmitten der Enthusiasten ein Ta„lent steht, wie Raimund, den ich als Autodi„daktor, als Naturdichter liebe und gerne scho„nen möchte; allein, das ist nun schon nicht anders; „der Wetterstrahl, der eine ganze Landschaft wolthä„tig erschüttert, entzündet oft die kleine Habe des Ein„zelnen und verarmt ihn; nach jenem ewigen Natur„gesetze, das in alle ungeregelten Strömungen und „Schwingungen zuletzt Gleichgewicht bringt und pri„mitive Ordnung.

„Enthusiasmus, du verderblichster aller „Schmeichler, weil du der beredteste bist! was „willst du mit Raimund, auf dessen Haupte ohne„dieß der Bann „Ingenium sine arte" schmerzlich la„stet, willst du ihn verblenden? — Hat er es, in „seinem liebenswürdigen Eifer, mit seinen kindlichen

„Kunstbestrebungen verdient, durch deine Extrava-
„ganzen ein Gegenstand öffentlichen Ge-
„spöttes zu werden? — Muß der Stern. unter
„dessen Einfluß du raisonnirst, ihm ein feindlicher
„werden? — Wenn seine Muse, eine sonnige Alpen-
„höhe bewohnt, ist diese schon einer der Gipfel vom
„Himmalaia-Gebirge" paradiesischer Kunst? — Weißt
„du, Süßzunge, daß du Raimund schon geschadet
„hast? — Dies, sein neuestes Stück mag es beweisen,
„sowol der Idee als der Form nach. —

„Dieses Produkt ist ein Stillstand, folglich ein
„Rückschritt.

„Der „Verschwender" ist sein „Bauer als Mil-
„lionär" en fraque, nichts sonst; nur ein Seiten-
„tableau zu diesem, ohne denselben an intensiver
„und extensiver Kraft, d. i., weder durch Weltan-
„schauung und Charakteristik, noch an poetischer Wir-
„kung gleich zu kommen. Wie der Bauer seine gute
„Zeit, vergeudet der Verschwender sein gutes
„Geld; dem Bauer fällt das Alter mit der Thür'
„ins Haus, dem Verschwender die Armuth: derselbe
„Ideengang!

„Dies von der Idee im Allgemeinen.

„Aber man nenne mir im „Verschwender"
„eine Szene, die jener an Schönheit und Eindruck
„nur nahe käme, da den Bauer „Brüderlein
„fein" die Jugend verläßt, oder wie er als Ascher-
„mann von der Eitelkeit alles Irdischen singt?

„Zudem ist der Gedanke, den Verschwender nicht
„untergehen zu lassen, ein schwächlicher. — Daß
„Raimund für einen eigenen Kreis von Zu-
„schauern gearbeitet, rechtfertigt Gemüthsschwäche
„nicht: der Dichter sei ein Richter, das Gedicht,
„ein Gericht! — Dieser Verschwender muß zu
„Grunde gehen, und seine moralische Stellung allein

„wäre in Bezug auf theatralische Gerechtigkeit genü-
„gend gewesen. — Das Fantom des Bettlers
„endlich zerstört durch sein materielles Eingreifen
„in die Speichen des Schicksalrades, den geistigen Ne-
„rus zwischen Ursache und Wirkung, ja lähmt so-
„gar die Gewalt der Ahnung und macht nüchtern. —
„Fehlt es der Idee, wie ich hier gesagt, an Neuheit,
„an Originalität (den einzigen wahren Kennzeichen
„des Genies), so ist die Form dieses Stückes ganz ver-
„altet. Steht nicht der ganze Inhalt dieses Dramas
„auf dem Theaterzettel? Man lese doch! Wer schürzte
„und lös'te da nicht im Voraus den Knoten der ganzen
„Handlung? —
„Ja bequem ist eine solche Arbeit freilich!
„Erste — zweite — dritte Abtheilung (gleichwie in
„„Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers"); in
„der ersten jung, in der zweiten von besten Jahren, in
„der dritten alt; — Nr. I reich; Nr. II herabkom-
„mend, Nr. III herabgekommen und — wieder em-
„porkommend, und wodurch, weßwegen? — Von
„Feen wegen! —
„Saubere Moral noch obendrein: daß man, bei
„halbwegs gut erhaltenem Herzensgute, am Ende doch
„noch gut fahren könne, wäre man mit seinem Gelde
„noch so übel gefahren!
„Ist ein Stück schon moralisch, wenn es nur
„keine Zoten enthält? — Wem endlich leuchtet es nicht
„ein, wie ein leichtes Stück Arbeit ein Stück sei, in
„welchem Alles Stück ist und kein Ganzes? — Oder
„macht der glänzende Goldramen der Zauberei
„allein das Bild aus? — Ein gutes Bild bedarf gar
„keines Namens. —
„Genug! —
„Raimund überschätze sich nicht, und wir werden
„ihn schätzen. —

„Er reiße sich endlich ein Mal los von „diesem geschmacklosen, abgedroschenen „Genre, verlasse dieses flachgetretene Feld, das nur „Mohnblumen trägt, und wende sich dem eigent„lichen „Volksleben" zu, wie es ist, welches „in aller Einfachheit unendliche Mannigfaltigkeit der „Auffassung und Darstellung zuläßt, und wofür ihn „die Natur begabt zu haben scheint.

„Ich aber habe es gewagt, in den „Augias„Stall" der Kritik wieder einmal den Strom des „unbefangenen Urtheils zu leiten."

Raimund las diese Kritik.

Sie traf ihn hart.

Er fühlte die großen Wahrheiten, die sie enthielt, tief und mächtig.

Allein seine wahnsinnigen Uiberschätzer drängten sich jetzt mehr als je an ihn, und verwischten durch ihren unsinnigen Lobqualm bald die Eindrücke, welche Braunthals geistvolles Urtheil auf Raimund hervorgebracht hatte.

Es regnete alsobald in den Wiener Journalen Antikritiken, immer eine alberner als die andere; auch das Lied „von dem neuen Shakespeare" wurde wieder angestimmt. Nur eine der vielen Debatten zu Gunsten Raimunds und seines Verschwenders von Dr. Sigmund Schlesinger war würdig, unbefangen, ohne Kriecherei vor dem Tagesgötzen, geschrieben; sie erschien in derselben Zeitschrift (am 14. April 1834).

Diese Debatte gefiel sogar den Gegnern Raimunds. Sie schloß mit den Worten:

„Daß der „Verschwender„ auch fühlbare Mängel „habe, ist nicht zu läugnen. Die fremdartige Gestalt „des Bettlers, (welcher Raimundschen Eigen-

„thümlichkeit zu Liebe) noch obendrein wie ein voll-
„kommener Doppelgänger des Bettlers Flott-
„well aussehen muß, ist eine mißlungene Erscheinung;
„ein treuer Freund, oder eine Geliebte, hätten diesel-
„ben Dienste, und obendrein noch effektvoller leisten
„können. Noch Manches ist nicht, wie es sein könnte,
„aber das Ganze ist hinreißend schön, und ich möchte
„es nicht verantworten, einen Dichter zu ähnlichen
„Schöpfungen entmuthigt zu haben."

Indeß wurde der „Verschwender" immer fort und fort mit gleichem, ungewöhnlichem Zulaufe gegeben.

Eine Apotheose seines Stückes erlebte Raimund leider nicht. Man kann die Besetzung der Hauptrollen des „Verschwenders" durch den k. k. Hofschauspieler Löwe, welcher den Flottwell, und die k. k. Hofschauspielerin Wildauer, welche die Gattin des Tischlers, zu einem wohlthätigen Zwecke, im Jahre 1844 am 18. April, als eine förmliche Todtenfeier des unvergeßlichen Dichters auf dem Josefstädter Theater darstellten, wol so benennen. —

Hätte Raimund diese Freude erlebt, so würde er wol Alles verschmerzt haben, was über sein Lieblingsstück Ungünstiges, mündlich und in Journalen gedruckt, verlautbart wurde.

An jenem Abende stellte Herr Wallner die Rolle Raimunds dar. — Derselbe legte, nach der Melodie des Hobelliedes, rührende Strophen auf den tiefbetrauerten Liebling des Wiener Publikums ein. Löwe, die Wildauer und Wallner spielten so wunderschön, daß die Erinnerungen an jenen herrlichen Abend noch für alle Jene, welche Zeuge davon waren, zu den schönsten gehört, welche Raimunds Genius geboten.

82. Das Haus Raimunds.

Raimunds Vorliebe für das schöne Thal in Gutenstein zog ihn, so oft er sich von Wien fortbegeben konnte, dahin.

Im August wollte er von einer Reise von Maria-Zell, wo er zur Zeit der Wallfahrten Toni mit ihrer Familie traf, in Gesellschaft derselben über Gutenstein nach Wien zurückkehren.

Zwischen Gutenstein und Pernitz liegt die schöne Besitzung, welche Raimund so wol gefiel.

Der Dichter konnte nicht vorüber, ohne hier einzutreten. Wie der Leser weiß, gehörte diese schöne Besitzung einem Herrn Trappl, der sich in der Geschichte mit Lawinger (welcher mittlerweile zu einer wiederholten Zuchthausstrafe verurtheilt wurde) so freundschaftlich um Raimund angenommen. Raimund wünschte daher Herrn Trappl wieder zu sehen, um ihm seinen Dank für seinen ritterlichen Beistand noch einmal auszudrücken.

Allein Herr Trappl war gestorben. Seine Witwe kam Raimund und Toni, und ihren Eltern mit Thränen in den Augen entgegen.

Sie meldete ihnen den Tod des theueren Hingeschiedenen.

Sie haben, Herr Raimund, fuhr Frau Trappl fort, nachdem sie die Beileidsbezeigungen empfangen hatte, einige Male den Wunsch geäußert, dieses Haus, sammt Allem, was dazu gehört, mit Wiesen, Waldungen und anderen Grundstücken, zu kaufen. Wenn Sie hiezu noch Lust haben, so biete ich Ihnen mein Besitzthum an. Ich kann nicht länger hier bleiben, denn jedes Zimmer, das ich betrete, jeder Strauch,

den ich betrachte, jede Blume, die ich in unserem Gärtchen erblicke, erinnert mich an ihn. — Ich will mit meinen Kindern nach Wien und dieses Haus für immer meiden.

Raimund, dessen Herz an diesem Besitzthume hing, besah dasselbe noch ein Mal.

Hinter dem Hause, führte ein Pfad nach einem bewaldeten Berge. Raimund lud Toni ein, mit ihm diesen Berg zu besteigen. Raimund besah die ganze Besitzung an der Hand der geliebten Freundin, und als er mit Toni zu Frau Trappl zurückkehrte, rief er:

Es bleibt schon dabei! Ich kaufe dieses Haus. Ich bezahle es baar. Ich eile nur nach Wien um Geld zu holen. Ich hoffe, über den Preis werden wir uns einigen.

Der Hauskauf fand statt.

Am 5. September 1834, drei Viertel nach drei Uhr nachmittags, also an demselben Tage und in derselben Stunde, in welcher Raimund zwei Jahre später, in der Nähe seiner Besitzung verschied, zahlte er der Frau Trappl den Kaufschilling baar aus.

Wer hätte damals ahnen können, daß dieses Haus, das ihm so wohl gefiel, das er so lieb gewann, das er sein Asyl, sein Sanssouci nannte — die indirekte Veranlassung seines Todes werden würde! —

In dieses Haus wollte er sich im späteren Alter, in stiller Zurückgezogenheit begeben; hier wollte er sich von den Mühen seines Lebens erholen; das „Thal der Zufriedenheit“ finden, das er in seinem „Mädchen aus der Feenwelt“ so poetisch beschrieben; — welch ein Thal und welch eine Besitzung wäre hiezu geeigneter gewesen, als diese! —

Die romantische Lage des Hauses, die steilen Berge rings umher; das üppige Grün der Wiesen, der spie-

gelbare Bach, der dort die Fluren in runden Strömungen durchschneidet; die reine stärkende Luft; Alles vereinigte sich hier, diesen Aufenthalt zum reizendsten zu erheben. Maler und Dichter, Hand in Hand, könnten kein schöneres Tempe erfinden. —

Hier wollte Raimund mit seiner ewig blühenden Phantasie, noch viele, viele schöne Schöpfungen seines reichen Geistes ins Leben rufen; — das Schicksal wollte es anders. Dieses Thal gab gewissermaßen Veranlassung zu seinem Tode, in diesem Thale befindet sich sein Grab.

Als Frau Trappel, Raimund die Schlüssel zu seinem Besitzthum übergab, sagte sie, in Gegenwart der Toni und ihren Eltern, welchen es Freude gewährte, den neuen Hausherrn gewissermaßen zu installiren:

„Was Sie hier sehen, ist Ihr Eigenthum; das Haus sammt allen Einrichtungsstücken, der Garten, die Felder und Wiesen, das Gehölz, der kleine Wald — Alles habe ich Ihnen verkauft, nur Eines nicht, den getreuen Haushund an der Kette. — Ich habe nicht gewagt, Ihnen ein Hausthier, von dem ich nicht voraussetzen kann, daß Sie es als nützlich anerkennen werden, aufzudringen. — Ich wäre aber beinahe versucht, Ihnen diesen Hund zu empfehlen. Er wird seine Fütterung verdienen. Er ist wachsam, und wenn Sie ihn nachts von der Kette loslassen, so bin ich überzeugt, daß Sie keinen besseren Vertheidiger Ihrer Habe finden können als Hektor, dies ist sein Name."

Einen Hund muß ich haben! erwiederte Raimund. Die Gegend ist einsam, in der Nacht durchziehen die Gauner. In Pernitz wurde erst neulich im Gasthause eingebrochen; hätte der Wirth einen tüchtigen Fanghund gehabt, so würde er nicht beraubt worden sein! — Ist der Hund böse?

Sehr böse, erwiederte Toni. Wenn meine Mutter, als sie vor einer Stunde, an der Hundshütte zufällig vorüberging, sich von ihm nicht so schnell entfernt hätte, oder wäre die Kette, an welche der Hund angehängt ist, nicht so kurz, so würde meine Mutter gewiß irgend eine bedeutende Verletzung davon getragen haben.

Es sind eben nur die neuen Gesichter, die ihn böse machen, erwiederte Frau Trappl. Wenn er Sie öfters sieht, so ist er der zuthunlichste Hund, den es gibt.

Ich würde ihn immer fürchten, äußerte sich Toni.

Frau Trappl nahm Raimund am Arme.

Ich werde Sie dem Hektor sogleich aufführen, sagte sie scherzweise. Kommen Sie, Fräulein Toni, mit uns! Hektor wird bald Ihr intimster Freund werden.

Frau Trappl rief Hektor.

Der Hund kam aus seiner Behausung hervor.

Hektor! sagte Frau Trappl, gib diesem Herrn deine Pfote, und dem Fräulein hier, küsse die Hand.

Der Hund that, wie ihm geheißen wurde.

Wir wollen ihn einige Male selbst füttern, sagte Raimund zu Toni, und ihn recht kajoliren, dann wird er uns schon zugethan werden. Und Ihre Mutter und Ihre Geschwister müssen dem Hunde auch schön thun, wendete sich Raimund an Toni, dann wird er sich schon an sie gewöhnen, damit, wenn Ihre Familie einmal mit Ihnen auf einige Tage, zu mir hieher kommt, Sie auch bei diesem Hausgenossen eine gute Aufnahme finden.

Raimund ging mit Toni und ihren Eltern nach Wien zurück. Er traf sogleich Vorkehrungen, sein Besitzthum recht komfortabel einzurichten.

Er ließ in seinem Hause, von außen und innen Alles renoviren, sendete neue, schöne Meubles dahin, bereicherte seinen Speisesaal mit vortrefflichen Stahl-

stichen, behing sein Arbeitszimmer mit Künstlerportraits, schaffte schöne Lusters und Kandelabers an, ließ den Garten erweitern, die Zufahrt bequemer machen, kurz, er that Alles, sich seinen Landsitz recht anziehend umzugestalten.

Er bewohnte sodann, nachdem alle seine Wünsche realisirt wurden, sein Haus bis zum 15. October 1834.

Vom 23. Oktober 1834 bis Ende April 1835, erschien Raimund wieder als Gast auf dem Leopoldstädter Theater.

Er trat auf demselben 96 Mal in allen seinen und andern beliebten Stücken bei übergroßem Zulauf und stürmischem Beifalle auf. Im „Verschwender" allein spielte er 45 Mal.

Bei diesen Gastrollen geschah es, daß Raimund und Schuster zum ersten Male in einem Stücke zusammen auftraten. Es wurde „der Diamant des Geisterkönigs" gegeben. Ignaz Schuster spielte Korntheuers Rolle, den Longimanus und Raimund den Florian. — Der alte Direktor (Sartory) und der frühere Eigenthümer des Leopoldstädter Theaters, Steinkeller, hatten keinen Einfluß mehr; die Gegner Schusters waren besonnener geworden, und so bot denn diese Vorstellung einen eigenen Reiz, und verschaffte der Theater-Kassa eine enorme Einnahme.

Hierauf reiste Raimund zum dritten Male nach München. Er brachte seinen „Verschwender" auch dort zur Aufführung, und gastirte in München abermals an acht und zwanzig Abenden mit rauschendem Beifalle.

Von München nach Wien zurück gekehrt, spielte Raimund im Jänner 1836 zehn Mal als Gast auf der Leopoldstädter Bühne.

Bald hierauf reiste Raimund nach Prag, zu

welcher Stadt er einen solchen Beifallssturm erntete, daß sich kein Bewohner daselbst, an brillantere Erfolge, die ein dramatischer Künstler dort je gehabt, erinnern konnte.

Hatte sich schon einmal unter Stögers Direktion (als er noch in Wien dem Josefstädter Theater vorstand), der Fall ereignet, daß mit dem Verkaufe von Logen und Sperrsitzen, ein ungebührlicher Handel getrieben wurde, so erneuerte sich dieser, unter denselben Umständen in Prag noch auffallender.

Abermals mußte Stöger gegen den unstatthaften Verkauf seiner Kassen-Anweisungen öffentlich einschreiten.

Wie sehr dies beweiset, daß Raimund sich in allen Städten, in welchen er gastirte, und seine Stücke zur Aufführung brachte, aller Klassen von Zuschauern bemächtigte, bedarf wohl keiner Versicherung.

Als Raimund zum letzten Mal das Prager Theater betrat, war er über die außerordentlichen Beweise von Liebe und Wolwollen jenes Publikums, das sonst nicht so freigebig mit seinem Enthusiasmus ist, und ein sehr feines Urtheil zu fällen im Stande ist, tief bewegt.

Als die Gastrollen in Prag, zu Ende gespielt waren, machte Raimund bei Stöger seinen Abschiedsbesuch.

Ich habe, äußerte sich Raimund gegen Stöger, sowol in Wien als auf meinen Reisen, viele Bühnenvorstände kennen gelernt, aber gewiß keinen, der mich mit größerer Liebe und freundschaftlicher Zuvorkommenheit behandelt hätte wie Sie. — Ich bringe Ihnen meinen Dank, meinen herzlichen Dank dar! Das vortreffliche, eben so hochgebildete, als geistvolle Publikum Prags und der biedere Direktor Stöger werden mir unvergeßlich bleiben! —

Noch in Prag erging an Raimund eine erneuerte Einladung für einen dritten Gastrollen-Ziklus von dem Stadttheater in Hamburg.

Raimund reiste deshalb von Prag direkte nach Hamburg.

Er trat neuerdings sechzehn Mal auf dem Hamburger Theater auf, und setzte seinen „Verschwender" auch dort in Szene. Die Aufnahme dieses Stückes war so glänzend, der Beifall, den Raimund erhielt, eben so stürmisch als in Wien.

Hamburg sah am 10. Mai 1836 Raimund zum letzten Mal spielen. Das Publikum Hamburgs hörte das allerletzte Wort Raimunds, welches er auf der Bühne sprach.

Wie von einer traurigen Vorahnung ergriffen, sang er die Strofe des Liedes

„So leg' ich denn den Hobel hin
„Und sag' der Welt Ade!"

mit Thränen in den Augen.

Das Publikum gerieth durch die tiefe Wehmuth Raimunds in eine eben so trübsinnige Stimmung, die sich noch steigerte, als Raimund am Schlusse gerufen, wiederholte:

„So leg' ich denn den Hobel hin
„Und sag' der Welt Ade!"

* * *

Als Raimund von Hamburg nach Wien zurückkehrte, beschäftigte er sich mit der Abfassung seines Testamentes.

„Ich weiß nicht, äußerte er sich gegen seine Freunde, welche bange Gefühle mich beschleichen! — Es ist mir, als ob eine innere Stimme mich mahne, an meinen Tod zu denken, der mich gewiß früher als meine Lebenskraft erschöpft ist, erreichen wird."

„Als ich schnell nacheinander, den Hintritt Wenzel

Müllers (am 3. August 1835), und den Tod Ignaz Schusters (6. Nov. 1835) erfuhr, welche der Johanna Huber, der Therese Krones und dem Josef Korntheuer überraschend früh folgten, da war es mir, als ob auch ich, der siebente im Bunde von Jenen, welche die Leopoldstädter Bühne, in den vordersten Reihen zum Vergnügen des Publikums wirken sah, folgen müsse. Ich sterbe noch in diesem Jahre, versicherte er seine Freunde; — Ihr werdet Euch überzeugen, daß meine bangen Ahnungen in Erfüllung gehen!"

D. Lichtenfels, welcher von diesem neuen Anfalle schwarzer Melancholie seines Freundes erfuhr, bot Alles auf, ihn von seinen trüben Gedanken zu befreien. — Da Raimund den Vorstellungen seines Arztes kein Gehör schenkte, verfügte sich Doktor Lichtenfels zu Tonis Familie, und bat diese, sich, welche ohnehin alljährig einige Monate auf dem Lande zubrachte, mit Raimund auf seine Besitzung bei Gutenstein zu begeben, und ihn der Einsamkeit, die ihn dort noch hipochondrischer machen würde, zu entreißen.

Dies geschah.

Am 20. Mai fuhr Raimund mit dieser vortrefflichen Familie auf seinen Landsitz.

Als er dort abstieg, kam ihm seine Haushälterin, die, den Lesern wohl bekannte Frau Susanna, welche auch im Winter Raimunds Besitzthum überwachte, mit den Worten entgegen:

Sie kommen wie gerufen, Herr Raimund!

Gräfin Emmi und ihr Gemal sind hier und wollen Ihre Besitzung sehen!

„Da steige ich gar nicht ab! antwortete Raimund. Ich will mit Emmi und ihrem Gemale in keine Verbindung mehr kommen!"

„Ei! So seien Sie doch nicht so feindselig! rief Emmi, welche Raimund mit ihrem Gemale entge-

gen kann. Endlich könnten Sie doch Ihren Unwillen gegen mich unterdrückt haben! Indem Sie mir grollen, grollen Sie auch meinem Albert, der sich unglücklich fühlt, wenn er sich dem Manne nicht mehr nähern darf, welchem er zu so großem Danke verpflichtet ist.

Raimund führte den Grafen und seine Gemalin in das Haus.

[illegible], ihre Brüder und Schwestern folgten.

„Wenn wir hätten ahnen können, sagte Emmi, daß Sie heute schon Ihren schönen Landsitz besuchen würden, so hätten wir es nicht gewagt, hieher zu kommen. — Wir waren in der „Reichenau," waren in dem „[illegible]-Graben," besuchten die Veste Klamm und wanderten nach Gutenstein. — Daß ferner der Reichenauer Bote hieher kommt, ohne Raimunds Haus zu besichtigen, ist Ihnen zu wol bekannt; vergönnen Sie also auch uns die Freude, Ihr [illegible] zu betreten. Wenn wir Ihnen aber unangenehm sind, wollen wir uns augenblicklich wieder entfernen.

Schöne Gräfin, entgegnete Raimund, Ihnen, in Ihrem gegenwärtigen Zustande, etwas zu versagen, wäre eine Sünde. Betreten Sie mein Haus, verweilen Sie hier so lange Sie wollen. Es kann mir nur zur Ehre gereichen, wenn Sie selbst den ganzen Sommer hier bleiben. Wenn ich die Überzeugung erhalte, daß Sie kein Gedächtniß für das Vergangene mehr haben, und daß Ihr Herr Gemal mich nicht mit Argwohn betrachtet, wenn er die Überzeugung sich verschaffen kann, daß ich kein hinterlistiger Freund bin, der heimlich nach seinem früheren Glück Verlangen zeigt, so kann mich Ihre und des Herrn Grafen Gesellschaft nur beglücken. Ich bitte Sie daher, an einen baldigen Aufbruch von hier nicht zu denken.

Der Graf reichte Raimund die Hand und drückte sie.

Und nun fuhr Raimund fort, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Familie vorstelle, welche mich wie einen Sohn und wie einen Bruder behandelt. —

Er stellte Toni und ihre Angehörigen der Gräfin und dem Grafen vor.

Hier sagte Raimund, Fräulein Toni, ein eben so geistvolles als fein fühlendes Wesen; hier ihre Mutter, ihre Fräulein Schwestern, die sich für mich opfern wollen in dieser Einsamkeit, die sich gelobten, mich von meiner schwarzen Hipochondrie zu heilen, welche mich schon wieder befallen hat, und welche mich jetzt weit mehr noch quält als in meinem ganzen Leben.

Wie kommen Sie dazu, jetzt noch der Hipochondrie zu verfallen, fragte der Graf. Reisen sind sonst das beste Mittel gegen Gemüthskrankheiten. —

Und sind noch Reisen wahre Triumfzüge, wie die Ihrigen, setzte Emmi bei, so sollte Ihnen ja das Leben rosenfarb statt schwarz erscheinen.

Wenn Sie hier verweilen, Frau Gräfin und Herr Graf, erwiederte Raimund galant, so werden gewiß die trüben Tage, die mich ängstigen, sich bald in helle und sonnige verwandeln. — Und nun erlauben Sie mir darauf zu rechnen, daß Sie meine Gäste bleiben. Wo sind Sie abgestiegen?

In Pernitz.

Ich werde sogleich Ihren Wagen, Ihre Pferde, Ihre Dienerschaft, und was Sie für Ihre Reise mit genommen, hieher bringen lassen und Toni und ihre lieben Schwestern, welche mit freundlicher Fürsorge die Hauswirthinnen hier vorstellen, werden Ihnen ein paar Zimmer öffnen, in welchen Sie mehr Bequemlichkeit finden sollen als in allen Gasthöfen von Gloggnitz bis Wien.

gelklare Bach, der dort die Fluren in runden Strömungen durchschneidet; die reine stärkende Luft; Alles vereinigte sich hier, diesen Aufenthalt zum reizendsten zu erheben. Maler und Dichter, Hand in Hand, könnten kein schöneres Tempe erfinden. —

Hier wollte Raimund mit seiner ewig blühenden Fantasie, noch viele, viele schöne Schöpfungen seines reichen Geistes ins Leben rufen; — das Schicksal wollte es anders. Dieses Thal gab gewissermaßen Veranlassung zu seinem Tode, in diesem Thale befindet sich sein Grab.

Als Frau Trappl, Raimund die Schlüssel zu seinem Besitzthum übergab, sagte sie, in Gegenwart von Toni und ihren Eltern, welchen es Freude gewährte, den neuen Hausherrn gewissermaßen zu installiren:

„Was Sie hier sehen, ist Ihr Eigenthum; das Haus sammt allen Einrichtungsstücken, der Garten, die Felder und Wiesen, das Gehölz, der kleine Wald — Alles habe ich Ihnen verkauft, nur Eines nicht, den getreuen Haushund an der Kette. — Ich habe nicht gewagt, Ihnen ein Hausthier, von dem ich nicht voraussetzen kann, daß Sie es als nützlich anerkennen werden, aufzudringen. — Ich wäre aber beinahe versucht, Ihnen diesen Hund zu empfehlen. Er wird seine Fütterung verdienen. Er ist wachsam, und wenn Sie ihn nachts von der Kette loslassen, so bin ich überzeugt, daß Sie keinen besseren Vertheidiger Ihrer Habe finden können als Hektor, dies ist sein Name.“

Einen Hund muß ich haben! erwiederte Raimund. Die Gegend ist einsam, in der Nacht durchziehen sie Gauner. In Pernitz wurde erst neulich im Gasthause eingebrochen; hätte der Wirth einen tüchtigen Fanghund gehabt, so würde er nicht beraubt worden sein! — Ist der Hund böse?

Sehr böse, erwiederte Toni. Wenn meine Mutter, als sie vor einer Stunde, an der Hundshütte zufällig vorüberging, sich von ihm nicht so schnell entfernt hätte, oder wäre die Kette, an welche der Hund angehängt ist, nicht so kurz, so würde meine Mutter gewiß irgend eine bedeutende Verletzung davon getragen haben.

Es sind eben nur die neuen Gesichter, die ihn böse machen, erwiederte Frau Trappl. Wenn er Sie öfters sieht, so ist er der zuthunlichste Hund, den es gibt.

Ich würde ihn immer fürchten, äußerte sich Toni.

Frau Trappl nahm Raimund am Arme.

Ich werde Sie dem Hektor sogleich aufführen, sagte sie scherzweise. Kommen Sie, Fräulein Toni, mit uns! Hektor wird bald Ihr intimster Freund werden.

Frau Trappl rief Hektor.

Der Hund kam aus seiner Behausung hervor.

Hektor! sagte Frau Trappl, gib diesem Herrn deine Pfote, und dem Fräulein hier, küsse die Hand.

Der Hund that, wie ihm geheißen wurde.

Wir wollen ihn einige Male selbst füttern, sagte Raimund zu Toni, und ihn recht kajoliren, dann wird er uns schon zugethan werden. Und Ihre Mutter und Ihre Geschwister müssen dem Hunde auch schön thun, wendete sich Raimund an Toni, dann wird er sich schon an sie gewöhnen, damit, wenn Ihre Familie einmal mit Ihnen auf einige Tage, zu mir hieher kommt, Sie auch bei diesem Hausgenossen eine gute Aufnahme finden.

Raimund ging mit Toni und ihren Eltern nach Wien zurück. Er traf sogleich Vorkehrungen, sein Besitzthum recht komfortabel einzurichten.

Er ließ in seinem Hause, von außen und innen Alles renoviren, sendete neue, schöne Meubles dahin, bereicherte seinen Speisesaal mit vortrefflichen Stahl-

nöthig haben, müssen ein paar Monat vorher, nach Neustadt oder Baden wandern.

Emmi erholte sich.

Der Beistand, den sie erhielt, war von den besten Folgen.

Hoffen wir, daß es vorübergehen werde! sagte der Graf. —

Ich fahre in die Oed', sagte Raimund; ich jage ein paar Pferde todt, ich hole einen Arzt! Es fällt mir so eben ein, daß sich dort Doktor Meyer befindet, dieser hilft allen Frauen weit und breit. —

Es ist mir besser! sagte Emmi mit schwacher Stimme.

Ich gehe hinaus! erwiederte Raimund, es schickt sich nicht, daß ich hier bleibe. Ich schieße indeß den Hektor todt.

Raimund nahm ein Gewehr aus einem Schranke.

Um Gottes willen! rief der Graf, keinen neuen Schreck.

Raimund hing das Gewehr wieder in den Schrank und schlich sich zur Thüre hinaus.

Wie befinden Sie sich jetzt, Frau Gräfin? fragte Tonis Mutter.

Emmi! wünschest Du die Hilfe eines Arztes?

Nein, nein, versetzte Emmi. Ich fühle es, die Gefahr geht vorüber! Wo ist Herr Raimund? — Ich will nicht, daß er seinem Hunde etwas zu Leide thue! — Was kann ein so armes Thier dafür, daß ich, eine Fremde, ihm zu nahe gekommen. Der Hund hat mir ja auch nichts zugefügt! Er hat mir das Kleid zerrissen, das ist Alles. Ich erschrack nur heftig.

Ja, das ist aber eben das Gefährliche! sagte Tonis Mutter.

Der Graf fragte die Gräfin ganz leise über Etwas.

Nein, antwortete die Gräfin.

Gewiß nicht?

Nein, wiederholte sie.

Willst Du Dich zu Bette legen?

Die Gastbetten in diesem Hause sind vortrefflich, meldete Tonis Mutter. Raimund setzt seinen Ehrgeiz darein, daß alle, die er hier aufnimmt, besser bedacht werden, als er selbst.

Es ist mir schon wieder so wol, daß ich augenblicklich eine Promenade machen könnte, versicherte Emmi.

Warum nicht gar! entgegnete der Graf. Du bedarfst noch immer der Ruhe.

Laß mich nur an dieses Fenster gehen! Ich will mich auf jenen Stuhl setzen, die Aussicht ist zu himmlisch!

Der Graf führte seine Frau ans Fenster.

Emmi sah aus dem Fenster.

Herr Raimund, rief sie, der unter dem Fenster ängstlich horchte, mir ist schon wieder wol!

Gott sei Dank! entgegnete Raimund, und mit einem Satze sprang er durch das offene Fenster ins Zimmer.

Emmi mußte lachen.

Ach, sagte Tonis Mutter. Sie sind doch gar zu heftig! Jetzt hätte die Gräfin wieder erschrecken können.

Gott bewahre! versetzte Raimund. Glauben Sie, die Gräfin habe hier nichts zu thun, als zu erschrekken? — Jetzt gehen wir in den Speisesaal. Es wird bald aufgetragen werden. Toni kocht ja so schnell, wie eine Feenköchin! Gräfin, verzeihen Sie mir den Schreck! Morgen kommt der Abdecker und holt den Hektor!

Emmi nahm den Arm Raimunds an, den er ihr

bot, hing sich dann auch in den Arm ihres Gatten, und wurde zur Tafel geführt.

Toni und ihre Schwestern hatten eine vortreffliche Mahlzeit bereitet.

Emmi, welche sich ganz erholt hatte, belobte den guten Tisch.

Auf das Wol der schönen Feen-Köchin! rief der Graf.

Toni mußte den Dank des Grafen und d r Gräfin annehmen.

Die Freuden der Tafel steigerten sich immer mehr.

Raimund wurde so aufgeweckt, daß Toni freudig ausrief:

Noch acht solche Tage, versteht sich mit Ausnahme des Ungemachs, das der verehrten Frau Gräfin zugefügt wurde, und Raimund ist von seinem Trübsinn geheilt!

Seien Sie mein Arzt, Frau Gräfin, bat Raimund; bleiben Sie die acht Tage, welche, wie Toni bemerkte, mich von meiner Melancholie heilen können hier. Gott wird es Ihnen lohnen, wenn ich durch Sie meine Gemüthsruhe wieder erhalte!

Wir fürchten, Ihnen beschwerlich zu werden! erwiederte der Graf.

Beschwerlich mir? versetzte Raimund; bleiben Sie jahrelang in meinem Hause, Sie machen mich glücklich!

22. Der Hund Raimunds.

Raimunds Wunsch ging in Erfüllung.

Emmi und ihr Gemal blieben wirklich acht Tage seine Gäste.

Die Stunden flogen wie Sekunden hin.

Für Emmi und Raimund waren diese acht Tage höchst wolthätig. Emmi erholte sich vollkommen und Raimund gewann seine Heiterkeit wieder.

Als das gräfliche Paar von der Villa Raimunds Abschied nahm, um nach Wien zu reisen, mußte dasselbe das Versprechen geben, nach der Genesung Emmis, wieder bei Raimund einzutreffen und in Gutenstein bis Ende Oktober zu verweilen.

Raimund blieb einige Wochen noch in seiner Villa, machte später noch einige Fußwanderungen in die Gebirge, bestieg den Schneeberg, schrieb mehrere Gedichte, sah Freunde aus Wien, bewirthete sie, machte Ausflüge nach Wien, Baden, Neustadt und Gloggnitz, bereiste Steiermark und erwartete mit jedem Tage die Ankunft des Grafen und der Gräfin, welche letztere bereits eines Knaben genesen war.

Gräfin Emmi erholte sich jedoch nicht so schnell von ihrem Wochenbette und ihr Gemal theilte Raimund brieflich mit, daß er vor Ende August nicht reisen könne, daß aber, da seine Gemalin sich bei ihrer Entbindung nach Maria-Zell verlobte, sie sich jedenfalls früher an diesen „Gnadenort" begeben würde um nach erfülltem Gelöbniß, in Gutenstein einzutreffen. Er lud Raimund ein, nach Maria-Zell zu kommen und im Posthause Quartier zu bestellen.

Raimund ersuchte nun Toni und ihre Familie, ihn nach Maria-Zell zu begleiten, und da den Grafen und die Gräfin zu erwarten.

Die Zeit wurde hiezu festgesetzt, der Tag rückte heran.

Die neue Reise Raimunds konvenirte jedoch seiner alten Haushälterin durchaus nicht.

Frau Sandel war mürrisch geworden, sie ennuyirte sich und wollte auf keinen Fall mehr einen Winter in Gutenstein zubringen.

Sie wurde immer unverträglicher und eines Tages äußerte sie sich gegen Raimund ganz unverholen:

Sie fliegen also wieder aus, sagte sie, unterhalten sich und lassen mich allein in diesem langweiligen Neste! Ich danke Ihnen und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich den nächsten Winter nicht mehr hier bleibe. Der Schnee liegt in diesem Thale mannshoch; man kann keinen Fuß vor die Thüre setzen, und hat man sich nicht hinlänglich mit Proviant versehen, so riskirt man, wie ein Lebendigbegrabener, auf die elendeste Weise umzukommen.

Hat es Ihnen je an Etwas gefehlt? fragte sie Raimund. Sorge ich nicht für Sie wie für eine Mutter? Bezahle ich Sie nicht gut? Und vergelte ich Ihnen nicht jeden kleinen Dienst, den Sie mir erzeigen insbesondere. Endlich wissen Sie ja recht gut, daß ich Sie in meinem Testamente bedacht habe, und Sie durch meine Anordnungen versorgt bleiben, so lange Ihre Augen offen stehen.

Wenn Sie nur von Ihrem Testamente nicht sprechen wollten, entgegnete Frau Sandel; Sie leben ja zehn Mal länger als ich! — Auch handelt es sich nicht darum, was mein Schicksal sein wird, sobald Sie gestorben sind, sondern was mit mir geschieht, so lange Sie leben. Jetzt will ich besser bedacht sein! Ich will nicht immer leben wie eine Abgeschiedene. Der „Einsiedler von Täufing" hat es besser als ich; der bringt alle Winter in Graz zu, indeß ich hier zu einem Eiszapfen zusammen friere, und vor langer Weile häufig mit selbstmörderischen Gedanken umgehe.

Ich kann Ihnen nur Brod geben, wenn Sie mein Haus auch im Winter bewohnen. Uibrigens stehen Sie hier nicht einsam. Der Bauer Klaus mit Weib und Kinder leisten Ihnen Gesellschaft, der Wirth in Pernitz läßt jeden Tag nachfragen, ob Ihnen nichts

zugestossen, ob Sie keinen Wunsch haben; ich selbst komme im Winter einige Male hieher. Sie können sich also nicht beklagen.

Haha! lachte die Alte. — Um mich nicht zu beklagen, müssen Sie mich nach Wien mitnehmen, Wien ist der Ort, wo ich mich wol befinde, und dies müssen Sie mir zugestehen, sonst laufe ich Ihnen, während Sie in Maria-Zell sind, auf und davon.

Diese schonungslose Art, sich auszudrücken, dann die große Undankbarkeit von einer Person, für welche Raimund so sehr besorgt war, daß er ihr sogar nach seinem Tode, eine anständige Pension in seinem Testamente ausgesetzt hatte, kränkte ihn sehr.

Er würde ihr die Indiskretion sehr zu Gemüthe geführt haben, aber es kamen wieder einige Fremde nach Gutenstein, wünschten Raimund und seinen Sommeraufenthalt kennen zu lernen, und Raimund war gefällig genug, die Fremden freundlich zu empfangen, und sie in seinem kleinen Lustschlosse herum zu führen.

Da geschah es, daß abermals eine Dame, welche dem Haushunde zu nahe kam, von demselben ergriffen und niedergeworfen wurde.

Zum Glücke wurde auch sie von dem heimtükkischen Thiere nicht verletzt, aber desto größer war ihr Schreck, und sie vermochte sich kaum von der ausgestandenen Gefahr zu erholen.

Da gerieth Raimund außer sich. Er erfaßte mit der einen Hand, den im Hofe neben der Hundshütte liegenden Prügel, griff mit der andern Hand nach dem Hunde, um ihn aus der Hütte, in welche er sich wieder verkrochen hatte, hervorzuziehen und ihn derb zu züchtigen. Das häßliche Thier fletschte jedoch die Zähne und als Raimund es am Halsbande ergreifen wollte, schnappte es nach Raimunds Hand, welche dieser

aber sehr schnell zurück zog, nicht sogleich bemerkend, daß sie heftig blute.

Da haben wir's! sagte Frau Sandel, welche herzu gekommen war, ganz schadenfroh, der Hektor hat Sie gebissen! Das haben Sie davon, daß Sie die Bestie nicht, wie Sie sich doch vorgenommen hatten, dem Abdecker überließen.

Gebissen, hat er mich nicht! versetzte Raimund, und betrachtete seine Hand, ich muß mich an einem Splitter der Hundshütte verletzt haben! —

Das ist ein Biß! versicherte Frau Sandel, diese Wunde rührt von dem scharfen Zahn der Bestie her! Ich bringe Ihnen sogleich Wasser, reinigen Sie die Wunde und verbinden Sie sie. In ein paar Tagen ist wol Alles gut, aber jetzt müssen Sie mit Wasser und Arnika bei der Hand sein, sonst schwürt der Biß des Hundszahn, und Sie können den Arm wochenlang in der Binde tragen.

Die Fremden, nachdem die Dame sich von ihrem Unwolsein erholt hatte, verließen mittlerweile die Villa Raimund, herzlich bedauernd, daß der „giftige Hund" solches Unheil angerichtet hatte.

Raimund badete seine Hand in Wasser und Arnika; Frau Sandel verband bald darauf die Wunde, und Raimund reiste mit Toni und ihrer Familie in nicht geringer Bestürzung nach Maria-Zell ab.

In ein paar Tagen heilte die Wunde, und Raimund dachte nicht weiter daran.

In Maria-Zell wartete Raimund vergebens auf den Grafen und seine Gemalin.

Plötzlich kam ein Brief aus Wien an Raimund in das Posthaus nach Maria-Zell, in welchem der Graf meldete, daß seine Frau neuerdings unwol geworden, daß das Kind gestorben und daß der Arzt glaube, der Schreck, welchen seine Gemalin in Rai-

munds Haus durch den „bissigen Hund“ ausgestanden, habe sowol auf den Tod des Kindes als auf die Nerven der Mutter Einfluß geübt.

Bei den Worten „bissiger Hund“ fiel Raimund seine eigene Verwundung aufs Herz.

Wenn er mich doch in die Hand gebissen hätte! sagte Raimund. Wenn er wüthend wäre, da er alle Menschen anfiel, und sogar gegen mich seine Wuth ausließ — — — seine Wuth! wiederholte er, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Er theilte Toni, ihrer Mutter und ihren Schwestern seine schrecklichen Besorgnisse mit, aber Toni erwiederte:

Wir haben ja selbst die Verletzung gesehen! So sieht der Biß eines Hundes nicht aus! An einem Splitter der Hütte haben Sie sich verletzt; fallen Sie nur nicht, wie schon einmal, Ihrer verzweiflungsvollen kranken Einbildung zum Opfer! — Und wenn Sie der Hund selbst geritzt hätte, so ist er nicht wüthend; er verschlang das Trink-Wasser, das ihm täglich gereicht wurde, mit wahrer Gier. Sie können sich hievon ja leicht überzeugen! Wir reisen nach Gutenstein so schnell als möglich zurück, Sie lassen den Abdecker kommen, den Hund untersuchen, und alsobald werden Sie sich überzeugen, daß Ihre Furcht ungegründet ist.

So schnell als die Equipage Raimunds von Maria-Zell nach Gutenstein fuhr, ist noch kein Kourierwagen gefahren.

Raimund kam mit seiner Gesellschaft in Gutenstein an.

Er sprang aus dem Wagen.

Frau Susanna kam ihm entgegen.

Wo ist der Hund? rief er ihr zu.

Dieses niederträchtige Thier, antwortete sie, es

hat abermals ein Mädchen gebissen. Das Vieh war wüthend, ich habe es müssen erschießen lassen!

Heiliger Gott! schrie Raimund, und stürzte, wie vom Blitze getroffen, an der Pforte seines Hauses nieder.

Man brachte ihn zu sich.

Man führte ihn in seine Wohnung.

Er erholte sich, dann fragte er:

Wer hat es behauptet, daß der Hund wüthend war?

Der Jäger, der ihn erschossen, wird es doch wol beurtheilen können?

Hat er ihn untersucht?

Gott bewahre! Wer wird ein so gefährliches Vieh anrühren! Der Jäger hat ihn nur von ferne betrachtet, dann hat er ausgerufen: Der Hund ist toll! Hierauf hat er seine Flinte von der Schulter genommen, und in einigen Sekunden war kein Hektor mehr!

Was ist hierauf geschehen?

Als der Hund todt war, hat ihn der Jäger von der Kette gelöset, bei den hinteren Füßen genommen und in den Wald geschleppt, dort hat er ihn in ein tiefes Loch verscharrt. Mehr weiß ich nicht.

Raimund schickte sogleich nach dem Jäger.

Dieser wiederholte die Aussage der Haushälterin, aber die Stätte, wo er den Hund verscharrte, fand er nicht mehr; man konnte den Kadaver nicht mehr erhalten.

Nun gab Raimund jede Hoffnung auf.

Meine Todesahnung wird erfüllt! sprach er. Aus ist es mit mir, und ich werde an der entsetzlichsten Krankheit sterben, welche je über einen Menschen gekommen ist!

Fassung! Fassung! bat Toni, eilen wir augenblicklich nach Wien. In Wien gibt es die geschicktesten Aerzte. Im Kaiserlichen Universal-Spitale wurden

schon Hunderte gerettet, welche wirklich von wasserscheuen Thieren gebissen waren, und Hektor war nicht wasserscheu, hat Sie auch nicht gebissen; Sie haben sich an einem Holzsplitter geritzt, schaffen Sie sich doch nicht muthwillig solche entsetzliche Qualen!

Fort! Fort! rief Raimund, aber nicht ins Spital sondern zu Doktor Lichtenfels fahren wir!

Lorenz! rief er seinem Kutscher: Einspannen! Wir eilen sogleich nach Wien.

Mit denselben Pferden? Unmöglich! erwiederte der Kutscher. Ich muß dem Himmel danken, wenn heute Nacht keines über das beispiellos schnelle Fahren, von Maria-Zell bis hieher, verendet.

So schaff' andere! Der Wirth oder der Schmied in Pernitz werden Dir Pferde geben. Hundert Gulden bezahle ich für die Pferde nach Wien:

Aber bei diesem entsetzlichen Gewitter! entgegnete der Kutscher. Es blitzt ja und der Donner rollt, daß die Berge zittern; wir können ja das gräßlichste Unglück haben, wenn die Pferde scheu werden!

Kein größeres als hier! sagte Raimund. Mach fort oder ich kutschire selbst! Nach Wien muß ich, und wenn Millionen Blitze einschlagen.

Inzwischen wurde der Verwalter gebeten, auf Raimunds Kosten, dem Jäger durch Bauern bei dem Nachsuchen nach dem Leichname des Hundes, beizustehen, und würde der Hund gefunden, denselben ärztlich untersuchen zu lassen, ob er an der Wasserscheu erkrankt gewesen oder nicht.

84. Die Fahrt nach Pottenstein.

Der Wagen erschien vor Raimunds Hause. Raimund begab sich hastig in denselben.

Toni und die Ihrigen setzten sich zu ihm.

Das Gewitter wurde immer heftiger.

Die Dämmerung nahm immer mehr zu.

Fürchterliche Blitze durchkreuzten das Firmament.

Die Pferde fuhren bei jedem Wetterstrahle scheu empor. Der Kutscher mußte absteigen und die Pferde am Zügel führen.

„In diesem engen Wagen wird es mir zu ängstlich!" sagte Raimund. „Ich setze mich auf den Bock!"

Das können Sie nicht! bat Toni. Es regnet in Strömen.

Schon recht! erwiederte Raimund, da kann ich am besten beobachten, wenn bei mir die Wasserscheu ausbricht.

Raimund kroch aus der Kalesche, welche mit schweren Lederdecken, des Regens wegen, verschlossen war.

Der Wagen kam an den Berg „Hals."

Der Kutscher stieg ab, um den Pferden bei der Bergfahrt die Last zu erleichtern.

Raimund brach in Verwünschungen aus.

Jetzt steigt der Kerl ab! tobte Raimund. Wenn er neben dem Wagen hergeht, kommen wir gar nicht weiter!

Es fuhr gerade ein Blitz in einen Baum, daß dieser entzwei borst. Ein gräßlicher Donnerschlag begleitete ihn.

Die Pferde zitterten vor Angst. Sie blieben wie eingewurzelt stehen. Ihre Mähnen sträubten sich, als witterten sie Wölfe.

Steig' auf! rief Raimund dem Kutscher zu, und treibe die Mähren mit der Peitsche an; Du siehst ja, daß sie nicht von der Stelle wollen.

Es geht den Pferden wie mir, entgegnete der Kutscher. Ich will auch nicht weiter!

Also sollen wir hier anhalten, bis das Gewitter vorüber?

Umkehren sollen wir! antwortete der Kutscher. Nach Hause fahren müssen wir! Bei diesen Höllenblitzen und Donnerschlägen bring' ich die Pferde nicht über den hohen Berg!

Sie müssen hinüber! das will ich doch sehen!

Raimund sprang vom Bocke und ergriff das Sattelpferd.

Führe Du das Handpferd! herrschte er dem Kutscher zu. Gib mir die Peitsche! Ich werde die faulen Thiere sogleich antreiben.

Raimund und Lorenz führten die Pferde.

Es ging aber nur Schritt für Schritt.

Ein neuer entsetzlicherer Blitz fuhr hernieder und noch eine Unzahl ähnlicher folgten rasch. Die ganze Atmosfäre schien brennenden Schwefel zu thmen. Der Donner raste.

Die Pferde schnaubten.

Als Raimund die Peitsche zu Hülfe nahm, fingen sie an, heftig auszuschlagen. Dadurch erlitt der Wagen eine so gewaltige Erschütterung, daß die Frauen in demselben vor Angst aufschrieen.

Um Gottes willen! hörte man Tonis Mutter rufer. Die Pferde werden noch scheu werden und uns in einen Abgrund ziehen!

Toni und ihre Schwestern beteten und weinten laut.

Raimund beachtete dies nicht. Er und der Kutscher packten die Rosse neuerdings und trieben sie an.

Es ging vorwärts, aber höchst langsam.

Raimund und sein Kutscher wurde von dem heftigen Regen so durchweicht, besonders Raimund, der weder Mantel noch Ueberrock angezogen hatte, daß ihm Lorenz zurief: Nehmen Sie meinen Mantel, Sie

Toni und die Ihrigen setzten sich zu ihm.

Das Gewitter wurde immer heftiger.

Die Dämmerung nahm immer mehr zu.

Fürchterliche Blitze durchkreuzten das Firmament.

Die Pferde fuhren bei jedem Wetterstrahle sche[u] empor. Der Kutscher mußte absteigen und die Pferde am Zügel führen.

„In diesem engen Wagen wird es mir zu ängstlich!" sagte Raimund. „Ich setze mich auf den Bock!"

Das können Sie nicht! bat Toni. Es regnet in Strömen.

Schon recht! erwiederte Raimund, da kann ich am besten beobachten, wenn bei mir die Wasserscheu ausbricht.

Raimund kroch aus der Kalesche, welche mit schweren Lederdecken, des Regens wegen, verschlossen war.

Der Wagen kam an den Berg „Hals."

Der Kutscher stieg ab, um den Pferden bei der Bergfahrt die Last zu erleichtern.

Raimund brach in Verwünschungen aus.

Jetzt steigt der Kerl ab! tobte Raimund. Wenn er neben dem Wagen hergeht, kommen wir gar nicht weiter!

Es fuhr gerade ein Blitz in einen Baum, daß dieser entzwei borst. Ein gräßlicher Donnerschlag begleitete ihn.

Die Pferde zitterten vor Angst. Sie blieben wie eingewurzelt stehen. Ihre Mähnen sträubten sich, als witterten sie Wölfe.

Steig' auf! rief Raimund dem Kutscher zu, und treibe die Mähren mit der Peitsche an; Du siehst ja, daß sie nicht von der Stelle wollen.

Es geht den Pferden wie mi[r] [illegible] scher. Ich will auch nicht [illegible]

Also sollen wir hier anhalten, bis das Gewitter vorüber?

Umkehren sollen wir! antwortete der Kutscher. Nach Hause fahren müssen wir! Bei diesen Höllenblitzen und Donnerschlägen bring' ich die Pferde nicht über den hohen Berg!

Sie müssen hinüber! das will ich doch sehen!

Raimund sprang vom Bocke und ergriff das Sattelpferd.

Führe Du das Handpferd! herrschte er dem Kutscher zu. Gib mir die Peitsche! Ich werde die faulen Thiere sogleich antreiben.

Raimund und Lorenz führten die Pferde.

Es ging aber nur Schritt für Schritt.

Ein neuer entsetzlicherer Blitz fuhr hernieder und noch eine Unzahl ähnlicher folgten rasch. Die ganze Atmosfäre schien brennenden Schwefel zu thmen. Der Donner raste.

Die Pferde schnaubten.

Als Raimund die Peitsche zu Hülfe nahm, fingen sie an, heftig auszuschlagen. Dadurch erlitt der Wagen eine so gewaltige Erschütterung, daß die Frauen in demselben vor Angst aufschrieen.

Um Gottes willen! hörte man Tonis Mutter rufer. Die Pferde werden noch scheu werden und uns in einen Abgrund ziehen!

Toni und ihre Schwestern beteten und weinten laut.

Raimund beachtete dies nicht. Er und der Kutscher packten die Rosse neuerdings und trieben sie an.

Es ging [illegible], aber höchst langsam.

[illegible] Kutscher wurde von dem [illegible]

[illegible] besonders Raimund, der [illegible]

[illegible] gen hatte, [illegible]

[illegible] en [illegible].

werden ja auf den Tod krank, Sie bekommen ein Nervenfieber!

Vorwärts! fluchte Raimund, den Gipfel des Halses werden wir sogleich erreicht haben!

Er wäre wol bald erreicht und auch überschritten worden, wenn das heillose Unwetter nur etwas nachgelassen. Noch ist keine Hoffnung, daß es zu rasen aufhören werde.

Es zerschmetterte fast jeder Blitzstrahl einen oder mehrere Bäume; das Echo der Berge gab die Donnerschläge hundertfach zurück.

Die Pferde bäumten sich.

Der Kutscher klammerte sich an sie an, um sie zu halten, dann warf er ihnen seinen Mantel um die Köpfe, damit sie die entsetzlichen Blitze nicht sehen sollten.

Endlich wurde die Spitze des Berges erreicht.

Setzen Sie sich auf, Herr Raimund, sagte der Kutscher, ich setze mich ebenfalls auf. Es geht bergab. Ich bekomme auf dem Bocke die Pferde besser in die Hand! — Wenn nur die Teufelsblitze aufhörten, die Pferde sind gewiß blind geworden!

Nach langen, und eben so bangen Anstrengungen wurde der entsetzliche Weg über den „Hals" zurückgelegt.

Potenstein war erreicht.

Hier ging beinahe ein Wolkenbruch nieder.

Die Blitze formirten sich zu einem völligen Feuerregen. — Der Donner raste so schauerlich, als sollte er das Ende der Welt verkünden.

„Keinen Schritt fahre ich weiter!" rief der Kutscher. Das ist ja eine Nacht, als hätte sich der Himmel in die Hölle verwandelt! — Hier im Wirthshaus zum „Hirschen" kehre ich ein, und Sie, Herr Rai-

mund, lassen sich mit den Frauen ein paar Zimmer aufsperren. —

Um keinen Preis! lärmte Raimund. Nach Wien! nach Wien! Um Gottes und aller Heiligen willen, nach Wien!

Sie bringen die Roß' nicht bis Baden! bemerkte der Kutscher. Die Roß' bleiben auf der Straße liegen!

Geben Sie doch nach! bat Tonis Mutter. Wir schwimmen ja in der Kalesche! Der Regen ist von allen Seiten eingedrungen! Erbarmt Ihnen denn Toni nicht?

Die wenigen Stunden, fuhr der Kutscher fort, welche Sie hier verweilen, bringen wir morgen doppelt ein. Sie und die Frauen brauchen Ruhe; die Pferde brauchen Ruhe. Sie, Herr Raimund, und die Frauen müssen Ihre nassen Kleider vom Leibe bringen; aus Ihrem Rock strömt ja der Regen wie aus einer Dachrinne, und ich tropfe wie ein Schleifstein!

Lorenz hat vollkommen Recht! rief Toni aus dem Wagen. Wir sitzen hier wie in einer Badwanne.

Wer heute bei Ihnen auf eine Antwort warten wollte, versetzte der Kutscher, müßte auf die Ewigkeit warten! — Ich thue, was ich nicht lassen kann.

Lorenz lenkte in das Thor des Wirthshauses zum „Hirschen" ein.

Jetzt erst erwachte Raimund aus seinem starren Hinbrüten.

Raimund sprang vom Bocke, und half seinen Damen aus dem Wagen.

Der Wirth lief geschäftig herzu.

Gerechter Himmel! Herr Raimund, sagte der Wirth, wie konnten Sie denn in dieser Nacht von Pernitz herüber kommen! Seit Menschengedenken hat es noch keine solchen Gewitter gegeben. Das kommt

vom Semmering herüber! Die Steirer haben unsern Herr Gott einmal wieder recht bös' gemacht! — Und Sie sind vom Hause weggefahren! Warum denn?

Sperren Sie uns drei Zimmer auf! bat Tonis Mutter.

Der Wirth leuchtete nach dem ersten Stocke.

Raimund und die Damen folgten.

Die Zimmer wurden aufgesperrt.

Lichter wurden gebracht.

Raimund erblickte zwei große Wasserflaschen.

Er fiel darüber her.

Er goß das Wasser in sich mit einer Gier, als wolle er sich ersäufen.

Ziehen Sie sich doch um! mahnte Tonis Mutter. Im Koffer sind andere Kleider.

Der Hausknecht brachte den Koffer.

Tonis Mutter nahm Raimunds Kleider heraus, und versorgte ihn mit Wäsche.

Wir wollen uns zurückziehen und ebenfalls umkleiden, sagte Toni. Man könnte den Tod von dieser Sündfluth haben!

Die Frauen packten ihre Kleider aus, und entfernten sich damit.

Und ich werde Ihren Kammerdiener machen! versetzte der Wirth, und zog Raimund den Rock vom Leibe.

Sie „schnappern" ja, als wenn Sie aus einer Eisgrube kämen! Herr Raimund, ich lasse Ihnen Kamillen-Thee machen, oder verlangen Sie ein Glas Punsch?

Nur frisches Wasser! rief Raimund.

Dem Hausknecht wurde befohlen, Wasser zu bringen.

Das Gewitter fing neuerdings zu toben an.

Es war diese Nacht im Wirthshause zu Pottenstein so schrecklich, der Aufruhr in der Natur so

grauenvoll, die Luft so drückend und erstickend, daß Personen, welche vom 28. auf den 29. August 1836 in diesem Hause, sich befanden, noch heute mit Entsetzen an die hier verlebten Stunden denken.

So erzält ein Geistlicher, dem würdigen Orden der Piaristen angehörig, welcher Raimund kannte, und in jener Nacht, das Zimmer neben Raimund bewohnte, Folgendes:

35. Die Nacht in Pottenstein. Raimunds Tod und Testament.

„Ich schlief bereits, aber ein Donnerschlag, wie ich noch keinen gehört, weckte mich. — Ich meinte, in dem Wirthshause müsse es eingeschlagen haben. — Ich horchte. — Ich furchtete, Feuerlärm zu vernehmen, aber ich hörte nur aus dem Erdgeschosse herauf das Geschrei eines Rasenden.

Es befand sich in der Gaststube ein betrunkener Mann, der mit Mordgedanken umging, und unablässig schrie:

„Ein Messer! gebt mir ein Messer, damit ich es dem Schurken ins Herz stosse!"

Dabei vernahm ich in dem Zimmer nebenan Jemanden in größter Aufregung.

Dies Alles hörte ich unter unaufhörlichen Blitzen und betäubenden Donnerschlägen.

Der Kerl im Erdgeschosse wurde immer schrecklicher durch seine Drohungen. Seine Mordgedanken steigerten sich. — Er alarmirte das ganze Haus. — Endlich kam der Wirth. — Der Mann, welcher die Mordgedanken ausstieß, wurde gebändigt und entweder auf die Straße

geworfen oder fortgeführt, dies konnte ich, des allzugroßen Tumultes wegen, nicht erkennen.

Die heftigen Reden meines Nachbars, der noch immer mit hastigen Schritten in seinem Zimmer herumging und das laute Weinen eines Frauenzimmers lenkten meine Aufmerksamkeit dahin.

Sie werden sich überzeugen, sagte der Mann, der so unruhig und aufgeregt war und den ich alsobald an seiner Stimme als den berühmten Schauspieler Raimund erkannte; Sie werden sich überzeugen, noch eher als der Morgen anbricht, überfällt mich die Wasserscheu; ich nehme schon alle Anzeichen derselben wahr; diese fliegenden Hitzen, dann der unheimliche Frost, der mich überfällt, endlich fängt das Wasser an, mir ekelhaft zu werden!

Das will ich glauben, erwiederte das Frauenzimmer, welches Raimund, Toni nannte. Wissen Sie, fuhr Toni fort, daß dies die eilfte Flasche ist, welche Sie vor sich haben? — Ich bin dem verdächtigen Hunde nicht in die Nähe gekommen, ich fühle nicht die Angst, welche Sie quält, würde aber Abscheu vor jedem Tropfen empfinden, den ich über zwei Flaschen zu mir nehmen müßte.

Und ich, sprach eine andere Stimme, die einer ältlichen Frau anzugehören schien, würde todtkrank werden, wenn ich mir den Magen so überschwemmt hätte wie Sie!

Begeben Sie sich zur Ruhe mit Ihren Töchtern, versetzte Raimund, ich beschwöre Sie darum! Sie machen mich noch ängstlicher! — Es wird mir gewiß leichter um's Herz, wenn ich allein bin.

Ich weiche nicht von Ihnen, versicherte Toni.

Die ältliche Frau, und wie ich glaube, noch zwei Damen, entfernten sich.

Raimund schenkte sich noch ein Glas mit Wasser voll und leerte es.

Trinken Sie nicht so entsetzlich viel!

Davon können Sie mich nicht abhalten, bemerkte Raimund, Wasser kann man eimerweise trinken, wenn man nicht wasserscheu ist. Lichtenfels hat einen Branntweinsäufer bloß durch die Wasserkur geheilt; dieser mußte täglich 20 Maß trinken. Der Kerl verschlang sie mit dem größten Behagen.

Während Raimund so sprach, stürzte er wieder einige Gläser hinunter.

Brr! wie friert mich jetzt! Dabei toben meine Pulse! Mein Gott, mein Gott! — Jetzt kommen diese unausstehlichen Hitzen wieder. Ich fühle es, wie das Hundegift sich allen meinen Blutgefäßen mittheilt! — Allmächtiger Gott! Laß' mich an einem Schlagflusse sterben, ehe die Wuth bei mir ausbricht!

Raimund betete laut.

Toni wußte sich nicht zu helfen.

Sie redete ihm zu.

Sie beschwor ihn, zu bedenken, daß er sich schon einmal, eben so grundlos, geängstigt habe. —

Ach! erwiederte er, das war damals ein ganz anderer Fall! Ich aß nur ein Stück Semmel, das ein wüthender Hund im Maule gehabt, mein Magen verdaute das Gift, das auf solchem Wege nicht gefährlich ist, aber diesmal, diesmal drang der Geifer der tollen Bestie gerade ins Blut. — Ich fühle es, wie Tropfen für Tropfen in mir vergiftet wird — dann wird die Wuth mir ins Gehirn dringen; ich werde wahnsinnig; die gräßlichsten Konvulsionen werden mich ergreifen. — Ich werde in der entsetzlichsten Raserei vielleicht noch drei Tage leben, und dann sterben, den gräßlichsten Tod sterben, den es gibt. Nein, nein,

diesen Jammer werde ich nicht abwarten, ich will früher ein Ende machen!

Ich will ein Fenster öffnen, sprach Toni, es ist so schwül im Zimmer. Auch das entsetzliche Unwetter wirkt nachtheilig auf Sie. Ihre Einbildung steigert sich. Sie stacheln Sie durch ihre kranke Fantasie immer mehr auf.

Raimund hatte indeß wieder einige Gläser Wasser geleert.

Sie überzeugen sich ja, beschwichtigte Toni, daß Ihnen das Wasser nicht zuwider wird.

So scheint es Ihnen, weil ich mich hiezu zwinge.

Zwingen Sie sich lieber, Ihrem Wahne nicht nachzuhängen! Morgen Mittags sind wir in Wien, morgen haben Sie bereits die Uiberzeugung, daß Ihre schreckliche Selbstquälerei so unnütz war, wie auf jener Reise nach Salzburg. — Ferdinand, bei Allem, was Ihnen auf dieser Welt heilig ist, bei Ihrem Ruhme, bei der Beliebtheit, welcher Sie sich im In- und Auslande erfreuen, bei Ihrem Ehrgeize, bei Ihrem Talente, bei der Achtung des Publikums beschwöre ich Sie: nur für einige Stunden gönnen Sie sich Ruhe! Entschlagen Sie sich Ihrer übertriebenen Angst! Suchen Sie zu schlafen; ein erquickender Schlaf wird Ihre fürchterlichen Besorgnisse verscheuchen. —

Ich? Schlafen? — Vermögen Sie zu schlafen, wenn Sie wie ein „Ausgesetzter“ leiden? — Was sage ich! — Ein Ausgesetzter ist ein Glücklicher gegen mich! Ein Ausgesetzter kann noch begnadigt, er kann noch gerettet werden, wenn ihn der Scharfrichter bereits unter den Händen hat — mich aber begnadigt Niemand, mich rettet Niemand; — der Kaiser bei all seiner Macht und Hoheit, kann mir nicht helfen!

Aber Gott kann Ihnen helfen, und Gott wird Ihnen helfen, wenn Sie durch Ihre Verzweiflung seinen göttlichen Rathschlüssen nicht zuwiderhandeln!

Was wird die Welt dazu sagen? fuhr Raimund auf. Was werden die Bonmotisten in Wien für Witze reißen, wenn ich an der Wuth sterbe! Und meine Feinde, meine zahllosen Widersacher! — O, ich höre sie schon! Wüthend ist Raimund plötzlich geworden? wird man fragen; — das war er ja schon lange, wird man antworten! „Uibergeschnappt" ist er von dem Augenblicke, als er Stücke geschrieben, wird Meisl behaupten, und gebissen hat er ja bei jeder Probe, werden die Schauspieler beisetzen! O es wird so boshafte Bemerkungen, so niederträchtige Sarkasmen regnen, daß jeder dieser Giftpfeile hinreichend sein würde, mich toll zu machen.

Sie sind erfinderisch in der Selbstqual!

Ich werde allen diesen fürchterlichen Aeußerungen zuvorkommen!

Ja, Sie werden sich morgen durch Ihren Arzt überzeugen, daß Sie einem lächerlichen Wahne verfielen! — Jetzt hat das entsetzliche Ungewitter nachgelassen; der Sturm in der Natur hat ausgetobt — endigen Sie nun auch den Sturm, der in Ihrem Innern tobt.

Toni, bat Raimund. Ich habe nicht einen Tropfen Wasser mehr! — Seien Sie so gütig, und bringen Sie mir aus dem Zimmer Ihrer Mutter eine Flasche mit Wasser. Ich will die Leute im Hause nicht mehr alarmiren.

Toni ging zu ihrer Mutter nebenan.

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß.

„Ich sprang aus meinem Bette," erzälte der Priester, „warf mich in meine Kleider, und lief in das Zimmer Raimunds.

Das ganze Haus gerieth in Alarm.

Der Wirth und die Hausleute eilten herbei.

Toni war, als sie von dem Schusse aufgeschreckt, zurückeilte und wahrgenommen hatte, was geschehen, am Bette Raimunds wie todt hingestürzt.

Raimund saß auf dem Bette.

Er sprach noch.

Das ist ein Unglück! waren seine Worte. Hierauf sank er um.

Ein Strom von Blut bedeckte ihn.

Raimund hatte sich mittelst eines Terzerols, deren er immer zwei bei sich trug, eine Kugel ins Gehirn gejagt.

Das Terzerol hielt er noch krampfhaft in der Hand.

Man schickte sogleich nach Aerzten.

Bald erschien auch der Pfarrer von Pottenstein.

Man versah den Unglücklichen mit den Sakramenten der Sterbenden.

Toni wurde endlich wieder zur Besinnung gebracht.

Ich fürchtete für ihren Verstand.

Ihre Mutter und Schwestern wollten sie aus Raimunds Nähe bringen, allein Toni klammerte sich fest an Raimund und wich nicht von seiner Seite. Ihr Weheklagen war herzzerreißend."

Soweit die Mittheilungen des Geistlichen, welcher in jener Nacht neben Raimund im Wirthshause in Pottenstein wohnte.

Raimund hatte sich, wie bemerkt, mittels des Terzerols zu tödten versucht; er schoß sich durch den Mund, aber die Ladung war zu schwach, die Kugel drang nicht durch, sie blieb im Hintertheil des Kopfes stecken.

Raimund lebte noch sieben Tage.

Ein unerhörter Fall!

Man ließ aus der nahen Stadt Baden den berühmten Arzt D. Rollet rufen.

Rollet wendete augenblicklich das Zweckdienlichste an.

Die häufigen Eisumschläge wirkten am meisten.

Raimund erhielt seine Besinnung wieder.

Er war auf der rechten Seite gelähmt. Er versuchte zu sprechen, aber man verstand ihn nicht. Er begehrte Feder, Tinte und Papier. Hierauf schrieb er mit der linken Hand:

„Bei Gott für mich beten!"

Am andern Mittage kam der Verwalter von Gutenstein, und brachte die Meldung:

„Der Hund ist aufgefunden worden. In Ge-
„genwart des Kreiswundarztes wurde er von
„dem Abdecker untersucht. Es fand sich keine
„Spur von Wasserscheu. Auch das Mädchen,
„das er wirklich gebissen, befindet sich voll-
„kommen wol."

(Dieses Mädchen, jetzt eine Frau, Klara Wernfloth, existirt noch (1855). Sie hatte nie die entfernteste Mahnung von Tollheit.

Raimund lebte wie bemerkt, noch sieben Tage.

Er hatte Tage, an welchen er sich so erholte, daß er scherzte.

Am 1. September 1836 besuchte ihn der Schriftsteller D. Weidmann aus Wien.

Raimund reichte ihm die Hand und sagte, freilich etwas unverständlich: „Sei mir willkommen!"

Hierauf wollte er sich in seinem Bette erheben. Er bat Toni, ihm hiezu die Hand zu reichen. Sie verstand ihn nicht sogleich, und Raimund raffte sich ohne Hülfe rasch auf.

Darüber erschrack Toni.

Raimund lachte.

Ein leicht zu erschreckendes Kind, die Toni! sagte er. Wie sie zusammen gefahren ist!

Der Arzt hoffte immer die Kugel werde sich, nachdem sie sich gesenkt hatte, so glücklich wenden, daß er ihr hätte beikommen können. Dies war nicht der Fall.

Am 4. September fing Raimund an zu fantasiren. Die Hoffnung ihn zu retten, wurde gleich anfangs aufgegeben.

Am 5. September 1836 um drei Viertel auf drei Uhr Nachmittags starb er.

* * *

Emmi und ihr Gemal begaben sich, als sie die erschütternde Nachricht erfuhren, nach Pottenstein. Am Leben fanden sie den unglücklichen Dichter nicht mehr, aber sie hörten aus Tonis Munde, treuer, umständlicher, verläßlicher, als dies irgend Jemand zu geben vermocht hätte, die Schilderungen der letzten Tage des armen Mannes mit dem reichen Geiste, mit dem edlen Herzen, welcher einem Wahne, *einem entsetzlichen* Wahne zum Opfer fiel.

Daß Toni nicht schwer erkrankte, nicht ihrer Sinne beraubt wurde, hat Gott gnädig gefügt.

Was die theilnehmende Freundin in den letzten sieben Tagen seines Lebens, gelitten, geduldet, fisisch und moralisch ertragen, beschreibt keine Feder.

Raimund mußte mit dem Entschluße sich zu tödten, schon von seiner Besitzung abgereist sein.

Man fand sein Testament in der Brusttasche seines Frackes.

Er hatte dasselbe nicht, wie es anfänglich hieß, in Gutenstein, sondern bei seiner Erkrankung in München in gehöriger Form abgefaßt.

Uiberschrieben ist es:

Raimunds Testament.

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit!

„In der Uiberzeugung, daß das Ende unseres „irdischen Lebens, den göttlichen Rathschlüssen heim-

„gegeben ist und um für diesen Fall alle meine welt-
„lichen Angelegenheiten vollkommen geordnet zu wis-
„sen, habe ich **Ferdinand Raimund** aus **Wien**,
„dermalen mich zu München in Baiern aufhaltend,
„beschlossen, meinen letzten Willen, und zwar nach
„dem, der Stadt München, hinsichtlich den Te-
„staments-Gezeugen, zustehenden, altherkömmlichen
„Privilegio und mit der ausdrücklichen Anordnung
„zu verfassen, daß derjenige oder diejenige, welche
„in diesem Testamente lukrativ bedacht ist, und da-
„gegen irgend einen Streit, eine Beanständigung
„oder ein Hinderniß zu erheben, gewillt sind, ohne
„weiteres dessen, womit sie bedacht gewesen wären,
„ein für allemal beraubt und verlustig sein sollen.

„Ich verordne demnach aus meinem freien, voll-
„kommenen, selbsteigenen Willen und bei vollkom-
„men ungehindertem Gebrauche meiner Vernunft
„und meines Gemüthes wie folgt:

„**Erstens**: Ich will, daß man meinen Leib drei
„Tage nach meinem Hinscheiden, nach den Gebräu-
„chen meiner Kirche, der römisch-katholischen, ein-
„fach, ohne Gepränge zur Erde bestatte.

„**Zweitens**: Ich will, daß mein Erbe, das heißt
„meine Erbin an die Armen der Stadt Wien ein
„Legat ausbezahle von **Ein Hundert Gulden**
„**Wiener Währung**.

„**Drittens**: **Was** die Erbeinsetzung, als die
„Hauptsache meines Testaments betrifft, ernenne ich
„hiermit zu meiner Haupt- und Universal-
„erbin, klar und ausdrücklich, die Demoiselle
„**Antonia Wagner**, eheliche Tochter des wohllöb-
„lichen Kaffetier, **Wagner** und dessen Ehegattin
„Theresia **Wagner** in **Wien** in der Leo-
„poldstadt, nächst der Schlagbrücke, in deren ei-
„genen Behausung wohnhaft, und will, daß besagte

„Erbin, diesen, meinen letzten Willen, in allen Punk-
„ten getreu und redlich vollziehe.

„Viertens trage ich besagter Haupt- und Uni-
„versal-Erbin hiermit auf, daß dieselbe pünktlich
„und unverkürzt ausbezahle die nachfolgenden Lega-
„te als, nämlich:“

„Erstens, meiner von mir gerichtlich getrenn-
„ten Ehefrau: „Louise Raimund, geborne
„Gleich, ein Legat von fünf Hundert Gulden
„Conventions-Münze, welches ich ihr als ein
„Andenken hinterlasse.

„Zweitens soll mein Schwager, der bürgerli-
„che Schneidermeister Benesch in Wien, welcher
„meine verstorbene Schwester, Nannette Rai-
„mund zur Ehefrau genommen, ein Legat haben
„von drei Hundert Gulden Conventions-
„Münze und eben so sollen:

„Drittens: Den Kindern, welche der eben
„benannte Benesch, während seiner Ehe mit
„meiner Schwester, erzeugt hat, ein Legat von
„fünf Hundert Gulden Conventions-Münze,
„und zwar jedes derselben, eine solche Sum-
„me ausbezahlt, erhalten.

„Viertens befehle ich meiner Haupt- und
„Universal-Erbin, daß sie auf die Lebensdauer
„der Witwe des bürgl. Friseurs Anna Näuschl *),
„dieselbe zum Zeichen meiner Dankbar-
„keit mit Wohnung, Kleidung und Er-
„nährung wohl versorge, und derselben
„nebstbei noch ein Legat von drei Hundert
„Gulden Conventions-Münze ausbezahle.

„Ich habe diesen, meinen letzten Willen salvo
„clausula codizillari eigenhändig geschrieben, unter-

*) Kommt im Roman als Frau Susanne vor.

„schreibe diesen eigenhändig und habe als Testa-
„ments-Gezeugen, nach Münchener Stadtrecht und
„mit dem Eröffnen des Gegenwärtigen, meinen
„wahren und unumstößlichen letzten Wil-
„len enthaltend, eigens erbeten, den königlich baie-
„rischen Oekonomie-Rath und Ritter des Zivil-
„Verdienstordens der baierischen Krone, dann Lizen-
„tiaten beider Rechte, Herrn Heinrich Spengel,
„so wie Doktor beider Rechte und Fiskal der König-
„lichen Ludwig Maximilian-Universität zu München,
„Herrn Simon Heinrich von Spengel, und habe
„von besagten Gezeugen gegenwärtiges Testament,
„in meiner Gegenwart eigenhändig unterschreiben
„lassen."

„So geschehen zu München in Baiern am 8.
„Monatstage Dezember des Jahres nach Christi
„Geburt Ein Tausend acht hundert und ein und
„dreißig." „Ferdinand Raimund m. p."

„Als eigens erbethener
„Testaments-Gezeuge und
„unterrichtet, daß Gegen-
„wärtiges des Herrn Fer-
„dinand Raimund aus
„Wien, wahren und letz-
„ten Willen enthalte."
Datum wie Oben.
(L. S.)
F. L. von Spengel m. p.

„Als eigens erbethener
„Testaments-Gezeuge und
„unterrichtet, daß Gegen-
„wärtiges des Herrn Fer-
„dinand Raimund aus
„Wien, wahren und letz-
„ten Willen enthalte."
Datum wie Oben.
Dr. S. H. Spengel m. p.

„Dieses, von Herrn Dr. Bach senior, Johann
„Ritter von Katharin und Theresia Wagner,
„heute in einem versiegelten Umschlag zu Gericht
„gebrachte und sogleich kundgemachte Testament auf-
„zubehalten und auf Verlangen, Abschriften zu er-
„theilen."

Vom Wiener Magistrate
Wien, am 9. September 1836.
Weixelbaum.

86. Das Leichenbegängniß Raimunds.

. Als die Nachricht von dem Unglücke Raimunds nach Wien kam, wurde sie nicht geglaubt.

Erst als mehrere Wiener, welche eigens nach Pottenstein gefahren waren, und sich von der Wahrheit des betrübenden Gerüchtes überzeugt hatten, als D. Lichtenfels, D. und Professor von Wattmann, D. Seipert, die nach Pottenstein berufen wurden, und tiefbetrübt zurückkehrten, da sie dem Aermsten keine Hilfe gewähren konnten, als die „Wiener Theaterzeitung" den ersten umständlichen und verläßlichen Bericht von D. Weidmann, brachte, da zweifelte niemand mehr an dem erschütternden Ereigniß, und die Trauer um den guten, ehrlichen, trefflichen Raimund war allgemein.

Marinelli, Direktor des Theaters in der Leopoldstadt, wollte an dem Tage, an welchem die Nachricht von dem Hinscheiden Raimunds nach Wien gelangte, keine Vorstellung geben, aber es war gerade das Benefiz eines Schauspielers angekündigt, und so wurde das Theater nicht geschlossen.

Für den 8. September wurde Raimunds Leichenbegängniß festgesetzt.

Wien stellte sein Kontingent, aber sonderbar! von all den Enthusiasten Raimunds, von all den Laffen und lächerlichen Vergötterern, die ihm durch ihre wahnsinnigen Lobhudeleien nur geschadet nie genützt hatten, von all den Kaffeehaus-Gönnern vom Petersplatze, von den albernen Vivatschreiern aus Jünglings Kaffeehause u. s. w., welche mit fanatischer Wuth jeden verfolgten, der nicht vor dem zweiten Shakespeare in die Knie gesunken wäre, fand sich kein Einziger ein.

Es war dies auch sehr weise! Welche Rolle hätten diese Laffen denn bei einem so feierlichen Akte spielen sollen; ein „Jux" wäre ja nicht mehr zu machen gewesen; Ignaz Schuster war schon gestorben; wem hätten sie also noch beleidigen und zu Gunsten Raimunds beschimpfen sollen!

Die „Spaßmacher bei der Leiche," wie solche Leute in Wien sehr bezeichnend titulirt werden, fehlten; — lauten Dank noch heute dafür!

Aus Wien, Baden, Neustadt und der Umgebung von Gutenstein fanden sich in Pottenstein wohl mehrere Tausend Personen ein.

Raimunds echte, wahre Freunde, die ihn aufrichtig liebten, die ihn achteten, sein Talent wahrhaft würdigten, fehlten nicht.

Der k. k. Hofschauspieler Ludwig Löwe, einer der wärmsten, innigsten Schätzer Raimunds, war Einer der ersten am Sarge des tief Betrauerten.

Da lag er im Gasthofe in Pottenstein, der Sargdeckel noch nicht zugemacht, in seinem schwarzen Kleide, aufgebahrt.

Der Verfasser dieser Schilderung trat mit Löwe gleichzeitig ein.

Noch einmal wollten sie den trefflichen Raimund sehen.

Sie wollten die theueren Gesichtszüge noch ein Mal betrachten; doch was erblickten sie? —

Raimund lag ohne sein Hinterhaupt im Sarge! Die Hälfte des Kopfes fehlte.

Löwe und der Verfasser dieser Mittheilungen, stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

Was ist hier geschehen? Wer hat diesen Frevel begangen? Wer hat die Leiche auf solche Weise verstümmelt und beraubt?

Niemand konnte Auskunft geben. Nicht einmal

Toni wußte hievon! Sie, die Beklagenswerthe, welche ohnehin so viel gelitten, mußte auch diesen Schlag noch erleben! Während sich Toni, die letzten ergreifenden Eindrücke bei dem Anblick des geliebten Todten zu ersparen, in ihr Zimmer zurückgezogen, ihrem Schmerze beinahe erlag, und sich in Thränen auflöste, die peinlichsten Anordnungen ihren Verwandten überlassend, stahl man Raimund das Hinterhaupt, und wie man später erfuhr, der Seltenheit wegen, um in Spiritus „das Gehirn aufzubewahren, in welches eine Kugel eingedrungen war und den Tod nicht augenblicklich, sondern erst nach sieben Tagen veranlaßte!"

Es hieß: Im Interesse der Wissenschaft hätte man Raimunds Haupt geplündert, und der Herr Doktor von Baden hätte sich das erlaubt. *Raimunds* Gehirn sei jedoch gut aufgehoben, es *hinge* bereits seit 48 Stunden in einem Glasgefäße mit Spiritus!!

Es wurde augenblicklich nach Baden ein Bote gesendet und der Herr Doktor aufgefordert, herauszugeben, was dem Grabe angehöre, allein der Herr Doktor verstand sich nicht dazu.

Es mußte eine förmliche Klage bei dem k. k. Kreisamte eingereicht werden; das Kreisamt mußte den Herrn Doktor zur Verantwortung ziehen und befehlen, Raimunds Gehirn auszuliefern. Als dies geschehen, welches aber am Begräbnißtage nicht möglich war, wurde der Grabdeckel von Raimunds Gruft wieder gehoben, und sein Hinterhaupt versenkt.

Anfänglich glaubte man, ein Freund Raimunds hätte sich diese Eigenmächtigkeit gestattet; der Dichter Wiest, der ebenfalls in Pottenstein am 8. September anwesend war, behauptete, Marinelli habe das Gehirn Raimunds stehlen lassen, um viel-

leicht aus demselben noch einige der geistvollen Gedanken für sein Volkstheater zu erbeuten — doch, wie gesagt, nichts von allem Dem, ein Herr Doktor spielte den Leichenräuber!

Die Entrüstung über diesen Frevel sprach sich unter den Leidtragenden unverholen aus.

Man entriß zum Glücke bald den Verehrern Raimunds den entsetzlichen Anblick.

Um halb zwölf Uhr wurde der Sarg geschlossen, und in der Kirche zu Pottenstein feierlich eingesegnet.

Hierauf bewegte sich der Trauerwagen, mit vier Pferden bespannt und von mehr denn Einhundert Wagen gefolgt, von all den theilnehmenden Freunden und Kunstgenossen (der Direktor des Leopoldstädter Theaters erschien dabei mit seiner gesammten Schauspieler-Gesellschaft, aus 200 Personen bestehend), über den ziemlich steilen Berg „Hals."

Auf dem Gipfel des Berges bot sich ein Anblick dar, wie ihn noch kein Leichenzug geboten.

Der Weg über den Berg, um ihn minder steil zu machen, windet sich bekanntlich in bequemen Abschnitten. Wenn man nun vom Gipfel herabblickte, so sah man die sämmtlichen Trauerwagen wie eine lebendige Guirlande um den Berg sich schlingen. Eine schwarze Boa um den grünen „Hals!"

In Pernitz, bei der dortigen Pfarrkirche, wurde Raimunds Leichnam von der Geistlichkeit empfangen und noch ein Mal eingesegnet.

Von da ging der Zug durch das arkadische Thal nach Gutenstein.

Hier wurde der Sarg bei der Kapelle vom Wagen gehoben, die ehrwürdigen Väter aus dem Orden der Servitten, ihr achtzigjähriger Prior an der Spitze, vom „Mariahilfer-Berge" herabkommend, verfügten sich zum Leichenbegängnisse, an das sich die sämmtlichen

Schauspieler des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt mit ihrem Direktor, Herrn Franz Edlen von Marinelli, dann mehrere Künstler der übrigen Theater in Wien und die Mitglieder des Theaters in Baden, sodann eine Unzahl von Freunden und Verehrern des so frühe aus dieser Welt gegangenen Dichters, endlich eine unabsehbare Menge von Landleuten anschlossen, welchen letzteren der Hingeschiedene oft als ein wahrer Retter in großer Noth erschien, da viele aus ihnen von ihm die reichsten Wohlthaten empfangen hatten.

Es ist nicht möglich, daß irgendwie ein Trauergeleite einen rührenderen, ergreifenderen Eindruck zu machen im Stande gewesen wäre.

Die Ruhe des Feiertages, die Stille der Landschaft, der mit Wolken umschleierte Himmel, die feierlichen Anzüge der Leidtragenden, der Sonntagsstaat der Thalbewohner, die Wehmuth in allen Mienen der Sargbegleiter, der ergreifende Trauergesang der Bauernmädchen von sanfter Musik begleitet, das fahle Licht von tausend fackelnden Kerzen, der dumpfe Klang der Kirchenglocken; — es hätte ein Herz von Stein sein müssen, wenn es hier nicht bewegt worden wäre.

Rührung und Schmerz zeigten sich auch allenthalben.

Ganz fremde Menschen, welche aus den Thälern um Gutenstein herbeigekommen waren, selbst die Kinder der Fabriksarbeiter, der Taglöhner und der Bauern, die sich hier einfanden, Alles schien in Thränen aufgelöst.

Der Zug wallte zur Kirche.

Hier wurde das Todtenamt feierlich abgehalten.

Von da bewegte sich das Leichenbegängniß zu dem auf einem ziemlich hohen Bergabsprung liegenden Friedhofe, in welchem das ausgemauerte Grab den Tiefbeweinten erwartete.

Der k. k. Hofschauspieler, Ludwig Löwe, wollte, da der Sarg in die Erde gesenkt wurde, dem Andenken

seines Freundes eine Rede der Liebe und Verehrung widmen, allein vom Schmerze so ergriffen, daß er vor Schluchzen kaum sprechen konnte, vermochte er nur zu sagen:

„Ferdinand Raimund, den wir Alle so „innig geliebt, der als Künstler und Mensch im „In- und Auslande die höchste Achtung genossen, „Du, der Du nach dem Kranze der Anerkennung „im Leben so oft gestrebt, empfange ihn hier im „Tode!"

Als er diese Worte gesprochen, legte er einen Kranz auf Raimunds Sarg, mußte sich aber einem Nebenstehenden vor Wehmuth in die Arme werfen, so ergriffen war Löwe.

Emmi und ihr Gemal standen am nächsten.

Emmi beherrschte sich anfänglich sehr, aber als sie Löwe dem Eindrucke des Grames gleichsam erliegen sah, wandelte sie eine Ohnmacht an. Man brachte sie aus dem Gedränge.

In diesem Augenblicke stimmte der Sänger-Chor des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt eine, vom Herrn Theaterdirektor von Marinelli in Musik gesetzte Himne an, und die von den Thränen der Leidtragenden befeuchtete Erde, rollte auf den Sarg, welcher die theueren Ueberreste in sich schloß.

Ein Jahr nach seinem Tode, am 8. September 1837, konnte erst sein Monument gesetzt werden. Die Künstler, welche es anfertigten, vermochten es nicht früher zu vollenden.

Toni (Antonia Wagner) ließ es auf großartige Weise errichten.

Raimunds Büste (von Dialer, akademischen Künstler, der Guß derselben aus Kanonen-Metall, von Köhler), mit der Unterschrift:

FERDINAND RAIMUND,
dramatischer Dichter und Schauspieler, geboren den 1. Juni 1790, gestorben den 5. September 1836.
Von seiner Freundin A. W. (Antonie Wagner.)

ziert es.

In Gutenstein befindet sich sein Grab, wie er es gewünscht, denn in seinem „Gedicht an Gutenstein," geschrieben am 1. Mai 1827, heißt es ausdrücklich:

— — — — — — — —
— — — — — — — —

„Und schließt mich einst die Kunst aus ihrem Tempel aus,
„Verbirg mein graues Haupt in deinem grünen Haus,
„Dann mag sich meine Lebenssonne neigen,
„Dann will ich in dein kühles Brautbett steigen,
„In deinem Schoose ruhe mein Gebein
„Mein Grabmal sei in Gutenstein!"

Zum Schlusse unseres Romanes, in welchem wir auch den Charakter, die Eigenthümlichkeiten, die Begegnisse des vielbewunderten Dichters und Schauspielers mit großer Treue und Wahrheit zu schildern bemüht waren, führen wir noch an, was einer seiner besten Beurtheiler im „Morgenblatte" Dr. Vogl über ihn geschrieben. Dort heißt es:

Solche Menschen, wie Raimund war, dürfen nicht mit dem Zollstabe der Alltäglichkeit gemessen werden, und kein Filister hat das Recht, seine winzige Individualität als Tipus für die Menschheit aufzustellen. Wenn wir übrigens mit wehmüthiger Rührung Raimunds freudenleeres Leben, sein Dulden und Kämpfen betrachten, müssen wir uns doch damit trösten, daß wir vielleicht gerade diesen Duldungen und Leiden

e Entstehung seiner herrlichen Dichtungen verdan-
n, denn v. Holtei singt eben so schön als wahr:

Wie aus der Muschel, wo sie leidet
Tief in des Meeres Thränenschoos
Sich die begehrte Perle scheidet,
Macht sich das Lied vom Dichter los,
In wunder Brust empfangen,
Von Thränen angeschwellt;
Dann täuscht's mit rothen Wangen
Entzückend alle Welt!

Ende des Romans.

